Kaiserſaal.

Der

Deutsche Kaisersaal.



P. C. Geißler gez. Druck v. I. Niederbühl in Stuttgart.

Verlag der L. F. Rieger'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Der

Deutsche Kaisersaal.

Vaterländisches Gemälde

von

Professor Dr. Wilhelm Zimmermann.

Zweite, berichtigte und ergänzte Auflage.

Mit einunddreißig Original-Stahlstichen

gezeichnet von Geisler & Osterdinger. gestochen von Mayer & Oertinger.

Stuttgart:

Rieger'sche Verlagsbuchhandlung.

(A. Benedict.)

1855.



Druck v. [illegible]

Verlag der [illegible] Buchhandlung in Stuttgart.

Der

Deutsche Kaisersaal.

Vaterländisches Gemälde

von

Professor Dr. Wilhelm Zimmermann.

Zweite, berichtigte und ergänzte Auflage.

Mit einunddreißig Original-Stahlstichen

gezeichnet von **Geisler & Ofterdinger.** gestochen von **Mayer & Oertinger.**

Stuttgart:
Rieger'sche Verlagsbuchhandlung.
(A. Benedict.)
1855.

Buchdruckerei der Rieger'schen Verlagshandlung in Stuttgart.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Die folgenden Geschichtsblätter entstanden vor vierzehn Jahren auf Veranlassung des Verlegers, der kurz vor Ausführung dieser zweiten Auflage starb. Seinem Wunsche, zu einer Reihe von Stahlstichen, welche ihren Stoff aus der deutschen Geschichte nehmen, einen lebendigen Text in einer Reihe historischer Tableaus zu liefern, entsprach ich um so lieber, als ich stets der Ansicht war, daß unsere Jugend und unser Alter kaum an etwas Anderem mehr und einfacher sich stärken, mehr lernen kann, als an der vaterländischen Geschichte.

So gingen diese Blätter, unter dem für das Auge gefälligen Geleite einer kleinen Gallerie von Kunstblättern, hinaus, und trugen in weite Kreise die Kenntniß und die Liebe des Vaterländischen. Sie verbreiteten sich im Zusammenhange über den ganzen Kreis unserer deutschen Kaisergeschichte, indem sie, ihrem Zwecke gemäß, nur das Schönste und das Denkwürdigste davon im Einzelnen ausmalten.

Die neueste Zeit wendet sich der vaterländischen Geschichte mehr als je eine zu, als der besten Lehrerin des praktischen Lebens; und auch diese Blätter dürften jetzt aufs Neue Bedeutung haben, besonders für diejenigen Kreise, in welche die Wahrheit nur in prächtiger Ausstattung und ohne gelehrten Ballast sich Zutritt verschaffen kann; sie dürften diese Bedeutung haben gerade durch den nationalen Geist, der jedes Blatt durchdringt.

Wie der Verfasser vor vierzehn Jahren am Schlusse dieses Buches die Nähe einer Neuschöpfung Deutschlands geweissagt hat, so dürfte jetzt diese Weissagung auf das große Vaterland in Bälde anfangen in Erfüllung zu gehen, und eine Auferstehung eines deutschen Reiches in Haupt und Gliedern näher sein, als die Meisten meinen. Wie viel auch in den letzten sieben Jahren im Strome der Zeit dahin gegangen ist, die Idee eines großen deutschen Vaterlandes und die deutsche Einheitsbewegung ist geblieben im Geist und Herzen des Volkes, warm und lebendig; sie ist gewachsen und hat sich ausgebreitet, und man findet überall jetzt die Einsicht, daß die Einheit aller deutschen Völker eine Nothwendigkeit sei.

Deutschland hat seine Zukunft, und eine große Zukunft. Glaubt und schafft nur daran! Die Verhältnisse der unmittelbaren Gegenwart deuten darauf. Wunderbar sind die Wege Gottes.

Leonbronn, den 30. Juli 1855.

Wilhelm Zimmermann.

I.

Die Karolingischen Kaiser.

(768 — 911.)

I.

Die Karolingischen Kaiser.

(768 — 911.)

Einleitung.

Tausend Jahre gingen vorüber, bis die deutschen Völker zu einer Nation, die verschiedenen Theile zu einem Reiche sich vereinigten. Vereinzelt standen und zogen die deutschen Stämme; nur auf Zeiten verband die einen mit den andern ein besonderer Zweck; war dieser erreicht, trennten sie sich wieder, und nicht selten berührten sie sich feindlich. Nach und nach bildeten sich aus den kleineren Stämmen größere Völkervereine, und nachdem sich die Römer mehrere Jahrhunderte lang abgemüht, die Deutschen, wie die andern Völker, ihrer Herrschaft zu unterwerfen, stürzte von Deutschland aus ein Völkerstrom, das abendländische Römerreich. Die alte Welt, worin Griechen und Römer geglänzt, ging unter, und es begann die neue Welt, die germanische.

Noch unter dem Verrauschen der großen Völkerströmung, die ihren Lauf vorzüglich nach dem Süden und dem Westen genommen, erhoben sich die Franken über die andern deutschen Völker und brachten eines um das andere unter ihre Herrschaft, beseitigten die eigenen Fürsten und Gesetze der ihrem Reiche Einverleibten, und es war nur ein König, dem alle huldigten, einzig und unmittelbar, der König der Franken. Einem solchen, dem Franken Karl, war es vorbehalten, durch Waffen und Güte alle deutschen Stämme in ein großes Reich zu vereinen, und nun erst konnte man reden von einer germanischen Nation, wiewohl nicht Germanen, nicht

Deutsche, sondern Franken, freie Männer, ihre Benennung ward. Der Name des herrschenden Volksstammes siegte auch über die andern Namen.

Auch das abendländische Kaiserthum kam zu der Zeit an die Deutschen; die Kaiserkrone, deren Hoheit die Römer selbst vernichtet hatten und vernichten ließen, strahlte in neuem Glanze von der Stirne des Herrschers der vereinigten deutschen Stämme. Mit dem Kaiserthum erhielten die Deutschen eine weltherrschaftliche Richtung, welche zwar für ihre innere politische Gestaltung nicht eben günstig, aber für die Ausbildung des deutschen Geistes von höchster Wichtigkeit wurde; denn es hielt ihn in beständiger Verbindung oder Reibung mit dem Lande der Bildung und Kunst, mit Italien.

Karl der Große.

Obenan im Kaisersaal, und alle andern überragend, zeigt sich uns des ersten deutschen Kaisers mächtige Gestalt, groß und furchtbar. Ein hoher, herrlicher Wuchs — er war sieben Fuß groß — voll Kraft und Würde; schöne, herniederwallende Locken; ein Antlitz voll Heiterkeit, mit großen lebhaften Augen unter der hochgewölbten Stirn, eine kühne Adlernase und eine breite, hohe Brust; das ganze Aeußere voll Majestät — das ist Karl der Franke, der erste deutsche Kaiser, und zugleich ein Kaiser, wie es keiner mehr war; in ihm stellte sich die Fülle und Hoheit des Kaiserthums am Vollkommensten dar.

In der alten edeln Stadt Aachen, am 2. April 742, wurde Karl geboren. Wie andere große Männer, tritt er auf Einmal aus dem Dunkel einer unbedeutenden Jugend im sechsundzwanzigsten Jahre als vollendete Heldengestalt hervor, an Weisheit und Tapferkeit, wie sein Geschichtschreiber und Enkel Neidhart sagt, jedem Gleichzeitigen überlegen, Allen gleich liebenswürdig und furchtbar, Allen gleich bewundernswerth. Er konnte seine Ahnen, welche die Krone getragen, nicht weit zurück zählen. Sein Vater, Pipin, des Frankenkönigs Childerichs III. erster Minister und Feldherr, hatte die Krone von dessen Haupt genommen, und gesalbt von dem frommen Bonifacius, sich selbst als König der Franken auf dem Schild erheben lassen. Sein Großvater, Karl Martell oder der Hammer, der Besieger der Araber in Spanien, trug die Glorie des Glaubenshelden um sein Haupt. So viel hatten die Seinen für und vor Karl gethan; er aber that mehr als sie, mehr als in fünfhundert Jahren zuvor für die Deutschen, ja für die Welt gethan worden war.

Es war im Jahre 768, als Karl zur Regierung kam. Sein Vater hatte das Reich getheilt zwischen ihm und seinem Bruder Karlman. Nach drei Jahren starb der Letztere, und die Reichsversammlung ließ sich bewegen, Karl als Herrn des ganzen Reiches anzuerkennen, und die unmündigen Söhne seines Bruders von der Nachfolge auszuschließen. Ihre Mutter

Gerberga floh mit ihnen zu ihrem Vater, dem Longobardenkönig Desiderius. Auch Karl selbst war ein Eidam dieses Königs. In demselben Jahre verstieß er, unter gehaltlosem Vorwand, seine Gemahlin, die Longobardin, und vermählte sich mit Hildegard, einer Schwäbin, Tochter des edeln Gottfried aus dem Hause der Welfen.

Das entzündete den ersten Krieg, den Karl führte; denn der gekränkte Desiderius that Schritte, welche Karln, was er längst gewünscht, Gelegenheit gaben, sich in die Angelegenheiten Italiens einzumischen. Er stieg mit einem Heer über den Montcenis, sein Oheim Bernhard wand sich mit einem zweiten Heerhaufen durch die Schluchten des Jovisberges, der nachher seinen Namen von ihm bekam, im Jahre 773. Desiderius pochte auf seine Streitmacht und seine festen Städte. Die Alpenpässe hatte er stark und sorgfältig besetzt. Aber als seine Longobarden sahen, wie die Franken sie von vorn und in ihrem Rücken überfielen, vergaßen sie der alten Tapferkeit, gaben die Alpenpässe preis und flohen in das feste Pavia. Nach sechs Monaten, als Hunger und Seuchen in dieser Hauptstadt den höchsten Grad erreichten, ergab sie sich an Karl. Dieser ließ den Longobardenkönig mit seiner Gemahlin Ansa und ihren Kindern nach dem Kloster Corbey bringen, wo sie bis an den Tod blieben, und Karl nannte sich, nach dem Sturze des alten Königshauses, nun selbst auch König der Longobarden. So ging in Erfüllung, was die Sage erzählt. Als Desiderius von den Zinnen seines Königsthurmes zu Pavia herniederschaute und das eisenbekleidete Heer der Franken und den eisernen Karl an seiner Spitze ersah, da wurde es ihm, dem verweichlichten Sohne kräftiger Väter, als sei nun sein und seines Reiches Ende gekommen.

Glaubenseifrig, wie Karl war, und glühend nach Thaten und Ruhm, ergriff er mit Freuden die Gelegenheit, den Kranz des Glaubenshelden sich um die Schläfe zu winden und darin seinem Großvater, dem gefeierten Karl Martell, zu gleichen. Von zwei Seiten her bedrohten Feinde die Entwicklung des Christenthums: von den Pyrenäen her das Volk und der Glaube Mahomeds, welche in Spanien die Herrschaft hatten; vom Nordosten Europa's her das altsächsische Heidenthum.

In dem prachtvollen, ehrwürdigen Cordova saß Abderrahman, der Kalife, der Fürst der Gläubigen des Korans. Seine Großen meuterten zum Theil wider ihn, und trotz des glühenden Hasses, der damals den Christen und den Moslem trennte, erboten sich die mißvergnügten Emirs, wenn Karl ihnen hälfe, sich ihm zu unterwerfen. Karl stieg im Frühling 778 mit einem großen Heere über die Pyrenäen, das in zwei Haufen auf zwei verschiedenen Punkten die Grenze überschritt. Alles Land zwischen den Bergen und dem Ebro fiel ihm zu, die Emirs huldigten ihm, und erhielten es von ihm zu Lehen. Siegreich kehrte Karl zurück. Schon hatte

das Heer die gefährlichen Gebirgspässe größtentheils hinter sich, als die Hinterhut von den Basken plötzlich überfallen wurde, im Thalgrund von Ronceval. In glorreichem Kampfe fanden hier manche Große Karls, namentlich sein Held Rutland oder Roland, den Tod, und in der Sage des Volkes, in den Liedern der Dichter unsterbliches Leben. Trotz dieser Niederlage aber blieb Karl im Besitze der gewonnenen spanischen Mark bis an den Ebro.

Nicht so leicht ward ihm sein Kampf gegen das über den Rhein vordringende Heidenthum der Sachsen, die mit Begeisterung und Festigkeit an ihrer Freiheit und ihrem alten Gott Odin hielten.

Es war keine Vielgötterei, diese Religion der Sachsen. Sie kannten keinen Bilderdienst in ihrer frühesten Zeit. Unter uralten Eichen, in düstern Hainen, an stürzenden Quellen verehrten sie „Allvater, den unsichtbaren Gott." Später aber artete dieser Allvaterdienst aus, und es fand sich wenigstens ein Bild bei den Sachsen, die Irmensul. Das war ein himmelhoher uralter Baumstamm, unter freiem Himmel als Säule ragend. Dieser Baum war das Symbol des „Himmel, Erde und Hölle verbindenden" Weltbaumes, von dem die altdeutsche Götterlehre sprach.

Kaum hatte Karl die Alleinregierung angetreten, so hatte er auch ausgesprochen, die Sachsen mit dem Schwert christlich und fränkisch zu machen. Die Sachsen streiften selbst herüber in das fränkische Gebiet. Ehe sie sich es versahen, kam Karl mit einem großen Heere über sie, durchzog das Land der Westphalen mit Feuer und Schwert, gewann mit List die Veste Eresburg (jetzt Stadtbergen) am rechten Ufer der Diemel im Paderbornschen, und zerstörte das altsächsische Nationalheiligthum, die Irmensul. Die goldenen und silbernen Weihgeschenke, welche in der Eresburg, dem Heiligthume Eor's, des Kriegsgottes, waren, führte er mit sich hinweg. An der Weser ward ein Vergleich geschlossen. Die Sachsen gaben zwölf Geiseln, und Karl führte sein Heer zurück.

Das geschah vor dem Longobardenzuge. Im Vertrauen auf den beschwornen Vergleich zog er über die Alpen. Kaum war er jenseits, als die Sachsen sich wieder erhoben.

Karl hatte in ihre Freiheit und ihren Glauben, also der Nation ins Herz gegriffen. Das war kein gewöhnlicher Streit und Kampf mehr; es mußte ein Nationalkrieg, ein heiliger Krieg werden, da er zugleich Religionskrieg war; er mußte langwierig, erbittert werden, wie Kämpfe der Grundsätze und Leidenschaften. Trieb die Franken und ihren König christlicher Glaubenseifer, Herrsch- und Ruhmsucht und die Begier nach Beute, so begeisterte die Sachsen der Gedanke an die alte Freiheit und den alten Glauben der Väter. Ihre Religion, ihre Heiligthümer waren mit dem Charakter, mit der ganzen Art und Verfassung dieses kriegerischen

Volkes verwachsen. Sie kannten bisher in ihren Gauen keine Priester und keinen bevorrechteten Adel, keine erbliche Fürstenwürde, keine Zehnten und keine Steuern. Alles das wollten die Franken ihnen aufdringen, und mit ihrem Glauben ihre Freiheit ihnen rauben. Daher ihr Entschluß zum Kampfe auf Sieg oder Untergang.

Ihr Land, von Flüssen und Moräften und undurchdringlichen Wäldern durchschnitten, da und dort durch feste Burgen geschützt, und durch große Erinnerungen alter Freiheitskämpfe, wie der Varusschlacht im Teutoburger Walde, geweiht, unterstützte sie trefflich in einem Kampfe mit äußern Feinden. Unter den Führern, welche sie sich wählten, glänzen namentlich drei, Alboin, Bruno und Wittekind. Letzterer war die Seele des Sachsenbundes und der Nerv des heiligen Krieges.

Zur Vergeltung für die Zerstörung der Irmensul griffen sie zuerst die Kirche zu Fritzlar an, die der heilige Bonifaz erbaut; zerstörten diese und die von den Franken zur Peterskirche umgebaute Eresburg, und wüsteten weit in dem schon christlich und fränkisch gewordenen Hessenland. Aus Italien siegreich zurückgekehrt, ließ sie Karl durch vier Heerhaufen zurücktreiben, und im folgenden Frühjahr (775) zog er selbst zum zweitenmale mit noch stärkerer Macht wider sie, eroberte ihre Hauptveste, die hohe Siegburg, am Zusammenflusse der Lenne und der Ruhr, eilte nach der Eresburg, weihte, befestigte und besetzte sie auf's Neue, und wandte sich ohne Verzug nach der Weser. Seine Schnelligkeit und seine Uebermacht an Streitkräften erwarben ihm zusammen Sieg auf Sieg über die noch nicht vereinigten, sondern auf drei Seiten sich erst sammelnden Sachsen. Nach einem Siege bei Brunsberg unterwarf er die Ostphalen, diejenigen Sachsen, welche von der Saale und Elbe bis zur Eider und Trave saßen, und auf dem Rückwege zwang er die Engern oder Mittelsachsen, ihm Geiseln zu stellen. Inzwischen griffen die Sachsen des Niederrheins, die Westphalen, den Heerhaufen Karls an, welchen er in einem festen Lager, bei dem heutigen Lübbke, unweit Minden und der Weser, zurückgelassen hatte. Die Schnelligkeit Karls rettete auch hier die Seinen und zwang die Westphalen zu den gleichen Bedingungen, wie ihre Brüder. Jetzt klang die fränkische Axt in den Urwäldern; ganze Strecken wurden gelichtet, und Kirchen und Klöster zu bauen angefangen. Nicht bloß für sich und seine Herrschaft, auch für das Kreuz des Welterlösers wollte Karl erobern.

Aber diese Beschäftigung des großen Fürsten im Norden Europa's suchte im Süden Herzog Rotgaud von Friaul zu benützen; er zog die Städte der Lombardei an sich und warf sich zum Könige von Italien auf. Karl eilte über die Alpen und erdrückte den Aufstand im Werden (776). Aber wie er sich jenseits der Alpen befand, waren die Sachsen wieder in den Waffen, brachen die Eresburg, schlossen die Siegburg ein und legten auf ihrer ganzen

Grenze hin Verhaue an. Die unerwartet schnelle Unterdrückung des lombardischen Aufstandes und Karls Erscheinen auf ihrem Boden mit übermächtigen Schaaren vereitelten auch diese Bewegung. In mehreren Gefechten unglücklich, unterwarf sich bei Lippspring eine große Zahl sächsischer Edler mit ihren Gefolgen und ließ sich taufen. Karl befestigte die Eresburg noch stärker und baute bei Lippstadt eine zweite Festung, ließ eine ansehnliche Kriegsmacht im Land und lud im Frühling 777 alle Sachsen nach Paderborn, wo er eine Versammlung seines Reiches hielt, um mit ihnen im Frieden zu handeln. Der Anblick der Frankenmacht bewog auch hier wieder eine große Zahl sächsischer Edlen und Freien zur Unterwerfung und zur Taufe. Selbst die beiden Heeresfürsten Alboin und Bruno und andere Führer huldigten. Karl versprach, sie sollen ihre altväterlichen Gesetze und Landtage behalten; sie gelobten, der geistlichen Predigt und Taufe nicht entgegen zu sein, bei Verlust der persönlichen Freiheit und der Güter.

Aber Wittekind, der Heerfürst (Herzog) der Westphalen, gab sein Volk und die Freiheit noch nicht verloren, er huldigte nicht, und zog es vor, das Land zu verlassen, um besserer Zeiten zu warten. Er begab sich zu seinem Schwager Sigurd, dem Dänenkönige, der im heutigen Schleswig Hof hielt, und viele seiner Getreuen folgten seinem Beispiel.

Der Ruhe der Sachsen sicher, zog nun Karl in jenen Glaubenskrieg nach Spanien wider die Araber. Als die Pyrenäen Karl und Sachsen schieden, stand Wittekind wieder auf dem vaterländischen Boden. Er brachte eine zahlreiche Reiterschaar der Dänen mit sich, und da mit seinem Aufruf zur Befreiung die Botschaft zusammentraf von der Niederlage Karls in den Päßen von Ronceval, gerieth ganz Sachsen in Bewegung, und die brennenden Burgen, Kirchen und Klöster der Franken zeigten diesen bald den Wechsel ihrer Gesinnung. Bis Deutz, gegenüber von Köln, bis Koblenz herauf trugen sie die Verwüstung. Erst an der Eder wurden die Rückziehenden von den Ostfranken und Allemannen erreicht und geschlagen (778).

Im folgenden Jahre eilte Karl selbst wieder nach Sachsen. Er ging beim Einfluß der Lippe über den Rhein. Die ganze Macht Frankenlands hatte er aufgeboten. Dieser vermochten die an der Aa bei Bocholt aufgestellten Sachsen nicht zu widerstehen. Nach tapferem heißem Kampfe wichen sie. Abermalige Unterwerfung der Westphalen war die Folge, und siegreich vordringend an die Weser empfing er auch von den Engern und Ostphalen Geiseln und Huldigung. Zu Orheim, wo die Ohre und Elbe zusammenfließen, ward der Unterwerfungsakt durch die Taufe von Tausenden der Sachsen besiegelt (780). Wie betäubt schworen die Völkerschaften auf die harten Bedingungen. Sie verloren ihre alten Landtage, und mußten fränkische Edle als ihre Gaurichter und die strengsten Kirchengesetze annehmen. Mit dem Frankenschwert wollte Karl das Heidenthum ausrotten,

das Christenthum ausbreiten. Jeder Sachse, der seinen Todten nach altem Brauche verbrennen, der Taufe sich durch die Flucht entziehen, oder in den Fasten Fleisch essen würde, sollte hingerichtet werden; Jeder, der sein Kind im Laufe eines Jahres nicht taufen ließe, mit Geld und Gut büßen.

Jetzt setzten sich geistliche und weltliche Herren aus Frankenland im Lande der Sachsen fest und gründeten Burgen und Bisthümer. Zu was es sich in dem Unterwerfungsvertrag hergegeben, wurde jetzt erst dem Sachsenvolk fühlbar und klar. Der von den Franken eingetriebene Zehnten und die mit Strenge geforderten Frohnen am Bau der Kirchen, Zwingburgen und Verschanzungen erläuterten ihnen am deutlichsten den Sinn des Vertrags.

Aus der heißen Schlacht an der Aa war Wittekind abermals zu den Dänen gegangen, besiegt, aber ungebeugt. Als er hörte, wie ungeduldig sein Volk das fränkische Joch trug, wandte er sich an die Sorben, ein slavisches Volk, das zwischen der Saale und der Elbe saß, und erregte sie und die Dänen zu einem Ueberfall der Franken in Thüringen. Zugleich trat er selbst unter seinen Landsleuten wieder auf, sammelte schnell die Mißvergnügten um sich, und die vereinigten Sachsen, Dänen und Sorben lieferten unter seiner Führung auf dem rechten Weserufer den Franken eine Schlacht. Diese geschah am Süntelberg, zwischen Minden und Rinteln, in der Gegend des heutigen Hausberge, im Jahr 782. Das Heer der Franken ward fast ganz aufgerieben. Karls Kämmerer Adalgis, der Connetabel Geilo und vierundzwanzig Großoffiziere waren unter den Erschlagenen. Aber die Sieger wurden uneinig. So vermochte Wittekind den Sieg nicht mit Nachdruck zu verfolgen; und ehe er sein ganzes Volk in die Waffen bringen konnte, überschwemmte Karl, welchen die Niederlage seines Heeres grimmte, mit zahllosen Frankenschaaren das Sachsenland. Er wollte ein schreckliches Beispiel geben. Nur unter der Bedingung, daß ihm alle die, welche sich mit Wittekind verbunden, ausgeliefert würden, nahm er die Unterwerfung der Ostphalen an. Eingeschreckt durch die Uebermacht, widerstandlos, stellte das in sich zwieträchtige Volk 4500 Edlinge und Freisassen zu seiner Verfügung. Er ließ alle an einem Tage zu Verden an der Aller enthaupten.

Alle Noth des Vaterlands und der Freiheit war bisher nicht im Stande gewesen, alle Sachsen zu vereinen: das edle vergossene Blut dieser Vaterlandsmärtyrer wirkte mit Allgewalt. Bisher hatten eigentlich nur die Edlinge mit ihren Gefolgschaften und die Landwehre einzelner Gaue den heiligen Kampf geführt; jetzt traten alle Sachsen in die Waffen; das ganze Volk übernahm die Blutrache der Geopferten, und der Krieg gewann nun erst die Gestalt eines Nationalkriegs.

Kaum war das Blut der 4500 kalt geworden, als Wittekind sich an der Spitze des Landsturms aller Gaue sah. Es war, als wären die Geister der Gemordeten alle in die bisher so lauen und langsamen Sachsen

gefahren. Unweit der Stelle, wo Hermann einst den Varus geschlagen, traf das Sachsenvolk unter Wittekind mit Karl und den Franken zusammen, bei Detmold. Die Sachsen stritten hier so gut für ihren Odin und ihre Freiheit, und für das Blut ihrer Brüder, daß der sonst immer siegreiche Karl keine zweite Schlacht wagte, ehe er neue Streitkräfte an sich gezogen hätte. Er zog sich nach Paderborn, um hier die Zuzüge seiner Franken zu erwarten. Aber auch Wittekinds Heer hatte sich in der Schlacht so geschwächt, daß auch er neue Völker an sich ziehen mußte. Er zog sich der Hase zu, im Osnabrückischen.

Als Beide sich wieder gestärkt hatten, entbrannte der Kampf mit neuer Wuth. Herüber und hinüber schwankte der Sieg. In drei großen Schlachten an der Hase, zwischen dem 23. und 29. Juni, verblutete sich die Kraft der Sachsen und Franken. Tausende der sächsischen Jugend weihten namentlich den Boden am Schlachtvörderberg, im heutigen Vörden, mit ihrem Blute. Endlich wichen die noch übrigen Häuflein und warfen sich größtentheils in die Wieksburg, eine Veste Wittekinds (783).

Karl hatte gesiegt, aber die Sachsen nicht überwunden. Sie wollten nichts hören von Unterwerfung und Geiseln, den sonst so schnellen Folgen von Karls Siegen. Ja er vermochte sich nicht einmal im Lande zu behaupten; auch sein Heer hatte sich durch den Sieg so verblutet, daß er es nicht wagte, mit den Trümmern inmitten der besiegten Feinde zu bleiben. Er zog sich an den Rhein zurück, und drang erst im folgenden Frühling wieder in die feindlichen Lande vor. Durch Westphalen, über die Weser, bis an die Elbe trug er die Verwüstung; aber in unaufhörlichen Scharmützeln griffen die Sachsen hier und da und dort ihn in den Seiten und im Rücken an. Es war, als stritten Himmel und Erde für die Sachsen mit, so warfen sich Regengüsse und Gewässer den Unternehmungen Karls entgegen. Er sah sich im Anbruch des Winters auf seine festen Burgen an den Grenzen und auf kleine Streifzüge beschränkt, bis in den Frühling des Jahrs 785. Wie er die geringen Erfolge so vieler heißer Schlachten der letzten zwei Frühlinge und Sommer übersah, verzweifelte er, auf dem bisherigen Wege zu seinem Ziele zu kommen, zumal, da zu gleicher Zeit ihm die Kunde kam, wie in Ostfranken eine Verschwörung wider ihn ausgebrochen, und Thassilo, der Baiernherzog, und dessen Schwager, der Herzog von Benevent, im Süden und Südosten darauf umgehen, sich der fränkischen Oberherrlichkeit zu entziehen. Wenn die Baiern und Ostfranken mit den Sachsen sich verbanden, so stand eine furchtbare Waffenmacht wider ihn. Er beschloß darum, um jeden Preis so schnell als möglich die Häupter der Sachsen zu gewinnen. Er bot ihren Heerfürsten Wittekind und dem wieder für sein Volk eingetretenen Alboin für sich selbst die günstigsten Bedingungen, und sicherte ihnen namentlich die bleibende Fürstenwürde in

ihren heimathlichen Landen zu. Diese Anbote machte er aber, um ihnen mehr Annehmlichkeit zu geben, nicht im Zustande der Hülfslosigkeit von der Eresburg aus, sondern erst an der Elbe, nach einem schnellen siegreichen Zug, an der Spitze eines Heeres, furchtbarer, als er je eines nach Sachsen geführt. Wittekind und Alboin schwankten noch eine Zeitlang in der Wahl zwischen der Erneuerung des Kriegs für die Freiheit ihres Volkes, oder der Annahme der gebotenen Vortheile. Der Reiz der letztern, unterstützt durch das Ungewisse, ja Unwahrscheinliche eines erfolgreichen Widerstandes gegen eine so furchtbare Heermacht Karls, siegte endlich. Wittekind verglich sich mit Karl. Zu Attigny erschien er am Hoflager des Letztern. Der König empfing den Herzog mit großen Ehren, und dieser huldigte und ließ sich taufen. Seinem Beispiele folgten der das erste Mal der Taufe entflohene Alboin und viele tausend Edle und Freisassen. Wittekind erkannte, daß der Widerstand gegen die neue Weltmacht und die neue Bildung ein fruchtloser war, und daß das Alte keine Zukunft mehr hatte.

Fränkische Grafen herrschten nun in fast allen Gauen des Sachsenlandes und trieben von allen Gütern den Zehnten ein für die Kirche. Karl aber rühmte sich, daß er die Sachsen, nachdem er sie endlich überwunden, mit ihrer vorigen Freiheit beschenkt, und ohne für seine Person etwas von ihnen zu nehmen, sie allein dem zinspflichtig gemacht habe, welcher ihm den Sieg verliehen.

Früher, als die Sachsen, unterwarfen sich die Friesen. Auch sie standen zwar mehrere Male wieder auf, unterlagen aber jedesmal, und endlich ließen sich alle taufen. Dadurch retteten sie viel von ihrer alten Freiheit.

Es war ein bitteres Gefühl für die bisher freien Sachsen, Alles verloren zu haben, den alten Gott und die alte Freiheit, fremden Priestern von allen Gütern den Zehnten geben, und von fremden Richtern sich beherrschen und richten lassen, endlich auf jedes Aufgebot in ferne, sie nichts angehende Kriege dem Frankenkönige zuziehen zu müssen. Sieben Jahre trug das Volk ohne Widerstand sein Geschick. Als Karl es abermals aufbot, und zwar weithin an die Donau wider die Avaren, da empörte sich zuerst der Stamm der Rustringer an der Weser, im heutigen Oldenburg (793). Die Westphalen und Engern rüsteten sich, der Bewegung beizutreten. Ein großer Theil sammelte sich schon auf dem Sendfeld nördlich von der Eresburg, als Karl windschnell mit zwei Heeren von oben und unten sich auf sie warf. Alle Burgen wurden von ihm verstärkt, zahlreiche Geiseln ausgehoben und so die Westphalen und Engern niedergehalten, ohne daß diese einen Kampf wagten. Dagegen wuchs der Krieg im übrigen Sachsen, von der Weser bis zu den nördlichen Ufern der Elbe, schnell wieder zum Nationalkrieg, und dauerte elf Jahre mit großer Erbitterung fort. Karl versuchte Alles, was die Kriegskunst an die Hand gab, was nur die alten

Römer je zur Bezwingung der Völker unternommen. Als seine Zwingburgen und seine Verwüstungen an dem Muth der freien Sachsen erfolglos blieben; als sie selbst durch einen mächtigen Feind im Rücken, den er ihnen erweckte, die slavischen Obotriten oder Ostseewenden, sich nicht stören ließen, sie vielmehr den König derselben, Winuzin, beim Uebergang über die Elbe erschlugen: griff er zu dem grausamen Mittel der Völkerverpflanzung. Fünf Sommer nach einander zog er mit großer Heeresmacht zu Felde, und führte jedesmal eine beträchtliche Zahl Sachsen vom heimischen Boden hinweg und verpflanzte sie jenseits des Rheines, wo er sie unter die Franken vertheilte. Im Jahr 797 glaubte sich Karl endlich am Ziele. Auf einer großen Versammlung von Franken und Sachsen stimmten die Letzteren seinen Gesetzen bei. Aber die fränkischen Herren hausten gleich darauf so in den sächsischen Gauen, daß schon im Frühling 798 alle Sachsen jenseits der Elbe sich erhoben und ihre fränkischen Beamten gefangen nahmen oder erschlugen. Von Karl aufgeregt, kamen die Ostseewenden über sie und schlugen sie am Swentynfluß im heutigen Holstein, und im folgenden Jahre drang Karl mit zwei Heeren in das Land, und führte von 799 bis 802 viele Tausende von Sachsen hinweg, allein aus dem Wihmodigau im Bremischen auf einmal 10,000 mit Weib und Kind, und auf den Gütern der Vertriebenen setzten sich lauter Franken fest. Aber auch das dämpfte den Brand des Krieges nicht.

Was Karl bei Wittekind und Alboin, die in den letzten Aufständen nicht mehr mitfochten, mit so gutem Erfolge versucht, das dehnte er nun auf alle Häuptlinge, auf den ganzen Waffenadel der Sachsen aus. Er ward verschwenderisch mit Gütern und Ehrenbezeigungen, mit köstlichen Kleidern, Geld, Wein und andern Geschenken, womit er den Adel überhäufte, und Einen um den Andern, zuletzt alle Vornehmeren, verlockte und gewann. So schon lange von seinen Heerfürsten verlassen, seit Jahren in einem Kampfe erschöpft, worin ihnen ein eigentliches Haupt und alle nöthige Einheit in Plan und Unternehmung abging, jetzt auch ihrer besten Kriegsmannen, des Adels, beraubt, sahen sich die sächsischen Freisassen dahin gebracht, daß sie nichts vor sich sahen, als gewissen Untergang oder Annahme der Friedensbedingungen, wie sie Karl bot. Auf dem Schlosse Selz an der fränkischen Saale hatten (803) alle sächsischen Edlinge den Huldigungseid geschworen, unter der Bedingung, daß sie gleiche Rechte und Vorzüge wie die Franken genießen, ihre alten Gesetze behalten, wie früher aus ihrer Mitte ihre Schöffen wählen, die Ernennung der lebenslänglichen Richter oder Gaugrafen dem Reichsoberhaupt zuerkennen, übrigens nur in ihrer Heimath, von Ihresgleichen, nach ihrem eigenen Rechte gerichtet werden, und keine Abgaben, als den Zehnten an die Kirche, zahlen, dagegen dem Aufgebot zum Heerzug, und den Bischöfen und den andern geist-

lichen und weltlichen Beamten des Reichs Gehorsam leisten und die Taufe annehmen. Die gleichen Bedingungen bot nun Karl auch den sächsischen Freisassen. Es waren Bedingungen, scheinbar ehrenvoll und der Freiheit nicht ungünstig; aber es fehlte nicht an Hellsehenden im Volke, welche die Gefahren voraussahen, die mit der Zeit von den königlichen Grafen, von den vielen und fernen Heerzügen und von dem Zehnten für ihre Freiheit drohten. Aber der Adel bearbeitete das Volk kräftigst für die Annahme des Friedens, und überschrie die Stimmen der Warner.

Dreiunddreißig Jahre hatte der Krieg gedauert zwischen Karl und den Sachsen: da, im Frühling 804, unterwarfen sich die letzten Sachsen Karls Bedingungen. Bei Holdenstatt, in der Nähe von Haarburg, stand Karl im Lager; weithin an der Elbe dehnte sich sein Heergefolge. Hieher kamen die sächsischen Freisassen jenseits der Elbe, Schaaren auf Schaaren, huldigten und ließen sich taufen. Tausende auf einmal wurden in dem Elbstrom getauft. Viele thaten es nur zum Schein und setzten ihren alten Glauben im Verborgenen fort, obwohl Todesstrafe darauf gesetzt war. Andere vermischten das Heidnische mit dem Christlichen. Karl aber legte Festungen und Burgen in ihren Landen an, sie in Unterwürfigkeit zu halten, aber auch Kirchen, Klöster und Schulen, durch welche die christliche Bildung der kommenden Geschlechter begründet wurde.

Als Zwischenspiele zwischen diesen größten aller Kriege Karls schoben sich, wie früher seine Züge nach Italien, Spanien und wider die Friesen, so später die Auflösung des Herzogthums Baiern und seine Züge wider die Avaren.

In Baiern gebot Thassilo als Herzog, doch nicht selbstherrlich, sondern als Lehensträger der fränkischen Krone. Er war ein Neffe von Pipin, dem Vater Karls, und hatte die Schwester der verstoßenen Gemahlin Karls, Luitberga, die Tochter des Longobardenkönigs Desiderius zur Ehe. Die vierte Tochter des Desiderius, Adalberga, war mit dem longobardischen Herzog Arichis von Benevent vermählt. Thassilo war ein Fürst von mancher königlichen Tugend, ein belorbeerter Krieger, ein guter Gesetzgeber seines Volks. Seit seines Schwähers Sturz arbeitete er insgeheim an seiner Unabhängigkeit. Er war zu stolz, ein abhängiger Diener und ein Werkzeug Karls zu sein, und hatte die Zeiten der Selbstherrlichkeit noch nicht vergessen. Auch lag ihm seine Gemahlin täglich an, ihren durch Karl vom Thron gestürzten Vater und ihre Familie zu rächen. Schon früher hatte er Schritte gethan, welche andeuteten, daß er die Abhängigkeit vom Frankenreiche nicht anzuerkennen willig sei: er hatte seinen Sohn Theodo zum Mitregenten in Baiern erklärt, und Veränderungen in der Verfassung seines Volkes vorgenommen, Beides eigenmächtig, ohne Anfrage bei dem Oberlehensherrn. Solche Schritte gaben seinen geheimen Verhand-

lungen mit seinem Schwager, dem Herzoge von Benevent, deren Inhalt von dem Pabste Karln mitgetheilt wurde, in den Augen des Letztern um so mehr Verdächtiges. Er lud Thassilo nach Worms, und zwang ihn, den Huldigungseid zu erneuen und zwölf Geiseln zu stellen. Nach Unteritalien sandte er beträchtliche Streitkräfte und versicherte sich durch die beiden Söhne und zwölf andere Geiseln der Ruhe des Arichis. Uebergriffe des fränkischen Grafen Robert reizten Thassilo, daß er ihn überzog und erschlug. Der Pabst drohte mit dem Kirchenbann, Karl forderte den Herzog wieder nach Worms. Dieser aber trat in geheime Verbindung mit den Avaren, welche zwischen der Ens und Sau saßen, als Ueberbleibsel jener wilden kriegerischen Hunnen; zugleich sammelte er ein Heer am Lech. Karl forderte neue Bürgschaften seiner Treue. Thassilo gab eine ausweichende, stolze Antwort, und ehe er sich's versah, drangen die fränkischen Schaaren von drei Seiten in sein Herzogthum ein. So überrascht, verzagte Thassilo, ging in Karls Lager nach Augsburg, unterwarf sich der königlichen Gnade, huldigte zum drittenmale, und stellte seinen Sohn Theodo in des Königs Hand (788).

Karl zog ab. Thassilo, von Luitberga, die ihm seine Demüthigung vorwarf, gereizt, ließ sich vernehmen: „Und wenn er zehn Söhne und sein eigenes Leben verlieren sollte, werde er doch den Unterwerfungseid nicht halten.“ Zu gleicher Zeit fingen die Avaren an, von der Ens und Sau hervor sich zu bewegen. Unbegreiflicher Weise unterließ es Thassilo, mit den Sachsen sich zu verbinden. Ohne Ahnung, daß seine Rede dem König hinterbracht, seine Verbindung mit den Avaren verrathen sei, erschien er auf der Reichsversammlung zu Ingelheim. Hier ließ ihn Karl gefangen nehmen, und zugleich seine Gemahlin, seine Kinder und Schätze zu Regensburg aufheben. Die Reichsversammlung gestaltete sich zum Gerichtshof über den Herzog, und sprach ihn des Todes schuldig, wegen Treubruchs, Verachtung königlicher Befehle und Aufregung eines fremden Volkes zum Einfall in das Reich. Karl milderte die Todesstrafe in die Verbannung nach dem Kloster Fulda, wohin ihn seine Gemahlin und seine Kinder begleiteten. Dann wurde das Herzogthum Baiern als aufgelöst erklärt, als Provinz zum Frankenreich gezogen, und fränkische Kronbeamte wurden zu Verwaltern darein gesetzt. Als Oberbefehlshaber aber über ganz Baiern ließ Karl seinen Schwager Gerold zurück, den Bruder der schönen Schwäbin Hildegard (788).

Indessen wälzten sich die Raubhorden der Avaren durch das Friaul Italien, über die Donau Baiern zu. Nirgends fanden sie die erwartete Unterstützung; auf allen Seiten wurden sie zurückgeschlagen. Um die deutsche Grenze für immer vor ihnen zu sichern, unternahm Karl wider sie einen Vertilgungskrieg. Bei der Zerrissenheit der Avaren unter sich, gelang es Karl in einem Feldzug, all ihr Land bis an die Raab zu erobern (791). Dieser Krieg war es auch, welcher Karln die erste Idee gab, die Donau

mit dem Rhein zu verbinden. Um seinem Heere die Zufuhr leichter nachführen zu können, ließ er an einem großen Kanal graben, welcher die Altmühl mit der Reding, und so die beiden großen Ströme, und durch diese die Nordsee und das schwarze Meer vereinigen sollte. Der Wiederausbruch des sächsischen Aufstandes und Bewegungen in der spanischen Mark zogen Karls Aufmerksamkeit von diesem großartigen Kanalbau wieder ab. Erst im Jahre 796 erreichte der Krieg mit den Avaren sein Ende, als drei Heere, das eine unter Karls Sohn Pipin, das andere unter seinem Schwager Gerold, das dritte unter Erich, dem Herzoge von Friaul, zu gleicher Zeit in die Sitze der Avaren eindrangen, nach einer Reihe blutigster Gefechte die bisher für unüberwindlich gehaltenen Ringe, das heißt, die neun großen, kreisförmigen Erdwälle, innerhalb deren die Ortschaften des wilden Volkes lagen und die mit Gesträuchen und Verhauen gedeckt waren, erstürmten, bis zum Mittelpunkt, dem Sitz des obersten Häuptlings (Kahns) vordrangen und alle Schätze erbeuteten, welche seit Attila's Raubzug hier aufgehäuft worden waren. Diese waren so groß, daß, nachdem ein Theil derselben auf der Schwelle der heiligen Apostel in Rom, zum Danke für den Sieg, ein anderer Theil in der königlichen Schatzkammer zu Aachen niedergelegt worden war, noch so viel übrig blieb, daß durch den Rest die drei Frankenheere im eigentlichsten Sinne reich wurden.

Von da an bis ins Jahr 803 arbeitete Karl daran, den großen Sieg zu benützen. Was von Avaren nicht aufgerieben ward, hatte sich hinter die Theiß zurückgezogen. Karl besetzte nun das eroberte Land größtentheils mit Baiern, zum Lohn für die Tapferkeit der Letztern; zum Theil auch mit Wenden, die gleichfalls rühmlich mitgefochten. In Preßburg errichtete er ein Bisthum. Bald unterwarfen sich ganze Horden Avaren der Taufe. Diese siedelte er in Kärnthen an. Das ganze, auf diese Art neu gewonnene Land bildete fortan einen starken deutsch-christlichen Schirm nach Osten, und lief als Theil des großen Frankenreichs unter dem Namen „Avarische Mark, oder Markgrafschaft Osterland“ (später Oesterreich).

Vom adriatischen Meere durch Mähren und Böhmen bis zur Ostsee saßen in einem großen Halbkreis slavische Stämme. Auch diese ganz zur Unterwerfung zu bringen, überzog Karl (806) die Böhmen oder Tschechen. Doch erwehrten sich diese mit Macht und tapferem Widerstand, namentlich bei Eger, der fränkischen Herrschaft, so daß Karl nach zwei Feldzügen sie nicht weiter in ihren Wäldern anfocht. Dagegen mußten sich die Sorben, die sich mit den Tschechen verbündet hatten, wiewohl nach tapferem Widerstand und dem Fall ihres Fürsten Rusito, unterwerfen, und auf ihren Grenzen die Festungen Halle und Magdeburg bauen lassen. Wechselvoller aber war Karls Kampf mit den Normannen im Norden, die im jetzigen Dänemark saßen. Nach siebenjährigen Fehden und großen

Verwüstungen derselben auf fränkischem Ufergebiete, rüstete Karl eine große Kriegsmacht wider sie. Ihr König Gottfried hatte gedroht, den Frankenkönig aus Aachen zu jagen, und war mit zweihundert Schiffen und einem bedeutenden Kriegsheer an der friesischen Küste gelandet. Ehe Karl mit ihm zusammentraf, kam die Kunde vom Tode Gottfrieds und ein Friedensanerbieten seines Nachfolgers. Karl verglich sich mit diesem dahin, daß die Eider als nördliche Grenze seines Reiches gelten solle.

So herrschte Karl von Aachen, seiner Geburts- und Hauptstadt, über ein unermeßliches Reich. Seine Gebote wirkten im Westen bis an den Ebro, im Osten bis an die Theiß, im Norden bis zur Eider, im Süden bis zur sicilischen Meerenge. Es war ein Reich, welches, wenn irgend eines, den Glanz und Namen des Kaiserthums verdiente. Karls Persönlichkeit, die den immer glücklichen Völkerbesieger und Ländereroberer, den glorreichen Glaubenshelden und weisen Herrscher in sich vereinigte, welchem der alten Cäsaren hätte sie nachgestanden? Und im Jahre 800 wurde mit dem Königreich Ostfranken die Kaiserwürde erblich verbunden.

Der Pabst zu Rom war es gewesen, welcher den Vater Karls als den der Krone Würdigsten erklärt und diese ihm zugesprochen hatte, und Pipin und Karl hatten dem Stuhl zu Rom das weltliche Fürstenthum zugesprochen und erhalten, wovon die Päbste behaupteten, daß es Constantin der Große ihrer Kirche geschenkt habe. Karl hatte, so lange er auf dem Throne saß, stets treue und thätige Freundschaft mit dem Pabst gehalten. Im Jahre 795 kam Leo III. auf den römischen Stuhl. Er sandte Karln, als dem Beschirmer Roms, die Schlüssel zum Grabe des heiligen Petrus und die Fahne der ewigen Stadt. Karl aber erneuerte mit ihm „den Bund des Glaubens und der Liebe,“ und erkannte sich verpflichtet „zu Vertheidigung der Kirche Christi gegen Außen und zu Wahrung des katholischen Glaubens gegen Innen.“ Es war damit Karln vollkommen Ernst. Die Religion ging mit seiner Politik Hand in Hand. Zog er zu Felde, so führte er Reliquien und Missionäre mit sich; siegte er, so hatte der Sieg im Lande der Ungläubigen die Taufe der Besiegten, die Gründung von Kirchen und Bisthümern zur Folge. Unmittelbar nach dem Kriegs- und Siegeslärm erscholl, wie es von ihm heißt, „die Drommete des göttlichen Worts.“ Abfall vom neuen Glauben bestrafte er, wie ein Majestätsverbrechen, mit dem Tod, und er war im eigentlichsten Sinne das, wofür ihn einst eine Synode erklärte, der Regent der wahren Religion. Freilich benützte er auch vielfach für seine Regentenplane und Unternehmungen die Mitwirkung der geistlichen Gewalt, die niemals säumte, ihm Begünstigungen aller Art zu Theil werden zu lassen, da er sie so sehr begünstigte. Als der Haß des Volkes und der römischen Großen im Jahr

799 den Pabst überfiel und mißhandelte, und dieser, schon gefangen, nur mit Mühe entfloh und zu Karl um Hülfe sandte, benützte der Letztere diese Gelegenheit, einen lange gehegten Gedanken auszuführen. Er fühlte sich längst als Cäsar, und wollte, was er sich fühlte, nun auch dem Namen nach werden. Er lud den Pabst zu einer persönlichen Besprechung ein, und dieser besuchte auch ohne Säumen den König in seinem Lager bei Paderborn. Beide verständigten sich aufs Freundlichste. Nach wenigen Tagen kehrte der Pabst zurück, von fränkischen Waffen geleitet und auf seinem Stuhl geschützt, und Karl folgte ihm schon im August 800 mit einem ansehnlichen Heere über die Alpen. Am 24. December hielt er seinen Einzug in Rom, um, wie es hieß, als Schirmherr der ewigen Stadt zwischen Pabst und Volk zu vermitteln. Schon zu Anfang der zweiten Woche nach seiner Ankunft sammelten sich angeblich zu diesem Zwecke alle geistlichen und weltlichen Großen der Römer und Franken in der Peterskirche. Die Beschuldigungen wider den Pabst verstummten vor dieser Versammlung, welche erklärte, daß der Inhaber des apostolischen Stuhls über jedes menschliche Gericht erhaben sei, und Leo stand gereinigt da. Am darauf folgenden Christfest ging Karl wieder zur Kirche, und setzte sich im Ornat des Schirmherrn von Rom dem Hauptaltar gegenüber. Die Messe war zu Ende. Karl kniete wie im Gebet versunken. Da, plötzlich, als wär' es aus göttlicher Eingebung, trat der Pabst vor, und setzte dem Betenden eine bereit gehaltene goldene Krone auf. Die in die Sache eingeweihten Bischöfe und Priester und ein vorbereiteter Theil des Volkes brachen auf dieses Zeichen in den Jubelruf aus: „Dem Augustus Karl, dem von Gott gekrönten, frommen, großen und friedebringenden Kaiser der Römer Leben und Sieg!“ Dreimal wiederholte sich dieser Ruf und alles Volk stimmte ein. Dann salbte Leo Karln zum Kaiser. Dieser spielte in Allem den Ueberraschten, verbannte alle Feinde Leo's aus Rom, und bereicherte die Peterskirche mit Gold und Edelgestein.

Von da an erhielt seine Stellung eine höhere Weihe in den Augen der Zeitgenossen und in seinen eigenen. Mit der Kaiserkrone vom Pabste gekrönt, erschien er an der Stelle der alten Cäsaren, mit göttlicher Berechtigung zur Herrschaft über Alles, was einst zum weströmischen Kaiserthum gehörte. Die wichtigsten neuen Rechte wuchsen ihm dadurch, als Schirmherrn der Kirche und der Christenheit, in Rom und Italien zu. Selbst in Deutschland mehrte sich dadurch seine Machtvollkommenheit. Das Kaiserthum hatte eine geheimnißvolle Würde für die Gemüther, und es forderte, nicht, wie bisher das Königthum, bloß Treue, sondern Gehorsam. Karl ließ auch jetzt alle Männer, ohne Unterschied, in seinem ganzen Reiche sich als Kaiser neu huldigen und Gehorsam geloben.

So hätten wir Karln als Kriegsfürsten und Eroberer gesehen, dessen

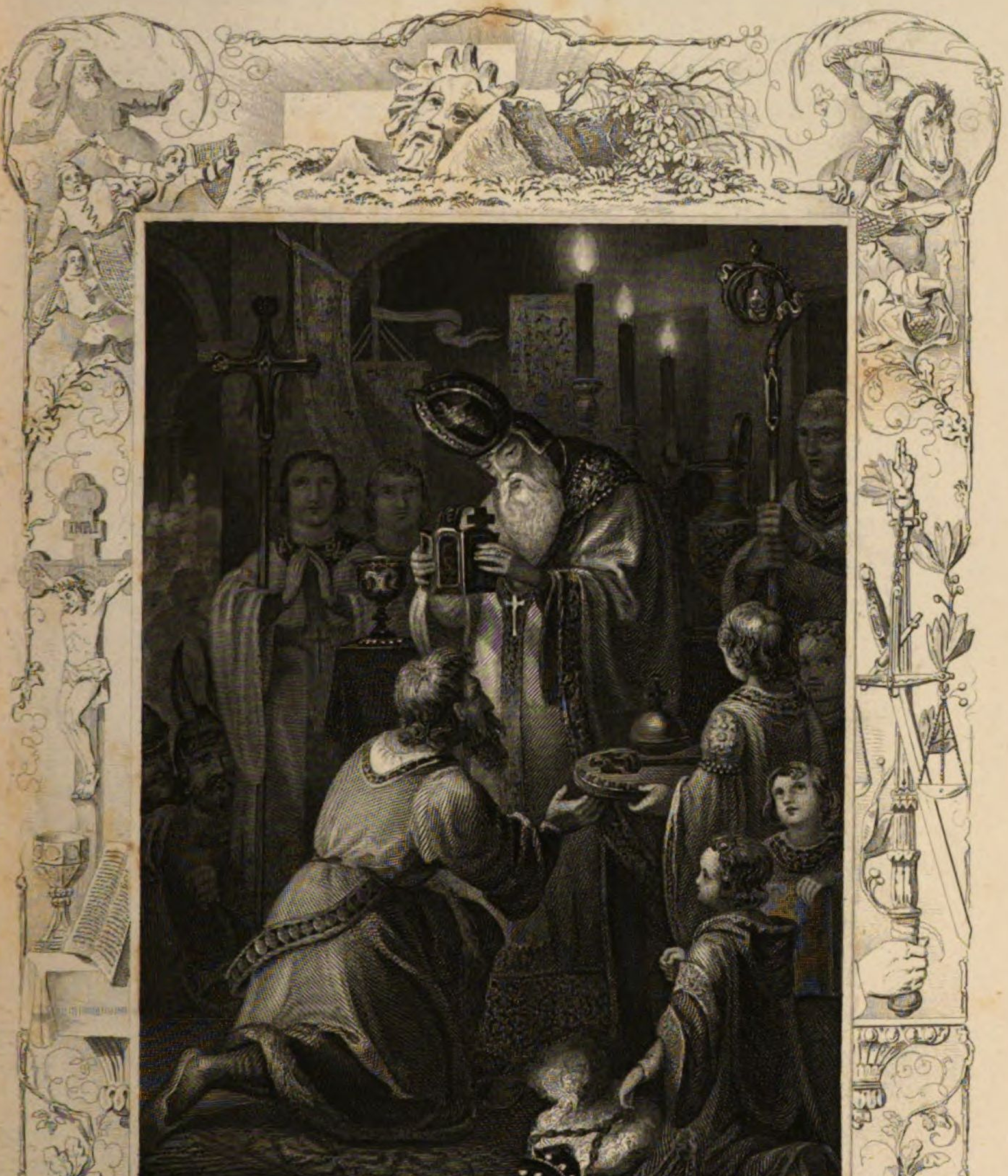


Kroenung
Kaiser Karl des Grossen.
801.

[illegible] den Pabst überfiel und mißhandelte, und dieser, schon gefangen, nur mit Mühe entfloh und zu Karl um Hülfe sandte, benützte der Letztere diese Gelegenheit, einen lange gehegten Gedanken auszuführen. Er fühlte sich längst als Cäsar, und wollte, was er sich fühlte, nun auch dem Namen nach werden. Er lud den Pabst zu einer persönlichen Besprechung ein, und dieser besuchte auch ohne Säumen den König in seinem Lager bei Paderborn. Beide verständigten sich aufs Freundlichste. Nach wenigen Tagen kehrte der Pabst zurück, von fränkischen Waffen geleitet und auf seinem Stuhl geschützt, und Karl folgte ihm schon im August 800 mit einem ansehnlichen Heere über die Alpen. Am 24. December hielt er seinen Einzug in Rom, um, wie es hieß, als Schirmherr der ewigen Stadt zwischen Pabst und Volk zu vermitteln. Schon zu Anfang der zweiten Woche nach seiner Ankunft sammelten sich angeblich zu diesem Zwecke alle geistlichen und weltlichen Großen der Römer und Franken in der Peterskirche. Die Beschuldigungen wider den Pabst verstummten vor dieser Versammlung, welche erklärte, daß der Inhaber des apostolischen Stuhls über jedes menschliche Gericht erhaben sei, und Leo stand gereinigt da. Am darauf folgenden Christfest ging Karl wieder zur Kirche, und setzte sich im [illegible] dem Hauptaltar gegenüber. Die Messe war zu Ende, [illegible] wie im Gebet versunken. Da, plötzlich, als [illegible] Umgebung, trat der Pabst vor, und setzte dem [illegible] goldene Krone auf. Die in die Sache eingeweihten Bischöfe und Priester und ein vorbereiteter Theil des Volkes brachen auf dieses Zeichen in den Jubelruf aus: »Dem Augustus Karl, dem von Gott gekrönten, frommen, großen und friedebringenden Kaiser der Römer Leben und Sieg!« Dreimal wiederholte sich dieser Ruf und alles Volk stimmte ein. Dann salbte Leo Karln zum Kaiser. Dieser spielte [illegible] den Ueberraschten, verbannte alle Feinde Leo's aus Rom, und bereicherte die Peterskirche mit Gold und Edelgestein.

Von da an erhielt seine Stellung eine höhere Weihe in den Augen der Zeitgenossen und in seinen eigenen. Mit der Kaiserkrone vom Pabste gekrönt, erschien er an der Stelle der alten Cäsaren, mit göttlicher Berechtigung zur Herrschaft über Alles, was einst zum weströmischen Kaiserthum gehörte. Die wichtigsten neuen Rechte wuchsen ihm dadurch, als Schirmherrn der Kirche und der Christenheit, in Rom und Italien zu. Selbst in Deutschland mehrte sich dadurch seine Machtvollkommenheit. Das Kaiserthum hatte eine geheimnißvolle Würde für die Gemüther, und es forderte, nicht, wie bisher das Königthum, bloß Treue, sondern Gehorsam. Karl ließ auch jetzt alle Männer, ohne Unterschied, in seinem ganzen Reiche sich als Kaiser neu huldigen und Gehorsam geloben.

So hätten wir Karln als Kriegsfürsten und Eroberer gesehen,



P. C. Geissler gez.

Kroenung
Kaiser Karl des Grossen.
801.

Siege im Kaiserthum ihre Vollendung, im eigentlichsten Sinne ihre Krone fanden. Ist er groß und furchtbar auf dem Schlachtfeld, so erscheint er in der Gesetzgebung und Verwaltung seines Reiches ehrwürdig und bewundernswerth. Wie die vielen Völker seines Reiches einen Glauben und einen weltlichen Herrn hatten, so wollte er sie auch unter ein Gesetz und eine Verwaltung bringen, und so die auseinander gefallenen germanischen Stämme zu einer Nation verschmelzen. Das aber that er mit möglichster Schonung der Sitten und Gesetze der Einzelnen. Er ließ bei allen Stämmen, die noch keine geschriebenen Gesetze hatten, und denen bei ihrer Vereinigung mit dem Frankenreich ihre alten Gesetze geblieben waren, diese aufzeichnen und mit Zustimmung der Betheiligten so verbessern, daß die Grundzüge seiner allgemeinen Gesetzgebung darein kamen, und das Volkslied der Friesen, deren alte Gesetze er wesentlich änderte, sang von ihm: „Pipins Sohn, Karl, war der beliebteste und der beste, er stiftete und steuerte Treue und Wahrheit, er setzte alle Volksküren und Landrechte und jedem Lande sein Recht.“ So wußte Karl zu schonen, wo er neu schuf. Es waren Umwandlungen, welche von Zusätzen ausgingen, und allmählig das Ganze durchdrangen. Sie waren durchgreifend und erstreckten sich über das allgemeine Reichsrecht, Reichsverwaltung, Kriegswesen, Polizei, Sitten, Handel und Gewerbe, Kirchen- und Schulordnung. Sie waren streng, der Zeit gemäß. Alle Gesetze aber wurden zuerst mit den geistlichen und weltlichen Reichsständen berathen, dann vor das Volk zur Zustimmung und zum Beschlusse gebracht, zuletzt vom Kaiser bestätigt. Die Mitwirkung der Stände des Volkes bei der Gesetzgebung schien ihm unumgänglich. Die Versammlung geschah bald unter freiem Himmel, bald in der königlichen Pfalz. Die Geistlichkeit war, wie der Adel, durch die höheren Glieder aus ihrer Mitte, das gemein freie Volk durch Scabinen oder Schöffen vertreten. Durch außerordentliche Commissarien ließ er überall seine Beamten überwachen, welche die Klagen des Volkes hören, und an ihn einberichten mußten. Alljährlich durchreisten diese ihre Bezirke, ein Geistlicher und ein Weltlicher, und versammelten je nach drei Monaten die Landsgemeinden, wo Alles untersucht wurde, geistliche und weltliche Verwaltung und Rechtspflege. Die Geistlichen und Weltlichen controlirten sich gegenseitig untereinander. Dieser Staatsorganismus kostete zwar viel, aber doch wurde noch ohne allgemeine Umlagen regiert, weil im Kriege jeder Heerbannspflichtige sich selbst verköstigen mußte, die Beamten in ihren Lehen ihren Gehalt hatten, und die kaiserliche Regierung vom Krongut bestritten ward. Die Kron- oder Kammergüter dienten zugleich durch ihren vorzüglichen Anbau und die Benützung aller Vortheile als Musterwirthschaft, und ungeachtet der fast ununterbrochenen Kriege hob sich, von ihm gefördert, der Landbau allenthalben; Höfe wurden zu Weilern,

Weiler zu Flecken. Eben so kräftig unterstützte er Handel und Gewerbe, baute dafür Brücken, errichtete Waarenniederlagen, legte Jahrmärkte an, verbesserte die Straßen, that unbillige Zölle ab. So kamen besonders die Rheinlande hierin zu einer gewissen Blüte. Viel trug dazu auch bei, daß er mit Nachdruck die Ruhe im Innern handhabte, und die unzähligen Raufereien dadurch niederdrückte, daß er Jedem verbot, zur Friedenszeit im Lande bewaffnet auszugehen. Doch schadete dieses Verbot nicht, wie man gemeint hat, der alten Freiheit der deutschen Männer. Großer Nachtheil aber erwuchs dieser aus Karls ewigen Kriegen. Die geringern Freisassen verarmten durch die immer wiederkehrende Heerfolge, oder traten sie, um dem Heerbann zu entgehen, in die Hörigkeit der Großen, und diese erhielten, weil Karl in seinen Kriegen ihrer Mitwirkung am wenigsten entbehren konnte, eine übermäßige Bedeutung und Gewalt, welche, so sehr sie für das Volk nur zu oft drückend wurde, selbst der strenge Karl ihnen nachsehen mußte. Er selbst pflanzte einen Keim zur Bedrückung des Volkes durch die Aristokratie, einen Keim, der zum wuchernden Unkraut wurde. Er pflanzte ihn ahnungslos dadurch, daß er an die Stelle der früher auf bestimmte Zeit vom Volke selbst gewählten Richter lebenslängliche, durch die Krone ernannte setzte, die später ihre Gewalt vielfach zu mißbrauchen und unmerklich erblich zu machen Gelegenheit hatten, und es auch nicht unterließen. So ruht auch hier wie immer die kriegerische Erdengröße auf einem dunkeln Grunde. Den freigebigst von ihm bevorrechteten Priesterstand und Waffenadel ließ er ihren Fuß auf das Volk setzen, um den Bau seiner kaiserlichen Hoheit zu heben und zu stützen.

Doch übersieht man diese Flecken in der Sonne Karls über dem wirklich Großen und Staunenswerthen, was er für die geistige Bildung seiner Völker that. Sie sind unter ihm und durch ihn in einem halben Jahrhundert weiter in der Gesittung gekommen, als vor ihm in einem halben Jahrtausend.

In feuriger Liebe zur Wissenschaft, in heiligem Eifer für das Reich des Geistes, für das Schöne und Wahre, beurkundete Karl, daß ein hoher Genius in ihm war. Schon sein Vater hatte griechische und römische Gelehrte an seinen Hof kommen lassen; doch war Karl selbst in seiner Jugend in wissenschaftlichen Kenntnissen sehr zurückgeblieben. Was der waffenruhmbegierige Jüngling versäumt hatte, holte der Mann, der Sieger der Völker, nach. Jetzt saß er und lernte als Schüler die lateinische und griechische Sprache, die mathematischen Wissenschaften, die Rhetorik, die Geschichten der Menschheit. Mit gleicher Liebe warf er sich auf die deutsche Muttersprache. Von ihm und unter ihm erhielt sie manche Bereicherung und festere Ausprägung in Form und Bau. In diesem sprachlichen, wie im poetisch-historischen und patriotischen Sinne ließ er auch die zerstreuten

Volksgesänge der Deutschen sammeln, die Lieder von den Kriegen der alten Könige der Franken, Burgundier und Gothen. In diesem Sinne versammelte er auch die berühmtesten Gelehrten und Schriftsteller der Christenheit an seinem Hofe, und war ihnen nicht König, sondern Freund. Nicht mit Unrecht hieß er in seiner Akademie der neue König David. Wie jener König der alten jüdischen Geschichte, war er, mit dem Lorbeer der Schlachten um die Schläfe, der Gesänge und der Weisheit Freund. Und um ihn her reihten sich: der edle, fromme und einsichtsvolle Alkuin, ein Angelsachse, von vielseitiger Gelehrsamkeit; Eginhard, von niederen Eltern im Odenwald geboren und mit Karls Söhnen auferzogen, ein klarer, herrlicher Geist, den Karl zu würdigen wußte; Tonkünstler und Baumeister, ausgezeichnet in der Kenntniß der römischen Literatur und ein Geschichtschreiber voll Seele und Wahrhaftigkeit; Engelbert, welchem bei großer Körperschönheit die Muse der Dichtkunst hold war; Raban, der nachmalige Erzbischof von Mainz, der gelehrteste seiner Zeitgenossen; Peter von Pisa, Sprachkenner und Astronom; Abälard von Corbey, Kenner der Kirchengeschichte; Paul Warnefried, der Longobarde, der treffliche Geschichtschreiber seines Volkes; und andere durch Wissenschaft namhafte Männer.

Diese Männer aber bildeten nicht bloß eine gelehrte Hofakademie, sondern sie waren zugleich Karls vertrauteste Rathgeber in weltlichen wie geistlichen Dingen. Dieser auserlesene Kreis erleuchteter Köpfe gehörte zu dem besondern Glücke Karls; ohne sie wäre manche große Idee seiner Regierung unangeregt und unausgeführt geblieben. Von diesem Mittelpunkte aus flossen Licht und Kenntnisse unter die rohen Völker, unter Adel, Geistlichkeit und niedere Stände.

Die ganze Nation geistig zu heben, oder wenigstens die Bildung künftiger Geschlechter vorzubereiten, legte er, so weit es sich in seinem Reiche thun ließ, Schulen an, sowohl Pflanzschulen künftiger Volkslehrer, als Volksschulen. Diese Schulen stattete er reichlich aus, oder knüpfte er sie an bereits reich ausgestattete Klöster an. Denn die Klöster, sagte er, „sollen nicht bloß zu einem frommen und beschaulichen Leben dienen, sondern auch zur Uebung in den Wissenschaften. Gut handeln ist freilich besser als Wissen; aber je reicher der Mensch an Wissen ist, desto geschickter ist er, gut zu handeln.“ Als solche Klosterschulen zeichneten sich bald Sft. Gallen, Reichenau, Hirsau im südlichen, Fulda, Corbey, Trier, Paderborn und Osnabrück im nördlichen Deutschland, Tours, Lyon und Orleans im welschen Theile des Frankenreichs aus.

Karl hatte solche Liebe für seine Schulen, daß er sehr häufig sie selbst besuchte, examinirte, Lob und Tadel spendete, ohne Rücksicht auf Stand und Geburt; denn Kinder von allerlei Eltern, reiche und arme, adelige und unadelige, freie und unfreie, wurden miteinander unterrichtet.

Trotz auf bloße Geburt mißfiel Karln höchlichst. „Beim König des Himmels!“ rief er einst, als er die Söhne einiger seiner großen Vasallen bei der Prüfung als die unwissendsten erkannte; „ich frage wenig nach eurer Herkunft; bessert ihr nicht alsbald durch Fleiß eure Trägheit, so werdet ihr nie bei Karl etwas erlangen!“

Auch den religiösen Glauben suchte er zu beleben und zu reinigen, Innerliches, Geistiges in die äußern Formen einzuführen. In diesem Sinne ließ er Stellen aus den heiligen Schriften und aus den Predigten der Kirchenväter ins Deutsche übertragen, bessere Kirchenlieder und Melodien dazu machen, und deutsche Predigten an das Volk halten. Freilich führte ihn sein religiöser Eifer manchmal auch zur Grausamkeit und zur Gewaltthat. Bei dem großen Hang, den die Neubekehrten zeigten, zu dem mit der Muttermilch eingesogenen Glauben ihrer Väter zurückzufallen, ließ er Unterlassung des sonntäglichen Kirchenbesuchs das erste Mal mit Stockschlägen, bei mehrfachem Versäumen mit Verlust der Freiheit büßen; hatte er doch die Bluttaufe der Sachsenvölker vor sich selbst gerechtfertigt. Seine sittlich-religiösen Zwecke im Auge, übersah er das Unerlaubte mancher Mittel, und so milde er von Natur war, so blutig-grausam konnte er werden, wenn sein Glaubenseifer Trotz oder Undank gegen das zu erkennen meinte, was er als die höchste Wohlthat anbot, den römisch-katholischen Glauben.

Ausgezeichnet ist Karl auch als Mensch an seinem Hofe und in seinem Hause.

Nach dem einstimmigen Zeugniß seiner Zeitgenossen war Karl, der furchtbare Krieger auf dem Schlachtfeld, der schreckliche Bestrafer des Widerstandes, den Seinigen ungemein liebreich im Herzen, wie auch sein Angesicht nur Wohlwollen aussprach. Selbst das Organ, wodurch dieses milde Wohlwollen zum Worte kam, die Stimme, war weich, hell und fein, unähnlich dem rauhen Tone seiner eisernen Frankenritter. Zärtlich, wie er seine Mutter Bertha bis an ihren Tod liebte, hing er an Weib und Kind. Nie speiste er ohne seine Familie; selbst auf Reisen, ja einige Mal auf seinen Kriegszügen ließ er sich von ihr begleiten. Seine schönen fünf Töchter erzog er aufs Sorgfältigste; er selbst übte sie in den leiblichen Uebungen; sie ritten, sie jagten mit ihm, und zu Hause saßen die Königs- und Kaisertöchter nicht bloß am Webstuhl und an der Spindel, sondern auch über den Wissenschaften und Künsten. War es übermäßige Zärtlichkeit, welche die geliebten, schönen Kinder nicht Andern überlassen wollte, welche Karln zu der Eigenheit trieb, seine Töchter nicht vermählen zu wollen? Und doch hielt er sie in der täglichen Nähe seines Geheimschreibers, des geist- und seelenvollen Eginhard, und des schönen dichterischen Engelbert, welche er ihnen zu Lehrern gab. Die Liebe knüpfte, wider Wissen und Willen des Vaters, so romantische Bande, daß dieser zuletzt nicht umhin konnte, dem

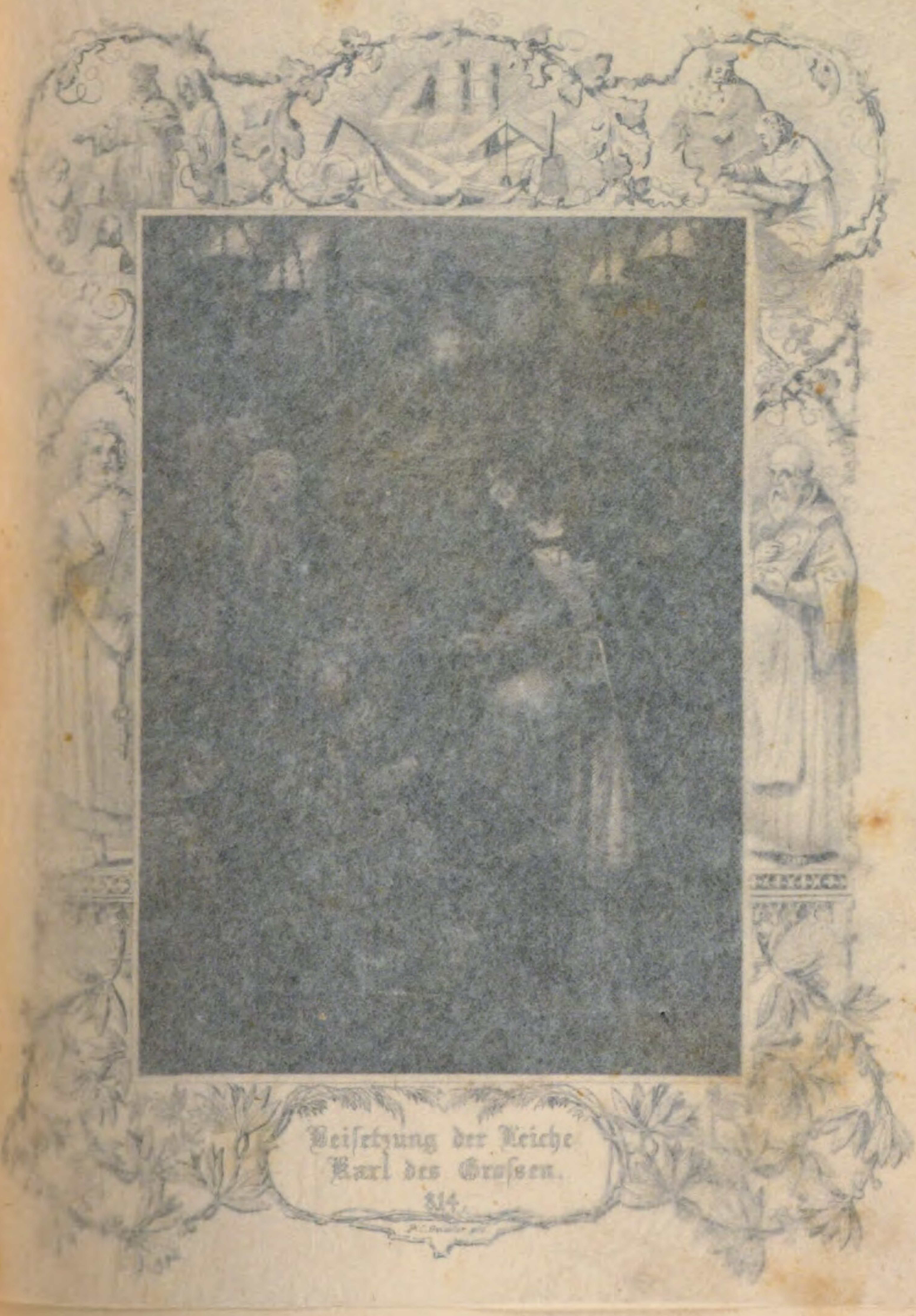
Erstern seine Tochter Emma, dem Andern seine Bertha zu vermählen. Seine drei Söhne Karl, Pipin und Ludwig wollte er zu Helden bilden; die Ersten glichen dem Vater, der Dritte hatte mehr eine geistliche als eine Heldennatur. Er war in seinen häuslichen Verhältnissen jedoch nicht durchaus glücklich. Fastrade, die er nach dem Tode der Hildegard geehlicht, soll selbst der Theilnahme an einer Verschwörung wider ihn verdächtig gewesen sein; in eine andere war sein Sohn Pipin verwickelt.

Das Ungeheure und Vielartige, was er vollbrachte, findet zum Theil in seiner Lebensweise die Erklärung der Möglichkeit. Er schlief nur wenige Stunden, und hörte selbst während des Ankleidens Vorträge seiner Räthe über Reichsgeschäfte, oder Vorlesungen seiner Gelehrten. Merkwürdig ist es, daß dieser, Sprachen und Wissenschaften und alles Andere so leicht fassende Geist, trotz aller Mühe, die er in späteren Jahren anwandte, es nie zum ordentlichen Schreiben brachte. Heitere oder lehrreiche Gespräche würzten seine Tafel. Diese war einfach, wie sein ganzes Hauswesen. Als Liebhaber der Jagd liebte er besonders Wildpret, das am Spieße gebraten und an dem Spieß von den Jägern ins Tafelzimmer hereingetragen ward. Vier Schüsseln waren die gewöhnliche Mahlzeit. Auch im Trinken war er nicht unmäßig. Die Tafel galt ihm nicht als Privilegium zum Schwelgen, sondern als Mittelpunkt familiärer und geistiger Unterhaltung. Da saß er, der König der Franken, der Kaiser Roms, der von Welttheilen bewunderte Eroberer, welchem Fürsten des fernsten Morgenlandes, wie der Schah von Persien, durch glänzende Gesandtschaften und Geschenke ihre Ehrfurcht zu bezeugen eiferten, da saß er im Kreis seiner Familie und seiner Gelehrten zu Tische, im linnenen Wamms und in linnener Hose oder im linnenen Rock, den seidene Streifen einfaßten, und kreuzweise wanden sich farbige Binden von der Sohle zum Knie. Nur Winters trug er ein Wamms mit Otterpelz, erst im hohen Alter ein Unterkleid von Wolle. Nur einen äußern Schmuck trug er an sich, den Schmuck und Gefährten des Kriegers, ein Schwert, dessen Handgriff und Wehrgehenk von Silber oder Gold und reich verziert waren, und das er stets an der Seite hatte. Nur bei festlichen Gelegenheiten zeigte er sich in glänzender Kleidung, mit Gold und edlen Steinen. Er liebte es, nur solche Kleider zu tragen, welche die Kaiserin und die Kaisertöchter selbst gesponnen, gewoben und gefertigt hatten. Die Garderobe wie die ganze Hauswirthschaft besorgte und überwachte die Kaiserin, einfach in Sitten und äußerer Erscheinung wie er; aus ihrer Hand erhielt an hochfeierlichen Tagen ein jeder Vasall als Ehrengeschenk nicht goldene und fremdseidene Gewande, sondern — einen Friesrock. Als Vergnügungen liebte Karl Reiten und Fechten, gefahrvolle Jagden, besonders in den Vogesen und Ardennen, und gesellschaftliches Schwimmen, meist in den Bädern von Aachen; leidenschaftlich aber liebte er das schöne

Geschlecht. Doch war er bis in die letzten vier Jahre in blühender, kräftiger Gesundheit; niemals bedeutend krank.

Seltsamer Weise hat sich vielfach die Ansicht festgesetzt, als sei Karl eigentlich ein Franzose, kein Deutscher gewesen. Karl war durch und durch ganz deutsch, nichts Fränkisch-Gallisches war an ihm. Die Hausgüter seiner Familie lagen in reindeutschem Gebiet, in den Niederlanden; seine Geburtsstadt war Aachen; das Centrum, von welchem aus er sein unermeßliches Herrschaftsgebiet regierte, war dasselbe deutsche Aachen. Die Pfalzen, die er von Aachen aus am liebsten besuchte, und wo die Reichsversammlungen Statt fanden, waren lauter deutsche: Dietenhofen (Deutschhofen), Königshofen, Kostheim, Schlettstadt, Trebur, Würzburg, Regensburg, Nimwegen, Düren, Worms, Ingelheim und Frankfurt am Main. Als das uralte Worms, der sagen- und liederverherrlichte Sitz der alten burgundischen Könige und Königinnen, von den Flammen verzehrt ward, schmückte Karl vorzüglich Ingelheim zum Königssitz aus, auf dem linken Rheinufer, unterhalb des alten Mainz, da, wo die Natur in Höhen und Thal und Fluß mit ihrer reizendsten Schönheit ihm entgegenlachte. Aus den Sitzen und Schatzkammern altherrlicher Kunst, aus Rom und Ravenna, ließ er das Material zum Bau des neuen Palastes kommen, die hundert Marmor- und Granitsäulen, auf denen das Dach sich erhob. Waren die Frescobilder, welche die Thaten der alten Helden und die Thaten Karls darstellten, und womit die Wände des Palastes geschmückt waren, auch roh, so waren sie doch die ersten in Deutschland, und sie bezeugten seinen Sinn und Eifer für die Malerei, wie seine andere Bauten seinen edeln Willen, Denkmale der Architektur zu schaffen, und mehr als das säulengetragene, herrliche Dach der Pfalz zu Ingelheim, mehr als die Residenz zu Aachen mit ihren weiten Sälen, ihren zahlreichen Hallen und Lauben und ihrem kunstvollen Söller bewies dieses die Liebfrauenkirche dieser Stadt, die der sinnige Eginhard baute, der erste edle und großartige Dom in Deutschland. Auch hierzu lieferte Ravenna das köstlichste Material: acht reich gearbeitete Säulen, welche die Kuppel trugen, den reinen Marmor und das prachtvolle Mosaik, womit Wände und Fußboden bekleidet waren, die ehernen Thorflügel und Gitter, und das silberne und goldene Kirchengeräthe.

Als Karl sah, daß seine Locken silberweiß waren, gedachte er, wie es mit seinem Reiche werden solle, wenn er nicht mehr wäre. Als hätte ihn das Gefühl geleitet, daß das ganze, aus so verschiedenen Elementen von ihm zusammengebaute Weltreich von keinem andern Gebote eines Einzigen sich zusammenhalten ließe, als von der gewaltigen Persönlichkeit dessen, der es gegründet und ausgebaut: Karl entwarf im Jahre 806 mit Zustimmung der geistlichen und weltlichen Großen einen Theilungsplan, wonach nach seinem Tode das Reich unter seine drei Söhne vertheilt werden sollte.

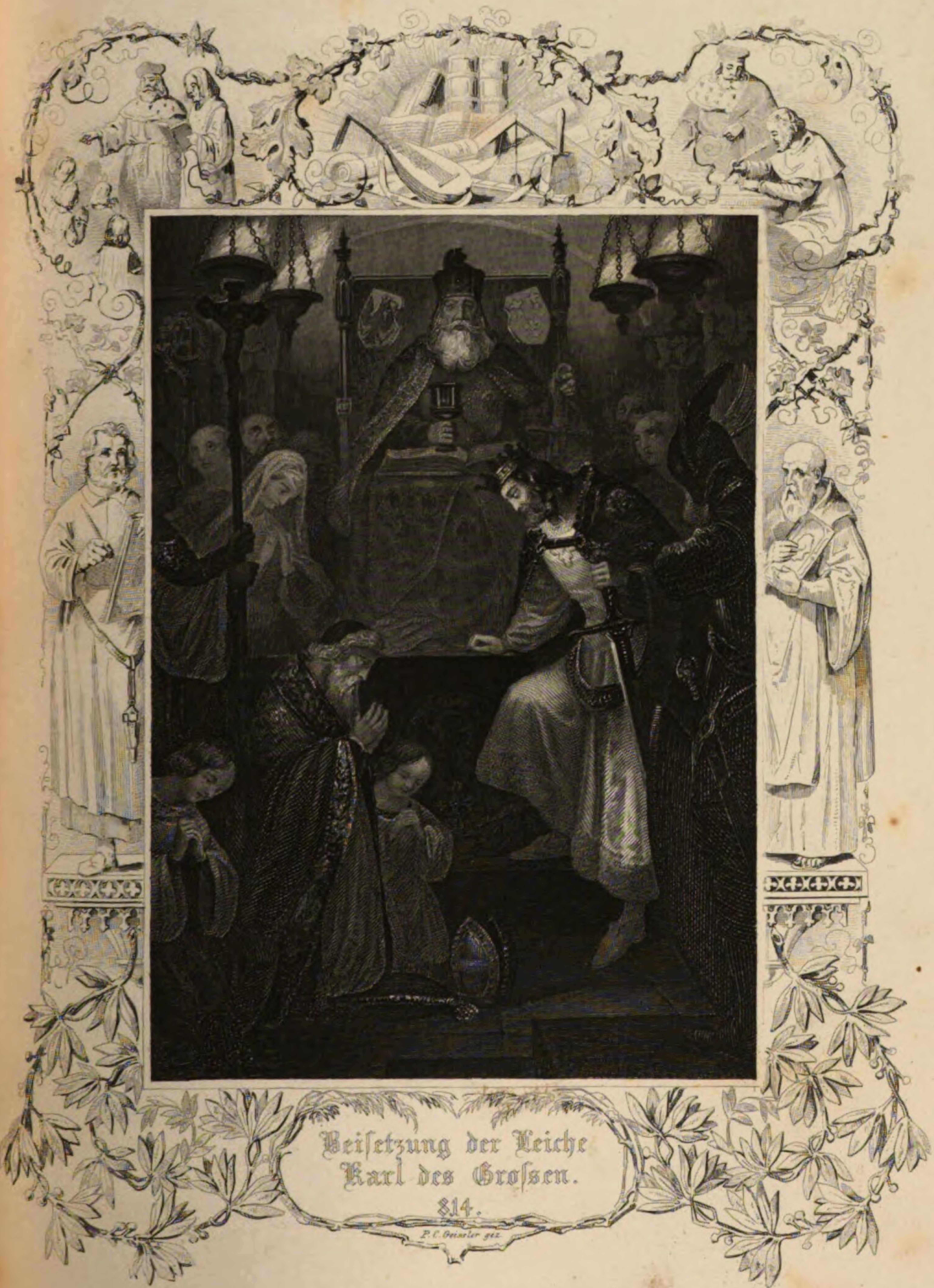


Beisetzung der Leiche
Karl des Grossen.
814.

Geschlecht. Doch war er bis in die letzten vier Jahre in blühender, kräftiger Gesundheit; niemals bedeutend krank.

Seltsamer Weise hat sich vielfach die Ansicht festgesetzt, als sei Karl eigentlich ein Franzose, kein Deutscher gewesen. Karl war durch und durch ganz deutsch, nichts Fränkisch-Gallisches war an ihm. Die Hausgüter seiner Familie lagen in reindeutschem Gebiet, in den Niederlanden; seine Geburtsstadt war Aachen; das Centrum, von welchem aus er sein unermeßliches Herrschaftsgebiet regierte, war dasselbe deutsche Aachen. Die Pfalzen, die er von Aachen aus am liebsten besuchte, und wo die Reichsversammlungen Statt fanden, waren lauter deutsche: Dietenhofen (Deutschhofen), Königshofen, Kostheim, Schlettstadt, Trebur, Würzburg, Regensburg, Nimwegen, Düren, Worms, Ingelheim und Frankfurt am Main. Als das uralte Worms, der sagen- und liederverherrlichte Sitz der alten burgundischen Könige und Königinnen, von den Flammen verzehrt ward, schmückte Karl vorzüglich Ingelheim zum Königssitz aus, auf dem linken Rheinufer, unterhalb des alten Mainz, da, wo die Natur in Höhen und Thal und Fluß mit ihrer reizendsten Schönheit ihm entgegenlachte. Aus den Sitzen und Schatzkammern altherrlicher Kunst, aus Rom und Ravenna, ließ er das Material zum Bau des neuen Palastes kommen, die hundert Marmor- und Granitsäulen, auf denen das Dach sich erhob. Waren die Frescobilder, welche die Thaten der alten Helden und die Thaten Karls darstellten, und womit die Wände des Palastes geschmückt waren, auch roh, so waren sie doch die ersten in Deutschland, und sie bezeugten seinen Sinn und Eifer für die Malerei, wie seine andere Bauten seinen edeln Willen, Denkmale der Architektur zu schaffen, und mehr als das säulengetragene, herrliche Dach der Pfalz zu Ingelheim, mehr als die Residenz zu Aachen mit ihren weiten Sälen, ihren zahlreichen Hallen und Lauben und ihrem kunstvollen Söller bewies dieses die Liebfrauenkirche dieser Stadt, die der sinnige Eginhard baute, der erste edle und großartige Dom in Deutschland. Auch hierzu lieferte Ravenna das köstlichste Material: acht reich gearbeitete Säulen, welche die Kuppel trugen, den reinen Marmor und das prachtvolle Mosaik, womit Wände und Fußboden bekleidet waren, die ehernen Thorflügel und Gitter, und das silberne und goldene Kirchengeräthe.

Als Karl sah, daß seine Locken silberweiß waren, gedachte er, wie es mit seinem Reiche werden solle, wenn er nicht mehr wäre. Es hatte ihn das Gefühl geleitet, daß das ganze, aus so verschiedenen Elementen von ihm zusammengebaute Weltreich von keinem andern Gebote eines Einzigen sich zusammenhalten ließe, als von der gewaltigen Persönlichkeit dessen, der es gegründet und ausgebaut: Karl entwarf im Jahre 806 mit Zustimmung der geistlichen und weltlichen Großen einen Theilungsplan, wonach nach seinem Tode das Reich unter seine drei Söhne vertheilt werden sollte.



Beisetzung der Leiche Karl des Grossen. 814.

P. C. Geissler gez.

Aber die beiden ältesten Söhne starben vor dem Vater. Es war ein harter Schlag, der fast gleichzeitige Tod seiner beiden Heldensöhne; aber er brach den durch Jahre, Arbeiten und Geschicke geübten, felsigen Karl nicht. Sechs Jahre später theilte er sein Reich aufs Neue. Seinem Enkel Bernhard, dem Sohne Pipins, wies er Italien und den Königsnamen zu; seinem jüngsten, noch einzigen Sohne, Ludwig, das Kaiserthum und die Alleinherrschaft in allen andern Landen des großen Frankenreichs. Es war auf dem Reichstag zu Aachen, im Jahre 813, wo dies geschah. Der ehrwürdige alte Kaiser erinnerte den Sohn in ernsten Worten, treu zu halten an den Pflichten, die ihm als dem künftigen Herrscher obliegen, gegen Gott und seine Kirche, gegen sein Volk und seine Geschwister. Auf dem Altare lag eine goldene Krone. Diese befahl Karl seinem Sohne mit eigener Hand vom Altar zu nehmen und mit eigener Hand sich aufzusetzen. Damit wollte er zeigen, daß der Kaiser von Niemand abhänge, und das Kaiserthum nicht gebunden sei an irgend eine priesterliche Krönung.

Das war die letzte öffentliche Handlung des großen Karl. Sechs Monate darauf, am 21. Januar 814, fiel er in ein hitziges Fieber, welches am siebenten Tage seinem ungeheuern Dasein und Wirken auf Erden ein Ziel setzte. 72 Jahre hatte er gelebt, 47 regiert. Alles Volk zu Aachen klagte laut seinen Tod, und geleitete den einbalsamirten Leichnam in die Liebfrauenkirche, wo er noch am gleichen Tage in die längst bereitete Gruft beigesetzt wurde. Sie bekleideten ihn mit dem Kaisermantel und den andern Zeichen der Herrschaft, und setzten ihn auf einen vergoldeten Marmorthron, legten ihm ein goldenes Evangelienbuch auf die Kniee, hefteten ihm auf das Haupt ein Stück des heiligen Kreuzes, und hingen ihm an die Seite eine Pilgertasche. Dann mauerten sie die Gruft zu und schrieben über den Eingang: „Hier ruht die Leiche Karls, des großen und rechtgläubigen Kaisers, welcher das Reich der Franken durch herrliche Thaten gemehrt und 47 Jahre glücklich regiert hat.“ Er aber lebte fort, durch die Jahrhunderte herab, in der Liebe, in den Sagen und Liedern der deutschen Völker, die von ihm, von seinen und seiner Helden Thaten und Abenteuern von Mund zu Munde, immer wieder erneut, sich fortpflanzten. Es ist nicht dichterische Uebertreibung, wenn von ihm gesagt worden ist:

„Er gab einer Welt Gesittung und Blühn,
Und einen Gott: dann legt' er sich hin.“

Ludwig der Fromme.

Mit dem großen Karl war nicht nur der Eroberungsgeist der alten Franken zu Grabe gegangen, und auf die thatenreichste Zeit folgten die Jahre der Ruhmlosigkeit: sondern selbst das Erworbene und Gegründete wurde nicht zusammengehalten, seit der eiserne Wille, der 47 Jahre lang die widerstrebenden Elemente beherrscht hatte, daraus gewichen war. Dem gebietenden, selbstherrschenden Karl hätte Keiner auf seinem Throne folgen können, der ihm unähnlicher gewesen wäre, als sein Sohn, Ludwig der Fromme. Er war nicht ohne geistige Anlagen, dieser Nachfolger des gewaltigen Karl, und dabei eine ungemein milde und menschenfreundliche Seele; Karl hatte ihn nicht ohne Sorgfalt erzogen, seinen Leib durch alle körperlichen Uebungen, seine weiche Gemüthsart durch den kriegerischen Geist der deutschen Heldenlieder zu stärken gesucht, und ihn vertraut mit der römischen und griechischen Wissenschaft gemacht. Auch zu den Staatsgeschäften hatte er ihn frühzeitig beigezogen; aber es schlug zum großen Unheil Ludwigs und des Reiches aus, daß ihn sein Vater, als er in männlichen Jahren war, von seinem Hof und seiner Person entfernt hielt, und ihn eine entlegene Provinz verwalten ließ, wo er nur zu bald lernte, statt zu regieren, sich regieren zu lassen. Er kam ganz unter den Einfluß der Geistlichkeit, seiner Gemahlin und seiner Kinder. Er war reine Güte und Sanftmuth ohne Willenskraft und Consequenz; er war ungeheuchelte Frömmigkeit, aber sein Geist durch die Religion nicht erleuchtet und frei gemacht, sondern getrübt und unterdrückt.

37 Jahre war Ludwig alt, als er den Thron des Frankenreiches bestieg. Es hatte sich in den letzten Jahren seines hochgealterten Vaters Manches eingeschlichen, wodurch sich die Völker bedrückt fühlten, da des greisen Kaisers Auge seine Beamten nicht mehr so scharf überwachen, sein Arm nicht mehr so kräftig in alle Federn der großen Reichsmaschine eingreifen konnte. Es war darum des gütigen Ludwigs erste Handlung auf seinem ersten Reichstage, zu berathen und zu beschließen, wie alles Unrecht und alle Bedrückung, welche Raum gewonnen, wieder gut gemacht werden könnten. Aber es blieb beim Beschluß. Die geistlichen und weltlichen Großen führten von allen seinen Befehlen nur aus, was und wie sie es wollten.

Der fränkische Staat hatte schon unter seinem Vater Karl eine geistlich-weltliche Farbe und Form angenommen; Karl hatte in gutem Verständniß mit der geistlichen Gewalt sich bewegt, weil diese zur Ordnung und Civilisirung seines Reiches ihre ihm unentbehrliche Mitwirkung lieh: unter

seinem Sohne hörte die weltliche Monarchie fast auf, sie ward nahezu ganz geistlich. Unter Karl hatte die Geistlichkeit angefangen, sich zu regen und um sich zu greifen: unter seinem Sohne arbeitete sie, die bisher vom Kaiser abhängig war, schon mit Erfolg daran, sich ganz von demselben unabhängig zu machen und die Herrschaft an sich zu ziehen. Es war die Zeit, in welcher die Einheit der geistlichen Gewalt gegründet und der römische Pabst als Oberhaupt der ganzen christlichen Kirche erklärt wurde.

Im Interesse und unter dem Einfluß der Geistlichkeit geschah es auch, daß der fromme Ludwig, obwohl erst 40 Jahre alt, schon im dritten Jahre seiner Regierung, im Jahr 817 die Thronfolge ordnete und sein Reich förmlich unter seine drei Söhne vertheilte. Sein ältester Sohn Lothar ward zum Thronfolger und künftigen Kaiser bestimmt. Dessen Brüder, Pipin und Ludwig, nachmals der Baier oder der Deutsche genannt, sollten, jener Aquitanien, die Mark Toulouse, die Grafschaft Carcasson, Autun und Nevers in Burgund erhalten; dieser Baiern, Kärnthen, Böhmen, die avarische Mark und die slavischen Eroberungen; dagegen der Hauptsitz des Reichs, das alte Austrasien, von der Loire bis zur Elbe, die Rheinlande und das alte Burgund bis zu den Thälern von Aosta Lothars Erblande werden; jeder der jüngern Brüder, zum Zeichen ihrer Abhängigkeit von Lothar, als ihrem Kaiser und Lehensherrn, wie als Familienoberhaupt, diesem jedes Jahr Geschenke darbringen, und ohne seine Erlaubniß keine Vermählung schließen.

Diese seltsame, und wie mit Recht genannt worden ist, allen germanischen Ideen widersprechende Thronfolgeordnung, wurde die Quelle von einer Reihe böser Thaten, von vater- und brudermörderischen Kämpfen, und im Hause des großen Karls wurden die Furien heimisch, wie einst im Hause der Merowinger.

Umsonst hatten die, welche es treu mit ihm meinten, den Kaiser vor dieser Theilung gewarnt; der fromme Ludwig folgte allein der Stimme seiner Geistlichen, die sein Herz eingenommen hatten und denen eine wirkliche, der Sache, den Bedürfnissen der Völker und der Natur der Länder gemäße Theilung des Reiches für die Einheit der Kirche und ihre Plane gefährlich schien. Darum überredeten sie ihn zu einer Thronfolgeordnung, welche eine Theilung und auch wieder keine Theilung war, eine Einheit des Reichs im Kaiserthum, und auch wieder keine Einheit. In die Mauer, welche Karls Weltreich umgürtete, mußten die aus solcher Lage nothwendig hervortreibenden Bruderkriege große Risse brechen, und zwischen diese hinein die geistliche Weltherrschaft ungehindert ihre schnell wachsenden Aeste emporbrängen.

Ahnungslos und beglückt in dem Vollbrachten, feierte Ludwig prachtvolle kirchliche Feste, spendete reichliche Almosen an die Armen und Pilger,

reichlichere an die Kirchen, und ließ alle seine Großen auf diese Thronfolgeordnung schwören, welche Gott durch ihn gemacht. Lothar aber nahm er sogleich zum Mitregenten an.

Der erste brudermörderische Kampf, welcher dadurch hervorgerufen wurde, war mit Bernhard, Pipins Sohn, Karls Enkel und Ludwigs des Frommen Neffen, dem Könige von Italien. Dieser, als Sohn des älteren Bruders von Ludwig, sprach das Kaiserthum für sich und für Italien an, und griff zu den Waffen. Der Heerbann des ganzen Frankenreichs überzog seine Lande. Ehe er sich mit dieser Uebermacht, welche ihn erdrücken mußte, zu messen wagte, zog er es vor, seinen Oheim durch Unterwerfung zu begütigen. Aber die Franken übten schonungslose Rache. Die italischen Großen, die mit Bernhard gehalten, endeten auf dem Blutgerüst oder in ewigem Kerker. Ueber Bernhard selbst, welchen sie gefangen nach Aachen schleppten, setzten sie ein feierliches Blutgericht nieder und verurtheilten ihn zum Tode. Der weiche Ludwig ertrug es nicht, den Sohn seines Bruders, den Enkel des großen Karl, auf dem Blutgerüste zu sehen; aber er war auch zu schwach, um seine Rettung zu wagen. Er milderte das Todesurtheil in Blendung und Gefangenschaft. In wenigen Tagen starb der Geblendete, und Lothar empfing das Königreich Italien.

Niedergedrückt vom Gefühle dieser Blutschuld, versuchte der fromme Ludwig durch Beicht, Fasten und Almosen die Rache von seinem Hause zu wenden; aber ihre Geister faßten ihn von allen Seiten. Im Norden und Süden seines Reiches plünderten die Normannen, im Westen die Sarazenen, im Nord- und Südosten die empörten Slaven und Avaren, und erfüllten den schwachen Kaiser mit Sorgen und Schrecken. Statt als Held mit dem Kaiserschwert die empörten Kräfte zur Ruhe zu weisen und sein Reich zu schirmen, suchte er Trost im Beichtstuhl und im Gebet, Erholung von solchen Sorgen und süßes Vergessen bei seiner geliebten Judith, seiner zweiten Gemahlin, mit der er sich kürzlich vermählt hatte. Sie war bezaubernd schön, die junge Kaiserin, aus Oberschwaben, die Gräfin von Altdorf; aber der Geist ihres Hauses war in ihr, der Geist der Welfen; sie war eben so kühn als klug, eben so ehrgeizig als fest, eben so intriguant als herrschsüchtig. Ihr Wille, gestützt auf einige von ihr begünstigte Höflinge, regierte den schwachen Ludwig und durch ihn das Reich. Ungeachtet dieses schon vertheilt war, machte Ludwig ihr zu Liebe eine neue Theilung, und ließ durch ein kaiserliches Edict ihren Sohn Karl zum König über Allemannien, Rhätien und einen Theil von Burgund erklären, im Jahre 829.

Die drei andern Söhne und die Großen des Reiches waren längst über des Vaters Hof und Regierung mißvergnügt. Jetzt erhoben sie offenen Aufstand wider ihn. Alle Provinzen am Mittelmeer, an der Rhone

an der Loire, an der Seine kamen wider ihn in Aufruhr, wie mit einem Schlag. Der Vater, seine eigenen Söhne und seine Völker in Empörung vor sich, wurde noch mehr geängstet, als auch die Geistlichkeit sich wider ihn erklärte, aufgebracht, daß der Kaiser von einer so eben beschwornen, durch die Kirche feierlich bestätigten Anordnung abzuweichen sich einfallen ließ. In seiner Bedrängniß entließ er die Günstlinge seiner Gemahlin. Lothar aber bemächtigte sich der ganzen Regierung, schickte die wegen ihrer Liebe zu ihrem Sohne Karl und ihren aus derselben fließenden Intriken ihm tief verhaßte Stiefmutter in ein Kloster, und behandelte seinen Vater wie einen des Throns Entsetzten, in schimpflicher Gefangenschaft.

Mehrere Monate hatte der fromme Ludwig diese Mißhandlung des Sohnes ertragen, als ein Mönch, Guntbald, dankbar der Wohlthaten des alten Kaisers gedenkend, alle seine Klugheit und Beredsamkeit aufbot, in dem jüngern Sohne, Ludwig dem Deutschen, und in den Großen Ostfrankens das Gefühl für eine so ruchlose Behandlung des Vaters und des Kaisers zu entflammen, und in Scham und Zorn befreiten diese den frommen Ludwig, und setzten ihn wieder auf den Thron. Seine geliebte Judith wurde ihm wieder aus dem Kloster zugeführt, Lothar verlor dagegen die Mitregentschaft und ward in sein Königreich Italien verwiesen. Das geschah im Jahr 830.

Wieder in den Netzen seiner Judith und ihrer Günstlinge, war der fromme Ludwig in Kurzem wieder der Alte. Die Art und Weise der Reichsverwaltung gab reichen Stoff zum Mißvergnügen, die Kaiserin regierte nach ihren Gelüsten, machte neue Intriken für ihren Liebling Karl, Ludwig verschleuderte die Krongüter und war in Allem seiner Gemahlin zu Willen. So gingen kaum drei Jahre vorüber, als alle drei Söhne miteinander die Waffen wider den auf keines ihrer Worte hörenden Vater ergriffen.

Der fromme Ludwig hatte die Güter der Krone besonders freigebig an seine höhere Geistlichkeit verschenkt, um in diesen für den Fall von Widerwärtigkeiten mächtige Freunde und Stützen zu haben. Viele derselben hatte er aus den niedrigsten Verhältnissen zu ihren Würden und Ehren erhoben: aber die zweite Erfahrung, die er machte, sollte bitterer sein, als die erste.

Er zog ein zahlreiches Heer zusammen, um die empörten Söhne zur Ordnung zu bringen. Dennoch versuchte der sanfte Vater zuvor gütliche Unterhandlungen mit den Söhnen; aber diese hatten keinen Erfolg. Auf dem Rothfeld, einer Ebene im Elsaß, zwischen Straßburg und Basel, lagerten die Heere des Vaters und der Söhne einander gegenüber. Noch war das kaiserliche Heer an Zahl überlegen.

Im Heerlager der Söhne befand sich Pabst Gregor IV. Er hatte

von Rom aus den König Lothar über die Alpen begleitet. Er hatte sich insgeheim mit demselben zu einem Plane verbunden, welcher die ganze Kühnheit der Bestrebungen offenbarte, womit die Kirche umging, er wollte zeigen, wie an Königen, welche dem Willen der Kirche entgegen handeln, diese die göttlichen Strafen, womit sie solches bedrohe, in der That vollziehe. Unter dem Scheine, für Versöhnung und Frieden zu arbeiten, begab er sich in das kaiserliche Lager. Der fromme Ludwig empfing den ersten Priester der Christenheit, den er in ihm verehrte, in Demuth und Freuden, wie einen Engel des Segens. Gregor besprach sich mit den dem Kaiser treu gebliebenen Bischöfen und Aebten, wie mit den weltlichen Großen. Dann kehrte er zurück in das Lager der Söhne. In der Nacht aber — es war der 29. Juni 833 — folgten ihm alle Bischöfe und Aebte, und eine beträchtliche Zahl der weltlichen Herren, und traten mit ihren Schaaren zu den Söhnen über.

Als der Kaiser am Morgen aus seinen süßen Träumen einer nahen Aussöhnung durch den Pabst erwachte, sah er, wie dessen Worte seine Getreuen zum Verrath verführt und sein Lager fast verödet hatten. Er zählte die, welche noch fest geblieben; es war eine kleine Zahl. „So verlaßt auch ihr mich, sprach er zu diesen, und gehet hinüber; ich bitte euch. Um meinetwillen soll keiner Leib oder Glied verlieren!“ Da verließen ihn auch, wiewohl mit Thränen, die, welche Lehen von der Kirche trugen, oder von weltlichen Großen abhängig waren. Nur ein kleines Häuflein freier Männer oder Vasallen der Krone blieben bei ihrem Kaiser, und schon machten die Söhne Miene, das väterliche Lager zu stürmen. Da sandte der Kaiser die Bitte an sie hinaus, ihm einen Ort zu lassen, wo er mit seiner Judith, der Kaiserin, und seinem unmündigen Söhnlein Karl in Ruhe leben möchte. Die Söhne stellten sich auf diese Bitte des kaiserlichen Vaters auf das Freundlichste, und gingen ihm mit aller Ehrenbezeugung, die er erwarten konnte, entgegen; er küßte sie, wie ein Vater die geliebten Söhne; sie aber änderten, sobald er in ihrer Gewalt war, ihr Betragen. Sie erklärten den Vater des Thrones für verlustig, ließen sich selbst durch die vereinigten Heere huldigen, theilten unter sich das Reich, und stießen ihre Stiefmutter, die Kaiserin, und deren Sohn, ihren Halbbruder, in klösterliche Gefangenschaft. Jene wurde nach Tortona in Italien, dieser nach Prüm in den Ardennen abgeführt. Das Rothfeld aber hieß von da an das L ü g e n f e l d.

Zu Compiegne war es, wo eine große Versammlung, meist von h o h e n G e i s t l i c h e n und höheren weltlichen Lehenträgern, welche sich einen Reichstag nannte, die Thronentsetzung des frommen Ludwig bestätigte. Auf dieses zerstreuten sich alle dabei Betheiligten, der Pabst ging nach Rom, die Andern jeder an seinen Ort. Der verrathene Kaiser aber blieb in den Händen seines Sohnes Lothar, welcher sich jetzt Kaiser nannte, und nicht

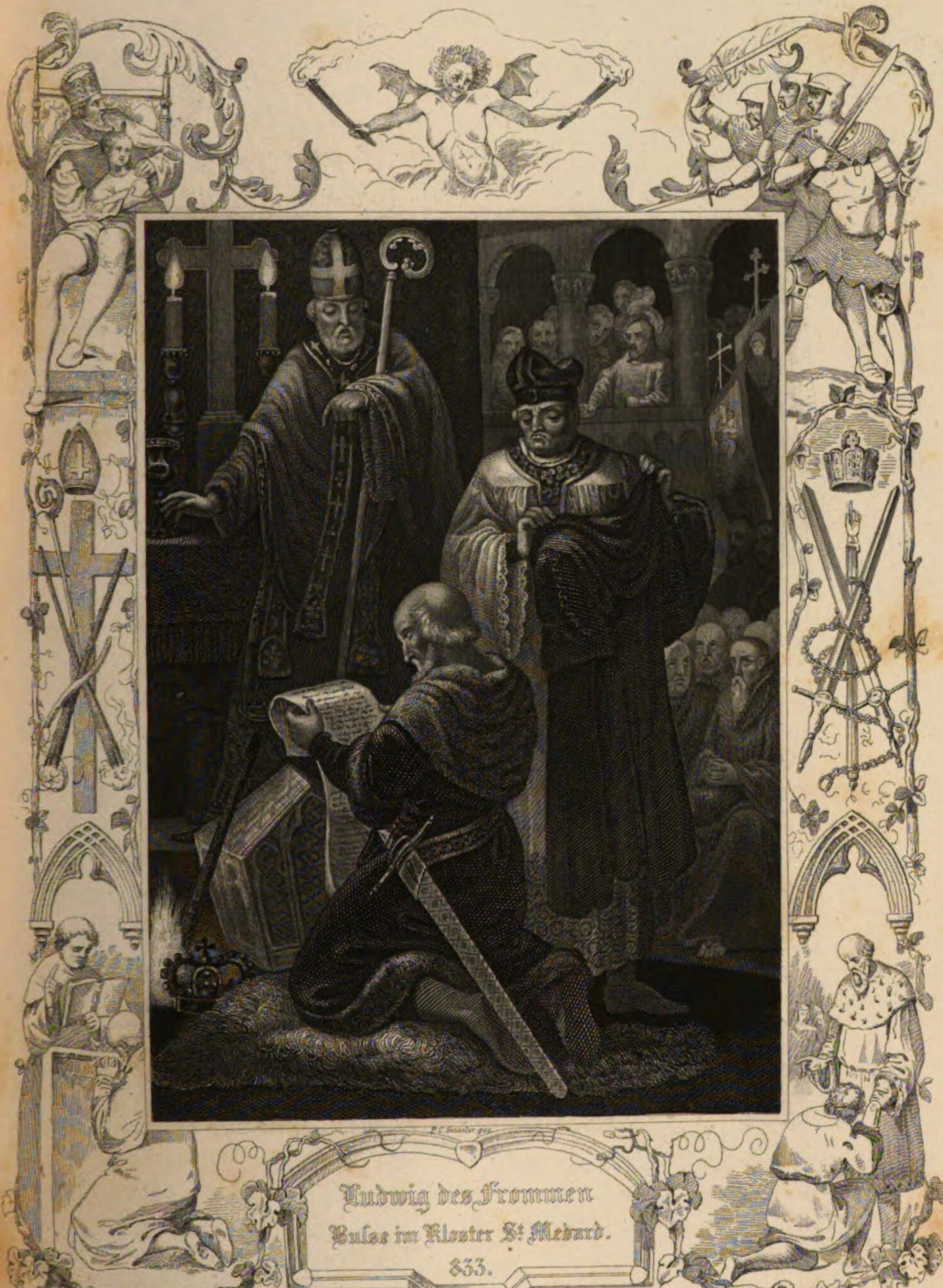


Ludwig des Frommen
Buße im Kloster St. Medard.
833.

[illegible] aus den König Lothar über die Alpen begleitet. Er hatte [illegible] mit demselben zu einem Plane verbunden, welcher die ganze [illegible] der Bestrebungen offenbarte, womit die Kirche umging, er wollte [illegible] an Königen, welche dem Willen der Kirche entgegen handeln, [illegible] göttlichen Strafen, womit sie solches bedrohe, in der That vollziehen. Unter dem Scheine, für Versöhnung und Frieden zu arbeiten, begab er sich in das kaiserliche Lager. Der fromme Ludwig empfing den ersten Priester der Christenheit, den er in ihm verehrte, in Demuth und Freuden, wie einen Engel des Segens. Gregor besprach sich mit den dem Kaiser treu gebliebenen Bischöfen und Aebten, wie mit den weltlichen Großen. Dann kehrte er zurück in das Lager der Söhne. In der Nacht aber — es war der 29. Juni 833 — folgten ihm alle Bischöfe und Aebte, und eine beträchtliche Zahl der weltlichen Herren, und traten mit ihren Schaaren zu den Söhnen über.

Als der Kaiser am Morgen aus seinen süßen Träumen einer nahen Aussöhnung durch den Pabst erwachte, sah er, wie dessen Worte seine Getreuen zum Verrath verführt und sein Lager fast verödet hatten. Er zählte die, welche noch fest geblieben; es war eine kleine Zahl. »So verlaßt auch ihr mich, sprach er zu diesen, und gehet hinüber; ich bitte euch. Um meinetwillen soll keiner Leib oder Glied verlieren!« Da verließen ihn auch, wiewohl mit Thränen, die, welche Lehen von der Kirche trugen, oder von weltlichen Großen abhängig waren. Nur ein kleines Häuflein freier Männer oder Vasallen der Krone blieben bei ihrem Kaiser, und schon machten die Söhne Miene, das väterliche Lager zu stürmen. Da sandte der Kaiser die Bitte an sie hinaus, ihm einen Ort zu lassen, wo er mit seiner Judith, der Kaiserin, und seinem unmündigen Söhnlein Karl in Ruhe leben möchte. Die Söhne stellten sich auf diese Bitte des kaiserlichen Vaters auf das Freundlichste, und gingen ihm mit aller Ehrenbezeugung, die er erwarten konnte, entgegen; er küßte sie, wie ein Vater die geliebten Söhne; sie aber änderten, sobald er in ihrer Gewalt war, ihr Betragen. Sie erklärten den Vater des Thrones für verlustig, ließen sich selbst durch die vereinigten Heere huldigen, theilten unter sich das Reich, und stießen ihre Stiefmutter, die Kaiserin, und deren Sohn, ihren Halbbruder, in klösterliche Gefangenschaft. Jene wurde nach Tortona in Italien, dieser nach Prüm in den Ardennen abgeführt. Das Rothfeld aber hieß von da an das Lügenfeld.

Zu Compiegne war es, wo eine große Versammlung, meist von hohen Geistlichen und höheren weltlichen Lehenträgern, welche sich einen Reichstag nannte, die Thronentsetzung des frommen Ludwig bestätigte. Auf dieses zerstreuten sich alle dabei Betheiligten, der Pabst ging nach Rom, die Andern jeder an seinen Ort. Der verrathene Kaiser aber blieb in den Händen seines Sohnes Lothar, welcher sich jetzt Kaiser nannte, und [illegible]



Ludwig des Frommen
Busse im Kloster St. Medard.
833.

Nürnberg, Carl Mayer's Kunst-Anstalt

nur die Einlieferung seines Vaters in ein Mönchskloster zu Soissons, sondern auch die Ausführung eines beispiellosen Schauspiels auf sich genommen hatte.

Der Kaiser sollte in den Augen der Völker so gedemüthigt werden, daß ihm jeder Versuch, je wieder zur kaiserlichen Gewalt zu gelangen, dadurch abgeschnitten würde; er sollte in der öffentlichen Meinung vernichtet, und zugleich die geistliche Macht in ihrer Hoheit über die weltliche gezeigt werden.

Tag und Nacht wurde der unglückliche Kaiser bearbeitet, damit er sich Allem unterwärfe; und als er eingeängstigt genug war, führten ihn die Geistlichen von Soissons in die Medarduskirche. Hier war vor dem Fronaltar ein härenes Gewand auf dem Boden ausgebreitet. Auf dieses gebot ihm der Bischof zu knieen. Dann überreichte er ihm ein Pergament, worauf alle seine wirklichen und ihm angedichteten Sünden verzeichnet waren, und worunter namentlich Vatermord und Kirchenraub, Gotteslästerung und Meineid genannt wurden. Solcher Gräuel mußte sich der Unglückliche selbst anklagen; denn nur unter dieser Bedingung war ihm Absolution seiner Sünden zugesagt; und Gefangenschaft, Mißhandlung, Drohungen und Ueberredungen, dabei seine völlige Verlassenheit, hatten ihn so weit gebracht, daß er knieend, in Ton und Geberde des Büßers, vor dem versammelten Volke, dieses ihm vorgeschriebene Sündenverzeichniß laut ablas, sein Kaiserschwert, als seiner nicht würdig, ablegte, den königlichen Mantel auszog, und das grobe härene Büßergewand, auf dem er gekniet, anlegte.

Nach diesem Schauspiele hofften sie ihn so zerknirscht, daß er unbedingt auf den Thron verzichten und sich als Mönch die Platte scheeren lassen würde; aber sie irrten sich. Nichts vermochte ihn dazu. Es blieb der Geistlichkeit und Lothar nichts übrig, als ihn fort in Gefangenschaft zu halten, wenn sie ihr Unternehmen der Thronentsetzung durchführen wollten. Ja selbst zu Soissons wirkte die Scene in der Medarduskirche in einer von der erwarteten so verschiedenen Weise auf das Volk, daß Lothar es für gut hielt, den mißhandelten Vater von da hinweg und mit sich nach Aachen zu führen.

Als die Kunde von dem Geschehenen unter die Sachsen, Schwaben und Baiern kam, da war nur ein Gefühl der Scham und der Entrüstung wider solches Unterfangen der Geistlichkeit. Hier, wo deutsches Herz und deutsche Sprache sich unvermischt und unverfälscht erhalten hatten von dem Welschen, hier war nur Erstaunen und Zorn, daß es sich Pabst und Bischöfe einfallen lassen konnten, als vermöchten sie mit einem Worte, mit einem Ausspruch, ihren angestammten Kaiser und Herrn seiner Würde zu entsetzen. Es blieb nicht bei Worten. Sie erhoben sich bewaffnet wider solche Anmaßung der geistlichen Macht, um ihren angestammten Kaiser und

Herrn bei seinem guten, heiligen Recht zu schirmen. Selbst der früher mit den andern ruchlosen Brüdern verbündete dritte Sohn, selbst Ludwig der Deutsche, wurde, als er es so weit mit seinem Vater, viel weiter als er gewollt, oder nur geahnt hätte, gekommen sah, tief ergriffen, und erhob selbst die Fahne, um die sich die deutschen Völker sammelten, seinem Vater zu Hülfe.

Ja selbst die Völker des südlichen Frankreichs fühlten sich theilweise hingerissen, dem mißhandelten Kaiser und Herrn beizustehen.

Diese große Waffenbewegung, welche im Frühling 834 wider Lothar und die mit ihm verbündeten Bischöfe ausging, hatte die schnelle Folge, daß der alte Kaiser frei ward. Die Bischöfe sahen sich genöthigt, ihn von seiner Buße loszusprechen und sich unter ihn, als den, der, wie sie sagten, die Gnade Gottes wieder erlangt, zu demüthigen. Freudig führten die deutschen Völker den befreiten Kaiser nach Metz und krönten ihn aufs Neue. Alle Gewalt des Reiches war wieder in seiner Hand.

Der Neugekrönte vergaß alles Vergangene. Unsäglich sanftmüthig und weich, wie er war, verzieh er Allen, die sich an ihm versündigt hatten, zuerst seinem ruchlosen, aber von ihm dennoch geliebten Sohne Lothar. Die Liebe des Vaters blieb diesem, wie das Königreich Italien. Man hätte erwarten sollen, daß er wenigstens einiges Mißtrauen gegen die Geistlichkeit in sich behalten hätte; aber sie hatten nach wie vor eine Macht über ihn, welche durch nichts, als die noch größere Gewalt seiner ohne Grenzen geliebten Judith beschränkt wurde. Ja er wurde immer kirchlicher. Mehr als Reichsgeschäfte lag ihm die Sorge für seine Klöster am Herzen, er sann und berieth sich, wie über die wichtigste Sache von der Welt, über Schnitt und Farbe der Mönchskutten, über das Forte und Piano des Glockengeläutes für die verschiedenen kirchlichen oder klösterlichen Handlungen, vernichtete — und leider für immer — die einzigen und ältesten Denkmale altgermanischer Dichtkunst und Historie, die von seinem großen Vater gesammelten Kriegs- und Heldengesänge der Deutschen, als Gräuel des Heidenthums, und in gleichem finstern Sinne zeigte er sich wider das Größte, was sein Vater hinterlassen, wider die von ihm mit so viel Liebe und Eifer auf dem Boden seines Reiches gepflanzte und gepflegte Wissenschaft und Kunst, als wider etwas Heidnisches, Weltliches und Sündhaftes. Aber so kirchlich er war, so erlaubte er sich doch schreiende Ungerechtigkeiten.

Im Jahre 837 hatte er in einer neuen Erbschaftstheilung die Gebiete seiner Söhne Pipin und Ludwig sehr vergrößert, und seinen vierten Sohn Karl zum König von Neustrien, Allemannien, Provence, dem Lande der Westgothen und dem größten Theile der Niederlande krönen lassen, Lotharn aber nur Italien zugewiesen. Als Pipin im Jahre darauf starb, machte er schon wieder eine neue Theilung. Er enterbte Pipins beide Söhne,

und vertheilte ihr Erbe unter den treu- und ruchlosen Lothar und den Sohn seiner geliebten Judith, Karl. Lothar mußte dafür versprechen, dem Halbbruder für das Seinige zu Schutz und Hülfe zu sein. Ludwig, der Beste seiner Söhne, der ihm Freiheit und Thron wieder gegeben, erhielt nichts. Dieser ungerechten Theilung widersetzten sich nicht nur Ludwig und mit ihm alle deutschen Völker diesseits des Rheins, sondern auch die Völkerschaften, welche zu dem Erbe Pipins gehörten. Es kam abermals zum Kriege, zwischen dem Vater einer-, und Sohn und Enkeln andererseits. Doch im Beginne desselben, nach dem ersten Heerzug, überraschte auf einer Rheininsel, unweit Ingelheim, als er eben auf den Reichstag nach Worms gehen wollte, der Tod den alten Kaiser, und beschloß seine Regierung, die durch nichts ausgezeichnet war, als durch Unglück, das er meist selbst verschuldet, und durch unnatürliche Thaten der ihm Zunächststehenden. Er endete am 20. Juni 840.

Lothar, Ludwig II., Karl der Kahle, Karlmann und Karl der Dicke.

Nach dem Tode des Vaters wollte Lothar seine beiden Brüder beseitigen und das ganze Reich allein antreten. Diese aber, so sehr sie sich persönlich haßten, verbanden sich. Noch vor der Vereinigung ihrer Heere schlugen Ludwigs Deutsche das Heer Lothars auf dem Ries. Die Deutschen betrachteten sich bereits als abgesondert von der großen Frankenmonarchie, und sie waren es auch. Lothar pochte darauf, daß er der Kaiser der Geistlichkeit war, von ihr anerkannt, von ihr gehalten. Die Brüder aber, und ihre Deutschen und Südfranzosen boten ihm, dem Ausspruch der Geistlichkeit gegenüber, das Gottesgericht der Schlacht. Bei Fontenay in Burgund wurde diese geschlagen, am 25. Juni 841. Es handelte sich nicht bloß um Kronen, sondern, ob fortan ein Reich oder drei Reiche sein sollten; es handelte sich um die Trennung des deutschen Elementes vom welschen. Schon standen sich bei Fontenay die Parteien so gegenüber, daß in der einen die welschen, in der andern die deutschen Bestandtheile überwogen. Die Schlacht war eine der blutigsten und lange unentschieden. Da fiel der Kern der damaligen Krieger; es fielen, wie das überbliebene Lied von dieser Schlacht sagt, in dieser bittern Nacht die Tapfern, die Kundigen der Schlacht. Zuletzt wich Lothar: das Gottesgericht der Schlacht entschied für Ludwig und Karl, für die Trennung, gegen den Ausspruch der Geistlichkeit, gegen Lothar und gegen die Einheit.

Auch die Sieger hatten den größten Theil ihrer Krieger verloren und vermochten den Sieg nicht zu verfolgen. Fast der ganze Kriegsadel war zu Grunde gegangen. Lothar warb bei den Allemannen, Ostfranken und Sachsen ein neues Heer, durch das Versprechen großer Freiheiten; selbst die Normannen rief er zu Hülfe. Am meisten versprach er sich von geheimen Unterhandlungen, wodurch er das Bündniß zwischen Karl und Ludwig zu trennen hoffte. Aber bei Straßburg beschworen die beiden Könige im Angesichte ihrer Völker, jeder in des welschen und deutschen Volks eigenthümlicher Sprache, ihren Bund aufs Neue, und die beiden Heere zu Roß und zu Fuß schwuren laut den Bundeseid nach, und beschlossen das Lager vor dieser Stadt mit einem kunstreichen Waffenspiel, das mehr ein Manöver als ein Turnier war, im Februar 842. Dann zogen sie gegen Aachen, wo Lothar seine Streitkräfte sammelte. Zu schwach zum Kampfe, abgeneigt den Friedensanträgen der Brüder, durch Noth gezwungen, selbst Kirchen- und Klöstergüter anzugreifen, wich Lothar vor ihnen zurück, und erst im August 843 kam es zum Frieden durch den Vertrag von Verdun, welcher die Trennung der großen Frankenmonarchie in drei besondere, von einander völlig unabhängige Reiche aussprach und anerkannte. Lothar behielt die Kaiserwürde, Italien und das Land vom Mittelmeer an längs der Rhone, bis zum Einfluß der Saone, auch das Land zwischen dem Rhein, der Maas und der Schelde bis zur Nordsee; Karl der Kahle, Alles, was dem Reiche Lothars westlich lag, Westfranken oder ausschließlich Frankreich; Ludwig der Deutsche erhielt alle Lande diesseits des Rheins, so weit sie zur großen Frankenmonarchie gehörten, dazu auf der linken Rheinseite die Gebiete von Speyer, Worms und Mainz, unter dem Namen Ostfranken oder Deutschland.

So waren in Lothars Reich welsche und deutsche Bestandtheile, selbst die Deutschen darin in rheindeutsche und gemischte geschieden; in Karls Reich lauter welsche; in Ludwigs Landen lauter rein Deutsche mit wenigen slavischen Zusätzen. Wie die Sprache der Westfranken bereits bedeutend von der der Ostfranken sich unterschied, so auch manche Sitte und politische Einrichtung. Von nun an gingen sie immer weiter auseinander, und es blieb nichts als das religiöse Band, das Christenthum.

Angriffe und Einfälle der Wenden und der Normannen hatten die Folge, daß König Ludwig wieder Herzoge in Thüringen und Sachsen setzte, und Markgrafen auf der Ostgrenze seines Reichs. So erstanden wieder die von Karl dem Großen beseitigten Nationalfürsten.

Kaiser Lothar beschloß sein unrühmliches Leben freiwillig im Kloster, nachdem er zuvor sein Reich unter seine drei Söhne vertheilt, und dem ältesten, Ludwig II., die Kaiserwürde hinterlassen hatte. Kaiser Ludwig II. starb, wie seine Brüder, nach wenigen Jahren erben- und ruhmlos; und

Karl der Kahle, der König der Franzosen, und Ludwig der Deutsche theilten sich nach längerem Streite in die erledigten Lande. Das überrheinische Deutschland wurde mit dem diesseitigen durch den Vertrag von Mersen (bei Mastricht) vereinigt. Dagegen setzte sich Karl der Kahle, als im Jahre 875 durch den Tod Ludwigs II. Italien und das Kaiserthum erledigt wurden, durch die Begünstigung des Pabstes Johann in den Besitz des Kaisertitels und der päbstlichen Salbung. Sterbend aber hatte der letzte Kaiser den Sohn und Nachfolger Ludwigs des Deutschen, Karlmann, als den Zweig der ältern Linie, zum Erben eingesetzt, und dieser eroberte mit seinen Baiern und Oberdeutschen in einem siegreichen Zuge nach Italien sich die Kaiserkrone, sein rechtmäßiges Erbe. Karl der Kahle starb zwei Jahre nach seiner Salbung zum Kaiser, welche er durch kostbare Geschenke sich erkauft hatte.

Unter Karls des Kahlen Sohn, schwach an Leib und Seele, und seinen noch schwächeren Enkeln sank die Macht Frankreichs wieder schnell. Die Deutschen aber hatten, allem Einspruche des Pabstes zum Trotz, die Krone Karls des Großen und zwei Dritttheile seines Kaiserreiches gewonnen, so übermüthig auch die Sprache Karls des Kahlen gewesen war, der Ludwig dem Deutschen einst sagen ließ, er werde mit einem Kriegsvolke kommen, dessen Rosse den Rheinstrom aussöffen, daß er trockenen Fußes hinüber gehen, und Deutschland zur Wüste machen werde.

Auch im Hause Ludwigs des Deutschen war es wie im Hause seines Vaters: es war Streit seiner drei Söhne unter sich, und Streit mit dem Vater. Es war kein Glück in dem Geschlechte des großen Karl; die Erynnis waltete darin. Erst als es galt, das Erbe ihres Vaters gegen des kahlen Oheims Zugriffe zu vertheidigen, hielten sie brüderlich zusammen, und wie die Völker grenzten, theilten sie das Reich ihres Vaters. Allemannien und ein Theil des obern Lothringen fiel dem jüngsten der Brüder zu, Karl dem Dicken; der zweite Bruder, Ludwig, erhielt Thüringen, Sachsen, Friesland und das übrige Lothringen; Baiern, Kärnthen, die östliche Mark, Mähren und Böhmen war Karlmanns, des ältesten, Erbtheil.

So war ein Dritttheil des Weltreichs Karls des Großen abermals in drei Theile zersplittert, und Karlmann theilte seinen Theil sogleich wieder mit seinem natürlichen Sohn Arnulf, dem er Kärnthen abtrat; aber im Jahre 882 schon waren Karlmann und sein Bruder Ludwig gestorben, und Karl der Dicke, der indessen auch Kaiser geworden war, vereinigte die zersplitterten Theile wieder in seiner Krone. Südburgund aber löste sich, um dieselbe Zeit fast, als ein eigenes Königreich ab und wählte sich seinen eigenen Herrscher, im Jahre 879. Es hieß auch das Königreich Provence, oder nach der Hauptstadt Arles das arelatische. Neun Jahre später erhob sich auf gleiche Weise das Königreich Nordburgund,

das sich aus den Landen zwischen dem Jura und den penninischen Alpen, der Grafschaft Burgund, und der gesammten jetzigen Schweiz bildete und sich seinen eigenen König wählte.

Kaiser Karl der Dicke hatte das Glück, unschuldiger Weise einen Namen unter den Völkern zu haben, und große Erwartungen von sich rege zu machen, und er hatte Gelegenheit genug, seinen Ruf zu rechtfertigen. Immer kühner brachen die normannischen Abenteurer in die deutschen Lande ein. Die Sachsen, die sich ihnen entgegenstellten, erlitten eine große Niederlage, und durch die ganzen Niederlande trugen die Fremdlinge ihre wilde Verwüstung. Die berühmtesten Gotteshäuser, Prüm, Stablo und Malmedy, die ehrwürdige Kaiserpfalz zu Aachen wurden von ihnen ausgeraubt und in Pferdeställe verwandelt, die alten Städte Köln, Bonn und Trier mit Feuer verheert, und die friesischen Gaue besetzt. Aus allen Theilen Deutschlands sammelte sich das Aufgebot um das Oberhaupt, um der steigenden Verwirrung und Gefahr zu begegnen. An der Maas trafen sie das normannische Heer hinter Verschanzungen und schlossen es ein. Abgeschnitten von aller Zufuhr, konnte sich dasselbe offenbar nicht lange halten. Indem kam Kunde, daß der Mährenfürst Zwentibold in die östliche Mark eingebrochen sei, und der Pabst begehrte dringend des Kaisers Beistand wider den Herzog Veit von Spoleto, die Griechen und Sarazenen Unteritaliens.

Hier zeigte sich zum erstenmal des dicken Karls Unfähigkeit. Durch die geistlichen Räthe, die ihn beherrschten, ließ er sich bereden, statt die wenigen Tage, binnen deren die Normannen aus Noth sich ergeben mußten, auszuwarten, mit ihnen ein Uebereinkommen zu treffen, nur um schnell nach den andern Seiten seine Streitkräfte verwenden zu können. Dieses Uebereinkommen war so unwürdig, daß viele Deutsche mit Scham und Zorn heimzogen; denn der Kaiser belehnte nicht nur den normannischen Heerfürsten Gottfried mit den eroberten friesischen Gauen, sondern zahlte ihm noch mit 2080 Pfund Silbers und Goldes den Abzug: eine Schmach, welche der glänzende Akt der Taufe, der sich Gottfried unterwarf, nicht in Schatten zu stellen vermochte. Diese Art, Feinde zu bekehren, war bisher bei den Deutschen nicht Sitte gewesen.

Es gelang zwar dem Kaiser, in der östlichen Mark wie in Italien die Bewegungen zur Ruhe zu bringen, und selbst die Krone Frankreichs empfing er aus den Händen der französischen Stände, die ihn, da ihres letzten Königs Erbe ein fünfjähriges geistesschwaches Kind war, zu ihrem Könige wählten, um einen Beschirmer zu haben wider die Normannen, die jetzt bis Rouen das französische Gebiet noch furchtbarer verwüsteten, als zuvor das deutsche.

Der dicke Karl hatte jetzt, wenige Abfälle ausgenommen, bei Weitem den größten Theil von Karls des Großen Monarchie unter seinem Scepter.

Aber je größern Glanz das Glück auf seine Schultern häufte, desto kleiner zeigte er sich unter demselben. Des Normannen Gottfrieds, der neue Forderungen machte, entledigte er sich durch Meuchelmord, und reizte dadurch das Volk des hinterlistig Ermordeten zu grausamer Verheerung Lothringens und Frankreichs. Gegen 40,000 Krieger, erschienen sie mit 700 Fahrzeugen vor Paris, im November 885. In dieser Hauptstadt befehligte einer der ersten Helden seiner Zeit, Graf Odo. Zwei Heertheile sandte der Kaiser, die Stadt zu entsetzen. Umsonst. Zuletzt kam der Kaiser selbst und lagerte sich mit großer Heeresmacht auf dem Montmartre. Aber seine natürliche Unfähigkeit war gerade jetzt noch durch körperliche Kränklichkeit und durch einen Geisteszustand gesteigert, der an Blödsinn streifte. Seine kriegerischen Maßregeln waren der Art, daß die Normannen die Stadt bedrängten und bestürmten, als wäre er gar nicht vorhanden, und endlich griff er zu demselben feigen Mittel, das er schon einmal angewandt: er erkaufte ihren Abzug mit 7000 Pfund Silbers.

Dieser letzte Schimpf, den er auf die kaiserliche Krone lud, raubte ihm den letzten Rest der Achtung bei Jedem, der Gefühl für Ehre hatte, und diese allgemeine Mißachtung benützte ein schwerbeleidigter kaiserlicher Minister zu seinem völligen Sturz. Das war Luitwart, Erzbischof von Vercelli, Erzkanzler des Reiches. Dieser hatte bisher die Reichsgeschäfte allein geführt. Aber der Neid schwärzte den allmächtigen Minister bei dem schwachen Kaiser an: sie reizten seine Eifersucht, als stände der Erzbischof auf zu vertrautem Fuße mit der Kaiserin. Der Kaiser hielt Gericht über seine Gemahlin und verstieß sie in ein Kloster, wo sie den Schleier zu nehmen gezwungen ward. Den Erzbischof aber entsetzte er seines Kanzleramts. Dieser nun stellte sich an die Spitze der weltlichen Großen in Deutschland und überzeugte sie, die so eben erst vor Paris selbst die Beweise davon erlebt hatten, unschwer von der körperlichen und geistigen Unfähigkeit des Kaisers, und von der durch Ehre und politische Verhältnisse gebotenen Nothwendigkeit, ein anderes Haupt an das Reich zu wählen.

Da geschah es, daß unter Luitwarts Leitung die deutschen Großen einen Reichstag nach Trebur am Rhein beriefen. Es traten hier die Abgeordneten und Vertreter der vier Hauptvölker Deutschlands zusammen, der Schwaben, Franken, Sachsen und Baiern, und handelten von der Absetzung des Kaisers. Alle deutschen Völker stimmten für dieselbe, selbst die Schwaben, in deren Mitte er sonst gerne weilte, so schwer es ihnen auch fiel, von ihm abzutreten. An die Statt des Abgesetzten erwählten sie einmüthig einen wilden, aber gesunden Zweig des Stammes Karls des Großen, den tapfern, strengen und klugen Arnulf, Herzog von Kärnthen, welchen Karlmann mit seiner Geliebten, Luitswinde, erzeugt hatte. Das fränkische Gesetz schloß den Sprossen eines solchen Bundes der Liebe, darum, weil

er in keiner rechtmäßigen Ehe erzeugt war, vom Throne nicht aus. Die Geistlichkeit war zwar gegen diese Wahl, aber sie unterwarf sich später auch. Arnulf erschien. Mit Freuden trat er das Reich an, und mit Freuden wurde er als König begrüßt (887). Die Franzosen aber wählten den tapfern Grafen Odo zu ihrem König. Der dicke Karl, von Allen verlassen, kam so herab, daß eine alte Chronik in ihrer Weise von ihm erzählt, er sei in solche Armuth gekommen, daß er nicht Brod gehabt. Arnulf habe dem Ohm eine kleine Gülte ausgesetzt, davon er gelebt, und die er dankbarlich angenommen. So endete dieser Urenkel des großen Karl. Jetzt erst war Deutschland für immer von Frankreich getrennt, und stand als ein selbstständiges Reich da.

Arnulf.

(888—889.)

König Arnulf rechtfertigte glänzend die Erwartungen von ihm. In Italien, das sich von der diesseitigen Monarchie schon so gut als losgerissen, und wie es seine natürlichen Grenzen absonderten, auch in politischer Hinsicht eine abgesonderte, nationale Stellung einnehmen wollte, kämpften Berengar und Veit (Guido), jener Herzog in Friaul, dieser von Spoleto, um die Herrschaft. König Arnulf aber zog über die Alpen und demüthigte den Einen wie den Andern. Beide schwuren der deutschen Krone den Lehenseid. Dasselbe zu thun, nöthigte er mit den Waffen Odo, den neuen König von Frankreich, und Rudolf, den neuen König von Nordburgund. Jener schwur zu Worms, dieser zu Regensburg der deutschen Krone die Lehenstreue, und Arnulf bestätigte ihnen und dem unmündigen Erben Südburgunds den Königstitel, als Irmengard, die schöne Mutter desselben, zu Forchheim bei Arnulf darum bat und an seiner Statt huldigte.

So waren, wenn auch abgetrennt, Frankreich, Italien, Süd- und Nordburgund wieder an den deutschen Thron geknüpft; ihre Könige waren Lehensmannen der deutschen Krone. In drei Jahren hatte Arnulf das vollendet.

Nun galt es den Kampf wider Normannen, Slaven und Magyaren im Norden und Osten des Reiches. Im Jahr 890 suchten die Normannen das schöne Lothringen wieder heim. Arnulf sandte ein Heer gegen sie. Sie rieben es unterwegs, indem sie ihm in den Rücken kamen, durch Ueberfall auf. Arnulf eilte selbst mit einem großen Heere heran und traf sie an der Dyle bei Löwen, 26. Juni 891. Ihren Rücken deckte der Fluß, ihre Fronte

schützten Moräste, zwischen beiden hatten sie sich verschanzt. Es war gerade der Normannenstamm, der den Ruhm hatte, noch nie überwunden worden zu sein, und ihr Lager galt für unangreifbar. Den Kern in Arnulfs Heere bildete Reiterei, unbrauchbar wider Verschanzungen und in den Morästen. Von ihren Wällen herab begrüßten ihn die Normannen darum mit lautem Hohngelächter.

Da stieg Arnulf zuerst vom Pferde, alle Ritter thaten das Gleiche. Der König ergriff mit eigener Hand die Fahne und stürmte, der Erste, wider die Verschanzungen; ihm nach zu Fuß die ganze Ritterschaar, in solcher Wuth und Hitze, daß sich die Normannen von den Wällen gestürzt, und ihr Lager genommen fanden, ehe sie sich's versahen. Ein großer Theil kam unter deutschem Schwert, ein noch größerer in den Wassern der Dyle um. Unter den Erschlagenen waren ihre Heerfürsten Siegfried und Gottfried, unter der großen Beute sechzehn normännische Fahnen.

Den frischen Lorbeer dieses Sieges um die Stirne, warf Arnulf sich auf den Osten, und kaum war er hier auf dem Schauplatz seiner frühesten Heldenthaten angelangt, als neue Streifzüge der Normannen die eben gesäuberten Rheinlande beunruhigten. Er mußte ihnen ihre Beute lassen; die Demüthigung eines größeren Feindes hielt ihn im Osten fest.

Die Mähren hatten in den letzten Jahren ein großes Reich gegründet unter Zwentibold (Swatopluk), ihrem Heerfürsten und Gesetzgeber. Arnulf hatte die Bedeutung und den Unternehmungsgeist dieses Fürsten erkannt, und ihn durch Großmuth zum Freunde zu gewinnen gesucht. Ein so naher Nachbar, konnte er als Feind eben so gefährlich und schädlich sein, wie er als Freund dem Reiche die besten Dienste thun konnte. In diesem Sinne hatte ihm Arnulf im Jahre 890 das Herzogthum Böhmen zu Lehen gegeben und ein freundlichstes Verhältniß mit ihm angeknüpft. Zwentibold achtete die Unabhängigkeit und Größe seines Volkes höher, als die Pflichten der Dankbarkeit gegen den deutschen König. Von der Morawa bis Gran im heutigen Ungarn und nordwestlich bis zur Elbe und Eger breitete sich Großmähren, das Reich Zwentibolds, aus, und dieses Reich und sich selbst wollte er unabhängig sehen. Darum hatte er kürzlich jeden Verkehr mit dem deutschen Könige abgebrochen und die Gesandten desselben nicht mehr vor sich gelassen.

Schon die Klugheit gebot, einen solchen Nachbar und trotzigen Vasallen zu vernichten. Während Arnulf in das Mährenreich mit seinen Deutschen einbrach, fielen, von Arnulf aufgeregt, die Bulgaren und Magyaren im Rücken der Mähren in ihr Gebiet. So von drei Seiten übermächtige Feinde wider sich, vermochte Zwentibold nicht zu stehen; die wiederholte Verwüstung seines Landes, welche er mit aller Klugheit und Tapferkeit nicht hemmen konnte, brach seinen stolzen Geist und sein Herz.

Er unterwarf sich, theilte seine Herrschaft unter seine zwei Söhne und ging ins Kloster. Hier starb er, und über seinem Grabe brach bald darauf das von ihm gegründete Mährenreich in Trümmer. Die Magyaren stürzten es ein.

Während dieses Kampfes im Osten hatte sich der Kampf in Italien zwischen der Partei Berengars und Veits erneuert, und Veit hatte sich zum Kaiser krönen lassen. Arnulf zog über die Alpen in die Lombardei, um die dortigen Vasallen zu demüthigen. Er vollbrachte es in zwei Feldzügen. Zwischen dem ersten und zweiten starb Veit. Sein Sohn Lambert folgte ihm in der Herrschaft und setzte den Parteikampf mit erneuter Hitze fort. Sein zweiter Zug führte den deutschen König bis vor Rom. Rom war in diesem Augenblick der Mittelpunkt der Veitischen Partei, welche Veits Wittwe leitete, und welche den Pabst hart bedrängte, da dieser Arnulf als den wahren Kaiser erkannte. Der Uebermuth der belagerten Partei brachte die Stadt früher in die Hände der Deutschen, als zu erwarten stand. Spottreden von der Mauer reizten dieselben so, daß sie, ohne auf Befehl zu warten, stürmten und Thor und Mauern gewannen. Arnulf wurde bei seinem Einzuge von dem Pabst Formosus als Kaiser begrüßt und dann feierlich gesalbt und gekrönt, im Jahre 896. Doch riefen ihn Verwirrungen in Deutschland und an den Grenzen bald wieder dahin zurück.

Im Glanze des Siegs und des Kaiserthums verließ er Italien, aber er trug auch den Tod in der Brust mit sich heraus. Gift, das ihm welsche Tücke beigebracht, zerstörte seine männliche Gesundheit langsam schleichend, und kaum hatte er die Verwirrungen rühmlichst gelöst, so erlag er den Wirkungen desselben, im Jahre 899, seit dem großen Karl der Einzige, der glorreich bewiesen, daß dessen Blut in seinen Adern rollte.

Ludwig das Kind.

(899—911.)

Sechs Jahre war Arnulfs Sohn, Ludwig, alt, als ihn die Großen des Reichs zum deutschen Könige wählten; sie hatten ihn schon zwei Jahre zuvor, da Arnulf noch lebte, als das Kind eines Helden, zum Nachfolger bezeichnet. Der frühe, unerwartete Tod des trefflichen Vaters ließ nun statt eines Helden und Mannes ein Kind zurück. Da erwachte trotz der früheren Wahl die Sorge, ob in solchen Fährlichkeiten der Schirm des Reichs in eines Kindes Hand und Namen gelegt werden dürfte, und die Sache wurde zum zweitenmale berathen. Hatto, Erzbischof von Mainz, und Otto, Herzog von Sachsen, waren Arnulfs Freunde und Geheimeräthe gewesen. Sie sprachen auf das Wärmste für des hingegangenen Kaisers unmündigen Erben, im Grunde aber nur für sich, und sie setzten es durch, daß es bei der Wahl blieb. Sie aber traten in seinem Namen die Regierung des Reiches an.

Es fiel in eine Zeit der Stürme und des Jammers, das Königskind Ludwig. Der erste Sturm kam von den Magyaren. Die Kunde von dem Tode des heldenmüthigen Kaisers war ihnen das Signal, in die deutschen Lande einzubrechen, und Arnulf mußte im Grabe die Beschuldigung über sich ergehen lassen, daß er durch einen politischen Mißgriff sieben Jahre zuvor ihre Aufmerksamkeit auf Deutschland gelenkt habe, als ob Deutschland und der Weg dahin nicht der Art wären, daß ein eroberndes Volk beide von selbst finden müßte!

Zuerst streiften sie in die Ebenen der Lombardei, und knüpften den Schrecken an ihren Namen. Jetzt aber sprachen nicht mehr Gerüchte und Sagen, sondern ihre eigenen Thaten in Deutschland von ihnen; sie wüsteten mit Feuer und Schwert tief in Baiern hinein. Mit kleinen Gestalten, kahlgeschorenen Schädeln, gelber Gesichtsfarbe und tiefliegenden, kleinen funkelnden Augen malte sie das Gerücht und der Schrecken, unheimlich, koboldartig. Sie essen, hieß es, rohes Fleisch, seien mehr Thiere als Menschen, trinken das Herzblut ihrer Feinde, machen sich aus ihren Leichen Tische und Bänke, und halten ihre Mahlzeiten darauf, die aus lebendiggebratenen Feinden bestehen. In Wahrheit aber waren sie ein freies, kriegerisches Volk, männlich stark, jede Mühsal, Hitze und Kälte gleich zu ertragen, Pracht und Ueberfluß gering achtend und gleichmüthig gegen den Mangel des Nöthigsten; stolz, aufbrausend und ehrliebend, aufgeweckt und verschlossen, von schlankem, hochgestaltetem Körperwuchs, festem nervigtem Gliederbau, und mehr süd- als nordasiatischer Gesichtsbildung. Sie kämpften meist zu

Pferd, ihr Angriff und ihre Flucht waren blitzschnell; ihr Pfeilschuß von hornenem Bogen aus fehlte selten. Sonst gehörte noch Lanze und Schwert zu ihrer Bewaffnung, und Eisen- und Filzharnische schützten sie gegen Hieb und Stich.

Arpath, des tapfern Alom Sohn, war zu der Zeit ihr oberster Herzog. Er sandte, sobald Arnulfs Tod bekannt wurde, Gesandte nach Regensburg, wo nach dem Vorgange seines Vaters meist der unmündige Ludwig Hof hielt; ein Friedens- und Freundschaftsantrag sollte ihnen den Vorwand geben, das Innere des Landes auszukundschaften. Kaum waren diese zu den Ihren zurückgekommen, so bestieg ein Theil des magyarischen Volkes die Rosse, ein anderer folgte zu Fuß. Sie überschritten die Enns, Plünderung und Verwüstung vor sich und hinter sich. Die christlichen Kirchen und Klöster, die außerhalb den Städten standen, verschwanden vor ihnen; nur die Städte mit ihren Mauern waren ihnen zu stark, noch war ihnen die Belagerungskunst fremd. Hundert Stunden, von Alt-Ofen bis an den Lech, ging diesmal ihr Verheerungszug; Mönche und Landleute flohen schreckensvoll vor ihnen hinter die Mauern der Städte.

Mit Beute beladen, wandten die Magyaren um. Am Ufer der Donau wurden sie von dem Baiernherzog Luitpold und dem Bischof von Passau überfallen. Auf beiden Seiten blieben Viele. Zwölftausend sollen die Magyaren verloren haben, wahrscheinlicher nach andern Angaben zwölfhundert; auch gestanden sie den Deutschen weder den Sieg, noch sich eine Niederlage. Und sie kehrten in den folgenden Jahren (901 bis 907) zwar nicht mit der ganzen Kriegsmacht ihres Volkes, aber in zahlreichen Streifhorden wieder, ohne Arpaths persönliche Führung, aber unter andern glücklichen Anführern, und selbst Regensburg wurde von ihnen in Brand gesteckt.

Im Jahre 907 begruben die Magyaren ihren Herzog, den Helden Arpath, an der Quelle eines Baches unweit Budvar, und ihm folgte sein unmündiger Sohn Zoltan, den sie noch zu Lebzeiten seines Vaters als dessen Nachfolger auf dem Schild erhoben hatten. Mit dem Tode des alten Helden glaubte man im deutschen Reiche die Kraft und den Eroberungsgeist der Magyaren gebrochen, und der Reichsverweser Hatto hielt den Augenblick für günstig, ihnen alle frühere Unbill zu vergelten, und die Grenzen des Reiches für immer von ihnen zu befreien. Zwischen Ennsburg und dem Stift Sct. Florian im jetzigen Oesterreich zog sich die Heeresmacht des Reiches zusammen, und der junge König selbst begab sich in das Heerlager. Die Fürsten und Herren nicht nur fanden sich ein, auch viele Bischöfe nahmen den Streitkolben, und Aebte zogen den Harnisch über die Kutte. Aber der Krieg fiel unglücklich für den König und die deutschen Herren aus. Die Magyaren waren schneller als sie, und ihre Art zu kämpfen war den Deutschen noch immer eben so fremd als gefährlich.

Das königliche Heer sah sich angegriffen, ehe es einen Kriegsplan gemacht, ja ehe es seine Haufen ganz zusammen gezogen hatte. Die Magyaren ließen es nicht zu einer geordneten Schlacht kommen; hier und dort, von allen Seiten stürmten Schaaren heran, griffen wüthend an, flohen jetzt zurück, und, sobald die Deutschen ihre Ordnung verlassend, sie verfolgten, wandten sie wieder ihnen entgegen; ihre Flucht war verstellt, ihr erneuter Angriff war ein Ueberfall; ein Hagel von Pfeilen und Wurfspießen und ihre durchstürmenden Rosse, mit denen sie die unbehülflichen Feinde zu Boden ritten, wurden das Verderben der Deutschen. Drei Tage lang hielt das Reichsheer den Kampf aus; aber alle seine Haufen wurden geworfen. Herzog Luitpold von Baiern — es waren seit längerer Zeit wieder überall Herzoge — fiel selbst im Kampfe. Mit dem Tode dieses tapfern Heerführers war der letzte Widerstand gebrochen, und die Sieger vollendeten die Niederlage. Es blieben unter ihrem Schwert der Erzbischof Ditmar von Salzburg, mehre Bischöfe, Eisengrün, des Königs Truchseß, fünfzehn Grafen, und eine Menge Herren und Knechte.

Unaufgehalten ergoß sich der Siegesstrom der Magyaren über das ganze Land, und richtete große Verheerungen an. Und kaum hatte er sich zurückgezogen, als er im folgenden Jahre noch furchtbarer hervorbrach. Die große Beute und der Schrecken und die Muthlosigkeit, welche die Magyaren bei ihren Feinden gefunden, waren zu reizend, als daß sie lange hätten stille sitzen können. Sie wagten bis Thüringen und Obersachsen zu streifen. Burkhard, der Herzog dieser Lande, ließ sein Leben im Kampf wider sie, wie viele Deutsche; sie waren zu schwach, die Haufen, die sich den zahllosen Schwärmen der Magyaren entgegen stellten. Das Land war eine Wüste. Dörfer und Höfe waren verlassen, die Felder ungebaut, die Bewohner der Städte und Schlösser in ihren Mauern eingeschlossen, dem Mangel aller Art preisgegeben, Kirchen und Klöster entweder zerstört oder ausgeraubt.

Das Jahr darauf überschwemmten ihre Streithorden Franken, Baiern und Schwaben. König Ludwig stand jetzt in seinem achtzehnten Jahre. Mit Schmerz und Zorn sah er so vieles Elend seines Volkes. Der Geist seiner Ahnen regte sich in ihm; er hatte mehr Muth als seine Fürsten und Herren, welche das Unglück mit Schrecken vor den Magyaren erfüllt hatte. Er schrieb eine neue Heerfahrt aus, im Jahre 910; die Feigen, die sich derselben entziehen würden, bedrohte er mit der Strafe des Strangs. So brachte er ein zahlreiches Heer in seinem Lager bei Augsburg zusammen, aber es waren unter vielen herzhaften Streitern viele, die nur die Drohung zu der Fahne gebracht hatte. Auf die Kunde von diesen großen Rüstungen setzte sich die vereinigte Kriegsmacht der Magyaren in Bewegung, und eines Tages sahen sich die auf dem Lechfeld gelagerten Deutschen mit der

Morgendämmerung überfallen. Noch immer hatten die Deutschen diesen Fremden ihre Kampfart nicht abgelernt; sie ließen sich wieder durch ihre verstellte Flucht täuschen, und unvorsichtig in einen Hinterhalt locken. So entschied sich die Schlacht bald zur vollkommenen Niederlage; die Flucht der Deutschen war allgemein und die Nachjagenden hielten eine schreckliche Todesernte. König Ludwig wußte die unter ihren Verheerungen darniederliegenden Lande nicht anders zu retten, als daß er die feindlichen Heerführer durch große Geldsummen und durch das Versprechen eines jährlichen Tributs für sich und seine Nachfolger vermochte, den Rückzug anzutreten. Aber das Unglück und die Schmach brachen des jungen Königs Herz. Er starb im Jahre 911, der letzte Sprößling des großen Karls auf deutschem Boden.

II.

Sächsische und fränkische Kaiser.

(911 — 1137.)

Konrad I.

Als der karolingische Mannsstamm, dieses so lange herrschende Haus, in Deutschland erloschen war, hielten sich die Deutschen bei der Wahl eines neuen Herrschers noch immer an die nächste Verwandtschaft dieses Hauses.

Unter Ludwig dem Kinde, ein Name, der dem unglücklichen aber edeln Zweige durch alle Zeiten blieb, hatte sich das Band sehr aufgelockert, ja gelöst, welches die deutschen Völkerschaften, die Franken, die Baiern, die Sachsen und Schwaben, eine Zeitlang zusammen gehalten hatte; jede dachte nur an sich, sorgte nur für sich. Die Fürsten schalteten eigenmächtig, sie betrachteten sich als unabhängig.

Zuerst traten die Sachsen und die Franken zusammen, sich über die Wahl eines neuen Oberhauptes zu berathen, und ihre Augen fielen auf Otto den Erlauchten, den weithin mächtigen Herzog in Sachsen. Aber der alte Fürst hielt sich nicht mehr gewachsen, und hatte keine Lust, das gesunkene Königthum wieder zu heben und seine schwere Last auf sich zu nehmen. Er lenkte die Wahl auf seinen Verwandten, den Frankenherzog Konrad. Franken umschloß damals in weiten Kreisen das ganze Gebiet des Mittelmains, die Wetterau, Nassau, Hessen, Worms, Speier und das heutige Großherzogthum Baden größtentheils. Von weiblicher Seite war er dem karolingischen Hause verwandt. Seine Mutter war Kaiser Arnulfs Tochter Gismunda, sein Vater Konrad von Fritzlar, Graf der Franken und der Wetterau. Diesen wählten sie zum König.

Sie hatten auch die Baiern und die Schwaben eingeladen, zuerst, an der Wahl Theil zu nehmen, nachher, ihr beizutreten. Die Baiern aber dachten daran, einen Fürsten aus ihrer Mitte sich zu wählen. Ihr Herzog war damals Arnulf, des gegen die Ungarn gefallenen Luitpolds Sohn. Er hatte seit dem Tode des Königs Ludwig unabhängig in Baiern gewaltet, und selbst in Regensburg seinen Hof aufgeschlagen, der Hofstatt der letzten Könige. Seine Tapferkeit gefiel den weltlichen Herren, und die Entschlossenheit, womit er die Gesandten der Magyaren heimschickte, welche nach Regensburg kamen, und den Tribut trotzig forderten, welchen König Ludwig ver-

sprochen hatte. „Ich bin nicht gewohnt, sprach Arnulf, mir Gesetze vorschreiben zu lassen. Sie mögen kommen und ihren Tribut selber holen; sie sollen inne werden, daß die Baiern Arme haben und das Schwert zu führen wissen.“ Einem solchen Manne vertrauten die Baiern, und sie lehnten den Beitritt zu der sächsisch-fränkischen Wahl ab.

Der neuerwählte König, Konrad der Franke, vermochte jetzt nicht mit Gewalt einzuschreiten; die Lothringer hatten sich zum Theil an Frankreich angeschlossen, und so war er vor Allem in Lothringen beschäftigt. Auch in Schwaben mußte er für jetzt übersehen, daß einer der Großen die Herzogswürde an sich riß, und wie unabhängig schaltete. Burkhard nämlich, Herzog in Schwaben und Markgraf von Rhätien, war auf einer Versammlung der Großen ermordet worden, und die Kammerboten (Einzieher der königlichen Gefälle) Erchinger und Berthold, zwei Brüder, spielten die Herren in diesen Landen, und Erchinger eignete sich Herzogsnamen und Amt zu. Die Schuld der Ermordung des Herzogs Burkhard wurde dem Erchinger zugeschrieben. Es war nicht seine Verwandtschaft, die den König hinderte, solche Gewaltthat und solches Eingreifen in die königlichen Rechte augenblicklich zu strafen; die Umstände geboten ihm Aufschub. Erchinger aber verband sich mit Arnulf dem Baiernherzog. Er zeigte bald, daß er wenigstens, was den Kampf, den Schirm wider den Feind betraf, des herzoglichen Schwertes nicht unwerth war.

Die Magyaren ließen sich nicht Trotz bieten. Sie drangen im Jahre 912 in zwei Streifheeren in Sachsen und in Baiern ein. Aber am Inn begegneten ihnen Arnulf mit seinen Baiern, Erchinger mit seinen Schwaben, und überwanden sie durch eine List, die sie ihnen selbst abgelernt hatten, durch verstellte Flucht und Hinterhalt.

Die Freude des Siegs war so groß, daß Viele mit diesen Heerhaufen die Magyaren aufgerieben und die Gefahr von ihnen ganz beseitigt wähnten. Zu voreilig. In den Jahren 913 bis 916 erneuerten die furchtbaren Fremden ihre jährlichen Streifzüge durch Baiern und Schwaben, durch Sachsen und Thüringen, ohne bedeutenden Widerstand, da die uneinigen Deutschen den einigen Magyaren keine gleiche Macht entgegen stellen konnten. König Konrad beschloß den Trotz der widerspenstigen Großen zu brechen: nur durch Herstellung der Einheit konnte dem Reiche seine Kraft nach Außen wieder gegeben werden. Kaum waren die Magyaren wieder heimgekehrt, als er in Baiern einfiel, um Arnulf zu unterwerfen. Durch Salomo's, des gewandten Abtes zu Sct. Gallen, seines Kanzlers, Bemühungen waren die geistlichen Stände in Schwaben und Baiern nach und nach alle auf die Seite des Königs getreten, und verstärkten nun seine Macht. Arnulf vermochte sich nicht vor dem Könige zu halten. Er warf sich nach Regensburg. Nach heißem Kampfe ging die Vorstadt Sct. Emmerans

im Feuer auf und der Bischof der Altstadt bewog die Bürger, dem Könige die Thore zu öffnen, der im Kampfe selbst verwundet worden war. Herzog Arnulf flüchtete sich mit den Seinigen in das Gebirge, und fand gastliche Aufnahme bei den Magyaren, die er zuvor so tapfer bekämpft hatte. Dem Gewinn Regensburgs folgte die Unterwerfung von ganz Baiern.

Von Regensburg begab sich der König nach Altheim im Ries. Hieher hatte er einen allgemeinen Landtag berufen. Hieher wurden auch die beiden Brüder Erchinger und Berthold beschieden. Sie kamen, da ihnen sicheres Geleit zugesagt war. Sie wurden angeklagt von weltlichen und geistlichen Herren, als Verräther, die sich wider den König aufgelehnt und das Reich verwirrt haben, und einstimmig wurden sie mit ihrem Neffen Luitfried zum Tode verurtheilt. Sie hatten dem Königsworte vertrauend, ihre unüberwindliche Felsenburg Hohentwiel im Hegau verlassen; aber das Königswort betrog sie: das Geleit wurde gebrochen, auf das Drängen der Bischöfe; alle Drei wurden enthauptet, im Januar 917, und Burkhard, der Sohn Adalberts, Graf im Thurgau, der ihre Verurtheilung besonders eifrig betrieben hatte, wurde zum Herzog in Schwaben gesetzt.

Arnulf aber reizte die Magyaren zu neuen Einfällen in Baiern. Die Klöster und Kirchen, deren Ständen Arnulf vorzüglich seinen Sturz zuschrieb, fühlten diesmal vor Andern die Wuth der Feinde. Sie ergossen sich über Schwaben, zerstörten Basel, brachen ins Elsaß und in Lothringen ein, und holten unermeßliche Beute zusammen.

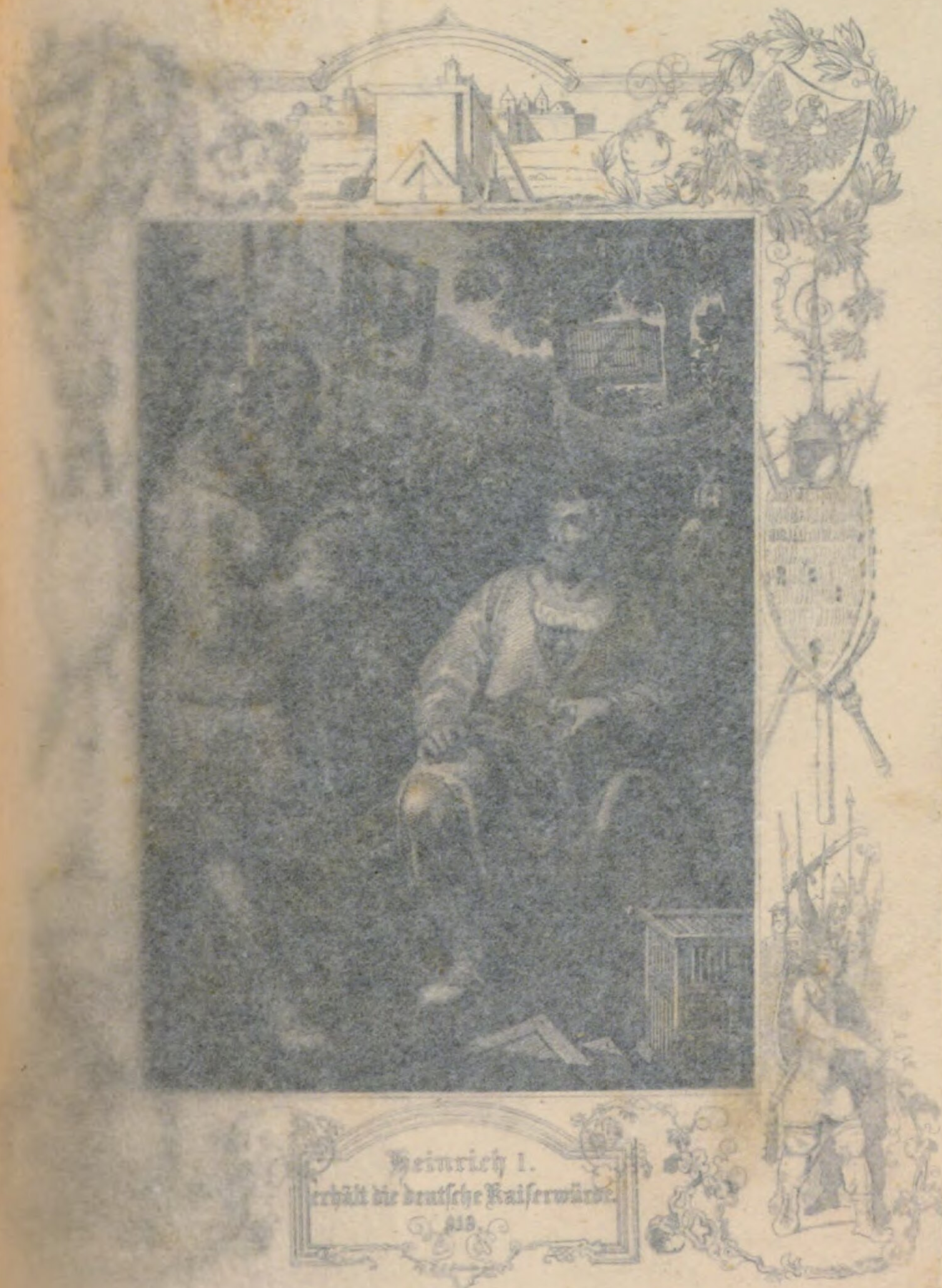
König Konrad vermochte nichts als mit Gram zuzusehen. Er kränkelte, wie Einige sagen, in Folge jener vor Regensburg erhaltenen Wunde; nach der Legende, in Folge eines geistlichen Fluchs. Der König wollte aus der Hauptkirche Sct. Emmerans, dem er große Geschenke gemacht, ein kostbares Evangelienbuch mitnehmen. Der Bischof zu Regensburg schlug es dem Könige ab, legte es auf den Altar und sprach: wer dieses Buch dieser Kirche entzieht, wird dem Heiligen am jüngsten Gericht verantwortlich sein. Der König nahm es dennoch, aber als er vor der Kirchthüre auf das Pferd stieg, überkam ihn im Leib ein solches Grimmen, daß er das Buch zurückgab. Daraus leitet die Legende sein Kränkeln und seinen frühen Tod ab, denn er starb schon im Jahre 918, zwei Tage vor Weihnachten. Der Gedanke an des Reiches Wohl war sein letzter. Er empfahl seinen Feind zu seinem Nachfolger. Heinrich, der Sohn Otto's des Erlauchten, Herzog in Sachsen, hatte dem Spruche des Königs, der ihm die übergroßen Lehen absprach, sich stets widersetzt. Konrad hatte den alten Otto aus Dankbarkeit nehmen lassen, oder ihm verliehen, was er wollte: dem Sohne das Gleiche zu lassen, schien dem Könige nicht räthlich; auch war es noch nicht Regel, daß die Söhne in Lehen und Würden den Vätern folgten. Er wollte Thüringen von Sachsen trennen, und ihn nur mit dem

letzteren belehnen. Aber Heinrich behauptete sich mit den Waffen. Des Königs Bruder Eberhard wurde bei Eresburg von ihm geschlagen; als ihn der König selbst zu Grona bei Göttingen belagerte, rettete ihn das Glück; der Ausbruch anderer Unruhen rief den König eilig ab. Er verband sich hierauf mit Frankreich, und Konrad sah die Unmöglichkeit, seine Macht zu brechen. Er mußte ihm alles Land zwischen dem Rhein und der Oder, der Eider und dem Thüringerwalde lassen, und ebendamit die Uebermacht im Reiche. Zu ihm nun mahnte Konrad sterbend die Kleinodien des Reiches zu tragen; zu seinem Bruder Eberhard, dem Frankenherzog, sprach er, er solle sich um die Krone nicht bewerben, und nicht auf den Glanz seines Hauses, sondern auf das Beste des gemeinen Wesens sehen. So wirkte er nicht bloß sterbend noch, sondern über seinen Tod hinaus, für des Reiches Wohl. Denn nur der Mächtigste im Reiche vermochte wahrhaft als König die ungebändigten Elemente darin zu beherrschen und zu ordnen.

Heinrich I. der Finkler oder der Städtegründer.

Herzog Eberhard erkannte die Seelengröße seines sterbenden Bruders, und arbeitete statt für sich für den Sachsen Heinrich. Zu Fritzlar traten die Franken und Sachsen zusammen und wählten diesen zum König der Deutschen. Als Eberhard mit andern Großen ihm die Nachricht seiner Wahl und die Reichskleinodien überbrachte, fand er ihn, als einen eifrigen Jäger, am Vogelherd, eben mit dem Stellen der Netze beschäftigt. Daher sein Name Finkler oder Vogelsteller. So kam das Königthum an die letzte deutsche Völkerschaft, die dem Frankenreich einverleibt worden war, an die Sachsen.

Auch Heinrich I. wurde nicht sogleich allgemein anerkannt. Gleich auf die Botschaft vom Tode König Konrads kam Herzog Arnulf mit seiner Gemahlin und seinen Kindern aus dem Gebirge, wo er bei den Magyaren gewohnt, zurück nach Baiern. Das Volk empfing ihn mit Freuden, und bat ihn, sie unabhängig zu beherrschen, wie vordem die Könige Arnulf und Ludwig. Der Herzog vermehrte eilig mit Hülfe des Adels die Befestigungen von Regensburg und baute eine Citadelle darin. Auf die Aufforderung des Königs, den Huldigungseid zu leisten, wurde eine ablehnende Antwort gegeben. Der König lagerte sich nun vor Regensburg. Als Herzog Arnulf von den Thürmen der Stadt die Menge des Kriegsheeres sah, das mit dem Könige war, verzweifelte er am glücklichen Widerstand, ging mit



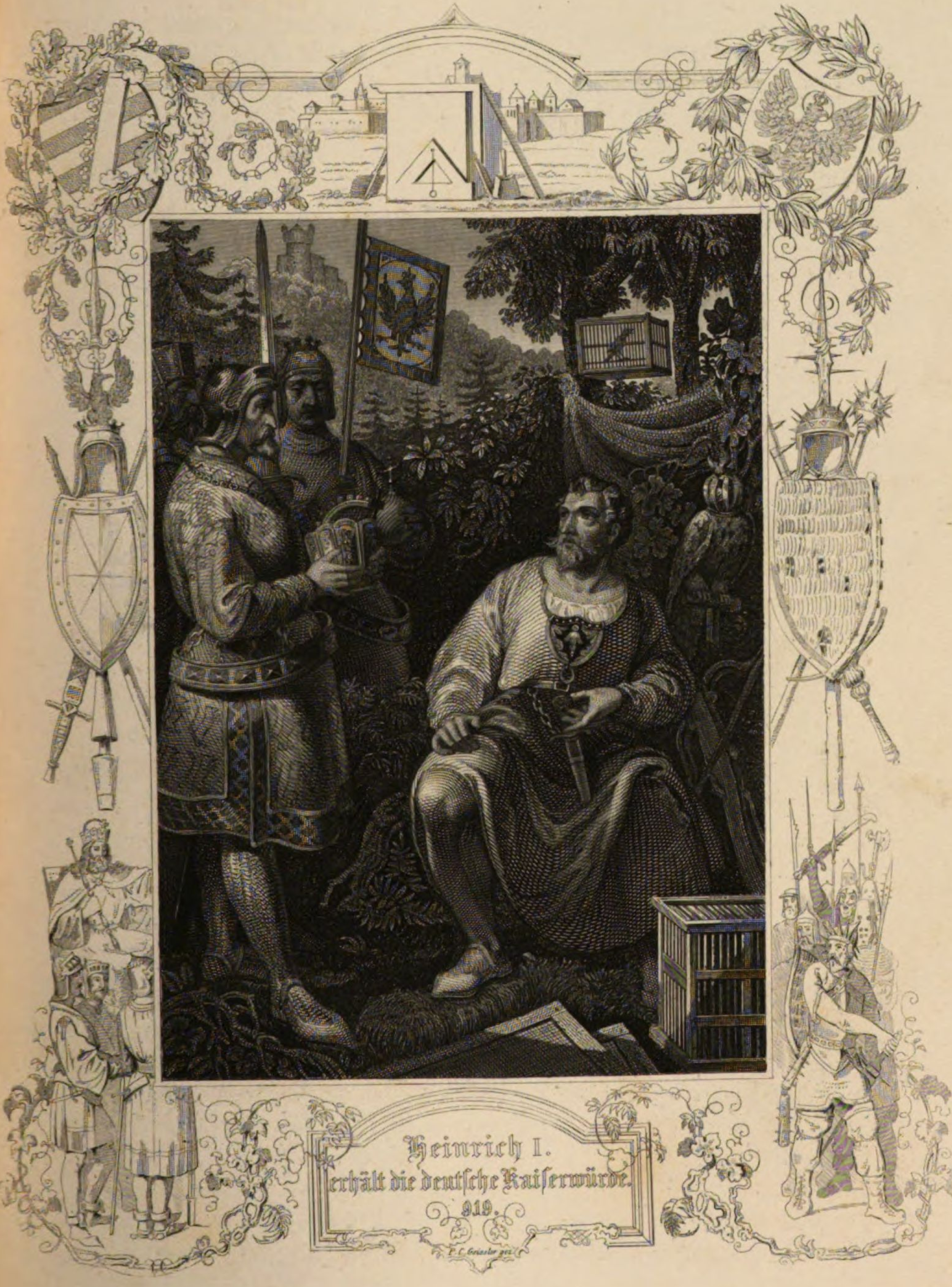
Heinrich I.
erhält die deutsche Kaiserwürde.
919.

letzteren belehnen. Aber Heinrich behauptete sich mit den Waffen. Des Königs Bruder Eberhard wurde bei Eresburg von ihm geschlagen; als ihn der König selbst zu Grona bei Göttingen belagerte, rettete ihn das Glück; der Ausbruch anderer Unruhen rief den König eilig ab. Er verband sich hierauf mit Frankreich, und Konrad sah die Unmöglichkeit, seine Macht zu brechen. Er mußte ihm alles Land zwischen dem Rhein und der Oder, der Eider und dem Thüringerwalde lassen, und ebendamit die Uebermacht im Reiche. Zu ihm nun mahnte Konrad sterbend die Kleinodien des Reiches zu tragen; zu seinem Bruder Eberhard, dem Frankenherzog, sprach er, er solle sich um die Krone nicht bewerben, und nicht auf den Glanz seines Hauses, sondern auf das Beste des gemeinen Wesens sehen. So wirkte er nicht bloß sterbend noch, sondern über seinen Tod hinaus, für des Reiches Wohl. Denn nur der Mächtigste im Reiche vermochte wahrhaft als König die ungebändigten Elemente darin zu beherrschen und zu ordnen.

Heinrich I. der Finkler oder der Städtegründer.

Herzog Eberhard erkannte die Seelengröße seines sterbenden Bruders, und arbeitete statt für sich für den Sachsen Heinrich. Zu Fritzlar traten die Franken und Sachsen zusammen und wählten diesen zum König der Deutschen. Als Eberhard mit andern Großen ihm die Nachricht seiner Wahl und die Reichskleinodien überbrachte, fand er ihn, als einen eifrigen Jäger, am Vogelherd, eben mit dem Stellen der Netze beschäftigt. Daher sein Name Finkler oder Vogelsteller. So kam das Königthum an die letzte deutsche Völkerschaft, die dem Frankenreich einverleibt worden war, an die Sachsen.

Auch Heinrich I. wurde nicht sogleich allgemein anerkannt. Gleich auf die Botschaft vom Tode König Konrads kam Herzog Arnulf mit seiner Gemahlin und seinen Kindern aus dem Gebirge, wo er bei den Magyaren gewohnt, zurück nach Baiern. Das Volk empfing ihn mit Freuden, und bat ihn, sie unabhängig zu beherrschen, wie vordem die Könige Arnulf und Ludwig. Der Herzog vermehrte eilig mit Hülfe des Adels die Befestigungen von Regensburg und baute eine Citadelle darin. Auf die Aufforderung des Königs, den Huldigungseid zu leisten, wurde eine ablehnende [illegible] gegeben. Der König lagerte sich nun vor Regensburg. Als Herzog [illegible] den Thürmen der Stadt die Menge des Kriegsheeres sah, das [illegible] war, verzweifelte er am glücklichen Widerstand, ging mit



Heinrich I.
erhält die deutsche Kaiserwürde.
919.

seiner Familie ins königliche Lager hinaus und unterwarf sich, da der König ihm, um Bruderblut zu schonen, und seine Kräfte für höhere Zwecke frei zu haben, zum Voraus die günstigsten Bedingungen der Unterwerfung angeboten hatte. Der König bestätigte ihn auch im Herzogthum, gestand ihm eine gewisse persönliche Unabhängigkeit in der Verwaltung Baierns zu, und wenn auch nicht den königlichen Titel, doch gewisse Befugnisse, die sonst nur Rechte der Könige waren, wie die freie Ein- und Absetzung der Bischöfe und Aebte. Dagegen gelobte Arnulf dem Könige Treue und Freundschaft, und zu jeder Zeit bereitwillige Heerfolge.

Es lag König Heinrich I. Alles daran, mit den mächtigen Großen des Reiches in Freundschaft zu stehen, um dem Reiche im Innern Ruhe, nach Außen Sicherheit geben zu können. Diesem höheren Zwecke opferte er nicht unbedeutende Theile der königlichen Macht. Die Herzoge wurden durch seine Zugeständnisse, da sie ihm ohnedies an äußerer Macht ziemlich gleich kamen, eher Freunde und Verbündete, als Vasallen der Krone, und zogen auch, als ziemlich unbeschränkte Herren in ihren Landen, den Adel, der in denselben saß, leicht in ein Verhältniß, worin sie eher Lehensträger der Herzoge, als unmittelbare Vasallen des Reiches wurden. Und doch war nach der Lage der Dinge seine Politik diejenige, welche nicht nur am schnellsten, sondern auch allein zum Ziele zu führen schien. Wie den Baier, so hatte er Burkhard, den Schwabenherzog, gewonnen, auch ihn eben so sehr durch freundliche Worte, als durch Ueberraschung mit seiner Kriegsmacht. Und Giselbert, den Herzog in Lothringen, gewann er in der Folge durch Waffen und Unterhandlungen: der Herzog wurde des Königs Eidam, und Lothringen anerkannte aufs Neue die Lehenshoheit des deutschen Königs.

So vermochte er nun auch nach Außen das Reich nicht nur zu sichern, sondern zu erweitern.

Die Streifzüge der Magyaren hatten indessen nicht ganz aufgehört, aber treu dem Freundschaftsbunde, welchen sie mit Herzog Arnulf während seiner Verbannung gemacht, verschonten sie die baierischen Grenzen; heilig wie die Gastfreundschaft war ihnen das Land des Gastfreundes. Sobald sie hörten, daß er mit dem deutschen König, ihrem Feind, in Freundschaft getreten war, sahen sie darin die Freundschaft mit sich gebrochen, und in den Jahren 923 bis 925 ward Baiern, wie alles Land bis an den Bodensee und an den Spessart, schrecklich von ihnen heimgesucht. Ein anderes feindliches Heer war durch Mähren und Böhmen nach Sachsen gezogen. Der König stellte sich ihnen mit seinem Heer entgegen. Er hatte zuvor schon die Forderung Zoltans, der ihn an den lange rückständigen Tribut mahnte, gebührend zurückgewiesen. Es kam zu verschiedenen Gefechten, Heinrich aber erlitt zuletzt vor Peuchen unweit Wurzen eine solche Nieder-

lage, daß er, um nicht gefangen zu werden, in die feste Pfalz Werle bei Goslar sich werfen mußte. Diese Niederlage wurde sein Glück. Der Sieg verführte die Feinde zu völliger Sorglosigkeit. Ohne alle Vorsicht durchstreiften sie zerstreut das Land. So führte das Glück einen ihrer vornehmsten Heerfürsten, wahrscheinlich Zoltan selbst, in die Hände einer sächsischen Schaar. Welch einen köstlichen Fang sie gethan, erfuhr König Heinrich erst, als die Magyaren ein ungeheures Lösegeld für die Freiheit des Gefangenen boten. Der König verschmähte ihr Gold und Silber und gab ihn erst frei, als sie einen Waffenstillstand auf neun Jahre beschworen. Es ist gewiß das schönste Zeugniß für den Edelsinn der Magyaren, daß der deutsche König dem einfachen Schwure eines so krieg- und raubgewohnten Volkes fest und ohne Bedenken vertraute. Und er täuschte sich nicht in ihnen. Neun Jahre hielten sie die Waffenruhe unverletzt, so leicht auch Vorwände zum Bruch von ihnen hätten gesucht werden können, als wollten sie der damals bereits ziemlich entsittlichten christlichen Welt ein Beispiel geben, wie man Treu und Glauben ehrlich halten müsse.

Aber es ist auch ein Zeugniß für die Weisheit des Königs, daß er die Waffenruhe dem lockenden Golde vorzog. Die neun Jahre der Waffenruhe mußten ihm dienen, seine Völker für den Sieg einzuüben, und auf deutschem Boden eine Reihe von Schutzmauern aufzuführen, hinter denen der Landmann sich und seine Habe bergen konnte, und die dem Kriegsmann als Bollwerke dienten. In diesem Sinne arbeitete er eifrigst, alte feste Plätze zu erneuen, neue aufzuführen. Auf sein Gebot wurde in die mit Mauern eingefaßten Burgen je der neunte Mann auf dem Lande, der Waffen zu tragen fähig war, versetzt, während die auf dem Lande Zurückgebliebenen (Grenzwächter, Granitzer) das Feld bestellen, das Getreide in die Städte führen, und gegen eine Abgabe eines Dritttheils denen in der Burg (Stadt) zur Aufbewahrung übergeben mußten. Diese (die Burger) hatten Häuser und Kornspeicher zu zimmern und zu bauen. Innerhalb dieser Mauern sollten fortan alle Zusammenkünfte, Waffenspiele und Gastereien gehalten werden, um sie desto mehr in Aufnahme zu bringen. Bis daher waren mit Mauern umgebene Ortschaften in diesen Gegenden höchst selten. Jetzt erst stiegen solche Städte auf seinen Wink empor, unter andern namentlich Merseburg, Goslar, Meissen, Quedlinburg und Gotha. Daher ehrt die Geschichte Heinrich I. auch mit dem Beinamen des Städtegründers. Nicht als ob unter ihm schon diese Burgen die Rechte und die Verfassung der nachmaligen deutschen Städte gehabt hätten: es waren zuerst nur rein kriegerische Dienstgenossenschaften, Festungsbesatzungen; aber es war eben darin wenigstens eine Grundlage gegeben, auf welcher später unter begünstigenden Umständen wahrhaft städtische Gemeinwesen mit bürgerlicher Selbstständigkeit ins Leben treten konnten. Die Sicher-

heit, welche Person und Eigenthum in den neuen Städten fanden, mußte bald viele Freie in ihre Mauern locken, es mußten sich in denselben königliche Beamte, Kaufleute, Herbergen, Gewerbe jeder Art festsetzen, in steigender Zahl, wie die Bevölkerung stieg, und so mußten durch die Entwicklung der Verhältnisse und des Geistes mit der Zeit aus Burgen wohleingerichtete, rechtlich geordnete Städte, aus dienstpflichtigen Burgmannen selbstständige Bürgerschaften werden.

Das war die eine Seite des bessern Vertheidigungsstandes, in welchen Heinrich I. das Reich setzte. Die andere Seite derselben war eine völlige Umbildung des deutschen Heerwesens. Die bisherige Heerfolge lieferte nur wenig Reiterei, der größte Theil des Heeres bestand aus Fußkämpfern. Es war unverkennbar, die große Ueberlegenheit der Magyaren bestand in der großen Zahl ihrer Reiterei und in der leichten Beweglichkeit, mit der sie sich auf ihren schnellen Pferden herum tummelten. Heinrich I. versäumte nichts, die Zahl der deutschen Reiterei zu vermehren und zugleich ihrer Unbehülflichkeit und Schwerfälligkeit abzuhelfen. Er veranstaltete häufige Kampfspiele und übte sein Volk besonders in der den Magyaren eigenthümlichen, den Deutschen bisher so furchtbaren Art des Gefechtes. Auch erkannte er dem Kriegsdienst große Vorrechte zu, und begnadigte selbst verurtheilte Räuber gegen den Eintritt in seine Reiterschaaren. Nachdem er sein Volk so für den Krieg umgeschaffen und eingeübt, ließ er es seine ersten Waffenproben gegen die slavischen Völker machen. Diese zu unterwerfen und zu bekehren, war schon lange sein Plan. Ein Angriff auf die Dalemincier Wenden hatte auch zuerst wieder die Magyaren gegen ihn im Jahre 924 in Bewegung gesetzt: die Wenden hatten damals dieselben um ihre Hülfe gebeten. Jetzt, da der beschworene Stillstand die Magyaren ferne hielt, erneuerte er seine Züge gegen diese Slaven. Es war eine bittere Feindschaft zwischen Deutschen und Slaven, ein Haß, der in der verschiedenen Nationalität und in der verschiedenen Religion zugleich wurzelte; denn die Slaven waren noch Heiden. Zudem wohnten sie auf deutschem Boden und hatten die Deutschen, die vordem frei darauf gelebt, vertrieben oder unterdrückt.

Im Jahre 928 griff er die Wenden in Böhmen an. Die Hauptstadt Prag ward erobert, Böhmen mußte einen Tribut zahlen, und im folgenden Jahre weihte der Bischof Tutto die Sct. Veitskirche in Prag. Eben so siegreich war sein Kampf gegen die slavischen Völker, welche an der Elbe und Havel bis gegen die Oder hin wohnten. Aber der Glanz des Sieges gegen diese unglücklichen Heiden erscheint sehr getrübt und befleckt, durch die Grausamkeit und Unmenschlichkeit, in welche, wie fast überall, so auch hier, der christliche Glaubenskampf ausartete. Früchte des Sieges waren die Gründung der Markgrafschaften Lausitz, Meissen und Nordsachsen,

die nachmalige brandenburgische Altmark. Auch gegen die Normannen (Dänen) glücklich, gab er Schleswig und den Sliefluß dem Reiche zur nördlichen Grenze. In den besiegten Landschaften wurden deutsche Pflanzer angesiedelt und Bisthümer gegründet.

Als die neun Jahre des Stillstands abgelaufen waren, sandte Zoltan an den deutschen König, den rückständigen Tribut einzufordern. Dieser sah seine Vorbereitungen zum entscheidenden Kampfe vollendet, sein Heer durch die letzten Kriege geübt, durch seine Siege begeistert. Er versammelte sein Volk vor den Augen der magyarischen Gesandten. Er sprach von der Ruhe des Reiches im Innern, von den Siegen über die auswärtigen Feinde. „Alle sind besiegt," rief er; „nur die Ungarn, diese Heiden, stehen noch wider uns und verlangen Tribut. Wollten wir Alles, was sie fordern, leisten, so müßten wir selbst die Kirchen und die Diener Gottes ausplündern!" Da scholl es ihm aus dem Heere entgegen: „Wir sind Christen! zum Krieg, zum Krieg!" Tausende von Händen hoben sich empor und Tausende von Schwertern klangen kriegerischfreudig an die Schilde.

Auf das brach Zoltan durch Böhmen herein. Hier forderte er die Dalemincier Wenden auf, sich an ihn anzuschließen. Diese unglückliche Völkerschaft war so eben erst vom König Heinrich unterworfen worden, und die deutsche Herrschaft lag schwer auf ihr; aber sie hatte erfahren, daß der Schutz der Magyaren noch schwerer war, als das Joch der Deutschen, und sie hatte es nicht vergessen, daß ihre, als Freunde herbeigerufenen, Beschützer es gewesen waren, welche sie ausgesaugt und entkräftet dem Schwerte der Deutschen überliefert hatten. Statt ihre bewaffnete Jugend zu den Magyaren stoßen zu lassen, sandten sie ins Lager derselben einen dick gefütterten, räudigen Hund. Zoltan verschob es, diesen Spott der Wenden zu rächen, und fiel, sein Heer theilend, in Eilzügen in Sachsen ein. Die eine Heersäule bewegte sich auf Sondershausen, die andere auf Merseburg zu, wohin sich des Königs Schwester mit ihrem Gemahl und vielen Schätzen geflüchtet hatte.

Binnen vier Tagen hatte König Heinrich seinen Heerbann unter seine Fahnen versammelt. Eben von einer Krankheit erstanden, und noch matt, ließ er sich die Rüstung anlegen und stieg zu Pferde. Bei Jechaburg, unweit Sondershausen, stieß er auf den ersten Heerhaufen der Ungarn. „Müssen wir," sprach er zu seinen Thüringern und Sachsen, „dem wilden Volk der Ungarn, das Christum nicht kennt und Gottes Feind ist, unterliegen, so treff' uns dies in männlichem Kampfe; es ist ein Leichtes dem Allerhöchsten, den Sieg dem Schwachen über den Starken zu verleihen, wenn er des Siegs durch den Glauben würdig ist. Aber ein Glaube ist noth, der im Herzen lebt, nicht in Worten, der nicht nur durch Bekenntnisse, sondern durch Thaten sich zeigt. Lasset uns also dem Herrn geloben, und unsere Gelübde ihm bezahlen!"

Darauf ordnete er die Schlacht. In dicht geschlossenen Reihen — so war sein ausdrücklicher Befehl — sollten die Deutschen gegen die Feinde anrücken, den ersten Pfeilregen mit ihren Schilden auffangen, und ehe die Ungarn ihre Geschosse zum zweitenmal entsenden könnten, schnell und gleichmäßig mit ihren Lanzen auf sie losrennen. Der Schlachtgesang: Kyrie eleison! erklang. Mit furchtbarem Geschrei: Hui! hui! erwiderten die Ungarn. In fester Ordnung rückten die Deutschen an. An ihren Schilden brach sich der Pfeilwurf der Feinde, und plötzlich und zumal stürzte sich die ganze deutsche Reiterei mit ihren langen Speeren auf die überraschten Feinde. Der Sieg war schnell entschieden. Die Ungarn flohen und ließen das ganze reiche Lager den Siegern. Schaaren deutscher Gefangener fanden sich im ungarischen Lager und erhielten so ihre Freiheit.

Beim Anzug der Feinde hatten nicht nur der König und seine Schwester, sondern alle Umwohner ihre besten Güter nach Merseburg geflüchtet. Lüstern darnach stürmte die in östlicher Richtung gezogene Heermasse der Magyaren die Mauern. Die Besatzung vertheidigte sich tapfer. Schon brach die Nacht herein. Flüchtlinge aus der Sondershauser Schlacht brachten die Nachricht von der Niederlage des ersten Heerhaufens und dem eilenden Anzug des Königs in das Lager der Ungarn. Einzelne Schaaren streiften auf Plünderung in der Umgegend umher. Durch das gewöhnliche Zeichen, durch das Feuer und den Rauch großer Holzstöße, die sie im Lager und auf den Höhen anzündeten, wurden diese Streifschaaren in der Nacht zurückgerufen. Als die Vorhut der Deutschen erschien, zogen sich die Ungarn mit Hinterlassung des ganzen Lagers eilig zurück; doch wurden noch viele auf der Flucht getödtet oder gefangen. Auch die Deutschen zählten nicht wenige Todte, und unter diesen den tapfern Albrecht von Babenberg. Vor der Heimkehr aber ging der größte Theil des magyarischen Heeres durch das Schwert, durch Kälte und Hunger vollends zu Grunde, im Jahre 934. So glorreich lohnte sich dem Könige, was er für die Vertheidigung des Reiches erdacht und ausgeführt. Dieser Sieg füllte aller Deutschen Mund mit dem Ruhme Heinrichs; das Volk sang Lieder von der Schlacht und vom Sieger; er aber demüthigte sich vor Gott, dankte ihm für die verliehene Gnade, und beschenkte reichlichst Kirchen und Arme.

Noch heute zeigt das Volk bei Keuschberg an der Saale einen Steinblock mit Spuren eines Hufes und einer Hand, und die alte Sage erzählt, wie Heinrich vor seinem Heere geritten, sei sein Roß in einen Steinblock getreten, so daß die Spur des Hufes kenntlich geblieben, er selbst aber habe die flache Hand in demselben Block abgedrückt und gerufen: „So wahr durch Gottes Allmacht hier wundervoll ein Denkmal dieses Tages in dem harten Stein sich ausdrückt, so wahr wird er uns den Sieg verleihen über seine und unsere Feinde!“

Von der christlichen Hauptfahne aber, worein der Engel gemalt war, erzählte eine Sage, die Ungarn haben nach ihrer Niederlage geglaubt, der Christengott habe Flügel und könne ihnen darum so schnell zu Hülfe kommen. Darum haben sie ihren Götzenbildern gleichfalls Flügel angesetzt, schwer von Golde.

So sah Heinrich I. Deutschland im Innern und auf den Grenzen beruhigt. Die einst so trotzigen großen Vasallen beugten sich vor seiner Hoheit. Man fühlte im ganzen Reiche, es saß ein König auf dem Throne, der es in der That war. Als er erkrankte, berief er die Kronbeamten und die Großen des Reiches zu sich nach Erfurt, um sich mit ihnen wegen der Nachfolge zu berathen. Alle waren darin einig, daß die Krone bei seinem Hause bleiben sollte. Da empfahl ihnen der sterbende König aus der Zahl seiner Söhne den, welchen er für den fähigsten zur Reichsverwaltung achtete, den kräftigen Otto. Es war seine letzte Königshandlung: am 2. Juli 936 schied er von der Erde, auf seinem Hofe Memleben an der Unstrut, 60 Jahre alt, und zu Quedlinburg wurde er beigesetzt.

Heinrich I., der Stammvater des sächsischen Königs- und Kaiserhauses, war eine jener großen Herrschernaturen, in welchen die verschiedensten Eigenschaften zu glücklicher Harmonie gemischt sich finden. Er hatte ein mildes, den zärtlichsten Empfindungen offenes Gemüth; dabei war er ein großer Krieger und Feldherr. Er war ein Freund des Adels und des Lehenwesens, und dabei schonte und liebte er das Volk. Um nicht in den Augen seiner Gemahlin als Theilhaber an einem Todesurtheile zu erscheinen, blieb er, wo er solches voraussah, von den Gerichten fern; dabei konnte er in den Glaubenskriegen wider die Slaven schonungslos bis zur Grausamkeit sein. Er war ohne wissenschaftliche Bildung, aber weise und voll natürlichen Verstandes, der schnell herausfand, was der Augenblick erforderte. Er war ein eifriger katholischer Christ, fanatisch für die Religion, selbst vom Glauben seiner Zeit ganz befangen: er kaufte nicht nur Reliquien und ehrte sie, sondern schrieb ihnen einen besondern Segen für seine Unternehmungen zu, und doch war er ganz unabhängig von der Geistlichkeit, ja in einer Art steter Opposition gegen dieselbe. Sie hatte nach seiner Ansicht zu große politische Macht im Reiche; er that, was er konnte, nicht nur selbst sie in Gehorsam und Abhängigkeit zu erhalten, sondern er begünstigte auch die gleichen Strebungen bei den weltlichen Großen. Die Karolinger hatten großen Werth darauf gelegt, mit dem heiligen Oele gesalbt zu werden; kaum war Heinrich I. gewählt, so wollte ihn Heriger, der Erzbischof von Mainz, salben und krönen. Aber Heinrich fühlte den Werth seiner ohne Zuthun der Geistlichkeit vollbrachten Wahl, und mit einer Klugheit, die sich in das Gewand der Bescheidenheit hüllte, sprach er zu dem Erzbischof: „Es ist mir genug, frommer Mann, daß ich mit Gottes und Eurem Willen zum König erwählt

bin; Salbung und Krone spart für Bessere auf; ich fühle mich so hoher Ehre unwürdig!" Die ganze Versammlung jubelte diesen bescheidenen Worten Beifall zu; die Geistlichkeit aber verstand den Sinn derselben. Doch wagte sie weder jetzt noch später sich ihm entgegenzustellen. Eigentliche Verstellung war ihm fremd, er war offen, gerad und bieder, voll herzengewinnender Leutseligkeit; bei jeweiligem Aufbrausen war doch Besonnenheit und Mäßigung sein Grundcharakter; er zog, wo er konnte, die Güte der Strenge vor. Warm liebte er sein deutsches Vaterland und war ohne Ermüden thätig für sein Wohl und für seinen Ruhm. Er wartete nicht, bis etwas Neues erbeten oder beantragt wurde, sondern er zog selbst im Reich umher und sah und suchte mit eigenen Augen, wo was abzuthun, was zu verbessern, was neu zu schaffen wäre. Solchen schönen Eigenschaften und Bestrebungen mißgönnte das Schicksal den Lohn nicht. Er war glücklich in seinen Unternehmungen in Krieg und Frieden, und glücklich in seinem Hause, im Kreis seiner Familie.

Mathilde, die Ururenkelin Wittekinds, des tapfern Sachsenherzogs, der so lange die Freiheit seines Volkes wider Karl den Großen verfocht, war seine Gemahlin. Er hatte sie in früher Jugend mit Aug und Herz gewählt, und wie er sie liebte, liebte sie ihn. Eine eigene Schrift aus ihrer Zeit verherrlicht ihre Schönheit, ihre Sitten und ihren Geist, und noch jetzt ehrt sie die katholische Christenheit als eine Heilige. Sie gebar ihm drei Söhne und zwei Töchter. Und wie in seiner Familie, war er auch in der Freundschaft glücklich. Eine gesunde, kräftige Heldengestalt, liebte er einen fröhlichen Freundeskreis um sich, Spiel und Scherz bei der Tafel. Er war gefürchtet und geehrt von außen und geliebt von seinem Volke, bis zu seinem Tode, und noch lange nach dem Tode.

Otto I. oder der Große.

Es war ein anhaltender Eindruck, welchen die persönliche Größe und das Glück Heinrichs I. auf die deutsche Nation machte. Im Munde des Volkes erklang sein Preis in Reden und Liedern, und die Großen des Reiches, Adel und Geistlichkeit sahen nur mit Ehrfurcht auf den König. So war ihnen selbst der Wunsch des Sterbenden und Todten ein Gebot, das zu erfüllen ihnen als heilige Pflicht erschien. Sogleich nach seinem Tode traten die Herzoge und Fürsten, die großen Beamten des Hofes und die Kriegsmannen in Aachen zusammen, zur Ceremonie der Wahl. Sie versammelten sich in dem großen Saale, welcher an die Marienkirche stieß, in deren Räumen der große Karl seine Ruhestatt hatte. Es waren nur die

weltlichen Herren bei der Wahl thätig. Sie erhoben Otto auf einen Thron, und er empfing von ihnen durch Handschlag den Leheneid. Dann führten sie ihn aus dem Saale der Pfalz hinab in die Marienkirche, wo die Geistlichkeit und alles Volk wartete, bis der neugewählte König hervorträte. Sobald er erschien, in einem kurzen enganschließenden Kleide, der Frankentracht, kam ihm Heribert, der Erzbischof von Mainz, in allem Schmuck seines Priesterthums entgegen, und führte ihn in die Kirche hinein. Und zum Volke gewendet, das rund umher sich drängte, sprach er: „Sehet hier, ich stelle euch vor den von Gott erkorenen, einst von unserem Herrn Heinrich vorgeschlagenen, jetzt von allen Fürsten erwählten König Otto. Gefällt euch diese Wahl, so erhebet zum Wahrzeichen die Hand zum Himmel!“ Da jubelte das ganze Volk: „Heil und Segen dem neuen König!“ und hob die Rechte gen Himmel.

Jetzt schritt die Geistlichkeit zur Salbung und Krönung; nur diese, nicht die Wahl, kam ihr zu. Sein Vater Heinrich hatte es abgelehnt, seiner Wahl durch das heilige Oel eine neue Weihe zu geben; fast stille war er König geworden. Auch Otto der Sohn war und fühlte sich König, wie sein Vater, ohne das heilige Oel; aber er achtete für gut, seine Erhebung mit so viel Glanz als möglich zu umgeben.

Ueber das Amt der Salbung und Krönung hatte sich anfänglich ein Streit entsponnen. Der Erzbischof von Trier sprach die Ehre an, weil sein Stift das älteste und vom Apostel Petrus selbst gegründet sei; der Erzbischof von Köln berief sich darauf, daß Aachen, die Krönungsstadt, zu seinem Sprengel gehöre. Beide ließen zuletzt ihre Ansprüche fallen vor dem überwiegenden Ansehen des Mainzers. Auf dem Altare lagen die Insignien des Königthums, das Schwert mit dem Wehrgehänge, der Mantel mit den Armbändern, der Hirtenstab, das Zeichen des königlichen Antheils an der Kirchengewalt, die Krone und das Scepter. Zuerst überreichte er ihm das Schwert und sprach: „Nimm hin dieses Schwert, alle Feinde Christi damit zu vertreiben, alle böse Christen wie alle Heiden, da Dir nach Gottes Willen alle Gewalt des Frankenreichs übergeben ist, den Frieden für alle wahrhafte Christen zu befestigen.“ Dann bekleidete er ihn mit dem Mantel und den Armbändern: „Dieser bis zur Erde herabhängende Mantel,“ sprach er, „ermuntere Dich, im Eifer für den Glauben zu erglühen und in Schirmung des Friedens bis ans Ende zu beharren.“ Bei der Ueberreichung des Hirtenstabs und des Scepters hieß es: „Erinnere Dich bei diesen Zeichen, daß Du als ein Vater Deine Völker regieren sollst; sei barmherzig den Dienern Gottes, den Wittwen, Waisen und Armen, auf daß Du Gnade findest vor Gott in diesem und jenem Leben.“ Der letzte Spruch lautete: „Niemals mangle es Deinem Haupt an dem Oel der Erbarmung, und wie Du jetzt gekrönt wirst, so mögest Du auch einst gekrönt werden mit ewigem

Lohne!“ Damit salbte er ihn mit dem heiligen Oele. Die beiden andern Erzbischöfe nahmen die Krone vom Altar, der Mainzer setzte sie ihm auf, und alle Drei führten den gekrönten König zu dem Stuhle Karls des Großen, einem Thron, der über mehreren Stufen zwischen zwei Marmorsäulen errichtet war, und während er hier saß, Alles überschauend und von Allen geschaut, wurde der Lobgesang gesungen und das Hochamt gehalten.

Nach Beendigung der kirchlichen Feierlichkeiten begab sich der König in die königliche Pfalz zurück. Hier erwartete ihn das Krönungsmahl. An einer prächtig zugerichteten Marmortafel setzte er sich mit den geistlichen und einigen weltlichen Großen nieder und speiste öffentlich vor dem Volk. Giselbert, der Herzog von Lothringen, in dessen Kreis Aachen lag, führte die Aufsicht über den ganzen Haushalt; Eberhard, der Herzog in Franken, ordnete die Tafel; Hermann, der Herzog in Schwaben, sorgte für das Trinken, und Arnulf, der Herzog in Baiern, führte die Aufsicht über den Marstall und das königliche Lager.

So erschienen hier zum ersten Male die sogenannten Erzämter des Reichs, Erzkämmerer, Erztruchseß, Erzschenk und Marschall. Dieser Glanz, der so sehr abstach gegen die stille Königswürde seines Vaters, war dem griechischen Kaiserthum entlehnt, und mit Verwunderung sah das Volk die stolzen Vasallen die Hoheit des Königs in Demuth bedienen. Otto beschenkte die Fürsten königlich freigebig.

Schon in diesen beispiellosen Huldigungen, die er anordnete oder anordnen ließ, offenbarte Otto I. den Herrschergeist, der seinen Thron hoch über die Herzogsstühle setzte, und nur Diener und Vasallen in denen sah, welche sein Vater mehr als Freunde und Verbündete behandelt hatte. Otto's Aeußeres hatte viel Majestät. Seine Gestalt war sehr schlank, dabei voll Ausdruck der Kraft; die Brust hochgewölbt; die Augen groß, und darin ein Feuer, mehr abschreckend als gewinnend; das Haupt mit feinem, dünnem Flachshaar bedeckt; alle seine Bewegungen leidenschaftlich, heftig. Es fehlte ihm ganz und gar jene schöne, milde Weisheit, jene Mäßigung seines Vaters, nicht aber jener, das Richtige schnell herausfindende Verstand, und sein Geist strebte noch höher, seine Willenskraft war noch stählerner, und scheute sich vor den äußersten Mitteln nicht, wenn er sie in Nöthen und gegen Störungen seiner Entwürfe einmal für wirksam erachtete. Auch er war ohne wissenschaftliche Bildung wie sein Vater, ja er konnte kaum lesen; er achtete die Wissenschaften nicht einmal, sondern gefiel sich in den rauhen Sitten dessen, der allein im Feldlager, unter kriegerischen Uebungen und unter dem Waidwerk aufwuchs. War er darin seinem Ideale, Karl dem Großen, höchst unähnlich, so liebte er doch, wie dieser, das schöne Geschlecht, lebte äußerst einfach in allen andern Genüssen, und glühte von Glaubenseifer, der auch ihm zur Verdeckung seiner Kriegsliebe, seiner

Eroberungs- und Herrschsucht diente; auch liebte er, wie Karl, die Muttersprache: Alles mußte ihm deutsch berichtet und vorgetragen werden. Aber es fehlte ihm, eben weil ihm die Bildung und die Liebe zur Bildung fehlte, jene Gabe Karls vor Allem, womit dieser aus seinen Kriegseroberungen neue geistige Schöpfungen hervorgehen ließ, und was er mit Blut gesäet hatte, zu einer unendlich segensreichen Ernte führte; es fehlte ihm jener edle, im Innern ordnende und glücklich schaffende Geist. So wurde er ein einseitiger Eroberer. Aber auch als solcher war er nur gewaltig, nicht groß: wie ein Sturm warf er sich da und dorthin, ohne höheren Plan, ohne Zusammenhang seiner Züge.

Die unglücklichen Stämme der Slaven oder Wenden zersplitterten ihre Kraft in einheimischen Zwistigkeiten. Otto benützte das, sie völlig zu unterjochen. Der Herzog der slavischen Tschechen, Boleslav I., der sich die Hoheit des deutschen Königs anzuerkennen weigerte, wurde von ihm dahin gebracht, daß er Zins zahlte und den Vasalleneid leistete. Zwölf Jahre, von 938 bis 950, dauerte dieser Kampf, in welchem sich besonders Hermann, des Billungers Sohn, als glücklicher Feldherr auszeichnete. Wie die Tschechen in Böhmen, mußten sich die slavischen Stämme unterwerfen, welche zwischen der Oder, Warthe und Weichsel saßen und das Herzogthum Großpolen bildeten. Ein noch unglücklicheres Schicksal hatten die Wenden, welche zwischen der Ostsee, der Elbe und der Oder wohnten, die Haveller, Ukern und Lausitzer. In einem vierjährigen Kampfe verloren sie ihre alte Freiheit und ihren alten Glauben, 946 bis 949. Dieser Kampf ward eben so sehr mit Fanatismus und Treulosigkeit, als mit Heldenmuth und ehrlichen Waffen geführt. Der Hauptheld darin auf Seiten des Königs Otto, Gero, der Markgraf der Lausitz, scheute sich nicht, dreißig Führer der Lausitzer zur Tafel zu laden, und die Heiligkeit des Gastrechts dadurch zu schänden, daß er sie über dem Mahl überfallen und so meuchlings ermorden ließ. Ueber diese Gräuel sollte das Christenthum seinen heiligen Mantel decken. Denn alle unterjochten Wenden mußten die Taufe annehmen, und auf ihrem Boden erhoben sich die neuen Bisthümer: Brandenburg, Havelberg, Oldenburg, Merseburg, Zeiz, Prag und Posen. Diese dem Erzstift Magdeburg untergeordneten Bisthümer sollten die Wenden eben so sehr in den angelegten Banden des politischen, wie des religiösen Gehorsams festhalten. Die jenseits der Eider von Heinrich I. gestiftete Mark Schleswig war von dem König der Dänen (Normannen), Harald, überfallen, und der deutsche Markgraf erschlagen worden. Otto suchte die Dänen in ihrem eigenen Lande auf, und nach zehnjährigem Kampfe, worin er bis an die Spitze der Halbinsel, den See Limfiord (Ottensund) vordrang und Alles mit Feuer und Schwert verwüstete, mußte Harald sich unterwerfen und die Taufe annehmen. Jütland wurde als Lehen des deutschen Reiches

erkannt und die Bisthümer Ripen, Schleswig und Aarhus, welche dem Erzstift Hamburg untergeordnet wurden, knüpften fortan diese Lande an die Kirche und an die Krone.

Sein größter Sieg aber war über die Ungarn, wodurch er das deutsche Reich für immer vor denselben sicherte.

Gleich nach Heinrichs Tode hatten die Ungarn ihre Raubzüge in das deutsche Gebiet erneuert. Im Jahre 937 fiel ein Streithaufe in Baiern ein, durchschwärmte Schwaben und Franken, setzte bei Worms über den Rhein, wüstete im Elsaß, in Lothringen und den Grenzen Frankreichs, und brachte trotz mannigfacher Verluste seinen reichen Raub glücklich durch Burgund und Italien in die Heimath zurück. Ein zweites Streifheer war zu gleicher Zeit in Sachsen eingefallen, hatte aber ein unglückliches Schicksal. Es löste sich unvorsichtig in mehrere Haufen auf, einer legte sich vor Steder- burg im Braunschweigischen, wurde aber geschlagen und auf dem Rückzug fast aufgerieben. Ein anderer stürmte das Nonnenkloster Obernkirchen. Alle Nonnen darin wurden von den Ungarn getödtet, und das Volk sah ein besonderes Gottesgericht darin, daß auch von diesem, mit dem Blute gott- geweihter Jungfrauen befleckten Haufen nur Wenige die Heimath wieder fanden. Ein dritter Haufe, der größte, der den Heerführer selbst an der Spitze hatte, fand durch List seinen Untergang. Der ungarische Heerführer ließ sich von den Vorspiegelungen eines verschmitzten Wenden verblenden, der sich ihm zum Wegweiser anbot. Plötzlich sah er sich mitten in den großen Drömlinger Wald hineingeführt, und von Sachsen und Wenden überfallen. Das ganze Heer kam unter dem Schwerte oder in den Sümpfen des Waldes um, in die es gesprengt wurde; der Heerführer selbst gerieth in Gefangenschaft, und mußte um große Summen seine Freiheit erkaufen.

Eben so unglücklich fielen zwei neue Streifzüge in den Jahren 942 und 944 für sie aus. Das erste Mal erlitten sie an dem Ufer des Traun von den Baiern, das andere Mal in den Gebirgen Kärnthens von den Eingebornen mit Hülfe der Baiern eine gänzliche Niederlage, und Zoltan verbot fortan seinen Völkern solche Raubzüge. Es war Ruhe bis zu seinem Tode 947. Aber sein Sohn Toxis brannte, die letzten Niederlagen zu rächen, und, bei dem ersten Versuche nicht glücklich, fand er bald durch die eigen- thümlichen innern Verhältnisse des deutschen Reiches neue hoffnungsvollere Gelegenheit dazu.

Otto's Eroberungszüge nämlich zogen sein Augenmerk von den deutschen Verhältnissen ab, und weil er nicht das Wirken nach Außen und Innen mit einander zu verbinden vermochte, verwirrte sich das Innere und gebar ihm bald viele und gefährliche Feinde.

Otto wollte in jeder Hinsicht König sein. Sehr verschieden von seinem Vater, der sich und seinen Hof von den Einkünften seines Herzogthums

Sachsen erhielt, lebte Otto ganz auf Kosten des Landes, wo er sich gerade befand, und im Hinblick auf sein Vorbild, Karl den Großen, zog er zu Recht und Gericht, zur Geltendmachung der königlichen Gewalt, sobald er nicht im Felde war, unaufhörlich von einem Land zum andern. Ueberall stiegen königliche Pfalzen empor, und die königlichen Pfalzgrafen, Land- und Burggrafen, wovon die Erstern als Aufseher über die Pfalzen, die Zweiten über eine ganze Landschaft, und die Letztern über eine königliche Burg gesetzt waren, hatten immer die Hände voll zu thun, den Unterhalt für den königlich aufziehenden Hof Otto's beizuschaffen. Zudem schnitt die Art und Weise, wie Otto König war, die Machtfülle, die er in Anspruch nahm, tief ein in das Selbstständigkeitsgefühl der Herzoge, welche glaubten, der König sollte nicht vergessen, daß er von Haus aus Ihresgleichen sei und die Krone ihnen zu danken habe.

Die Krone war es, die ihn vorn herein mit einem seiner Brüder entzweite. Sein Vater hinterließ nämlich außer zwei Töchtern vier Söhne, Thankmar, Otto, Heinrich und Bruno. Von diesen sechs Kindern hatte ihm fünf die edle und holdselige Frau Mathilde geboren; den ältesten Sohn Thankmar hatte er mit Hatburg, seiner ersten Gemahlin, erzeugt. Diese Ehe wurde aber vom Glauben der Zeit für ungültig angesehen, weil Hatburg zuvor den Nonnenschleier getragen hatte. Das mag nicht wenig dazu beigetragen haben, daß Thankmar bei der Königswahl übergangen wurde, und in die Wunde, welche diese Demüthigung demselben schlug, griff Otto von Zeit zu Zeit mit unzarter Hand durch seine Gewaltsamkeit. Die Sachsen ließen die Franken, Schwaben und Baiern es fühlen, wie sehr sie, die Sachsen, bevorzugt wurden, und sich als den ersten Stamm unter den deutschen Stämmen ansahen, seit die Könige aus ihrer Mitte hervorgingen. Wie die Großen des Reiches eifersüchtig waren gegen Otto den König, so waren die Völkerschaften eifersüchtig gegen seine Landsleute, die Sachsen; und die Lothringer zeigten sich eben so unruhig als unzuverlässig. Die Macht der Herzogthümer war zu groß, um eine Kraft des Königthums entfalten zu können, wie sie Otto wünschte und versuchte, zumal da zu den Spannungen des Königs mit den großen Herzogen gleichzeitig Zerwürfnisse zwischen ihm, der Mutter und den Brüdern kamen. Die ersten zehn Jahre seiner Regierung waren ein Netz von auswärtigen und heimischen Gefahren für ihn, und selbst die Natur ängstete die Menschen. In den Jahren 941 und 942 kam ein großes Sterben unter Menschen und Vieh, und am Himmel schreckten in düstern grausen Nächten Kometen „mit langen blutigen Schweifen.“ Die öffentliche Stimme weissagte daraus böse Zeiten, und setzte dieselben in Verbindung mit den Planen, welche bald darauf ein Theil der Königsfamilie wider den König an den Tag legte.

Mit dem beleidigten Halbbruder Thankmar verband sich nämlich

Otto's ächter Bruder, Heinrich. Es war eine Schwäche der edeln Mathilde, daß sie diesen, den überaus schönen Heinrich, am meisten liebte und sichtbar allen ihren Kindern vorzog. Sie hatte sogar früher daran gearbeitet, ihrem Lieblinge die Königskrone zuzuwenden, und jetzt sagte man sich laut, daß derselbe seinem Bruder, dem König, heimlich und öffentlich nach Leben und Krone trachte. Thankmars und Heinrichs gescheiterte Aussichten und fortglühender Ehrgeiz ergriffen wenigstens offen die Waffen, und fanden Anhang unter den Großen und edeln Herren des Reichs. Der Boden unter Otto's Füßen schwankte; von da und dort sah er Feinde wider sich aufstehen; Alles schien des herrschenden Königs überdrüssig; nirgends unter den Großen ein Freund, auf den er für alle Fälle hätte zählen können, als sein Hermann, Billungs Sohn, und Gero, seine Feldhauptleute. Und außen an den Grenzen des Reiches standen und stürmten Ungarn und Slaven, Dänen und Franzosen. Man sprach schon unter den Fürsten von einer neuen Königswahl, und selbst solche, die jetzt noch mit Otto hielten, fürchteten seinen Fall als nahe. Aber seinem Glück und seiner Klugheit gelang es, die Vereinigung seiner Gegner zu hintertreiben; sein Muth und seine Schnelligkeit ließen ihn alle Gefahren besiegen. Thankmar ward ermordet, und der empörte Heinrich mußte sich unterwerfen.

Die Gefahr, aus der Otto glücklich sich herausgefunden, lehrte ihn, darauf zu denken, einer ähnlichen in Zukunft vorzubeugen. Das führte ihn auf eine neue Politik. Um die großen Herzogthümer, die er nicht aufheben konnte, wenigstens von sich abhängig zu machen, gab er sie von nun an seinen nächsten Anverwandten, deren Ehrgeiz sie befriedigen und deren Dankbarkeit sie an ihn fesseln sollten. Auf der andern Seite suchte er die Geistlichkeit zu heben, weil er glaubte, die Bischöfe haben ein der Macht der weltlichen Herren eben so entgegengesetztes Interesse, als die Krone.

Die Geistlichkeit hatte allerdings in dieser Zeit keine Ursache, mit den weltlichen Fürsten zu stimmen. Die Herzoge hielten eine schwere Hand über sie. Dem Helden Arnulf von Baiern, welcher gemäß der ihm von König Heinrich verliehenen Selbstständigkeit in seinem Lande über die Güter der Kirche während der langen und schweren Kriege mit den Ungarn zum Besten des Staats verfügt, Bischöfe ein- und abgesetzt, und dadurch unversöhnlichen Haß des geistlichen Standes auf sich geladen hatte, hingen sie den Beinamen des Bösen an, und ließen ihn, als er im Jahre 937 sein tapferes Leben beschlossen, selbst im Grabe nicht ruhen. Sein Tod wurde als von den schrecklichsten Umständen begleitet geschildert. „Er sei, wurde erzählt, frisch und gesund in seinem Palast zu Regensburg an der Tafel gesessen, und habe eben gehört, daß der Bischof von Augsburg, der heilige Ulrich, in der Stadt angekommen sei. Dieser Heilige hatte eines Tags dem Herzog gedroht, er werde, wenn er, was er seinem Sprengel geraubt,

nicht zurückerstatte, des Todes sterben. Dessen sich erinnernd, habe der Herzog einigen seiner Diener im Scherze zugerufen: »Eilet, bringt dem heiligen Manne diesen silbernen Pokal und zwei Kannen Weins, und sagt ihm, dieses schicke ihm der Herzog, der nach seiner Drohung längst nicht mehr unter den Lebendigen sein sollte; er solle es sich schmecken lassen.« Entrüstet über diesen Spott, habe der Heilige dem Diener geantwortet: »Nun, so gehe heim, Du wirst ihn nicht mehr am Leben finden!« Und in dieser Stunde sei der Herzog gestorben, ja gleich darauf vom Teufel geholt worden; man habe im Kloster, wo er beigesetzt worden, die Teufel zischen und die arme Seele heulen hören, und die Mönche seien genöthigt gewesen, um die bösen Geister zu beruhigen, den Leichnam des Kirchenräubers auszugraben, ihn vor die Kirche zu setzen und ihnen preiszugeben.« — Bei solchen Gesinnungen der Geistlichkeit gegen die weltlichen Großen konnte Otto mit Recht erwarten, daß sie zu ihm halten würden. Wiewohl er für die Zukunft des Königthums dadurch nichts gewann, noch weniger als für sich dadurch, daß er die Herzogthümer an sein Haus zu bringen suchte.

Seinem begnadigten Bruder Heinrich gab er das Herzogthum Baiern. Arnulfs drei Söhne hatten binnen Jahresfrist die Belehnung des Königs nicht nachgesucht, waren darum von ihm überzogen und nach zwei Feldzügen und verzweifelter Gegenwehr des Herzogthums beraubt worden. Die beiden älteren Söhne hatte Otto verbannt, Arnulf, den jüngsten, zum Pfalzgrafen bestellt, und das seiner bisherigen Unabhängigkeit entkleidete Herzogthum dem greisen Bruder des verstorbenen Arnulfs, Berthold, bisherigem Markgrafen im Vintschgau, als ein Lehen übergeben. Da nach wenigen Jahren Berthold heimgegangen war, bot sich das schöne und große Baiern dem Könige von selbst, um damit den Ehrgeiz seines Bruders zufrieden zu stellen. Das Herzogthum Sachsen, sein Stammland, gab er, um ganz allein dem gesammten Reiche anzugehören, an seinen Feldhauptmann Hermann, den Billunger, und lohnte ihm damit seine großen Verdienste um die Krone. Die empörten Herzoge, Giselbert, sein Schwager, und Eberhard der Franke, waren, dieser im Kampf, jener in den Fluten des Rheins, umgekommen. Um Lothringens Macht künftig der Krone weniger gefährlich zu machen, theilte er es in zwei Herzogthümer, in Ober- und Niederlothringen, in die Landschaften an der Mosel und an der Maas, und setzte über das eine seinen Eidam Konrad, der zugleich Herzog in Franken ward, über das andere seinen Bruder Bruno, den Erzbischof von Köln. In Schwaben war im Jahre 948 Herzog Hermann gestorben. Dieses Herzogthum gab Otto an seinen eigenen Sohn Luitholf. Im Jahre zuvor war Otto's Gemahlin Editha gestorben, und der König ließ sich bald darauf in ein neues eheliches Verhältniß ein, das Luitholf die nicht ungegründete Furcht einflößte,

Otto möchte dereinst die Söhne aus zweiter Ehe ihm vorziehen. Aus dieser Furcht entspann sich ein Streit, der für Otto eben so gefahrvoll als gräßlich dadurch war, daß der Sohn und der Eidam wider den Vater nicht nur die eigenen Waffen trugen, sondern die Erzfeinde des Reiches in das Herz desselben hereinführten. Luithold empörte sich im Jahre 952. Fast alle Herren seines Herzogthums schlossen sich auf seine Aufmahnung an ihn; Arnulf, der Pfalzgraf in Baiern, dessen Vetter Gerold, Erzbischof von Salzburg, und Konrad, der Herzog von Franken und Lothringen, waren mit ihm im Bunde. In Baiern hielt Herzog Heinrich treu zu seinem Bruder dem Könige, vielleicht schon darum, weil ihn mit Luitholf seit lange ein bitterer Haß entzweite. Ein Grenzstreit, den Luitholf mit seinem Oheim hatte, und den der König zu Gunsten des Letztern entschied, gab den Anlaß, den angehäuften Zündstoff zu entladen. Bei Mainz brachen die öffentlichen Feindseligkeiten aus. Der Mainzer Erzbischof war auch mit in der Verschwörung. Der König wollte in Mainz die Mißhelligkeiten gütlich beilegen, Luitholf fand des Vaters Vorschläge zu hart, und verließ plötzlich mit Arnulf und allen bairischen Dienstleuten den Reichstag, warf sich auf Regensburg, ehe Herzog Heinrich vom Reichstage zurück war, bemächtigte sich der Stadt, aller Schätze und Gelder darin, und vertheilte sie unter seinen Anhang. In Mainz selbst sperrte der Erzbischof die Thore vor dem Könige, der draußen mit seinem Heere im Lager stand. Der König hielt es für dringender, Baiern wieder zu gewinnen und dort den Aufstand zu dämpfen, als den Erzbischof zu züchtigen. Wie er aber nach Baiern kam, hielten alle Städte ihre Thore vor ihm geschlossen, und die herzogliche Residenz Regensburg, wo Luitholf mit den Seinen sich hielt, trotzte auf ihre festen Mauern und Thürme. Der König lagerte sich vor der Stadt, aber ohne Hoffnung. Seine Macht war zu schwach, eine solche Feste zu gewinnen, und er mußte, nachdem er die Gegend verwüstet, heimkehren.

Die Verschworenen aber suchten, um ihrem Unternehmen einen Hinterhalt zu geben, Hülfe bei den Ungarn, und mit Freuden rüstete Toxis einige Heerhaufen aus, welche deutsche Ritter zu Führern erhielten.

An die Spitze dieser ungarischen Hülfsvölker stellte sich Konrad, des Königs Eidam, und führte sie durch Franken und die Rheingegenden wider seinen Schwäher, den König; aber sie kamen nicht als Freunde, sondern in alter Raubweise. Es war Konrad nicht möglich, sie in Gehorsam und Mannszucht zu halten, mit ihnen in ritterlichem Kampfe seine Entwürfe auszuführen; statt Hülfe hatte er von ihnen Schande und Verlegenheit, und als er die schreckliche Verheerung, die Gewalt- und Mordthaten übersah, die sich diese wilden Horden in deutschen Landen erlaubten, da ergriff ihn Scham und Reue. Die einmal herein gelassenen Ungarn aber

fuhren fort zu verwüsten und zu rauben, bis sie über Frankreich und Italien auf den früheren Wegen heimkehrten.

Indessen machten die Verschworenen immer weitere Fortschritte. Der Pfalzgraf Arnulf eroberte Augsburg und belagerte den Bischof Ulrich in seiner Burg Schwab-München. Der Erzbischof von Mainz warf sich in die Stadt Breisach im Breisgau. Diese Feste war der Waffen- und Sammelplatz der Verschworenen am Oberrhein, während Konrad, der Herzog von Lothringen, am Mittel- und Niederrhein ihre Sache hielt. Der König sammelte indessen ein mächtigeres Heer als zuvor, und schloß Regensburg ein. Aber dem Belagerungszeug, wie er damals war, waren die Festungswerke zu stark, und die Bogenschützen von den Mauern thaten dem königlichen Heere viel Abbruch. Nur durch Hunger war Hoffnung, die Stadt zur Uebergabe zu zwingen. Nach mehrwöchiger Belagerung fing auch der Mangel an, die Einwohner schwer zu drücken. Eine gut ersonnene List sollte die Stadt entsetzen. Ein Theil der Besatzung sollte zum Westnerthor hinaus auf das königliche Lager einen Ausfall machen, und während die Königlichen mit diesem Haufen handgemein würden, sollte ein anderer Theil der Besatzung in der Gegend des Ostenthors an das Land steigen und das verlassene Lager überfallen. Aber die Schiffe stießen zu frühe vom Land, und die Bemannung darauf kam darum zu früh in das Lager; sie wurde von dem ganzen königlichen Heer in Empfang genommen, theils niedergehauen, theils in die Donau gesprengt. Die durch das Westnerthor zu spät ausfallende Reiterei wurde eben so blutig zurückgewiesen, und zu gleicher Zeit gelang es dem Herzoge Heinrich, das Vieh der Städter, das auf der Insel zwischen dem Regen und der Donau weidete, zu überfallen und wegzuführen, und dadurch die Noth in der schon in die siebte Woche eingeschlossenen Stadt aufs Höchste zu steigern. Die Bürger waren der Belagerung längst satt. Luitholf mußte Unterhandlungen anknüpfen, aber ohne Erfolg, da der König Ergebung auf Gnade und Ungnade forderte. Ein neuer Ausfall schlug auf das Unglücklichste aus. Markgraf Gero, des Königs Feldhauptmann, empfing die Ausfallenden so vorbereitet, daß nur Wenige sich durchschlugen. Der Führer des Ausfalls, Pfalzgraf Arnulf, sank, gleich Anfangs von einem Pfeil getroffen, todt vom Pferde. Ein armes Weib, das der Hunger aus der Stadt in das Lager hinaustrieb, brachte die erste Kunde von diesem Ausgang der Sache in die Stadt, und der Tod Arnulfs, des edelsten Ritters, entmuthigte Alle. Luitholf räumte die Neustadt, ließ die nöthige Besatzung in der Altstadt zurück, und zog sich mit seinen Kriegern zu dem Heere, das seine Freunde an der Iller gesammelt hatten. Herzog Heinrich besetzte die Neustadt von Regensburg, und gleich darauf zog auch der König ab, Luitholf nach. In der ersten Nacht nach seinem Abzug ging ein großer Theil der Altstadt in Flammen auf. Luitholf

war durch den Spruch des Königs seines Herzogthums Schwaben entsetzt, alle seine Verbündeten waren geächtet, darum zum Aeußersten entschlossen. Bei Tissen an der Iller, oberhalb Ulm, traf das königliche Heer und das der Verschworenen zusammen. Der nächste Morgen sollte den mörderischen Kampf zwischen Vater und Sohn eröffnen. Da erschienen in den Lagern diesseits und jenseits des Flusses als Friedensmittler die Bischöfe von Augsburg und Chur, der heilige Ulrich und Heribert, und es gelang ihnen, die Gemüther des Vaters und des Sohnes zu versöhnen. Ohne Schwertstreich zogen sich beide Heere friedlich zurück, Vater und Sohn umarmten sich, und der Friede im Innern war dadurch besiegelt. Viele derer aber, welche der König als die Urheber der Empörung ansah, wurden verbannt; die Fürsten aber wurden in die Versöhnung eingeschlossen; nur Gerold, der Erzbischof, büßte mit der Strafe der Blendung für Alle.

Nun ergab sich auch die Altstadt Regensburg, und Bischof Michael bewirthete den siegreichen König im Kloster zu Sct. Emeran mit einem herrlichen Mahle. Der König war bei der Tafel guter Dinge. Nun, rief er frohen Muths, dessen Brod wir gegessen haben, dessen Lied wollen wir singen, und Sct. Emeran zu Ehren noch einen Trunk thun! — Mein Bauch ist voll, rief einer der Gäste dem Könige zu, für Sct. Emeran ist kein Platz mehr darin. — Dieser trunkene Kriegsmann lehnte schaukelnd an der Wand. Alsbald, sagt die Legende, erstarb die Sprache auf der Zunge dieses Lästerers, und er stürzte, als hätte ihm eine Hand einen Schlag versetzt, mitten in das Zimmer und lag todt. Der König, der darin nicht die natürliche Wirkung eines Schlagflusses, sondern dem Glauben seiner Zeit gemäß eine höhere Hand sah, verließ äußerst bestürzt den Saal und eilte in die Kirche, ließ alle Glocken zusammenläuten und warf sich auf die Kniee, während die Litanei gebetet wurde. Darauf ging er heim nach Sachsen.

Kaum war er in seiner Heimath angelangt, als er einen Zug gegen die Slaven unternahm, und auf dem Zuge traf ihn ein eilender Bote seines Bruders, des Baiernherzogs, der ihm meldete, wie die Ungarn mit unerhörter Heermacht in Baiern eingefallen seien, und der Herzog gefährlich krank zu Regensburg liege.

Im vorigen Jahre nämlich hatten die Verschworenen und in deren Namen Pfalzgraf Arnulf aufs Neue um Hülfsvolk bei den Ungarn angesucht. Toxis hatte darauf unter dem Schein einer friedlichen Gesandtschaft an den König einige seiner Vertrauten in das Reich geschickt, um die Stellung der deutschen Fürsten zu dem Könige und die Stärke der beiderseitigen Kriegsmacht in Augenschein zu nehmen. Die Berichte dieser Gesandten, und die im letzten Zuge von einem Haufen erbeuteten Schätze hatten für Toxis und sein Volk einen solchen Reiz, daß im Augenblick ein zahlloses Heer im Aufbruch begriffen war.

Es hatte das Ansehen, als hätte die ganze ungarische Nation ihre Sitze verlassen, um das deutsche Reich zu verschlingen. Niemand hatte je ein so ungeheures Heer beisammen gesehen. Die Ungarn sollen von sich selbst gerühmt haben: „Ihre Mähren sollen die Flüsse und Seeen aussaufen und mit ihren Hufen die Städte zertrümmern. Wofern nicht etwa die Erde sich aufthäte und sie verschlänge oder der Himmel über sie fiele, würde sie nichts überwinden.“ Die im letzten Dezember erfolgte Aussöhnung zwischen den deutschen Fürsten und dem Könige war ihnen vor ihrem Auszug noch unbekannt. Die niederste Angabe setzt ihre Heereszahl auf mehr als hunderttausend Wohlbewaffnete.

Auf beiden Seiten der Donau drangen sie bis an den Lech, und in Augsburg war Zittern und Zagen. Diese Stadt, damals noch klein, war nur mit niedern Mauern ohne Thürme befestigt. Aber als die Ungarn wie eine Heuschreckenwolke sich um sie lagerten, war es der heilige Ulrich, ihr Bischof, der mit einem Kern heldenmüthiger Kriegsleute die Vertheidigung leitete und auch den Muth der Bürger wieder aufzurichten wußte. Schon bei einem früheren Ansturm der Ungarn im Jahre 925 hatte derselbe im Gebet eine der besten Waffen zu finden geglaubt. Er hatte nicht nur alle Frauen und Jungfrauen in den Kirchen zum Gebete sich sammeln, sondern auch alle kleinen Unmündigen in der ganzen Stadt aufsuchen, in die Hauptkirche tragen und daselbst auf die Erde setzen lassen, daß sie mit ihrem Winseln und Weinen den erzürnten Gott zur Gnade erweichen möchten. Und wie er damals Erhörung fand, so ordnete er auch jetzt wieder allgemeine Gebete an. Frauen, Jungfrauen und Kinder zogen hier mit Kreuzen in der Stadt umher; dort sah man sie in den Straßen auf den Knieen liegen und mit Thränen und Seufzen den Himmel um Rettung anflehen. Der Heilige selbst war Tag und Nacht auf den Ringmauern, besetzte und bewachte die gefährlichsten Plätze, und leitete, als die Ungarn das Thor stürmten, klüglich die Vertheidigung. Nicht wenig erhöhte es das Vertrauen der Belagerten, als in diesem Angriff ein vornehmer Ungar getödtet ward, und die Feinde unter vielem Wehklagen mit dem Leichnam des Gefallenen sich zurückzogen.

Die Erhörung ihrer Gebete ließ sich auch bald in dem eiligen Anzug des königlichen Heeres blicken. Auf die Botschaft von der großen Gefahr im Süden des Reiches ließ Otto seine Sachsen den Slaven gegenüber und eilte, so schnell er konnte, nach den obern Landen. Hier sammelte er die schnell aufgebotenen Zuzüge der Franken, Schwaben, Baiern und Böhmen um sich, und in der Nacht vom achten auf den neunten August näherte sich das Entsatzheer schon dem bedrängten Augsburg. Berthold, ein Sohn des Pfalzgrafen Arnulf, Herr zu Reissenburg und mit den Ungarn im Bunde, sandte eben so schnell Botschaft von dem Anrücken des

Königs in das ungarische Hauptquartier, und Toxis ließ noch in der Nacht die Feuersignale auflodern, um die zerstreuten Heertheile zusammen zu ziehen. Sie waren aber so weit auseinander, daß von den drei Heerhaufen, in welche die Ungarn sich getheilt hatten, nur zwei in der kurzen Zeit sich zu sammeln vermochten; der dritte, in die vierzigtausend Mann stark, stand am Saume des Schwarzwalds.

König Otto erschaute in der Frühe des folgenden Tages mit Erstaunen und Furcht die ungeheure Menge der Feinde. Er ließ sich vernehmen, von Menschen könne ein so unzähliges Heer unmöglich überwunden werden, wenn Gott es nicht schlüge; Gott müsse man bei solcher Gefahr zum Schild und Anker ergreifen; mit Gott tapfer auf die Feinde gehen.

Den Muth und die Zuversicht im deutschen Heere erhöhte noch die zeitige Ankunft des Frankenherzogs Konrad, der seines zweiten Herzogthums, nämlich Lothringens, entsetzt worden war. Seine Zeit ehrte ihn mit dem Beinamen des Weisen, und er brachte mit seiner großen Kriegskunde und Tapferkeit zugleich eine treffliche Reiterei ins Lager. Daß er einst die Ungarn selbst hereingeführt, wußten Wenige im Heer, und von ihm erwartete man Wunder der Tapferkeit, um damit sein verlorenes Herzogthum wieder zu gewinnen.

In dem Kriegsrathe, den Otto hielt, wurde beschlossen, um nicht vor dem eigentlichen Angriff von dem Pfeilhagel der Feinde zu leiden, sich an die Gebüsche und die Hügel zu halten, und mit größter Vorsicht auf die Ebenen des Lechfeldes vorzurücken, auf welchem sich die Ungarn zusammengezogen hatten. Durch ein allgemeines Fasten wurden die Sünden des Heeres gesühnt, heilige Reliquien im Lager umgetragen, und Jeder weihte sich durch strengste Zucht zum heiligen Kampfe. Aus dem entsetzten Augsburg kam der heilige Ulrich. Der König empfing aus seinen Händen das Abendmahl, ebenso die Fürsten. Alle gaben sich einander den Friedenskuß, gelobten alle früheren Zwiste zu vergessen, und treulich zu einander zu halten im Streit. Auf den andern Tag, ward verkündet, sollen sich Alle zum Schlagen bereit halten.

Der König theilte sein Heer in acht Schlachthaufen. Der erste, zweite und dritte Haufen war aus Baiern, Kärthnern, Steyrern und Krainern gebildet; diese Völker standen im Vordertreffen, weil sie am meisten in der Kampfweise der Ungarn geübt waren. Diese drei befehligten, da der Herzog Heinrich krank lag, dessen Kriegsobersten. Den vierten Haufen bildeten die Franken, geführt von ihrem Herzoge Konrad. In dem fünften Haufen, dem stärksten an Zahl, hielt, umgeben von den tapfersten Rittern, der König selbst; dieser Haufen war zusammengesetzt aus einer Auswahl des ganzen Heeres, und über demselben wehte das Hauptpanner mit dem Bilde des Erzengels Michael. Den sechsten und siebenten Haufen bildeten die Schwaben

unter ihrem tapfern nachmaligen Herzog Burkhard. Den achten und letzten die Böhmen unter ihrem Herzog Boleslav, welchen die Wagenburg und das Gepäck vertraut war.

Der zehnte August, der Tag des heiligen Laurentius, brach an. In der angegebenen Ordnung rückten die Deutschen auf dem Lechfelde vor, und zogen sich vorsichtig durch Seitenwege nach dem Gebirge und Wald. Aber es kam anders, als sie erwartet hatten.

Als die Ungarn die Bewegung der Deutschen sahen, wichen sie dem Kampfe mit den an die ungarische Kampfweise gewöhnten Baiern aus, gingen rasch über den Lech und brachen mit ihren schnellen Pferden plötzlich unter entsetzlichem Geschrei dem deutschen Heer in den Rücken. Die Böhmen, der letzte Haufen, waren sogleich in Verwirrung, die Nachhut gesprengt, die Wagenburg genommen. Nun fiel die ganze Last des Angriffs auf die Schwaben, welche hier den alten Ruf ihrer Tapferkeit bewahrten, und, obwohl in Unordnung, den Kampf so lange aushielten, bis Hülfe von dem übrigen Heere kam. Da war es Konrad, der Herzog der Franken, der mit seinem Schlachthaufen zur rechten Zeit heran eilte und auf die Feinde sich warf. Franken und Schwaben drangen so gewaltig vor, daß die Ungarn nicht nur die gefangenen Böhmen, sondern alle Siegeszeichen und alle Beute zurückließen und sich zurückzogen.

Darin, daß Konrad den Feinden den erhaltenen Vortheil so schnell und glücklich wieder entriß, sah der König ein Pfand, daß der Himmel ihm den Sieg über das Hauptheer schenken werde. Ehe auf dieses Vorspiel die Hauptschlacht folgte, ermahnte der König die Obersten und Hauptleute des Heeres zum ritterlichen Streite auf Sieg oder Tod. „Nun will's von Nöthen sein," sprach der König, „ihr ehrlichen Kampfbrüder, daß ein Jeder seine Faust redlich brauche. Der Feind liegt vor uns. Ich zweifle nicht, ihr seid noch dieselben tapfern Männer, mit denen ich auf fremdem Boden überall gesiegt; ihr werdet so wenig als ich jetzt auf dem Heimathboden den Rücken wenden. Sind ihrer gleich mehr als der Unsrigen, so sind wir durch Tapferkeit und durch unsere Waffen überlegen; denn sie sind, wie ihr wißt, halbnackt und schlecht gerüstet. Zudem ist Gott unsere Wehr, der wird uns nicht verlassen. Die Feinde trauen auf ihre Tollkühnheit, wir auf den Schutz des Allmächtigen. Sollten wir solchen Feinden uns unterwerfen? Eher sterben, als uns besiegen lassen und als Knechte dienen. Auf denn, meine lieben Brüder, in Gottes Namen daran."

Dies gesagt, ergriff der König das Schwert, den Schild und die heilige Lanze, deren Spitze nach dem Glauben der Zeit aus den Nägeln des Kreuzes geschmiedet war, und spornte als der Erste sein Roß gegen die Feinde. Ihm nach das muthige Heer. Das Vordertreffen der Ungarn hielt diesem daherfahrenden Sturme, so tapfer und grimmig sie fochten,



Otto I.
die Schlacht auf dem Lechfelde
955.

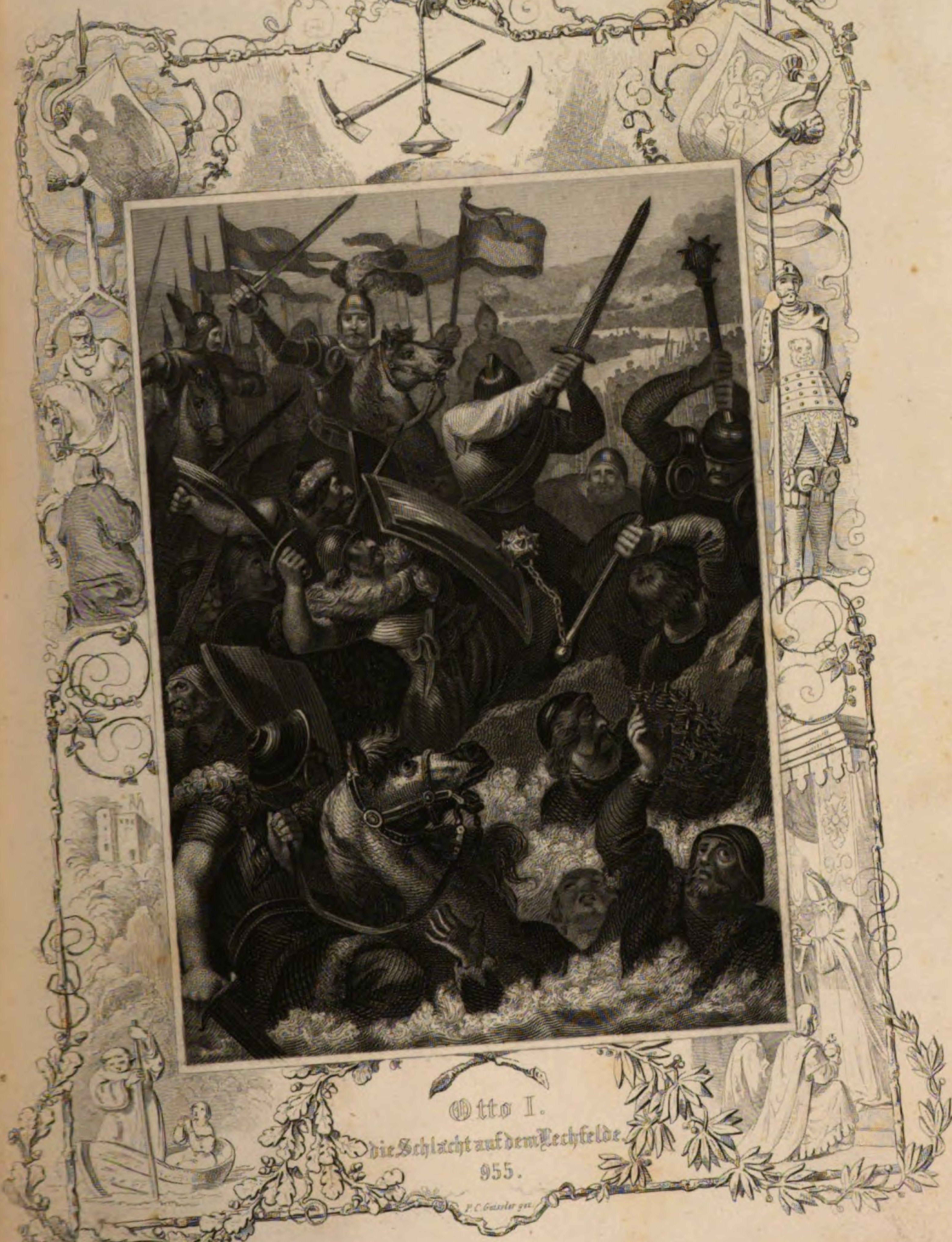
unter ihrem tapfern nachmaligen Herzog Burkhard. Den [illegible] die Böhmen unter ihrem [illegible], welchen die Wagenburg [illegible] Gepäck vertraut war.

Der zehnte August, der Tag des heiligen Laurentius, brach an. [illegible] der angegebenen [illegible] auf dem Lech[illegible] und zogen sich [illegible] nach dem Gebirge [illegible]. Aber es kam [illegible].

Als die [illegible] sahen, [illegible] Kameele [illegible] gewöhnten [illegible] gingen [illegible] schnellen Pferden [illegible] in den Rücken. [illegible] der [illegible] Verwirrung, die Nachhut [illegible] Last des [illegible] Tapferkeit [illegible] aushielten, bis [illegible] der Herzog der [illegible] heran eilte [illegible] drangen so [illegible] Böhmen, sondern alle [illegible] zurückgezogen.

[illegible] den Feinden [illegible] Vortheil [illegible] entriß, sah der König [illegible], daß der [illegible] über das Hauptheer [illegible]. Ehe auf dieses [illegible] Hauptschlacht folgte, ermahnte der König die Obersten [illegible] des Heeres zum ritterlichen [illegible] auf Sieg oder Tod. »[illegible] sein,« sprach der König, »ihr ehrlichen Kampfbrüder, [illegible] ein Jeder seine Faust redlich [illegible]. Der Feind liegt vor uns. Ich zweifle nicht, ihr seid noch dieselben tapfern Männer, mit denen ich auf fremdem Boden überall gesiegt; ihr werdet so wenig als ich jetzt auf dem Heimathboden den Rücken wenden. Sind ihrer gleich mehr als der Unsrigen, so sind wir durch Tapferkeit und durch unsere Waffen überlegen, denn sie sind, wie ihr wißt, halbnackt und schlecht gerüstet. Zudem ist Gott unsere Wehr, der wird uns nicht verlassen. Die Feinde trauen auf ihre Tollkühnheit, wir auf den Schutz des Allmächtigen. Sollten wir solchen Feinden uns unterwerfen? Eher sterben, als uns besiegen lassen und als Knechte dienen. Auf denn, meine lieben Brüder, in Gottes Namen [illegible]!«

Dies gesagt, ergriff der König das Schwert, den Schild und die heilige Lanze, deren Spitze nach dem Glauben der Zeit aus den Nägeln des Kreuzes geschmiedet war, und spornte als der Erste sein Roß gegen die Feinde. Ihm nach das muthige Heer. Das Vordertreffen der Ungarn wich diesem daherfahrenden Sturme, so tapfer und grimmig sie fochten,



Otto I.
die Schlacht auf dem Lechfelde
955.

nur kurze Zeit Stand. Ihre Reihen wurden zerrissen und durchbrochen; und als das Mitteltreffen und die Hinterhut sah, wie die Vorhut weichen mußte, wie die deutschen Reiter Alles vor sich niederstürmten, ergriff sie Schrecken, und sie ließen ihre Brüder im Stich. Bald war kein Widerstand mehr; allgemeine verworrene Flucht; denn die dichte Menge hinderte bei der einmal eingetretenen Verwirrung die Feinde selbst im Fechten. Mehrere Tausende wurden auf dem Schlachtfelde erschlagen; über die Leichen der Ihrigen hin flohen zuletzt auch die tapfersten Ungarn. Aber die Natur und das Todesschwert der Sieger folgten ihnen. Auf den Mauern von Augsburg erschracken die Bürger, als sie, des Vorgangs noch unkundig, das noch immer ungeheure Kriegsheer der Ungarn, wie von einem Sturm getrieben, heranfliegen sahen, und ihr Schrecken wandelte sich erst in Freude, als sie den Zug desselben oberhalb der Stadt gegen den Lech hin und die Flucht erkannten. Hinter den Fliehenden folgten die Sieger. Der Lech war ausgetreten, und hinderte sie in der Flucht. Tausende fanden hier ihren Untergang durch das Schwert oder das Wasser. Der Lech war von Leichen und Blut geröthet. Viele wurden mit den Dörfern, in welchen sie sich gesetzt hatten, um sich und ihren Pferden einige Rast zu gönnen, verbrannt: Viele fanden, im Lande zerstreut, durch die Besatzungen der Städte ihren Tod oder harte Gefangenschaft.

Das ist die Lechfeldschlacht, geschlagen am 10. August 955.

Der zweite Haufen, der sich noch ziemlich zusammenhielt, zog sich durch Baiern zurück. Diesem folgte das deutsche Heer erst am zweiten und dritten Tage nach der Schlacht. Auch von diesem Haufen wurden noch Viele eingeholt, getödtet und gefangen. Toxis selbst rettete sich mit den Trümmern in die Heimath; aber seine drei Feldherren, die auf dem Lechfeld befehligt hatten, Bultzu, Lehel und Ursu, fielen in Gefangenschaft. Diese wurden auf Befehl des Königs zu Herzog Heinrich nach Regensburg geführt, wider Wissen des Königs durch ein Kriegsgericht als Söldner der aufrührerischen Familie des Pfalzgrafen Arnulf zum Strang verurtheilt, und vor dem Ostenthor an drei Galgen aufgeknüpft. Den Grafen Werner, Arnulfs Bruder, der die Ungarn herein geführt, erstach Herzog Heinrich mit eigener Hand.

Von dem ersten Haufen kehrten nur Sieben in die Heimath zurück. Auch diese waren gefangen, aber mit abgeschnittenen Ohren wieder entlassen worden, um ihrem Volke den Sieg der Deutschen und den Untergang des ungarischen Heeres zu erzählen. Das ungarische Volk in der Heimath aber ergrimmte über diese Sieben, daß sie nicht mit ihren Brüdern in Gesellschaft haben sterben wollen; sie nahmen ihnen Alles, was sie an Gütern hatten, und schieden sie von Weib und Kindern. So lange sie lebten, mußten sie barfuß von Haus zu Haus mit dem Bettelstab gehen; Ungarlein, traurige

Ritter, wurden sie von der allgemeinen Verachtung genannt und Spottlieder auf sie gesungen. Ihre unehelichen Kinder und deren Enkel, mit der Ehrlosigkeit ihrer Väter beladen, zogen singend und spielend in den Dörfern auf Almosen herum, noch ins folgende Jahrhundert hinein.

Die Schmach der beiden ersten Haufen rächte der dritte Haufe, der gegen den Schwarzwald hin lagerte, unter Botondu's Führung. Es waren in diesem Heere noch vierzigtausend Geharnischte, außer den Versprengten der andern Haufen, die sich zu diesem retteten. Als Botondu hörte, wie es seinen Kriegsgenossen ergangen war, und zugleich, wie ein großer Theil des königlichen Heeres an den Rhein heimwärts zöge, barg er sich in den Schwarzwald, ihm den Weg zu verlegen. Die Deutschen, die ahnungslos, durch ihren Sieg unvorsichtig und von der völligen Vernichtung der Ungarn überzeugt, in aufgelösten Schaaren daher zogen, sahen sich plötzlich überfallen und umzingelt. Ihre Pferde stürzten unter den ungarischen Geschossen, viele wurden getödtet, viele gefangen. Botondu löste mit den deutschen Gefangenen seine Landsleute aus, die zu Regensburg gefangen lagen, und kehrte mit Ehre nach Ungarn heim.

Im deutschen Reiche war die Freude über den herrlichen Sieg ohne Grenzen, so viele deutsche Helden auch auf dem Lechfeld und nachher gefallen waren. Unter den Gefallenen war auch Konrad, der Frankenherzog; als er eben seinen Helm öffnete, um mitten im Kampfe frische Luft zu schöpfen, traf ihn ein feindlicher Pfeil in die Kehle, und der frische Lorbeer der Schlacht ward ihm zum Todeskranze. In allen Kirchen des Reiches ertönten Danklieder, und einen großen Theil der im ungarischen Lager gewonnenen Beute in Silber und Gold schenkte der König den Kirchen zu heiligen Geräthen.

Die Raub- und Kriegslust der Ungarn wandte sich von da an nach dem Osten, nach den schönen Geländen des schwarzen Meeres. König Otto aber sorgte, daß das südliche Deutschland sich wieder aus den Brandstätten erhob, zu denen es großentheils die Ungarn gemacht hatten, und zog dann über die Alpen, um sein siegreiches Haupt mit der Kaiserkrone zu schmücken.

Es ist bemerkt worden, daß eine neue Vermählung des Königs den Anlaß zu den Verwirrungen in seiner Familie und theilweise im Innern des Reiches gegeben. Das kam also.

In Italien war die Parteiwuth eben so groß, als die Verwirrung aller Verhältnisse. Lothar, ein Sohn Hugo's, des Grafen von Provence, welcher seit 946 die Krone der Lombardei trug, war 950 plötzlich gestorben, nicht ohne Verdacht, durch Berengar II., Berengars I. Enkel, und dessen Sohn Adalbert vergiftet worden zu sein. Berengar war Markgraf von Ivrea, ein eben so unternehmender als schlauer Tyrann, der eigentlich schon zu Lebzeiten Lothars den Herrn in Oberitalien spielte. Er wußte es

nach Lothars Tode dahin zu bringen, daß die in Pavia versammelten Großen der Lombardei die Krone an ihn und seinen Sohn übertrugen und beide an demselben Tage krönten. Berengar wollte, um seiner neuen Krone mehr Glanz und Festigkeit zu geben, die Wittwe seines Vorgängers seinem Sohne Adalbert vermählen. Das war die junge Adelheide, die Tochter Rudolfs, des Königs von Oberburgund, eine Frau eben so schön, als geistvoll, eben so reich, als gebildet. Der schönen Frau erschien Adalbert widerwärtig, um so widerwärtiger, als ihr Verdacht in ihm den Mörder ihres freundlichen Gemahls verabscheute. Ihre Weigerung erbitterte Berengar und dessen Gemahlin so sehr, daß sie die edle Frau auf ihrem Wittwensitze in Como gefangen nahmen, ihre Güter zur Krone einziehen, sie selbst schimpflich mißhandeln und in dem Schlosse Garda einkerkern ließen. Das geschah im April 951.

Ein Freund ihres Hauses, der fromme Priester Martin, ward tief ergriffen von dem Schicksal seiner gefangenen Königin. Er wußte sie mit Hülfe anderer Freunde und der Verwandten ihres Hauses zu befreien und aus dem Schlosse Garda hinweg unter mancherlei Abenteuern und Gefahren, auf die Burg Canossa in Sicherheit zu bringen, welche dem Grafen Azzo gehörte. Berengar verfolgte die Flüchtige auch in diesen Zufluchtsort, und umlagerte die Burg Canossa. Hart bedrängt kamen Adelheid und ihr Beschützer Azzo auf den Gedanken, Botschaft an den seit Kurzem verwittweten König der Deutschen um Hülfe zu senden, dem Befreier Adelheidens Hand und die Krone Italiens als Ehrenpreis anzubieten. Es war wieder Bruder Martin, der mit einigen Begleitern die gefährliche und romantische Botschaft übernahm und über die Alpen ging.

Der Hülferuf einer so schönheitberühmten jungen Frau, hervor aus einer Burg Italiens, worin sie eingeschlossen war, mußte dem ritterlichen Otto wie eine Zauberstimme ertönen, und der fromme Martin wußte seine verehrte Königin so reizend und interessant abzumalen, daß jeder andere, auch weit weniger kühne und abenteuerfreudige Ritter, als Otto, unwiderstehlich zu ihrer Rettung hingerissen worden wäre. Otto dem Eroberer aber winkte nicht bloß die verführerische schöne Wittwe, es trat vor seine Augen das herrliche Land Italien, die Lombardei und die Kaiserkrone. Sein Vorbild Karl der Große hatte Beides besessen, und für Beides winkte auch ihm jetzt die Gelegenheit.

Noch im Sommer 951 zog Otto mit Heeresmacht über die Alpen, entsetzte ohne viele Mühe die bedrängte schöne Königswittwe, gewann die Hauptstadt Pavia und vermählte sich, er, der fünfunddreißigjährige Held, mit der zwanzigjährigen Adelheid. Berengar und Adalbert mußten sich unterwerfen. Otto aber entbrannte so sehr in Liebe zu seiner neuen Gemahlin, daß sein Sohn Luitholf, der Schwabenherzog, mit Recht be-

fürchtete, der aus dem zweiten Ehebett entsprossene Otto II. möchte ihm dereinst in allen Stücken vorgezogen werden. Das war es, was den Funken der Empörung in seine Seele warf; und ehe der König seine großen Entwürfe in Italien weiter verfolgen konnte, riefen ihn die zwischen seinem Bruder Heinrich und Luitholf in Deutschland ausgebrochenen Wirren über die Alpen zurück. Berengar mußte ihm dahin folgen, und er erhielt von Otto's Gnade die Verwaltung des Königreichs Italien unter der Bedingung, es als ein Lehen des deutschen Reiches zu besitzen, und die Marken Aquileja und Verona, die beiden Schlüssel zu Italien, abzutreten. Zu Augsburg leistete Berengar in der Reichsversammlung, vor dem königlichen Throne knieend, den Vasalleneid; Otto selbst aber nannte sich in Urkunden König von Italien.

Während Otto die inneren Wirren im Reiche endigte, und Slaven und Ungarn demüthigte, fuhr Berengar in Italien fort, durch sein tyrannisches Verfahren die Italiener gegen sich zu erbittern; die beschworenen Bedingungen dem deutschen Könige gegenüber ließ er unerfüllt; die königlichen Befehle wurden verachtet. Berengar glaubte, es sei jetzt die günstigste Zeit für ihn, sich an denen zu rächen, welche damals wider ihn gestanden waren, als der deutsche König ihn mit Krieg überzog; andererseits die geistlichen und weltlichen Herren Italiens sich zu unterwerfen, um mit der vereinigten Macht des ganzen Landes einem zu erwartenden neuen Angriff Otto's begegnen zu können. Die gewaltsamen Mittel, wodurch er diese Zwecke zu erreichen suchte, schnitten tief ein in das Besitzthum und den Stolz der weltlichen und geistlichen Großen Italiens, und diese, wie der Knabe, der damals auf dem päpstlichen Stuhle saß, Johann XII., sandten eine Botschaft auf die andere über die Alpen herüber an Otto, um Hülfe wider ihren Bedränger Berengar.

Sobald Otto sich von den Ungarn befreit hatte, sandte er seinen Sohn Luitholf nach Italien, im Jahre 956. Der tapfere junge Held mit seinen Schwaben drang mit Glück in der Lombardei vor; Berengar mußte sich aus dem offenen Felde in seine Festen zurückziehen, und nur ein plötzlicher Tod seines Siegers ließ ihn wieder freier athmen. Luitholf starb nämlich im Jahre 957, nicht ohne Verdacht einer Vergiftung, mitten in seiner Siegeslaufbahn. Seine Leiche wurde von seinen Getreuen in die Heimath zurückgeführt und unter großer Trauer im Dome zu Mainz bestattet. Erst im Jahre 961 fand König Otto selbst Zeit, seinen zweiten Heerzug über die Alpen anzutreten. Mit jedem Schritte in die Lombardei hinab mehrte sich sein Heer durch den Anschluß der mißvergnügten Großen. Pavia, die Hauptstadt, empfing ihn mit offenen Thoren und Herzen. Berengar wurde des Thrones verlustig erklärt, und in der Kirche zu Monza, der Vorstadt Mailands, das ihn mit gleicher Freude empfing, setzte Walpert, der mailändische Erzbischof, im Angesichte der Bischöfe,

Herzoge und Markgrafen des Landes, dem deutschen Könige die Krone der Lombardei, die eiserne Krone, auf.

Von da zog er ohne Hinderniß gerade auf Rom. Wie Karl der Große, wurde er in der großen Weltstadt empfangen. Er befreite den von Parteien bedrängten Papst, und empfing zum Danke dafür die Krone des abendländischen Kaiserthums, am 2. Februar 962. Achtunddreißig Jahre war die Kaiserkrone verwittwet gewesen; seit Berengars I. Tod hatte sie kein Haupt mehr geschmückt. Jetzt kam sie nach so langer Zeit wieder an ihren Mann.

Nach der Kaiserkrönung verfolgte er die Vernichtung Berengars. Dieser hatte sich mit seiner Familie in die feste Stadt Monte San Leone geworfen. Hier schloß ihn der Kaiser ein. Der Platz vertheidigte sich eben so klug als unerschrocken, die Belagerung zog sich in die Länge, und damit der Krieg; und Otto sah sich genöthigt, neue Kriegsvölker aus Deutschland an sich zu ziehen. Alle Dienstmannen wurden unter Androhung des Verlustes ihrer Lehen zum schnellen Zuzug aufgeboten.

Unter den Aufgebotenen war ein Ritter, Heinrich Ritzner von Kempten, aus einem alten Geschlechte, das vordem auf dem Schloß Campimont (Kempten) saß. Ritzner stand im Ruhm des ritterlichsten und stärksten Helden, aber die Ungnade des Königs lastete schwer auf ihm. Es war zu Bamberg, wo der König gerade das Osterfest feierte, als er diese Ungnade sich zuzog, im Jahre 953. Während der König mit seinem Sohne Luitholf im Kriege lag, war Ritzner mit Luitholfs Söhnlein, als dessen Hofmeister, am königlichen Hofe. Es wurde eben ein Kuchen zur Tafel getragen. Die Lüsternheit des herzoglichen Kindes brach sich ein Stück davon ab. Der königliche Truchseß schlug den Prinzen darüber mit seinem Stab auf den Kopf, so, daß das Blut über seine Locken floß. Ritzner gab dem Truchseß sogleich einen Gegenschlag; er lag im Augenblicke todt. Bald darauf trat der König ein, sah das frische Blut im Saal, ließ sich den Vorgang erzählen und lud Ritznern vor sich. Dieser beschwor den König beim Erlöser, der an diesem Tage vom Tode auferstanden, seine Unschuld anzuhören; Otto aber schwor bei seinem rothen Bart, daß er ohne Gnade des Todes sterben solle. Ritzner kannte die Bedeutung eines Schwurs, den der König bei seinem rothen Bart that, und sah, daß er verloren war. Schnell sprang er auf den König los, faßte ihn bei seinem rothen Barte, zog ihn über die Tafel herüber, die Krone entfiel dem König; ehe er einen Gedanken denken konnte, sah er sich unter dem Ritter und den Dolch desselben an seinem Halse. „Schwört mir," sprach Ritzner, „daß ich meines Leibs und Lebens sicher bin, sonst ist dieser Augenblick Euer Tod!" Die Fürsten sprangen jetzt herbei, den König zu befreien. „Rührt mich einer an," rief Ritzner, „so ist's des Königs Tod!" Otto winkte den Großen, sich ruhig zu halten, hob die Finger auf und schwor bei seinen königlichen Ehren, daß er ihn sicher seines Leibs und Lebens frei auf seine

Güter wolle ziehen lassen, doch solle er sein Angesicht für immer meiden. Ritzner war auch wirklich, ohne gestört oder gefährdet zu werden, heimgekehrt, und es waren gerade seitdem neun Jahre verflossen, als der Kaiser aus Italien die Mahnung zum Zuzug an die deutsche Ritterschaft ergehen ließ. Das Stift Kempten, von dem er einen großen Theil seiner Güter zu Lehen trug, gebot ihm als seinem Dienstmann, wie die andern Dienstmannen zur Heerfahrt sich bereit zu machen. Ritzner entschuldigte sich mit des Kaisers schwerer Ungnade, die auf ihm laste, und die ihm verbiete, vor des Kaisers Angesicht zu kommen. Aber sowohl diese gegründete Vorstellung, als sein Erbieten, seine zwei Söhne zur Heerfahrt zu stellen, wurden von dem Stifte nicht angenommen, und er seiner Lehen verlustig erklärt, wenn er die persönliche Heerfolge verweigere. „Nun,“ sagte Ritzner, „bevor ich Gut und Ehre lasse, reit' ich in den Tod.“ So zog er mit den andern Rittern über die Alpen und stieß vor Monte San Leone zum kaiserlichen Heere.

Um des Kaisers Angesicht, wie ihm geboten war, zu meiden, schlug er sein Zelt am äußersten Saume des Heerlagers auf. Die Stadt widerstand noch immer tapfer. Berengar ersann eine treulose List, sich zu retten. Den Kaiser in seine Gewalt zu bekommen oder zu tödten, that er also: Einige Bürger der Stadt mußten hinausgehen, um sich mit dem Kaiser vor den Thoren über die Uebergabe zu besprechen; eine Schaar Kriegsleute mußte sich in der Nähe in den Hinterhalt legen. Der Kaiser ritt arglos an die Mauer heran zur Verhandlung, mit wenigen Gefährten. Plötzlich sah er sich von Uebermacht überfallen, und es entspann sich ein Kampf.

Nicht weit davon hatte Ritzner sein Zelt. Er saß gerade in der Badwanne und badete. Wie er das Schwertergeklirr hörte und die Treulosigkeit der Belagerten erkannte, sprang er aus dem Bad, nahm Schild und Schwert und lief nackt dem Kaiser zu Hülfe. In einem Augenblick hatte der riesenkräftige Held den Kaiser frei gemacht, mehrere der Feinde erschlagen, die andern flohen vor ihm und den herbeieilenden deutschen Rittern. Während des Zusammenlaufs verlor sich Ritzner, er stieg wieder in seine Badwanne, während der Kaiser zu seinem Zelt zurückkehrte und seine Augen vergebens den ihm unbekannten Retter suchten. In seinem Zelte sammelten sich die Fürsten, ihm Glück zu wünschen, und er forderte Jeden auf, den tapfern Ritter vor seine Augen zu bringen, damit er ihm danken und lohnen könne. Es waren einige zugegen, welche Ritznern wohl erkannt hatten; sie sagten dem Kaiser, daß seine Ungnade auf dem Manne liege. Otto schwur, daß der Retter seines Lebens sich seiner höchsten Gnade erfreuen solle, und der Ritzner wurde vor ihn gebracht. „So hast Du es doch gewagt, vor mein Angesicht zu kommen?“ fuhr er ihn mit verstelltem Zorne an, und der Held entschuldigte sich in Demuth mit dem Zwang seines Lehenherrn. Da ging der Kaiser lachend auf ihn los, umarmte ihn und küßte ihm die Augen, und

gab ihm ein großes Geldgeschenk und ein Lehen, das jährlich zweihundert Mark trug. Die Stadt Monte San Leone mußte sich bald darauf ergeben. König Berengar, der mit seiner Gemahlin und seinen zwei Töchtern so in die Gewalt des Kaisers fiel, wurde mit diesen nach Deutschland geschickt und in Bamberg bewacht; der König und die Königin blieben Gefangene bis an ihren Tod.

Der römischen Kirche hatte Otto alle ihre Lande zurückgegeben, die ihr Berengar entrissen hatte; auch ein Theil der Beute an Gold, Silber und Edelsteinen war ihr von ihm geschenkt worden. Pabst Johann XII. war damit nicht zufrieden: er machte Ansprüche, die der Kaiser abweisen mußte, und der Pabst verband sich darob mit Adalbert, dem Sohne Berengars, der noch immer den Kampf für sein Königthum im Kleinen fortführte. So sah sich der Kaiser genöthigt, gegen den Pabst, der ihn kurz erst zu seiner Hülfe gerufen, und jetzt an der Spitze einer feindlichen Partei sich gegen ihn empörte, selbst zu Felde zu ziehen. Rasch und gewaltsam unterdrückte er die päbstliche Partei und versammelte in Rom, aus dessen Mauern der Pabst entfloh, die Bischöfe und Aebte in der Peterskirche. Sie sollten einen förmlichen Gerichtshof bilden, und vor demselben wurde der Pabst Johann angeklagt und wegen vielfacher Entweihung seiner Würde einmüthig durch denselben abgesetzt. Leo VIII. war es, dessen Wahl der Kaiser wünschte, und der auch zum Pabst gewählt wurde. Zugleich wurde der Grundsatz anerkannt, daß künftig ohne die Genehmigung des deutschen Kaisers kein Pabst sollte gewählt werden.

Kaum war jedoch Otto nach Deutschland zurückgekehrt, als die unterdrückte Partei neue Unruhen in Italien, besonders in Rom erregte. Otto mußte die dritte Heerfahrt über die Alpen unternehmen und die Ordnung mit Strenge herstellen, eine Strenge, die von denen Grausamkeit genannt wurde, gegen die sie gerichtet war. Dreizehn der vornehmsten unter den meuterischen Römern wurden gehängt, etliche geblendet, andere eingekerkert, viele verbannt, im Jahre 966. Von da an waren die Römer ruhig, so lange er lebte. Seinen Sohn, Otto II., das schöne Kind der schönen Adelhaid, hatten schon im Jahre 961 die deutschen Fürsten zu seinem Nachfolger ernannt und zum Könige salben lassen. Jetzt ernannte ihn der Kaiser zum Mitregenten in Italien und ließ ihn zu Rom mit der kaiserlichen Krone krönen, am Weihnachtsfeste 967. Um dem Kaiserthume des Sohnes noch mehr Glanz zu geben, suchte er ihm eine Braut, nicht unter den edeln Töchtern des Heimathlandes, sondern in dem Kaiserpalaste zu Konstantinopel. Am 7. April 972 vermählte er den achtzehnjährigen Sohn mit Theofano, der Tochter des griechischen Kaisers Romanus. In Italien ward die prunkende Hochzeit gefeiert; die Sachsen aber waren die einzigen, welchen diese ausländische Vermählung Freude machte, um des kaiserlichen Glanzes willen, den sie auf ihr sächsisches Fürstenhaus warf.

Sechs Jahre hatte der Kaiser Deutschland nicht wieder gesehen: jetzt kehrte er dahin heim. Es war glänzend, was er erreicht hatte und was er jetzt heim brachte. Er kehrte zurück mit der eisernen Krone auf dem Haupt, als Herr der Lombardei; mit der Kaiserkrone, in der Hoheit Karls des Großen. Er hatte sich das Kaiserthum, die Oberherrlichkeit im Abendlande, nicht schenken lassen, sondern er hatte sie erobert mit den Waffen in der Hand. Schon trug er sich mit den Gedanken, ganz Italien zu unterwerfen und die Griechen aus den paradiesischen Ländern des untern Italiens zu vertreiben; aber was Karl dem Großen nicht gelungen war, sollte auch ihm nicht gelingen. Wenige Monate nach seiner Heimkehr erkrankte und starb er auf seiner Burg Memleben, am 7. Mai 973, im dreiundsechzigsten Jahre. Italienische Geschichtschreiber und Höflinge waren es, die ihm vor seinem Tode den Beinamen des Großen gaben.

Nur fünf Jahre war ihm seine Mutter **Mathilde** im Tode vorangegangen, die ihn und alle seine Unternehmungen mit ihrem Gebet begleitet hatte. Es wirft einen tiefen Schatten auf Otto's Gemüthsleben, wenn man liest, was sich derselbe in den früheren Jahren seines Königthums wider die edle Mutter erlaubt. Er hatte schlechten Menschen Gehör gegeben, die ihm vorspiegelten, die Mutter habe während der Regierung seines Vaters ungeheure Schätze sich gesammelt, die sie an Unwürdige verschleudere, und gebieterisch die Auslieferung von Geldern von ihr gefordert, die sie nie besaß; ja er hatte nicht nur ihren Dienern überall auflauern und ihnen die milden Gaben, welche die fromme Frau den Armen zugedacht, mit Gewalt abnehmen lassen, sondern die Mutter zu zwingen gesucht, ihren Wittwensitz zu verlassen und den Nonnenschleier zu nehmen. Das erstere that sie, um den täglichen Kränkungen des Sohnes zu entgehen, und zog sich auf ihre Stammgüter in Westsachsen zurück, das Letztere weigerte sie standhaft. Der junge König aber, der die edle Mutter verfolgte, wurde durch das vielfache Unglück, das von allen Seiten auf ihn einstürmte, noch bei Zeiten bewegt, die Mutter zu ihren Ehren zurückzurufen. Er selbst ritt ihr mit großem Gefolge entgegen, und als er ihr bei Grona unweit Göttingen begegnete, sprang er vom Pferde, und warf sich mitten auf der Straße vor ihr nieder. „O Du Quelle aller meiner Ehren, Du Trost aller meiner Mühsale,“ rief er, „laß mich Versöhnung finden; genug hab' ich gebüßt, was ich gegen Dich verbrochen habe!“ — „Betrübe Dich nicht, mein Sohn,“ sprach Mathilde, „hätten nicht meine Sünden es verwirkt, so wäre mir von Deiner Seite nichts Unangenehmes geschehen.“ — Von da an aber ließ er sich wider die Mutter nichts mehr zu schulden kommen, ja er vertraute ihrer Hut seinen Otto, das Kind seiner geliebten Adelheid, denselben, der jetzt als der zweite seines Namens seinem Vater auf dem Throne folgte.

Otto II.

So glänzend die Hoheit des Kaiserthums war, worin es Otto I. hinterließ, und so sehr es den Anschein hatte, daß dasselbe die oberste Leitung über alle christlichen Völker gewinnen werde, so wurde diese Aussicht doch nicht verwirklicht. Otto's, des Großen, nächste Nachfolger schon waren zu schwach, und thaten zu große Mißgriffe; dazu kam, daß die sächsische Kaiserfamilie ausstarb, und es zu keiner weiter hinabreichenden Erbfolge in Deutschland kam, sondern immer neue Wahlen die kaiserliche Gewalt in ihrem Wachsthum hemmten.

Otto II. war so stolz als sein Vater, so ehrgeizig, so herrschsüchtig wie dieser, aber ohne die edeln Eigenschaften dabei zu besitzen, vor deren Licht die Schattenseiten seines Vaters zurücktraten. Er stand zwar an wissenschaftlicher Bildung und an Feinheit der Sitten hoch über demselben, aber es gebrach ihm an Kraft und an Geist, an Ausdauer und Besonnenheit, so wie an allem großmüthigen, ritterlichen Wesen. Das deutsche Element ordnete sich in ihm dem ausländischen sehr unter; seine Mutter, die Provençalin, die in Italien ihre Jugendzeit verlebt hatte, und seine Gemahlin, die byzantinische Griechin, übten einen Einfluß auf ihn, der ihn deutscher Art und Sitte fremd und abhold machte. Die letzten sechs Jahre hatte er selbst in Italien verlebt, gerade die Jahre, welche für den Charakter eines Menschen, seine Vorliebe und seine Abneigung entscheidend sind. So war er eher ein Welscher als Deutscher. Seine Gemahlin beherrschte ihn ganz. Die Tochter einer intriguanten, durch schändliche Thaten berüchtigten Mutter, aufgewachsen an einem Hofe, wie der zu Byzanz, unter sittlicher Verwesung und Elendigkeit jeder Art, die sich umsonst mit dem verschossenen Purpur und Golde des oströmischen Kaiserthums aufputzte, hatte Theofano selbst eine Art zu leben und zu sein angenommen, die in Deutschland mißfallen und auf den Kaiser nur unglücklich wirken mußte. Sie war ränkevoll, hoffärtig, üppig und frömmelnd, und verachtete die Deutschen als rohe Barbaren.

So trat er, in seinem achtzehnten Jahre Kaiser geworden, in die Fußstapfen seines Vaters, wie ein Zwerg in die eines Riesen; und das Wenige, was ihm gelang, gelang ihm durch die Ueberlegenheit der deutschen Waffen, über die er zu verfügen hatte.

Die erste Gefahr drohte ihm von derselben Gegend aus, von der aus seinem Vater so manches Widerwärtige sich erhoben hatte, von Baiern. Herzog Heinrich war bald nach dem großen Siege über die Ungarn aus der Welt gegangen, und sein Sohn gleichen Namens war ihm im Herzogthum

gefolgt. Dieser zweite Heinrich, mit dem Beinamen der Zänker, stand ganz unter dem Einfluß seiner Geistlichkeit. Die Bischöfe, Abraham von Freisingen und Heinrich von Augsburg, reizten den Ehrgeiz des jungen Herzogs, der von selbst voll Träumen und Wünschen war, die Herrschaft des Reiches zu gewinnen, oder wenigstens, wie einst der böse Arnulf, sich ganz frei und unabhängig zu machen. Der Freisinger spiegelte ihm, wie erzählt wird, sogar Gründe vor, wonach er ein besseres Recht an die Krone hätte, als sein Vetter, der gewählte, gesalbte und gekrönte Kaiser Otto II. Am Kaiserhof ahnte man nichts von diesen heimlichen Umtrieben, und bezeugte sich aufs Gnädigste gegen den blutsverwandten Herzog. Nach einiger Zeit wurden die Entwürfe der Verschworenen dem Kaiser dennoch verrathen, und dieser sandte den Bischof Poppo von Utrecht und den Grafen Gebhard nach Regensburg, unter dem Schein eines freundschaftlichen Besuches. Diese wußten den Herzog, der keine Ahnung von dem Verrath seiner Geheimnisse hatte, zu bereden, mit ihnen auf den Reichstag nach Weimar zu reiten. Er ritt mit und wurde sogleich nach seiner Ankunft gefangen genommen und auf die Burg Ingelheim abgeführt. Es gelang ihm jedoch, zu Anfang des folgenden Jahres, 976, aus dem Thurm, darin er gefangen saß, zu entkommen, und nach Böhmen sich zu werfen. Hier schlossen sich auch seine Freunde und Anhänger an ihn an, sie sammelten ein beträchtliches Kriegsvolk wider den Kaiser, und fielen in Baiern ein. Dieses ganze Land war in Parteien getheilt. Der größte Theil der Bischöfe hielt es heimlich, die von Augsburg und Freisingen öffentlich mit dem Herzog. Das Letztere that auch Markgraf Berthold, der Burggraf zu Regensburg. Wolfgang, der Bischof dieser Stadt, mit den angesehensten Geistlichen, die dem Kaiser treu blieben, mußten fliehen, und Passau, der Bischofssitz Piligrims, wurde von den Verschworenen eingenommen, zum Theil mit Feuer zerstört, jeder Anhänger des Bischofs mißhandelt. In Regensburg selbst soll sogar, wie Einige erzählen, der Bischof Abraham in der Kirche zu Sct. Emeran dem Herzog Heinrich eine Königskrone aufgesetzt haben. Der Kaiser überraschte jedoch mit überlegener Heermacht den Fortgang der Empörung: Regensburg ward eingeschlossen und genommen; die standhaft und treu gebliebenen Bischöfe und Herren wurden mit kaiserlichen Gnaden überschüttet, und auf dem Regensburger Reichstag am Ende des Juli Herzog Heinrich seines Herzogthums entsetzt und dasselbe an Luitholfs Sohn, Otto, gegeben, der es nun mit dem Herzogthum Schwaben vereinigte, welches er nach dem Tode Burkhards II. empfangen hatte. Herzog Heinrich war abermals nach Böhmen mit seinen Freunden entwichen.

Hier zettelte er neue Verbindungen an und suchte nicht ohne Glück den Böhmenherzog Boleslav, den Dänenkönig Harald, den Polenherzog Miesco, den Herzog Heinrich in Kärnthen und die Erzbischöfe von Mainz

und Magdeburg in einen großen Bund wider den Kaiser zu vereinigen. Auch Bischof Heinrich von Augsburg, der unangefochten gelassen worden war, arbeitete wieder für den Herzog. Der Kaiser zog wider die slavischen Völker, die bereits die Grenzen angefallen hatten; ihm zu zog auch Otto, der Schwabenherzog. Der Lehenspflicht und dem Aufgebot gemäß, rückte auch Bischof Heinrich von Augsburg mit seinen Vasallen aus, aber statt dem Schwabenheer sich anzuschließen, warf er sich plötzlich in das feste Neuburg hinein und besetzte es für Herzog Heinrich. Zu gleicher Zeit fiel der Letztere selbst aus Böhmen heraus und nahm Passau weg. Herzog Otto kehrte schleunig um und schloß Neuburg ein, der Kaiser selbst eilte heran, die neue Empörung zu ersticken: Neuburg und der Bischof darin mußten sich ergeben, und als Herzog Heinrich wieder nach Böhmen sich zurückziehen wollte, fiel auch er dem Kaiser in die Hände. Er wurde nach Utrecht verbannt und in die Obhut Poppo's gegeben, Bischof Heinrich in engen Gewahrsam gebracht und eine Zahl Grafen und Herren des Reiches verwiesen, im Jahre 978. Böhmen mußte seine Zinspflichtigkeit aufs Neue anerkennen. Die Dänen, welche in zwei Feldzügen die Ueberlegenheit der deutschen Waffen anerkennen mußten, saßen jetzt ruhig. Die immer herüber und hinüber schwankenden Lothringer, die sich aufs Neue zu Frankreich hinneigten, wurden schnell zum Gehorsam gebracht; der Karolinger Karl, der Bruder Lothars, des Franzosenkönigs, wurde in dem ihm vom Reiche als seinem Vasallen verliehenen Herzogthum Niederlothringen befestigt, und die Franzosen, die es hatten an sich reißen wollen, wurden von den deutschen Waffen bis nach Paris hinein verfolgt, im Jahre 977 bis 978. Aber alles Dieses, was war es gegen den Waffen- und Siegesklang, gegen den Ruhm und die Furcht vor der Hoheit des Reiches, womit der erste Otto die Welt erfüllt hatte? Was war es gegen das Scheitern aller Entwürfe, gegen die Niederlagen in Italien.

In Rom unternahm es Crescentius, ein vornehmer Römer, die kaiserliche Macht zu verdrängen und die Republik herzustellen; er stand an der Spitze des Adels in der Stadt und auf dem Lande, und der von ihnen bedrängte Pabst flehte dringend den Kaiser um Hülfe an; in der Lombardei wüthete der Kampf zwischen Mailändern und ihrem Erzbischof, zwischen andern städtischen Gemeinwesen und dem Adel der außerstädtischen Burgen; im untern Italien herrschten und kämpften Sarazenen und Griechen und große Reichsvasallen.

Im Jahre 980 zog Otto II. mit großer Heeresmacht nach Italien, um die Leidenschaften der Parteien und die volksthümlichen Bestrebungen zu stillen, und die Schöpfungen und Ordnungen seines Vaters, und in denselben die Hoheit des Kaiserthums aufrecht zu erhalten. Der Aberglaube der Zeiten verkündete aus Erscheinungen der Natur unglücksvolle Ereignisse.

Man wollte am Himmel feurige Schlachten wahrgenommen, Sterne mit einander kämpfen gesehen haben. Aber diesen und andern unglücklichen Zeichen zum Trotz begleitete ihn das Glück von den Alpen bis Rom. In Mailand schlichtete er den Streit zwischen den Bürgern und dem Erzbischof durch Vergleich; in Rom unterdrückte er durch Treulosigkeit und Gräuel die ihm feindliche Parteiung. Schrecken hatten die Deutschen auf ihrem Durchzug durch Oberitalien verbreitet; der Schrecken war ihnen nach Rom vorausgegangen; durch Schrecken glaubte der junge Kaiser am schnellsten und sichersten sich Unterwürfigkeit zu verschaffen, und sein und der Seinigen Uebermuth und Gewaltthätigkeit erlaubten sich Alles, wodurch sie nur die Herren zu spielen und jeden Widerstand, ja jedes ihrem Umsichgreifen widerstehende alte Recht niedertreten zu können vermeinten, ohne daran zu denken, daß solches Verfahren in den Unterworfenen nur tiefen Ingrimm und lauernde Rachsucht erzeugen mußte.

Als er in Rom war, hörte er die Parteien, die Klagen der einen wie der andern. Weil es ihm gefahrvoll dünkte, die mächtige Partei der Großen, die in ihren festen Palästen und in der großen Bevölkerung einen starken Halt hatten, offen zu fassen und zur gesetzlichen Strafe zu ziehen, merkte er sich nur die Namen der Schuldigen oder bloß Beschuldigten, und ersann einen grausamen Trug, eine List, die nicht nur des Kaisers unwürdig, sondern nach den Gesetzen der Ehre und von dem frommen Glauben aller Völker und Zeiten verworfen war. Er lud den ganzen römischen Adel zu einem Gastmahl. Viele erschienen; viele und darunter Crescentius blieben weg. Auf dem freien Platze vor der Peterskirche wurden die Tafeln aufgestellt, jedem sein Platz angewiesen und ein köstliches Mahl aufgetragen. Während sich die Gäste der Freude des Mahles überlassen, sehen sie sich plötzlich rings von einem eisernen Ring deutscher Krieger umschlossen. Ein Herold tritt auf und ruft in des Kaisers Namen: „Was auch kommen möge, keiner solle bei Todesstrafe ein Wort hören lassen, oder von seinem Platze gehen.“ Alle Gäste entfärben sich. Darauf erhebt sich der Kaiser, wirft ihnen ihre Empörung vor, der Herold liest die Namen der vom Kaiser Angeschuldigten ab, und wie einer abgelesen ist, wird ihm im gleichen Augenblicke, auf seinem Platze, der Kopf abgeschlagen. Nachdem so eine gewisse Zahl enthauptet und die Tafel vom Blute befleckt ist, lädt Otto, als wäre nichts vorgefallen, die noch übrigen Gäste ein, nun fröhlich mit ihm zu speisen und zu trinken. Vom Entsetzen versteint, hatten diese das grause Blutspiel geschaut. Mechanisch gehorchten sie jetzt des Kaisers Aufforderung, setzten das Mahl fort, und jeder affektirte so viel Fröhlichkeit, als ihm möglich war.

Nun ging Otto II. daran, die Entwürfe seines Vaters auf Unteritalien weiter zu verfolgen. Er kündigte dem griechischen Kaiser Ziemiszes

den Krieg an und drang rasch in Apulien und Kalabrien vor, unter dem Vorwand, daß seine Gemahlin Theofano auf diese Lande ein Erbrecht habe. Anfangs schien das Glück ihm günstig, er gewann mehrere Vortheile über die Griechen und die ihnen verbündeten Sarazenen von Bari; Tarent selbst mußte ihm die Thore öffnen. Aber die Griechen riefen neue Hülfsschaaren der Sarazenen aus Sicilien herüber, es kam zu einem entscheidenden Treffen, worin die Griechen bald die Flucht ergriffen. Otto, des Sieges sicher und glückstrunken, rückte vor und stürzte sich so selbst in einen Hinterhalt, welchen ihm die Sarazenen bei Basantello, unweit Tarent, gelegt hatten, am 11. Juli 982. Die italienischen Schaaren im Heere des Kaisers ergriffen sogleich die Flucht. Seine Deutschen, voran die Schwaben und Baiern, unter ihrem jungen Herzog Otto, hielten den ungleichen Kampf gegen die Ueberzahl und die Ungunst des Terrains tapfer aus. Auch Heinrich, der Bischof von Augsburg, war zugegen. Er besonders hatte es sich in diesem Feldzuge angelegen sein lassen, das Alte vergessen zu machen und durch neue Treue dem Kaiser sich zu empfehlen. Aber alle Tapferkeit, alle heldenmüthige Ausdauer der kleinen Schaar rettete nicht; sie unterlagen der Ueberzahl der erbitterten Feinde. Der größte Theil des deutschen Heeres wurde gefangen oder aufgerieben. Die edelsten Herren fanden ihren Tod; auch Bischof Heinrich war unter den Vermißten, und die Freunde der Gefangenen sahen Keinen aus der Sklaverei wiederkehren. Wenige Trümmer schlugen mit Wunden bedeckt sich durch. Der Schwabenherzog Otto starb darauf an seinen Wunden. Der Kaiser selbst entkam dem Tod oder der Gefangenschaft nur durch Geistesgegenwart und List und besonderes Glück.

Dem Schlachtfelde entronnen, sah er vor sich das weite unendliche Meer, hinter sich wußte er die verfolgenden Sarazenen. Doch zog er es vor, dem Element sich zu vertrauen, als in die Gewalt der Letzteren zu fallen. Er und die Seinen hatten ihre Pferde in der Schlacht verloren. Zu Fuß floh er mit seinen wenigen Getreuen dem Meeresstrand zu. In der Ferne zeigte sich ein Schiff. Es ist die griechische Flagge, die Flagge des Feindes; aber er will lieber den Griechen, als den wilden Sarazenen sich ergeben. Indem reitet ein Jude vorüber. Der Kaiser handelt dem Ebräer sein Pferd ab und jagt damit dem Strande zu, hinein in das Meer, das Schiff zu erreichen. Umsonst, das Schiff fährt pfeilschnell, ohne ihn zu hören oder zu bemerken, vorüber; er muß auf den Strand mit dem Pferde zurück schwimmen. Kurze Zeit verstreicht. Heran segelt ein zweites Schiff, auch dieses weist sich als ein griechisches, als ein feindliches aus. In der Ferne ertönt das Geschrei, der Hufschlag der verfolgenden Sarazenen. In wenigen Minuten ist der Kaiser verloren. Er spornt entschlossen das Pferd in die Wogen hinein und schwimmt dem Schiffe zu. Er erreicht es,

er wird aufgenommen; denn glücklicherweise ist ein Bürger des deutschen Reiches, ein slavischer Kaufherr, auf dem Schiffe; der kennt seinen Kaiser, verräth ihn nicht, nennt ihn seinen Bekannten, und bewirkt, daß ihm schnelle Hülfe und Aufnahme wird. Aber auch der Herr des Schiffes hat den Kaiser früher gesehen. Als er vor ihn geführt wird, erkennt dieser ihn wieder. Die Art und Weise seines Auftritts, äußere Zeichen bestärken den Schiffsherrn in seiner Ahnung. „Ihr seid der Kaiser," sagte er. — Otto schwieg betroffen. „Ja," rief er zuletzt, „ich bin der Kaiser, und meiner Sünden halben jetzt im Unglück. Meine Waffengefährten, meine Freunde sind todt oder gefangen; nie will ich Italien, dieses Land meines Unglücks, wieder sehen; nie aber auch die deutsche Heimath und die Blutsverwandten der erschlagenen und gefangenen Genossen. Führt mich nach Rossano, wo Theofano, meine Gemahlin, meiner wartet. Dort liegen meine großen Schätze; laßt uns beide holen, und dann nach Byzanz zu meinem Bruder, eurem Kaiser, schiffen; er wird sich meiner als mein Freund annehmen."

Ziemiszes, der Kaiser zu Konstantinopel, war Theofano's Oheim. Diese Betrachtung ließ den Schiffsherrn keinen Augenblick zögern, er segelte Rossano zu. In der Nähe dieser an der kalabresischen Küste gelegenen Burg sandte Otto den slavischen Kaufherrn an die Kaiserin voraus, um ihr seine Lage, und was sie thun solle, zu hinterbringen. Bald sah man die Thore der Feste sich aufthun, die Kaiserin zeigte sich auf der Mauer, und zu den Thoren heraus bewegte sich ein Zug beladener Maulthiere, an ihrer Spitze Dietrich, der Bischof von Metz, der bisher die Kaiserin geschützt hatte.

Alles Mißtrauen entwich bei diesem Anblick den Griechen. Sie gingen vor Anker, nahe dem Ufer, um die Schätze in Empfang zu nehmen. In einem Boote fuhr der Bischof mit den Kisten, darin die Schätze sein sollten, an das Schiff heran. Gierig nahmen die Griechen sie in Empfang, ihre Augen bannte der Zauber des Goldes in den Kisten. Der Kaiser, der auf dem Vordertheil des Schiffes stand, nahm diesen Augenblick wahr und sprang, ein guter Schwimmer, in die Wogen hinab. Ein Grieche will nach seinem Mantel greifen, um den Sprung zu hindern. Ein deutscher Kriegsmann, der mit dem Bischof herüber gekommen, stößt ihm das Schwert durch den Leib, daß er kraftlos niedersinkt. Otto schwimmt glücklich ans Ufer, die Griechen auf dem Schiffe rennen bestürzt durch einander, der Bischof und seine Begleiter benützen ihre Bestürzung, springen in das Boot und steuern glücklich zum Strande zurück.

Der gerettete Kaiser wollte nun für die Ueberfahrt den Griechen ein bedeutendes Geschenk machen; doch, um ihre eigene Sicherheit besorgt, suchten diese eiligst die hohe See. Aber der Todespfeil, der ihn in der Schlacht mit den Sarazenen, im Sprung von dem griechischen Schiffe

verschont hatte, traf ihn von der Lippe seiner Gemahlin. „Wie haben Euch doch meine Landsleute erschreckt!“ spottete ihm Theofano entgegen, als er mit ihr zusammen traf. Diesen Pfeil und den Gram über die große Niederlage im Herzen, erreichte er Oberitalien. Die Herrschaft über die Halbinsel schien verloren. Aber die deutschen Fürsten und der deutsche Adel verließen ihn nicht. Auf dem Reichstag zu Verona sammelten sie sich so zahlreich als je um ihn, und berathschlagten mit ihm die Angelegenheiten des Reiches. Die Nordgrenze desselben hatten Normänner und Slaven angegriffen; aber diese Gefahr erschien so gering gegen die in Unteritalien wieder einzulösende deutsche Ehre, daß Alles dem Kaiser entgegen kam, zum neuen Zuge nach Apulien sich zu rüsten, um dort die Uebermacht der deutschen Waffen und die deutsche Herrschaft aufs Glänzendste geltend zu machen.

Die durch den Tod Herzogs Otto, seines Vetters, erledigten zwei großen Herzogthümer, Schwaben und Baiern, gab er an Konrad, den Sohn Udo's, des Frankenherzogs, und ging dann nach Rom, um der Zuzüge der Deutschen zu warten. Aber am 8. Dezember 983 starb er daselbst am Fieber, in der Blüthe des Lebens, das er nicht höher als auf achtundzwanzig Jahre brachte, und die großen Rüstungen auf Italien standen stille, da sein Nachfolger Otto III. erst drei Jahre alt war.

Otto III.

Auf dem Reichstage zu Verona war es gewesen, wo die deutschen Fürsten den Sohn des Kaisers zu seinem Nachfolger erwählt hatten. Es war ihnen kein Gedanke an die Möglichkeit eines so frühen Todes seines Vaters gekommen, sie hatten ihn hoffnungsvoll zu Aachen gekrönt, und jetzt sahen sie erst mit Bestürzung, daß sie ein dreijähriges unmündiges Kind erwählt hatten, das den verwaisten Thron und die Zügel des großen Reiches übernehmen sollte. Es waren Stimmen im Reiche, welche das Unpassende eines solchen Herrschers in diesen Zeiten zur Sprache brachten; und nicht gering war darum der Anhang, den ein älterer Freiwerber um die deutsche Krone fand, als er jetzt wieder die Hand darnach ausstreckte.

Das war jener Herzog Heinrich der Zänker, der sein Herzogthum Baiern verloren hatte. Auf die erste Kunde von dem Tode Otto's II. in Rom, verließ Heinrich die Stadt Utrecht, wohin er verbannt worden war. Mit der Freiheit, in der er sich fühlte, erwachten in ihm alle alten Hoffnungen und Träume vom Königsthron, ihre Verwirklichung schien

näher und leichter als je, und er eilte nach Köln, um sich des daselbst weilenden Kaiserkindes und der Regierung zu bemächtigen. Es gelang ihm auch zum Theil sein Anschlag, Otto III. fiel in seine Gewalt; es hielten viele alte und neue Freunde zu ihm. Doch bald stellte sich heraus, daß die Mehrheit der Reichsstände für das Kind war. Selbst die Bischöfe, auf deren Anhänglichkeit er so gewiß gerechnet hatte, sahen, daß des Herzogs Partei die Oberhand nicht gewinnen würde, und riethen ihm, von seinem Vorhaben abzustehen. Heinrich ging nach Frankfurt auf den Reichstag, wo die dem Ottonischen Hause getreuen Stände versammelt waren, und lieferte das kaiserliche Kind aus, nachdem ihm durch längere Vermittlungen und Verhandlungen sein Herzogthum Baiern wieder zugesprochen worden war, und Konrad mit Schwaben sich begnügt hatte.

Dem Kinde Otto wurde nun aller Orten die Huldigung geleistet, und in seinem Namen regierte seine Mutter Theofano und Willigis, der Erzbischof von Mainz. In seine Erziehung theilten sich Frauen und Priester, hier seine Mutter, seine Großmutter und seine Tante Adelheid, die Schwester seines Vaters, welche Aebtissin zu Quedlinburg war; dort die Geistlichen Willigis, Gerbert, Bernwart und Meinwerk. Es waren lauter Frauen von Geist, und lauter Männer von Einsicht und Gelehrsamkeit, welche das Königskind erzogen; aber unter ihren Händen bildete es sich zu einer seltsamen, unseligen Unnatur aus, am wenigsten zu einem deutschen König. Hatte schon auf den Vater das welsche und das byzantinische Element nicht glücklich gewirkt, so entartete jetzt dieses Kind unter denselben noch stärkeren Einflüssen vollends ganz. Otto III. war nicht ohne schöne Anlagen, nicht ohne Gemüthlichkeit, aber Beides in ihm verdarb die Erziehung. Seine Mutter Theofano, welche die Deutschen und das Deutsche haßte, drang in allen Dingen auf griechische Art und Sitte, und seine Großmutter verschmolz damit das Welsche. Der Knabe wurde gewöhnt, nur Griechisch und Lateinisch zu sprechen, in der steifen hoffärtigen Etikette des byzantinischen Hofes sich zu bewegen, deutsche Weise und Sprache als ungebildet, als roh und gemein zu verachten, und so sich dem Volke, unter dem er geboren war, und das er regieren sollte, nach jeder Beziehung hin zu entfremden. Alles am Hofe mußte sich halb griechische Förmlichkeiten anlernen; in der sächsischen Königspfalz, wo selbst unter seinem Vater noch eine gewisse Einfachheit geherrscht hatte, nistete sich mit der vornehmen Hofsitte auch der Luxus des byzantinischen Palastes ein, und die deutschen Großen und Edlen lernten fast so schnell als die Geistlichen byzantinisch sich zu bücken und welsch zu schmeicheln. Herzoge sah man am Hofe unterwürfige, demüthige Dienste dem königlichen Kinde thun, und Bischöfe und Erzbischöfe geschmeidig vor ihm kriechen.

So bekam das Königskind eine schwindelnde Idee von sich und seiner Hoheit, und wurde auf das Unglückseligste mit seiner eigenen Natur, mit

allen Verhältnissen, in die es das Schicksal gesetzt, mit dem heimathlichen Himmel und der heimathlichen Erde entzweit.

So wuchs der dritte Otto heran und ergriff in früher Jugend die Zügel des Reiches. Er war ein schöner feiner Jüngling, höchst zärtlich erzogen, und für jene Zeit sehr gelehrt. Die Frauen, die sie geleitet, freuten sich der Früchte ihrer Erziehung, seines Wissens, seines zarten, artigen Benehmens, seiner Gewandtheit. Aber er war ohne Klarheit des Geistes, ohne Festigkeit des Charakters, ohne Geradheit und Männlichkeit, ohne Kenntniß der deutschen Verhältnisse, ohne Herz für die deutschen Völker; fremd in der Heimath, halb griechisch halb welsch, und bei allen Anlagen nicht geistig groß genug, in späterer Selbstständigkeit diese groben Fehler seiner Erziehung zu überwinden und auszugleichen.

Solche Verwirrung aller Begriffe und Gefühle in einem jungen Haupt und Herzen mußte nothwendig zuletzt in einer unverhüllbaren Zerrissenheit, in einer Art von Wahnsinn enden, da die schwärmerischsten und düstersten religiösen Vorstellungen und Empfindungen noch überdies uneingeschränkte Macht über seine Seele hatten.

Während seiner Kindheit hatten die alten Feinde des Reiches, die Slaven und Dänen, sich erhoben, um die Blößen des Frauen- und Priesterregiments zu benützen; aber es hatten sich noch deutsche Feldherren und deutsche Arme genug gefunden, die noch nicht verweichlicht waren, und in drei Feldzügen (986 bis 992) diese Feinde gedemüthigt. Aber nicht nach dem Norden und dem Osten, nach dem Süden stand der Sinn und die Sehnsucht des jungen Königs. In die Seele des Kindes hatte die Mutter und die Großmutter die Wunder italischer Kunst und Natur, die Schönheit des südlichen Himmels und Bodens, die Reize des Meeres und der Menschen eingewoben, und zu diesen Eindrücken, die er von dieser Seite empfangen, kam die Lektüre der römischen Klassiker, so daß ihn Alles nur in dem Lande Italien, nur in Rom den Boden sehen ließ, wo der wahre Ruhm und das wahre Glück für ihn blühe. Und wer wollte es der Theofano, die jedoch starb, ehe sich 991 ihre Wünsche erfüllten, wer wollte es der geistreichen Südländerin Adelheid verdenken, wenn sie, selbst voll Heimweh nach der Schönheit und Bildung des Südens, seine Sehnsucht nach demselben immer stärker zu entzünden suchten? Seine Verachtung des Heimathlichen, und sein jugendlich hochfahrender Geist, der nicht frühe genug nach der Kaiserkrone greifen zu können glaubte und seltsam hohe Träume hegte, kamen ihnen dabei von selbst entgegen.

So zog er in seinem sechzehnten Jahre, im Frühling 996, über die Alpen, ein mächtiges Heer mit ihm, und das durch innere Zwietracht und Feindseligkeit unter einander zerrüttete Land mußte sich abermals vor den deutschen Waffen beugen. In Rom hatte nach Otto's II. Abzug und

bald darauf erfolgtem Tode, die Partei des römischen Adels wieder die Oberhand gewonnen, und Crescentius, das Haupt derselben, war wieder Herr der Stadt geworden. Kurz zuvor war Pabst Johann XV. in Rom gestorben, und Otto III., dessen Heer die Lombarden und Römer unterworfen hatte, setzte auf den päbstlichen Stuhl seinen Kaplan und Verwandten, Bruno, einen deutschen Fürsten. Dieser war nämlich ein Enkel Otto's des Großen, ein Sohn der Kaisertochter Luitgard und des Herzogs Konrad. Er nannte sich als Pabst Gregor V. Aus seiner Hand empfing Otto die Kaiserkrone.

Der junge Kaiser hatte in ganz andern Träumen den Boden Italiens betreten, in Träumen, welche die Wirklichkeit mit rauher Hand zerstörte. Er fand in Italien, das er als das Land der Bildung allein liebte und ehrte, die wildeste Parteiung, die Zügellosigkeit roher Waffengewalt, alle Verhältnisse in Auflösung; er fand dazu noch, was ihm das Schmerzlichste sein mußte, Zurückstoßung von dem Volke, nach welchem von Kindheit an sein Herz hinhing; er fand für die Liebe, die er den Römern entgegen brachte, unverkennbaren Haß. Alle Italiener haßten in ihm den Fremdling, und bald nicht ohne Grund den Despoten; denn er hatte mit seiner byzantinischen Erziehung den Despotismus eingesogen.

Kaum hatten ihn die Verhältnisse in Deutschland heim gerufen, als sein Werk in Rom wieder zusammenstürzte. Sein Pabst Gregor nämlich hatte von ihm ausgewirkt, daß Crescentius ungefährdet in der Stadt bleiben durfte. Gregor hatte sich dadurch an Crescentius eine Stütze gewinnen wollen. Doch kaum war der Kaiser über die Alpen zurückgegangen, so verjagte Crescentius den Pabst aus Rom, setzte einen Andern, unter dem Namen Johann XVI., auf den heiligen Stuhl, und erklärte alle kaiserliche Gewalt in Rom für abgethan.

Das veranlaßte noch im Jahre 997 die zweite Römerfahrt Otto's III. Als die Römer von dem mächtigen Heere hörten, womit er heranzog, suchten sie seine Rache dadurch abzulenken, daß sie sich selbst auf den Pabst des Crescentius warfen, den Unglücklichen verkehrt auf einem Esel in der Stadt herum führten, ihm die Kleider vom Leibe rissen, und ihn an Nase und Ohren, Zunge und Händen schauderhaft verstümmelten. Die Deutschen nahmen Rom ein, führten Gregor V. zurück und belagerten Crescentius in der jetzigen Engelsburg. Auch diese wurde erstürmt, Crescentius selbst mit vielen andern Großen von Eckard, dem Markgrafen von Meissen, gefangen, und auf des Kaisers Befehl grausam hingerichtet. Gräuel vielfacher Art, welche sich die Sieger und der junge Kaiser in Rom erlaubten, entweihten den Sieg. Auch Gregor V. saß nicht mehr lange auf seinem neugewonnenen Stuhle. Schon in den ersten Wochen des Jahres 999 forderte der Tod ihn ab, und Otto erhob nun seinen Lehrer

und Freund Gerbert zur päbstlichen Würde, unter dem Namen Sylvester II. Gerbert, der berühmteste Gelehrte seiner Zeit, hatte nicht wenig dazu beigetragen, den jungen Otto auf eine Höhe der Einbildung von sich hinaufzuschrauben, auf der er schwindeln mußte. Zum Beweis nur eine kleine Probe. Der vierzehnjährige Knabe hatte an Gerbert, den damaligen Erzbischof zu Rheims und Primas von Frankreich, geschrieben, er bitte ihn, seiner Unerfahrenheit und Unwissenheit auch ferner bei der Regierung zu Hülfe zu kommen, da er sich von der sächsischen Rohheit wegwenden und den Funken des griechischen Geistes, der in ihm liege, gerne anfachen möchte; schließlich bitte er sich von ihm einen arithmetischen Leidfaden aus. Mit der Schmeichelei eines Byzantiners hatte Gerbert geantwortet: „Wenn nur ein dürftiges Fünkchen von Wissenschaft in ihm sei, so habe des Kaisers Ruhm, seines Vaters Tugend, seines Großvaters Großmuth es in ihm angefacht. Er gebe nur zurück, was er von ihnen empfangen. Hätte der Kaiser nicht selber gefunden, wie die Zahl die Mutter aller Verhältnisse sei, so würde er nicht nach ihr verlangen, hätte er nicht das Gewicht der Sittenlehre begriffen, so wäre seinen Worten nicht so viel Demuth, der Stempel und Hüter aller Tugenden, aufgedrückt. Ein Mann, wie er, durch seine Mutter ein Grieche, durch das römische Kaiserthum ein Römer, vereine gleichsam durch Erbrecht die Weisheit beider Nationen u. s. w.“ —

Vom Herbste 994 bis zu Ende des folgenden Jahres war Gerbert zu Besuche am Hofe des königlichen Knaben, und kehrte nach kurzem Zwischenaufenthalt in Frankreich wieder dahin zurück, begleitete ihn auf einem kleinen Feldzug gegen die Slaven, beobachtete mit ihm zu Magdeburg den Polarstern, baute ihm eine Sonnenuhr, und trieb mit ihm philosophische Spielereien. Dankbar schenkte ihm der Kaiser das Gut Soosbach. Im Frühling 996 ging er mit ihm nach Italien, war ihm und dem Pabste Gregor V. mit Rath und That zur Seite, wurde mit dem Letzteren aus Rom verjagt, mit ihm zurückgeführt, erhielt im Jahre 998 das Erzbisthum Ravenna, das erste in Italien, und bald darauf den päbstlichen Stuhl.

Zwei Jahre war Otto III. wieder in Italien. Mitten in den Genüssen Italiens und den Träumen seines jugendlichen Hochmuths, worin er sich wiegte, überkam seine verworrene Seele übermächtig das Gefühl der Angst, welches in diesen Tagen den größten Theil der Zeitgenossen ergriff und lähmte.

Es war gerade ein volles Jahrtausend im Ablauf, und abergläubige Gedanken und düstere Prophezeihungen knüpften sich daran, von dem Erscheinen des Antichrist, dem Untergang der Welt und dem jüngsten Tage. Dieser Glaube hatte schon in früheren Jahrhunderten wiederholt und grundlos die Gemüther geängstigt, und je näher das Jahr 1000 heranrückte, desto mehr gewann er wieder Boden, und mit ihm die Furcht und

die Schwermuth. In der Offenbarung Johannis, hieß es, sei auf das Jahr 1000 prophezeit, daß mit demselben die Herrschaft des Entchrist's beginnen, darauf die Welt in Feuer untergehen und der Herr zum letzten Gericht wiederkommen werde. Diese düstern, im Volke umlaufenden Sagen und Schreckbilder erhielten noch mehr Gewicht durch die Predigten fanatischer oder abergläubischer Mönche. Von den Kanzeln herab wurde laut und wiederholt die Nähe der letzten Zeit verkündet, der Sündenpfuhl der Welt und ihr Ende in Feuerflammen mit schrecklichen Farben ausgemalt und zur Buße in Staub und Asche, zur Vorbereitung auf das Gericht gemahnt. Die Vernunft besonnener Männer fand dagegen kein Gehör; das Wort Ditmars von Merseburg, daß, so gewiß der jüngste Tag einst kommen werde, doch kein Grund vorhanden sei, dessen baldige Ankunft zu wünschen, verhallte in den Wind. Die Einbildungskraft der Menschen füllte sich noch immer lieber mit Bildern des Grausens und der Nacht, als mit den Gedanken und Gestalten des Lichtes, und als das Ende des Jahres 1000 von Erdbeben, von einem Kometen, der im Verschwinden wie eine Schlange, wie ein feuriger Drache den Augen der Angstvollen erschien, und von schrecklich leuchtenden Blitzen begleitet war; da war kein Halt mehr, diese Vorboten sprachen zu deutlich, die Menschen geriethen außer sich; hier Angst und Zittern und Zagen, dort dumpfe Resignation oder Verzweiflung, die sich in Leichtsinn ausließ. Aus den Mauern der Klöster hervor schollen die tiefen, feierlichen Gesänge von der Zukunft des Weltenrichters, die Kirchen ertönten von Seufzern und Weinen, von den Gebeten und Gnadenrufen der Büßer und Büßerinnen; Haufen von Kriegsleuten, Matronen und kleinen Kindern starrten in seltsamen Gruppirungen zum Himmel, von Schrecken und Furcht gelähmt. Viele verpraßten im lustigen Braus noch schnell, was sie hatten, um nichts zum Weltuntergang über zu lassen; andere sannen Tag und Nacht, wie sie sich verantworten wollten vor dem Stuhle des Lammes. Manche flüchteten sich in unterirdische Höhlen und in die Berge und Wälder, um sich vor dem Gericht zu retten und zu bergen.

Diese furchtbaren Schreckbilder waren es, welche auch die Seele und die Phantasie des jungen Kaisers ergriffen und aufs Tiefste bewegten. Sein zerrissenes Gemüth, unbefriedigt von der Wirklichkeit, geängstet von der Zukunft, suchte Frieden in religiösen Büßungen. Tausende wallfahrteten zu heiligen Stätten; auch er beschloß eine Wallfahrt zum Grabe des heil. Adalberts, seines Freundes und Lehrers.

Er hatte in Rom einst die Bekanntschaft dieses frommen, eifrigen Bischofs gemacht, und die Gespräche und das Wesen desselben hatten tiefen Eindruck in dem schwärmerischen und schwermüthigen Jüngling zurückgelassen. Zu Mainz hatte er ihn darauf wieder gefunden, und der edle Mann

hatte der Hoffart des jungen Kaisers die Lehre ans Herz gelegt, daß der mächtigste Herrscher nur ein Mensch aus Staub und Asche sei, einst den Würmern eine Speise. Bald darauf hatte er bei der Bekehrung der heidnischen Preußen an der Ostsee den Märtyrertod gefunden; Boleslav, der Polenherzog, hatte seinen Leichnam durch Gold aufgewogen, und ihm in Gnesen ein würdiges Grab bereitet. Zu den Gebeinen dieses frommen Märtyrers wollte der Kaiser nun wallen, ob ihm der Todte noch die Stärkung gebe, die er sich sonst bei dem Lebenden geholt, und zugleich sollte die Reise eine Buße für seine Sünden sein.

Barfuß, in schlechtem Pilgergewand, trat er im Frühling des Jahres 1000 die weite Wallfahrt nach Polen an. Wenige begleiteten ihn, und ärmlich war die Kost, die er sich unterwegs vergönnte. In tiefster Demuth nahte er sich der Stadt Gnesen, warf sich nieder am Grabe des Heiligen, beichtete unter vielen Thränen und großer Zerknirschung seine Sünden, flehte um die Fürbitte des Heiligen bei Christus, erhob G n e s e n zu einem Erzbisthum und zog dann nach Ablegung des Pilgerkleides langsam über Magdeburg nach Aachen, wo er einen Reichstag hielt. Aber das Pilgerkleid und die Wallfahrt ans Grab des Heiligen hatten seinen jugendlichen Hochmuth nicht umgewandelt. Dieser trat in seiner ganzen Stärke wieder hervor, wie er den Kaisermantel an sich fühlte und die alte Kaiserstadt betrat, welche den Ruhm hatte, die Wiege und das Grab des großen Karls zu heißen. Denn nicht lange war er hier, als ihn gelüstete, den glorreichen alten Kaiser von Person zu schauen und sich ihm gegenüber zu stellen.

Einige sind der Ansicht, ihn habe der Aberglaube getrieben, etwas von dem großen Karl sich zuzueignen, um es als ein Amulet zu tragen gegen alles Böse, was ihm fortan drohen könnte. Was auch seine Triebfeder gewesen sein mag, er ruhte nicht, bis die alte Kaisergruft aufgefunden war. Denn durch die Länge der Zeit und durch die Verwüstungen der Normänner, welche so oft diese Gegenden heimsuchten, war die Stätte unbekannt geworden, in welcher seine Zeit den Heldenkaiser beigesetzt hatte. Da kam es Otto im Traume, als sähe er ihn in der Marienkirche. Er ließ nachgraben, und nach dreitägigem Fasten und Arbeiten wurde das Gewölbe entdeckt, über dessen Schwibbogen die bekannte Inschrift keinen Zweifel ließ, wer hier ruhe.

Es ist ein religiöses Gefühl aller Zeiten und Völker gewesen, die Todten nicht in ihrer Ruhe zu stören, noch von dem, was die Liebe oder die Ehrfurcht der Ihren ihnen ins Grab mitgegeben, etwas an sich zu nehmen. Diese heilige Scheu hielt aber den dritten Otto nicht ab.

Der Hammerschlag und der Klang der Brecheisen hallten unheimlich in den unterirdischen Räumen wieder, und als die Arbeiter in altväterlicher Scheu nicht wagen wollten, den Eingang einzubrechen, wo der entschlafene

Held ruhte, trieb sie Otto selbst an, bis die Quader stürzten und die Gruft offen lag. Da saß er, der große Karl, auf dem vergoldeten Throne, die Krone noch auf dem Haupt, das Scepter in der einen Hand, die andere auf das goldene Schwert gestützt. Otto stürzte in die Gruft hinein; aber er konnte seiner Gefühle nicht Meister werden. War es Grauen und Schauder, war es das Gefühl der eigenen Kleinheit dem großen Todten gegenüber, was ihn erfaßte und nicht weilen ließ? Starr, schweigend heftete er wie gebannt eine Zeitlang den Blick auf den Todten, riß dann hastig ein goldenes Kreuz, das der Leiche am Halse hing, und einige noch nicht vermoderte Stücke des Königsmantels an sich, und stürzte zu der Gruft hinaus.

Von jetzt an war seine Ruhe auf immer dahin. Am Tage schwebte ihm das Bild des großen Kaisers vor; in schlaflosen Nächten, in ängstlichen Träumen verfolgte ihn die drohende Gestalt, als wollte sie ihn zur Rechenschaft fordern wegen der Störung der Ruhe der Todten, und mehr noch als dieser Wahn mußte der Gedanke an die ungeheure Größe der Persönlichkeit und der Thaten Karls den thatenlosen und schwachen Otto niederdrücken.

Er eilte zum drittenmal über die Alpen, aber er fand Rom nicht mehr, wie er es verlassen hatte. Die Parteien des römischen Adels und des Adels von Tivoli waren in wildem Kampfe mit einander, Otto's Statthalter war ermordet, und der Stuhl seines Pabstes Sylvester wankte hin und her zwischen diesen Unruhen. Zwar gelang es, den Adel von Tivoli zu unterwerfen; aber als Otto denen von Tivoli verzieh, empörten sich die Römer, welche den Untergang jener wollten, wider ihn, verschlossen ihm ihre Stadt, sperrten ihm alle Zufuhr ab, und er war in Gefahr, außerhalb der Mauern Roms in einem Palast ausgehungert zu werden. Das geschah kurz, nachdem er den Entschluß gefaßt hatte, neben dem päbstlichen Stuhl auch seinen Kaisersitz in Rom zu nehmen, und, wie einst die römischen Imperatoren, von der Weltstadt aus die Welt zu beherrschen. Als es ihm endlich gelang, den Einzug in die Stadt durchzusetzen, mit Hülfe der deutschen Waffen, unterdrückte er dennoch die Bitterkeit, die der Undank der Römer, denen er seine Heimath opferte, in seine Seele geworfen hatte. Er strafte sie nur in einer langen und zierlichen lateinischen Rede mit vermahnenden Worten, und schloß damit, daß er ihre Stadt wieder zum Sitz machen wolle des Kaiserthums und des Kaiserstuhls, zur Residenz des abendländischen Reiches.

Während er aber damit und mit der Heirath einer griechischen Kaisertochter umging, ergriff ihn der Tod, am 22. Januar 1002, kinderlos und in der Blüthe der Jugend, wie ihm nach der Sage der Schatten des großen Karl zur Strafe für den an ihm verübten Frevel im Traume verkündet hatte, den er ein Jahr und wenige Monate zuvor gestört und geplündert

hatte. Er starb zu Paterno im zweiundzwanzigsten Jahre seines Lebens, wahrscheinlich an Gift, das ihm Stefania, Crescentius Wittwe, die er zu seiner Buhlin machte, beizubringen wußte, zur Rache des Blutes ihres Gatten, und zur Rache ihrer Ehre.

Heinrich II.

Otto's III. Leiche wurde von den deutschen Fürsten, die bei ihm in Italien waren, nach Deutschland geführt. An der bairischen Grenze übernahm sie Herzog Heinrich, des Zänkers Sohn, und geleitete sie bis Augsburg, wo die Leichenfeierlichkeiten gehalten wurden. Schon hier sprach Herzog Heinrich die Stände des Reiches an, ihm ihre Stimme zur Krone zu geben, und wußte sich zu gleicher Zeit mit List in den Besitz der Reichskleinodien zu setzen; die heilige Lanze soll er dem Erzbischof von Köln mit gewaffneter Hand entrissen haben.

Er war der letzte Sproß des sächsischen Königshauses; doch die Schwaben, die Sachsen und die Lothringer wollten ihn nicht zum Könige haben. Aber seine Baiern und die Franken und die gesammte Geistlichkeit dieser Stämme waren für ihn; auch Willigis, der Erzbischof von Mainz, unterstützte ihn; und so zog er, um sich auf fränkischem Boden von diesem krönen zu lassen, im Juni 1002 nach Mainz. Der Schwabenherzog suchte ihm den Weg zu verlegen; aber vom Glücke begünstigt kam Heinrich doch nach Mainz, und wurde von dem Erzbischofe gesalbt und gekrönt, von Baiern, Franken und Moselanwohnern als König begrüßt. Nur nach und nach anerkannten ihn auch die andern Völkerschaften, die Lothringer, die Thüringer, die Sachsen; noch nicht aber die Schwaben. Zwei Jahre wogte im Innern der Kampf, bis er von den Letztern anerkannt war. In Italien aber wählte eine Partei den Pfalzgrafen dieser Lande, Arboin, Markgrafen von Ivrea, zum König der Lombardei. König Heinrich II. zog dreimal über die Alpen, um die deutsche Hoheit zu behaupten, und es gelang ihm auch, mit Hülfe deutscher Tapferkeit und der Zwietracht der großen Vasallen Italiens. Dreizehn Jahre aber hielt sich Arboin, und das Glück des Kampfes schwankte herüber und hinüber, ungeachtet derselbe weder als Staatsmann noch als Feldherr bedeutend war. Erst im Jahre 1015 war die eiserne Krone für Arboin ganz verloren, und er floh in ein Kloster. Heinrich II. schmückte sich mit der lombardischen Krone, und mit der Krone und dem Namen des römischen Kaiserthums; doch es blieben Kronen ohne Herrschaft, Königs- und

Kaisertitel ohne den Gehorsam der Lombarden und der Römer. Die Städte und die großen Vasallen in Oberitalien lebten ganz auf eigene Faust, und im untern Italien gewannen die Normannen immer mehr Boden und Macht, wie Griechen und Sarazenen. Deutschland selbst aber war von innern Fehden zerrissen; Lothringen fast immer in Aufstand; Boleslav, der Polenherzog, fiel in die Länder diesseits der Oder ein, und behauptete dem Kaiser zum Trotz die Lausitz. Das Einzige, was Heinrich II. für die Größe des Reiches that, war seine Einmischung in die Angelegenheiten des burgundischen Reiches. Sein schwacher Oheim, nämlich Rudolf III., König des Reiches Arelat, der beiden vereinigten burgundischen Lande, schwer bedrängt von seinem großen Adel, erkannte in einem Vergleich zu Straßburg den deutschen Kaiser, seinen Neffen, als Schirmherrn und einzigen Erben des burgundischen Reiches an.

Es gibt eine Legende, daß das Königthum Heinrichs II. auf merkwürdige Weise voraus verkündet worden sei. Gleich im ersten Jahre, heißt es, nachdem er Herzog in Baiern geworden, hatte er einen bedeutenden Traum. Er sah sich im Geist in die Kirche Sct. Emeran geführt, und eine Stimme rief ihm zu: „Sieh an die Wand und lies, was da geschrieben stehet.“ Als er sich umwandte, sah er die zwei Worte: „Nach Sechs.“ Darüber erschrack er und erwachte. Erwacht hielt er es für eine Anzeige seines Todes, bereitete sich mit Fasten und Beten, mit Almosengeben und frommen Stiftungen auf denselben, und erwartete ihn nach sechs Tagen. Als er die sechs Tage überlebt hatte, sah er dem Tod nach sechs Wochen, dann nach sechs Monaten entgegen. Darauf vergaß er des Traumgesichts: nach sechs Jahren aber wurde er zum deutschen Könige gewählt. — Aber daß die künftige Wahl eines Königs auf außerordentliche Weise vorher verkündet wurde, das scheint niemals weniger nöthig gewesen zu sein, als bei dem zweiten Heinrich. Große Weltereignisse und Heilande und Wohlthäter der Menschheit läßt der Glaube der Völker Jahre lang, Jahrhunderte lang voraus verkündet und vorbedeutet werden, und den großen Geschicken, sagt der Dichter, schreiten ihre Geister schon voran; aber Heinrichs II. Regierung und Persönlichkeit gehörten zu den bedeutungslosesten, welche das deutsche Reich gesehen hat.

Die Kraft des sächsischen Hauses war bei ihm ausgegangen. Wohlmeinend und gutmüthig, war er schwach, ohne alle Selbstständigkeit, ganz abhängig von dem Willen seiner Gemahlin Kunigunde, der Tochter Siegfrieds, des Grafen von Ardenne und Luxenburg; gegen die Geistlichkeit im Ganzen, und gegen den Pabst besonders, unerhört unterwürfig, bis zur Erniedrigung. Nur einmal war er beharrlich in seinem Leben, als er aus Liebe für seine Kunigunde das Bisthum Bamberg stiftete, unter den schwierigsten Umständen. Aber nicht nur gegen Klöster und Stifte, auch gegen die großen Vasallen war er aus Schwachheit freigebig; an diese wie

an jene verschenkte er vom Gut der Krone. Er hatte einst großes Verlangen, Mönch zu werden, und in dieser Hinsicht wäre es glaublich, was man ihm nachsagt, daß er sich nämlich seiner geliebten Kunigunde als Gemahl enthielt; „ihr Gürtel bestand nachher noch die Feuerprobe.“ Ohne Grenzen war seine Freude, als ihm im Jahre 1020 das Glück zu Theil wurde, sein neues Bisthum Bamberg vom Pabste Benedikt VIII. in Person eingeweiht zu sehen. Vier Jahre darauf starb er, zu Grohna bei Göttingen, im zweiundfünfzigsten Jahre, kinderlos. Mit ihm schloß sich die Reihe der sächsischen Könige und Kaiser. Hundert und zweiundzwanzig Jahre nach seinem Tode wurde er heilig gesprochen.

Heinrich I., der Gründer des Königthums im sächsischen Hause, und Heinrich II., der letzte Gekrönte desselben, welch ein Abstand! Es hatte angefangen in Kraft und geendigt in Schwachheit; es war hervorgegangen aus Geist, und ausgegangen in Phlegma. Die ersten Könige dieses Hauses hatten Großes gethan für die Einheit des Reiches, für die Sicherheit nach Innen und Außen, für Wohlstand, Gesetz und Recht; sie hatten eingegriffen in das Völkerleben, tief und folgenreich für einen großen Theil von Europa; dann begaben ihre Nachkommen sich selbst in eine verkehrte Stellung zu Deutschland wie zu Italien; von dem einen lösten sie sich los, von dem andern wurden sie zurückgestoßen. Ihr Schicksal war erfüllt: der Stamm, der so mächtig aufgeschossen war, verwelkte schnell, und der letzte Zweig zeigte kaum noch ein grünes Laub der alten Pracht.

Konrad II.

Mit Heinrichs II. Tod wollte große Verwirrung in das Reich hereinbrechen; zwei Monate lang war es ohne Haupt. Da versammelten sich die geistlichen und weltlichen Großen, viele Dienstmannen und freie Männer auf der großen Ebene bei Kambe, welche der Rheinstrom durchschneidet, zwischen Worms und Mainz, um einen König zu wählen. Sie lagerten unter freiem Himmel, auf beiden Seiten des Rheines; auf dem rechten Ufer schlugen die Sachsen, die Ostfranken, die Schwaben, die Baiern und Slaven ihre Zelte; auf dem linken die rheinischen Franken und die Lothringer. Die Vasallen Italiens waren nicht zur Wahl erschienen; die Entfernung und die Kürze der Zeit schon hätten ihre Anwesenheit unmöglich gemacht.

Die Wählenden waren versammelt; aber wer gewählt werden sollte, darüber waren sie nicht einig. Zwei Bewerber waren es, auf welche die

Augen fielen. Sie gehörten zum Stamme der Franken, der eine wie der andere. Sie waren Bruderssöhne, Sprößlinge König Konrads I., wenig an Jahren von einander verschieden, Beide in großem Ansehen und von gleichem Namen, Beide hießen Konrad. Der eine, der jüngere, war Herzog in Franken; der andere, der ältere, ein Graf, „ein Mann von ausnehmender Freiheit, als der sich niemals zum Dienste eines Andern herabgelassen.“ Er besaß große Eigen- oder Salgüter, und war mit Gisela, der hochverständigen Tochter des reichen Schwabenherzogs Hermann und Wittwe Herzogs Ernst von Schwaben, vermählt.

Nachdem die Stämme so weit vereinigt schienen, den einen dieser beiden Franken zu wählen, besprach sich der ältere Konrad mit dem jüngeren, um jede Zwietracht, die durch die Wahl entstehen könnte, zu beseitigen, und beide verständigten sich dahin, daß, wenn das Glück und die Ehre des Königthums an einen von ihnen, wie es den Anschein habe, fallen sollte, der eine dem andern nicht im Wege sein wolle. Fielen die Stimmen auf den jüngeren Konrad, so erbot sich der ältere der Erste zu sein, der ihm den Eid leiste; im andern Falle, sagte er, erwarte er dasselbe von dem jüngeren. Gerührt gab ihm der jüngere Konrad darauf den Handschlag und den brüderlichen Kuß im Angesicht der versammelten Wähler. Der Gedanke, daß die Wahl des einen oder des andern Konrads einen Bürgerkrieg zwischen beiden aufregen könnte, hatte manchen Wähler unschlüssig gemacht; als nun bei der Wahrnahme des freundlichen Verhältnisses zwischen Beiden diese Furcht schwand, setzten sich die beruhigten Fürsten zur Wahl, und ringsum stand das Volk in Erwartung.

Noch bei Otto's I. Wahl hatte die Geistlichkeit keinen Theil daran, jetzt hatte sie die Hauptstimme. So weit war sie durch die Begünstigung der sächsischen Könige gekommen. Die Geistlichen waren nicht nur Fürsten geworden, sondern sie gingen jetzt in Einfluß und Abstimmung den weltlichen Herzogen vor. Der Erzbischof von Mainz, Aribo, war der Erste, der seine Stimme abgab. Er stimmte für den älteren Konrad, und ihm gleich stimmten alle andern Erzbischöfe, Bischöfe und Geistlichen. Nun kam die Reihe an die Weltlichen, und zwar zuerst an Konrad den jüngeren. Dieser trat einen Augenblick bei Seite, besprach sich mit den ihm zugethanen Lothringern, kehrte dann auf seinen Sitz zurück, und stimmte für seinen älteren Vetter. Alle andern Großen stimmten auf gleiche Weise, und unter lautem Jubel alles Volkes wurde Konrad der ältere als König ausgerufen, der Zweite dieses Namens.

Alle bei der Wahl Anwesenden geleiteten ihn nach Mainz, wo er gekrönt und gesalbt wurde. Bei der Krönung mahnte ihn der Erzbischof an seine Pflicht, Gerechtigkeit und Frieden zu handhaben, die Kirche zu beschützen und Wittwen und Waisen zu helfen. „Und nun, Herr König,

schloß er, bittet Dich die heilige Kirche mit mir um Gnade für Alle, die Dich bisher beleidigt haben; hier ist ein edler Mann, der Dir Feindliches gethan; mögest Du ihm und allen Andern verzeihen, um der Liebe Gottes willen, die Dich heute hier auf Erden an ihre Statt setzt, und so wie Du wünschest, daß Dir einst Gott verzeihen möge.“

Der König war überrascht und bis zu Thränen erschüttert. Aber kein Wort, keine Geberde sprach aus, was in ihm vorging. Da vereinten alle Anwesenden, Prälaten, Herzoge und alles Volk ihre Bitte mit der des Erzbischofs, und der König sprach es aus, daß er allen seinen Feinden verzeihen und vergessen wolle. Da war eine Freude in der ganzen Versammlung, so daß viele vor Freuden weinten. Dann leisteten Alle, vom Herzog und Erzbischof, bis zu den anwesenden gemeinen Freien, durch Handschlag den Eid der Treue.

Konrad war eine biderbe Natur, voll Kraft und Willen; er wußte seine Zwecke zu verfolgen und die Mittel, die zum Ziele führten, zu wählen; ein Kriegsheld und ein Staatsmann wie kaum einer seiner Zeit. Aber eine gewisse Härte charakterisirt ihn, und eine entschiedene Richtung zur Prosa. Alles ist in ihm nüchtern wie in seiner Zeit, ohne höhere Bildung und höheren Sinn.

In das graue Einerlei des politischen Gewebes, das seine Regierung bildet, hat das Schicksal jedoch ein hochpoetisches Bild gestickt, in der Episode von seinem Stiefsohn, Herzog Ernst von Schwaben.

Konrad brachte nämlich große Plane mit auf den Thron. Das Auge auf Italien gerichtet, konnte ihm die Bedeutung nicht entgehen, welche das burgundische Reich für die Verbindung Deutschlands mit Italien hatte. Sobald er den innern Frieden im deutschen Reiche befestigt hatte, zu welchem Zwecke er von Gau zu Gau umher reiste, Recht, und zwar strenges, sprechend und übend, forderte er von Rudolf III., dem Könige von Burgund, daß er der Straßburger Uebereinkunft gemäß die Ansprüche des deutschen Reiches auf diese Lande anerkenne, und es als Erbe an ihn, den deutschen König, einräume. Rudolf aber weigerte dies. Er habe, sagte er, jene Uebereinkunft geschlossen mit Heinrich seinem nächsten Verwandten, nicht mit Heinrich dem deutschen Kaiser. Konrad sammelte darauf schnell ein bedeutendes Kriegsheer in Schwaben und Franken, und überrumpelte Basel, die reiche Grenzstadt des burgundischen Reiches. Dadurch erzwang er sich von dem schwachen Rudolf die vollkommene Anerkennung seiner Ansprüche.

Nun aber war kein Zweifel, daß, nachdem Kaiser Heinrich II. todt war, nicht Konrad der König, sondern dessen Stiefsohn, Ernst II. Herzog in Schwaben, begründete Verwandtschafts- und Erbrechte auf Burgund hatte. Gisela, die hohe Frau, hatte ihrem zweiten Gemahl zwei

Söhne zugebracht, diesen Ernst und einen jüngern, Hermann. Gisela konnte mütterlicher Seite ihren Stamm bis auf Kaiser Karl den Großen hinaufführen, und sie war eine Zierde des Königsthrones, als ihr Gemahl ihn bestieg, wozu sie durch ihren Geist und ihre Macht nicht wenig beitrug. Ernst II. glich der Mutter an edlem und hohem Sinn, und der Hinblick und Stolz auf seine Ahnen ließ ihm das Streben nach einer Königskrone nicht zu hoch dünken.

Als sein Stiefvater Burgund in Anspruch nahm, dachte er schon darauf, diesem Raub seines Erbes mit den Waffen zu wehren; denn er hatte das Herzogthum Schwaben inne, und die Liebe der Edeln darin, die fest an ihm hingen, seines todten Vaters und seiner eigenen Tugenden wegen. Die Klugheit der Mutter trat zwischen Gemahl und Sohn, und hinderte für diesmal den Ausbruch offenbarer Feindseligkeiten. Ernst folgte mit seinen Schwaben dem Heerzuge des Königs nach Italien.

Dorthin drängte es Konrad; denn er war von den Großen Italiens noch nicht anerkannt, wiewohl ein Theil ihm, und an deren Spitze der Erzbischof Heribert von Mailand, die Huldigung entgegen brachten. Nicht so willig und zuvorkommend wurde das deutsche Heer von den Italienern im Allgemeinen empfangen; doch wurde Konrad ohne Widerspruch in Mailand mit der eisernen, in Rom von Pabst Johann XIX. mit der Kaiserkrone gekrönt, mit großer Feierlichkeit, im Jahre 1027. Sein Stiefsohn Ernst aber kehrte früher aus Italien nach der Heimath zurück, gegen das Ende des Jahres 1026.

In Italien hatte dieser Jüngling das burgundische Erbe nicht vergessen; seine Freunde, ehrgeizig und thatenlustig, reizten ihn zur Rache und zur kühnen That. Während sein Stiefvater noch in Italien weilte, ergriff er gegen ihn die Waffen, um sich die Krone Burgunds zu erobern, die er von rechtswegen als sein betrachtete.

Schon vor dem Zuge nach Italien hatte er den Herzog Friedrich von Lothringen und den Herzog in Franken für sich gewonnen, ebenso hatten ihm viele andere Großen zugesagt wider Konrad, den strengen, oft willkürlichen König, seinen Stiefvater. Unter diesen Großen war Graf Welf von Altdorf der vornehmste. Das Alterthum seines Geschlechtes reichte in das Dunkel der Völkerwanderung hinauf, und seine Macht gründete sich auf seine großen Besitzungen, die sich weit in Schwaben und Baiern ausbreiteten. Der Leiter aller Entschlüsse Ernst's aber und der Freund seines Herzens war der viel ältere und seinem Vater schon freund gewesene Graf Wernher (Wehelo, Wetzel) von Kyburg. Selbst Graf Gebhard, ein Bruder des Königs, war mit Ernst im Bunde.

Während des Zuges in Italien war das reiche Stift Kempten in Erledigung gekommen. Um den jungen Herzog für seine geleisteten Dienste

zu belohnen, mehr noch, um ihn wegen Burgunds zu trösten und zu entschädigen, hatte Konrad gegen die Reichsgesetze, welche die Hingabe eines freien Stiftes nicht gestatteten, nach seiner Willkürweise Kempten als Lehen an Ernst gegeben, und dieser hatte, um sich recht viele Freunde fester zu verbinden, die reichen Güter des Stifts unter seine Vasallen vertheilt.

So gerüstet und gestärkt, fiel er selbst mit zahlreichem Kriegsvolk in Burgund ein, Welf in Baiern. In Augsburg war es Bischof Bruno, am Bodensee Graf Hugo von Bregenz, welche treu zu dem Könige hielten. Diese sollten zuerst gezüchtigt, dadurch alle Anderen eingeschüchtert werden. Welf bestürmte die Stadt Augsburg, und verwüstete einen großen Theil und die ganze Umgegend; Ernst ließ während seines Vorrückens an die burgundische Grenze die Besitzungen Hugo's, namentlich sein Schloß Esbach, in Flammen hinter sich. Wie er in Schwaben selbst seit mehreren Jahren feste Waffenplätze angelegt hatte, so suchte er sich auch bei Solothurn und Zürich festzusetzen, um von dieser Seite in Burgund vordringen zu können.

Um diesem gefährlichen Handel im Werden entgegenzutreten, eilte der neugekrönte Kaiser aus Italien nach Deutschland zurück. Ehe er noch den deutschen Boden berührte, that das Glück, das ihm so oft hold sich erwies, das Meiste für ihn. Ernst verlor seine beiden Hauptstützen: den Herzog Friedrich von Lothringen durch den Tod; und Konrad von Franken sagte sich insofern von seiner Sache los, als er stille saß. Mit seinen übrigen Freunden fühlte sich Ernst nicht stark genug, dem heranziehenden Heere und den in Deutschland waffnenden Getreuen des Kaisers die Spitze zu halten, und seine Unternehmung auf Burgund zu verfolgen. Doch verzagte er nicht; seine Macht war immer noch groß genug, um den Kaiser zur Achtung und Rücksicht zu stimmen.

In Baiern, dessen Herzog im vorigen Jahre gestorben war, fielen dem Kaiser bei seiner Ankunft alle Stände zu; in Regensburg setzte er ihnen seinen achtjährigen Sohn, Heinrich, zum Herzog, in Augsburg, wo der größte Theil der deutschen Fürsten sich um ihn sammelte, ließ er sich für denselben auch die Nachfolge am Reiche zusagen.

Die Verwüstung, in welcher die Fürsten diese letztere Stadt und die Umgegend sahen, sollte auf die Stimmung derselben wider Ernst und seine Verbündeten einwirken; darum blieb der Kaiser gerade bei Augsburg mit dem Heere stehen und hielt hier den ersten Tag. Als er sah, wie die Stimme der Großen sich entschieden wider die Letzteren aussprach, begab er sich mit der Reichsversammlung nach Ulm, und lud Ernst und seine Anhänger vor, um ihr Thun untersuchen und richten zu lassen.

Herzog Ernst erschien, mit großem Gefolge seiner Ritter und Dienstmannen, nicht demüthig wie ein Bittender, sondern zuversichtlich und stolz,

fest entschlossen, wenn sein Streit mit seinem Stiefvater nicht im Wege Rechtens durch Vertrag geschlichtet würde, hinwegzuziehen und sich in seinen Waffenplätzen und Burgen zu vertheidigen.

Ehe er aber vor die Reichsversammlung trat, sprach er zu seinen Vasallen: „Es ist Euch bekannt, daß seit alten Zeiten die Schwaben immer den Ruhm der Treue und Beständigkeit gegen ihre Fürsten haben. Ich brauche Euch nicht an Euern Lehenseid zu erinnern; denn wenn Ihr von mir abfielet, würdet ihr von Eurer Ehre abfallen.“

So sprach der Herzog. Aber gerade dieser Ton, in welchem er sprach, als hätte er unbedingte königliche Macht über seine Edeln, als wären diese seine, des Reichsbeamten, und nicht des Kaisers, des Reichsoberhauptes, Vasallen, beleidigte unter den anwesenden Herren diejenigen, die nicht Ernst's Dienstmannen, sondern nur des Reiches Vasallen waren. Der Rücktritt Herzog Konrads, der Vorgang aller Fürsten und Großen, die sich für den Kaiser erklärt hatten, hatte ohnedies schon bei Vielen das Band, das sie an Ernst knüpfte, aufgelockert. Während der junge Herzog im Kreise umher sah, ob einer wäre, der sich von ihm lossagen wollte, traten zwei schwäbische Grafen, Friedrich und Anselm, aus dem Kreise vor, und der Erstere sprach in Aller Namen: „Wohl haben wir Euch geschworen, Euch treulich beizustehen gegen Jedermann, außer gegen den, der uns Euch verliehen hat. Wären wir unsers Königs Knechte gewesen, und von ihm Euch zu eigen überlassen worden, so könnten wir uns freilich von Euch nicht lossagen. Allein da wir Freie sind und den Beschützer dieser unserer Freiheit in unserem Könige und Kaiser haben, so würden wir, wenn wir von ihm abfielen, unsere Freiheit und Ehre verlieren, und diese verliert ein Mann nur mit dem Leben. Darum, wenn Ihr in einer gerechten Sache unsern Arm fordert, so wollen wir Euch folgen; ist es aber das Gegentheil, so werden wir frei zu dem zurückkehren, von dem wir nur bedingungsweise an Euch gekommen sind.“

Mit Bestürzung sah jetzt der Herzog, daß er sich verrechnet hatte. Sein Entschluß zum Widerstand gegen den Kaiser brach mit der Grundlage, worauf er gebaut war, zusammen. Es blieb ihm keiner zuverlässig, als die Grafen Welf und Wernher, wenige Andere, ihm enger Befreundete, und die Dienstmannen seiner Erbgüter. Die Uebrigen, auf deren Waffen er gehofft, weigerten sich, gegen Kaiser und Reich zu fechten. Vertrauend auf seine Mutter und auf den Grund, daß es der Vater sei, in dessen Hand er sich stelle, unterwarf sich Ernst. Die Fürsten aber erklärten ihn des Friedensbruchs und Hochverraths schuldig, der Kaiser entsetzte ihn seines Herzogthums und sandte ihn als Gefangenen auf den Giebichenstein an der Saale. Welf mußte auf längere Zeit den Boden des Reiches meiden, den im Augsburgergebiet und in Baiern durch seine Verwüstungen angerichteten

Schaden ersetzen, und verlor einen Theil seiner Güter. Des Kaisers Bruder, Graf Gebhard, wurde zu Frankfurt gezwungen, sich zum Mönch scheren zu lassen. Wernher, der vorausgesehen hatte, wie es kommen würde, hatte Ulm und den Reichstag vor dem Spruch verlassen, und sich in seine Veste Kyburg mit seinen Getreuen geworfen. Des Kaisers Zorn lastete besonders auf ihm, weil er als die Seele aller Plane und Bewegungen Ernst's galt; er wurde in die Acht erklärt. Drei Monate belagerte ihn der Kaiser auf der Kyburg; und als der Graf den letzten Vorrath mit den Seinen aufgezehrt hatte, entwich er Nachts mit ihnen aus der Burg, und warf sich in die Schluchten des Schwarzwaldes. Das kaiserliche Kriegsvolk aber brach seine Stammveste.

Zwei Jahre lag Herzog Ernst auf dem Felsenschloß Giebichenstein im rauhen Norden gefangen. Im dritten Jahre gelang es der Mutterliebe, die Thore seines Gefängnisses zu öffnen, und ihm mit der Freiheit die Verheißung der Wiedereinsetzung in sein Herzogthum zu bringen.

An der Hand seiner Mutter trat er in die Fürstenversammlung, um sich aufs Neue mit Schwaben belehnen zu lassen. Da vernahm er erst aus dem Munde des Kaisers, daß eine Bedingung mit der Wiedereinsetzung verbunden sei. Der Kanzler des Reiches verlas eine Eidesformel, nach welcher Ernst sich verbinden sollte, die Brandfackel der Unruhen in den obern Landen, Wernher, den geächteten Grafen von Kyburg, in des Kaisers Gewalt zu liefern, oder wenigstens seinen Aufenthalt zu verrathen. In edlem Zorn verwarf Ernst ein solches Anmuthen. Der Kaiser bot ihm zu Schwaben noch das Herzogthum Baiern, wenn er den Grafen aufgebe. Konrad und die Fürsten erklärten die Auslieferung Wernhers als unumgänglich für die Ruhe des Reiches, und den Schwur als eine Probe, wodurch Ernst zeigen könne, ob er des Kaisers Freund oder Feind sei. Seine Mutter, die Freunde seines Vaters und seines Hauses, viele, selbst die dem edlen Jünglinge wohl wollten, bemühten sich, ihn zum Nachgeben zu bewegen. Aber Ernst blieb unerschüttert. Er erklärte, daß er wohl einen Herzogshut oder eine Königskrone verlieren könne, aber nicht den Freund verrathen.

Damit ging er hinweg aus der Reichsversammlung. Der Kaiser aber in heftigstem Zorne, daß Bitten, Verheißungen und Drohungen an seinem Stiefsohne umsonst waren, erklärte ihn für seinen und des Reiches Feind, und die Fürsten stimmten in seinen Ton ein. Ernst wurde seines Herzogthums und seiner Erbgüter verlustig erkannt, Beides seinem jüngeren Bruder Hermann zugesprochen, und über ihn selbst und Jeden, der ihm anhinge, des Reiches Acht verhängt.

Sogar die Mutterliebe vermochte nichts weiter für ihn zu thun. Gisela selbst, die hohe Frau, wurde gezwungen, öffentlich zu geloben, daß

sie an den Vollziehern der Acht gegen ihren Sohn, was ihm auch widerführe, es weder rächen noch gedenken wolle.

So von Allen verlassen, zu des Reiches Acht noch von den Bannstrahlen der Kirche verfolgt, floh Ernst durch die Höhen und Schluchten des Schwarzwaldes, um sich mit seinem Freunde Wernher zu vereinigen. Er fand ihn bald. Wernher hatte sich bisher in den Schlupfwinkeln des Gebirgs herumgetrieben und eine Art Räuberleben geführt.

Beide wurden eins, nach der Champagne, zu dem Grafen Udo, Ernst's Vetter, sich zu wenden. Sie gingen über den Rhein; aber der Graf von Champagne wagte nicht, sich ihrer thätig anzunehmen.

In demselben Jahre zog der Kaiser wider König Stephan von Ungarn, der sich weigerte, die Oberhoheit des Reiches anzuerkennen. Ernst und Wernher glaubten die Zeit günstig, Herzogthum und Erbgüter wieder einzunehmen.

Sie fielen mit ihren Getreuen in den Schwarzwald ein, und das Glück begünstigte ihr Beginnen. In einer einsamen Thalgegend des Schwarzwaldes, ganz von Bergen umschlossen, eine Viertelmeile von Schramberg, sieht man noch jetzt die Ruinen des Falkensteins, der aus zwei Burgen bestand, dritthalb hundert Fuß hoch über dem Thale, auf einem in gerader Linie aufsteigenden Felsen, an dem der Waldbach Berneck durch losgerissene Granitblöcke vorüber rauscht. Oestlich bildet der Fels eine Thoröffnung, durch welche früher die einzige Straße ins Breisgau führte. Auf dieser festen Burg hauste Adalbert von Falkenstein, ein Freund des Herzogs. Dieser öffnete ihm und seinem Gefolge sogleich die Feste. Mehrere Unzufriedene sammelten sich um ihn. Von hier aus hatte er gute Gelegenheit, beutereiche Streifzüge zu machen und sich Mittel und Wege zu seinem Unterhalt, sowie zur Mehrung seines Anhangs zu verschaffen.

Bald aber waren die Achtsvollstrecker auf und zogen seiner Fährte nach. Mehrere Monate entging er geschickt und kühn ihren Haufen, streifte im Gebirge hin und her, und zog sich jedesmal wieder auf den Falkenstein zurück. Als er aber fürchten mußte, hier eingeschlossen und mit seinen zahlreichen Getreuen ausgehungert zu werden, verließ er den Falkenstein, brach aus dem Walde hervor und zog sich in die Ebene der Grafschaft Baar, im heutigen Fürstenbergischen. Unter den Trümmern einer alten Burg übernachtend, verlor er seine besten Pferde. Sie wurden ihm während der Nacht, als sie auf der Weide gingen, durch List und Verrath weggeführt. Graf Mangold von Vöhringen, der Vogt von Reichenau, hatte ihn ausgekundschaftet. Er führte einen starken Haufen im Dienste des Bischofs Wahrmann von Constanz.

Ringsum eingeschlossen, sah Ernst, daß ihm nur zweierlei blieb, siegreich durchzubrechen, oder in männlichem Tode der Gefangenschaft zu



Kaiser Conrad II.
bei der Leiche
Herzog Ernsts v. Schwaben
1030

sie an den [illegible] der [illegible] gegen [illegible], [illegible] auch [illegible] führe, es weder rächen noch [illegible] werde.

So von Allen verlassen, [illegible] nach von den [illegible] strahlen der Kirche verfolgt, [illegible] die Höhen und Schluchten des Schwarzwaldes, um sich mit seinem [illegible] Wernher zu vereinigen. Er fand ihn bald. [illegible] hatte sich bisher in den Schlupfwinkeln des Gebirgs herumgetrieben [illegible] geführt.

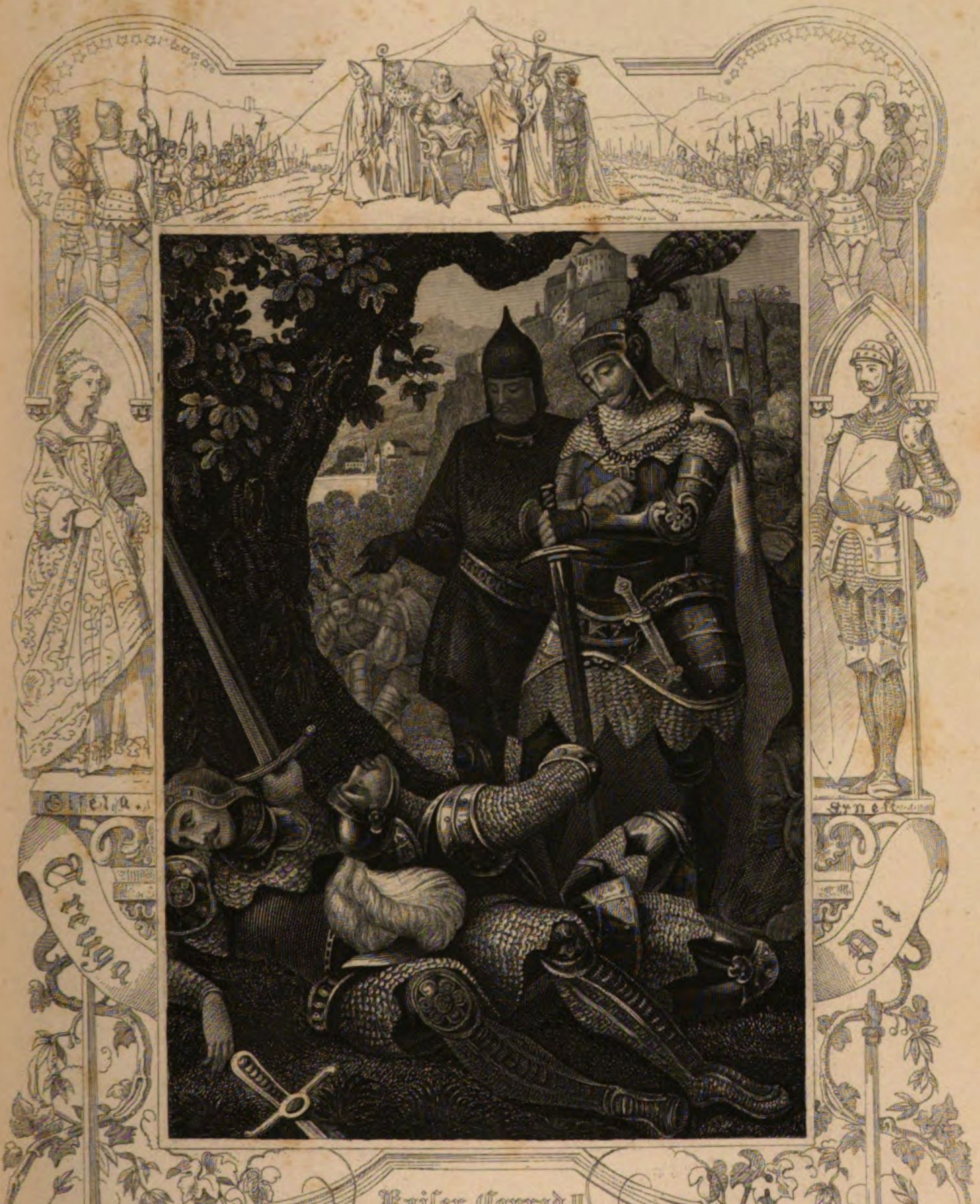
Beide wurden eins, sich [illegible], zu dem Grafen Udo, Ernst's Vetter, sich zu wenden. Sie [illegible] über den Rhein; aber der Graf von [illegible] wagte nicht, sich ihrer thätig anzunehmen.

In demselben Jahre zog der Kaiser wider König Stephan von Ungarn, der sich weigerte, die Oberhoheit des Reiches anzuerkennen. Ernst und Wernher glaubten die Zeit günstig, Herzogthum und Erbgüter wieder einzunehmen.

[illegible] in den Schwarzwald ein, und das Glück [illegible]. In einer einsamen Thalgegend des Schwarzwaldes [illegible] umschlossen, eine Viertelmeile von Schramberg, [illegible] des Falkensteins, der aus zwei Burgen [illegible] hoch über dem Thale, auf einem in gerader [illegible], an dem der Waldbach Berneck durch losgerissene [illegible]. Östlich bildet der Fels eine Thoröffnung, [illegible] ins Breisgau führte. Auf dieser [illegible] von Falkenstein, ein Freund des Herzogs. Dieser [illegible] die Feste. Mehrere Unzufriedene [illegible] um ihn. Von hier aus hatte er gute Gelegenheit, [illegible] zu machen und sich Mittel und Wege zu seinem Unterhalt, [illegible] zur Mehrung seines Anhangs zu verschaffen.

[illegible] aber waren die [illegible] auf und zogen seiner Fährte nach. Mehrere Monate entging er geschickt und kühn ihren Haufen, streifte im Gebirge hin und her, und zog sich jedesmal wieder auf den Falkenstein zurück. Als er aber fürchten mußte, hier eingeschlossen und mit seinen zahlreichen Getreuen ausgehungert zu werden, verließ er den Falkenstein, brach aus dem Walde hervor und zog sich in die Ebene der Grafschaft Baar, im heutigen Fürstenbergischen. Unter den Trümmern einer alten Burg übernachtend, verlor er seine besten Pferde. Sie wurden ihm während der Nacht, als sie auf der Weide gingen, durch List und Verrath weggeführt. Graf Mangold von Böhringen, der Vogt von Reichenau, hatte ihn ausgekundschaftet. Er führte einen starken Haufen im Dienste des Bischofs Wahrmann von Constanz.

Ringsum eingeschlossen, sah Ernst, daß ihm nur zweierlei blieb, siegreich durchzubrechen, oder in männlichem Tode der Gefangenschaft zu



Kaiser Conrad II.
bei der Leiche
Herzog Ernsts v. Schwaben.
1030.

entgehen. Es war ein kleines, aber heißes, verzweifeltes Gefecht. Mangold, der feindliche Führer, fiel; es fielen manche Bischöfliche. Aber auch Wernher fand hier wider die überlegene Zahl seinen Tod; es fand ihn Ernst, der unglückliche Herzog, nach heldenmüthigstem Kampfe; es sanken mit ihnen und um sie her alle ihre Getreuen bis auf den letzten Mann. Eins im Glück und Unglück, eins im Tode wie im Leben, sollten die Freunde in einem Grabe ruhen. Der Bischof Wahrmann nahm von den Todten den Bann und bestattete sie zu Constanz am See.

Aber Ernst's Leben und Tod erschien schon seiner und der unmittelbar folgenden Zeit so ergreifend, daß sein Name, sein Kampf und sein Unglück in die Sage und in die Lieder des Volkes übergingen. Aus dem Grabe stand er wieder auf, als ein allgemein gefeierter Held der Dichtung, welche seinen Muth und sein Freundesglück, seine Gefangenschaft und seinen tragischen Ausgang besang. Mit der wirklichen Geschichte verschmolz das Volksgedicht vom Herzog Ernst die wundersamsten Mähren, in den keckſten Aenderungen und Verwechslungen von Namen, Zeiten und Ländern. Aber die Gesinnung und der Geist ist treu gehalten; es ist Ernst's Mutter, die hohe und schöne Frau, wie sie des Nachts den Kaiser für ihren Sohn bittet; es ist das Schicksal Ernst's, welches unter der fantastischen Allegorie einer morgenländischen Fabel geschildert wird. Unter dem Bilde eines Kampfes mit scheußlichen Thier- und Menschengestalten läßt sich sein Kampf mit seinen Feinden und Verräthern, unter dem finstern Berg, in den er kommt, sein Gefängniß, unter dem Greifen, der ihn durch die Luft entführt, sein kühner, die Hindernisse nicht fürchtender Geist, unter dem Magnetberg, woran sein Schiff strandet, der Kaiser, unter den vom Schiff sich lösenden, magnetisch angezogenen Nägeln lassen sich die von ihm abfallenden Vasallen wohl wieder erkennen.

So lebte er im Volksgedichte des Mittelalters, das noch jetzt ein vielgelesenes Buch des Landvolks ist; so lebte er neu auf durch die Dichtkunst unserer Tage.

Der Erbe war todt, und der Kaiser that zwei Jahre darauf, als auch Rudolf von Burgund starb, diese schöne Erbschaft wirklich ein, im Jahre 1032. Die burgundischen Großen, denen der Tausch, der ihnen statt eines schwachen Herrn einen gewaltigdurchgreifenden brachte, wenig gefiel, versuchten umsonst sich zu widersetzen. Mit den Waffen erzwang sich Konrad die Anerkennung, und ließ sich in Payerne und in Genf zum Könige von Hoch- und Niederburgund krönen. So erhielt das deutsche Reich, weit hinaus über die Alpen, auch auf dieser Seite großen Zuwachs. Das Stift Basel, Neuburg, die Grafschaften Genf und Savoyen, der Suntgau, die westliche Schweiz bis an den Rhein und die Aar, die Grafschaften Burgund, Venaisin, Provence, Dauphiné und Orange huldigten dem

Oberhaupte des deutschen Reiches; und Avignon, Arles, Besançon, Viennes, Lyon und Marseille waren Städte des deutschen Königs.

Damit waren die Eroberungen, welche vor 625 Jahren die alten Burgundier, ein Zweig des großen Germanenstammes, jenseits des Rheins gemacht hatten, mit dem deutschen Reiche wieder vereinigt, doch ohne daß es dadurch an innerer Stärke gewonnen hätte. Die Vasallen dieser burgundischen Lande waren zu zügellos, zu wenig deutsch, als daß sie äußerlich und innerlich in Wahrheit in den Reichsverband sich gefügt hätten, oder als zuverlässige Hüter der Reichsgrenzen zu betrachten gewesen wären. Und wie die Lande selbst aus verschiedenartigen Stücken zusammengesetzt waren, so waren auch Sprache und Sitten halb deutsch halb welsch, ja das letztere Element weit überwiegend. Der Kaiser ließ die Verfassung dieser Lande wie er sie fand; kein Recht, kein Brauch wurde geändert; und er setzte Landvögte über die schönen Lande, die Rechte und das Ansehen der deutschen Krone darin zu wahren.

Gegen die Verwilderung der großen Vasallen hatte die Geistlichkeit Burgunds ein Gegenmittel kurz zuvor in dem Gottesfrieden aufgestellt. Dieser Gottesfrieden war ein Stillstand der rohen, verderblichen Befehdungen, der faustrechtlichen Selbsthülfe. Vier Tage, setzte die Kirche fest, von Mittwoch Abend bis Montag Morgen, sollen die Waffen ruhen, und Jeder sicher seinen Geschäften nachgehen können. Wer diesen von Gott gebotenen Stillstand breche, solle in den Bann der Kirche fallen und eine angemessene körperliche Strafe leiden; wer ihn halte, seiner Sünden los sein.

Diese dem Faustrecht mit gutem Erfolg entgegenwirkende Maßregel lernte der Kaiser in Burgund kennen, und sie gefiel ihm so wohl, daß er sie auch in die deutschen Lande einzuführen eifrigst bemüht war.

Ein tapferer Ritter und trefflicher Feldherr, erwarb er sich in Ungarn wenig — denn er kehrte wegen Ernst's Unruhen ohne Schlacht um — um so mehr aber wider die Polen, die in die slavisch-deutschen Länder wiederholte gefährliche Einfälle machten, schönen kriegerischen Ruhm und dem Reiche größere Sicherheit, obwohl es ihm nicht gelang, sie ganz zu unterwerfen. Aber auch sein Ruhm in diesen Landen war mit Grausamkeit und blutigen Gräueln befleckt. Im Norden überließ er die neueroberten Länder bis an die Eider an Kanut den Großen, den tapfern Dänenkönig, mit dem er in Rom sich innig befreundet hatte. Die Behauptung dieser Landschaften schien ihm zu viel zu kosten, ohne den gehörigen Gewinn daraus, und Kanut verlobte seine Tochter Chunilde mit des Kaisers Sohn Heinrich.

Gegen das Ende des Jahres 1036 riefen ihn die wachsenden Unruhen und Wirren in Italien zum zweitenmal über die Alpen. Der Kampf, der besonders die Lombardei bewegte, war noch immer derselbe; es war hier der Kampf des niedern Adels mit dem hohen Adel, welcher

den erstern in dieselbe Abhängigkeit und Hörigkeit herunterdrücken wollte, in welche die meisten Gemeinfreien bereits herabgedrückt waren, und dort war es der Kampf der in Freiheit aufblühenden, handel- und gewerbthätigen Städtegemeinden mit den benachbarten Burgmannen und den geistlichen Lehenherren. Die Gnade der letzten Könige hatte den Bischöfen die Grafengewalt, die richterliche Oberaufsicht eingeräumt, in Italien wie in Deutschland. Die sächsischen Kaiser fanden es ja in ihrem Interesse, sich auf die Geistlichkeit hauptsächlich zu stützen, und mit ihrem Beistande die innern Wirren, wie die römischen Päbste zu besiegen. Für ihre guten Dienste gaben sie ihnen ihren Lohn in weltlicher Macht. Mancher Bischof erwarb sich in zwei, drei und mehr Gauen, die Kirche von Gandersheim in sieben, die Grafengewalt. So vereinigten die geistlichen Großen nach und nach, allenthalben fast, die kirchliche und die weltliche Gewalt in sich; und je mehr sie sich von den Kaisern im kaiserlichen Interesse brauchen ließen, und das Kaiserthum unterstützten und hielten, desto mehr suchten und vermochten sie ihre Macht nach unten auszubreiten, wobei es Vielen noch besonders zu gut kam, daß sie die Kanzler und Räthe der Kaiser waren, und durch ihre Hand alle schriftlichen Verhandlungen des Reiches gingen. Ein solcher geistlicher Großer war namentlich auch Heribert, der Erzbischof Mailands.

Dieser Prälat, ebenso verschlagen als ehrgeizig, ebenso unterwürfig gegen den Kaiser — er war es ja, der die Huldigung Italiens ihm entgegen trug — als herrschsüchtig in seinem Kreise, hatte seit Jahren alle Mittel verbraucht, Güte und Gewalt, den untern Adel und alle die, welche frei auf ihrem Eigenthum saßen, die kleinen Vasallen des Reiches, zu seinen Dienstleuten herabzudrücken, und sie um ihre Freiheit und ihre Reichsunmittelbarkeit zu bringen. Sie aber thaten sich in einen Verein, in eine geschworene Gesellschaft, zusammen, um vereint ihre Freiheit, ihre alten Rechte zu wahren: in und an den Mauern Mailands floß das Blut; und als sie in der Stadt sich nicht mehr behaupten konnten, verließen sie sie und zogen hinaus, um außerhalb der Mauern den Kampf fortzuführen, der mit jedem Tage erbitterter wurde, und in welchem der Erzbischof und die andern Bischöfe — denn der Kampf breitete sich über die ganze Lombardei aus — sich immer mehr bedrängt sahen.

Selbst ein religiöses Element trat zu dem politischen. Eine freiere Ansicht des Christenthums, welche sich unmittelbar an das Urchristenthum anzuschließen behauptete, verbreitete sich aus den Gebirgsthälern über die Ebenen der Lombardei. Sie wollten nichts von päbstlicher und bischöflicher Gewalt wissen; und der Geist, der von ihnen ausging, verstärkte nicht wenig die Opposition, welche der Herrschsucht des Erzbischofs und der Bischöfe entgegen trat.

Kaiser Konrad nahm zuerst in Mailand selbst Einsicht von der Lage

der Dinge und hielt dann einen Reichstag in Pavia. Da traten sie vor ihn, die Freisassen und der niedere Adel, und klagten den Druck, den sie von dem hohen Adel, den Landherren, zu erleiden hatten. Eine Reihe schwerer Anklagen häufte sich besonders gegen den Erzbischof von Mailand zusammen, wie er viele Freie und Reichsunmittelbare durch Gewalt und Trug zu seinen Dienst- und Eigenleuten herabgewürdigt, viele aus ihrem rechtmäßigen Erbe verdrungen, und die Güter der Verdrängten zu seiner Kirche gezogen habe. Der Erzbischof weigerte sich vor dem Kaiser zu Recht zu stehen, oder irgend etwas an seinem bisherigen Systeme zu ändern, irgend ein Gut, das er eingezogen, herauszugeben.

Der Kaiser ließ den Widerspenstigen gefangen nehmen und streng bewachen. Aber die Priester bewegten das mailändische Volk zu Gunsten des gefangenen Erzhirten. Hohe und Niedere, Weiber und Kinder zogen mit Bußsäcken, von den Priestern geführt, in Prozession durch die Gassen der Stadt, mit Wehklagen und Gebeten zu Gott für die Befreiung des frommen geistlichen Herrn. Bald offenbarte sich laut der Haß gegen die von jenseits der Alpen herüber gekommenen Fremdlinge, und selbst ein Theil derer, die bisher im Kampfe mit dem Erzbischof waren, theilten diesen Haß gegen die Fremdlinge aus Deutschland und gegen ihre Herrschaft. Die nähern Freunde des Erzbischofs aber wußten ein einfaches Mittel zur Befreiung desselben auf schnellem Wege zu finden; die Neigung der deutschen Kriegsleute zu Wein und Schmaus bot es ihnen von selbst an die Hand. Während diese sich an dieser ihrer Schwäche von ihnen fassen ließen und sich weidlich bezechten, gelang es dem Gefangenen, ihrer Wacht zu entfliehen und in dem mailändischen Volke entschlossene Vertheidiger, in der festen Stadt eine sichere Burg zu finden.

Der Kaiser sprach die Reichsacht über Mailand aus; aber das mailändische Volk kehrte sich nicht daran. Es trotzte auf seine Zahl, auf seine Geldmittel, auf seine Rüstungen und seine Mauern. Mailand war um diese Zeit schon eine der festesten Städte in Europa. Treffliche Vorwerke, starke und hohe Ringmauern, hundert Thürme und dreihundert und zehn gute Thore hatte sie schon damals aufzuweisen. Darum mißlang auch der Angriff, den der Kaiser auf die Stadt machte, ungeachtet sich größtentheils der niedere Adel und die Freisassen der Landschaft mit den Deutschen vereinigt hatten. Es blieb ihm nichts, als das flache Land zu verwüsten und wieder nach Pavia zu ziehen; und wie der erste, so mißlang auch der zweite und dritte Angriff. Der Kampf gegen die Stadt hatte keinen andern Erfolg, als daß die Städter sich im Fechten üben, ihre Vertheidigungsmittel verbessern und geschickter manövriren lernten.

Da that der Kaiser einen Schritt, der von den wichtigsten Folgen sein mußte: er erklärte auch die kleineren Lehen für erblich, und je ge-

wisser er dadurch der Macht und dem Wachsthum der geistlichen und weltlichen Großen den empfindlichsten Stoß beibrachte, desto fester knüpfte er dadurch die kleineren Vasallen an den Kaiserthron. Am 28. Mai 1037 erließ er eine Reichsordnung über die Lehen: Von nun an sollte der Nießbrauch vom Vater auf den Sohn, und im Falle des frühern Todes des letztern auf den Enkel erben; kein kleiner Vasalle sein Gut anders, als durch den Ausspruch von Seinesgleichen verlieren, und kein Lehenherr ohne den Willen des Aftervasallen ein Lehen vertauschen, verkaufen oder sonst darüber verfügen dürfen, Alles bei Strafe von 100 Pfund Gold, welche halb in die Schatzkammer des Reichs, halb in die Hand des beeinträchtigten Vasallen fallen sollten.

Durch diese Verordnung wurde namentlich mit der Grund gelegt zu der freien, bürgerlichen Lebensentwicklung, welche in den nun kommenden Jahrhunderten Oberitalien so merkwürdig auszeichnete. Sie bildete eine Schranke zwischen den Freisassen und kleinern Lehensträgern einer- und den weltlichen und geistlichen Großen andererseits, eine Schranke gegen die zur Regel gewordenen Ein- und Uebergriffe der Letztern. Nun, da der Freie sicher auf seinem Grundeigenthum, der Vasalle erblich auf seinem Gute saß, und Jeder der Früchte seiner Arbeit, seines Fleißes und seiner Rührigkeit gewiß war, mußten auch Ackerbau und Gewerbe sich ganz anders regen, beleben und heben, der Wohlstand der Landsassen und Städter wachsen, und ein neues, ächtes selbstständiges Volksleben hervorblühen, das dem Faustrecht das Gesetz, der Zügellosigkeit Ordnung, der Rohheit mannigfaltige Bildung entgegenstellte. Es war eine Maßregel Konrads, wobei zum erstenmale bei ihm die Gerechtigkeit und wahre Weisheit mit dem Interesse der Politik Hand in Hand gingen.

Auch in Deutschland begünstigte er die Städte gegen die Herren, die kleineren Vasallen gegen die Großen des Reiches, um die Macht und das Ansehen der Krone den Letzteren gegenüber zu heben und zu stärken.

Die weltlichen und geistlichen Großen, vom Erzbischofe bis zum Abt, vom Herzog bis zum Grafen hatten sich in eine Stellung hinaufgedrängt, in welcher sie sich der königlichen Macht gegenüber nicht selten als unabhängige Herren fühlten, und dem Reichsverbande und den Reichspflichten sich trotzig entzogen. Aber nur, wenn der König im Reiche die Macht, die ihm als solchem zukam, frei üben konnte, war in den weiten und verschiedenartigen Provinzen desselben, die östlich über die Weichsel, westlich über die Schelde und Rohne hinaus, südlich bis an die Spitze Unteritaliens, nördlich an die Eider sich erstreckten, an die Möglichkeit der Herstellung einiger Ordnung und Ruhe zu denken.

Um namentlich den Trotz der großen Herzoge zu brechen und von dieser Seite die Krone zu emancipiren, arbeitete Konrad darauf hin, die

Herzogthümer, diese größten Lehen, zum Reiche einzuziehen. So stellte er das Herzogthum Franken, das er eigentlich seinem Sohne Heinrich verlieh, nur unter die Aufsicht seines Pfalzgrafen bei Rhein, und wie er schon im Jahre 1028 Baiern und Kärnthen an denselben Sohn Heinrich gegeben, diesen auch in Burgund hatte krönen und ihm huldigen lassen, so gab er ihm auch noch im Jahre 1038 das Herzogthum Schwaben dazu. Denn auch Herzog Hermann IV. hatte das Erbe seines unglücklichen Bruders Ernst nicht lange besessen. Eine ansteckende Seuche, welche das deutsche Heer in Italien ergriff, raffte auch ihn in der Blüthe der Jugend weg.

So sah Gisela beide schöne und fröhliche Zweige aus dem Bund ihrer ersten Liebe gestorben; aber ihr blieb der schönere und kräftigere Zweig, ihr Heinrich, mit dem und für den sie in Abwesenheit des Gemahls das Reich verwaltete.

Aus Italien zurückgekehrt, arbeitete Konrad eifrigst an der innern Ordnung und Beruhigung des Reiches, und während er seine Hausmacht mehrte und befestigte, ging er damit um, die Krone in seinem Hause erblich zu machen. Mitten im Verfolgen seiner Entwürfe ergriff und unterbrach ihn der Tod, am 4. Juli 1039 zu Utrecht in Niederlothringen, nachdem er Alles vorbereitet hatte, um seinem Sohne die Ausführung seiner großen Plane möglich zu machen. Konrad II. hatte angefangen und eingeleitet, Heinrich III. sollte fortfahren und vollenden.

Heinrich III.

Zweiundzwanzig Jahre war Heinrich, der Sohn Konrads des Saliers und der Gisela, alt, als er auf den Thron kam. Als Kind schon erwählter König von Deutschland, als Knabe Herzog in Baiern und Kärnthen und König in Burgund, als Jüngling dazu noch Herzog in Franken und Schwaben, brachte er eine äußere Macht und einen äußeren Glanz auf denselben mit, wie Keiner vor ihm.

Eine Volkssage dichtete, daß dieser Heinrich nicht Konrads ächter Sohn, sondern unterschoben gewesen sei, und daß so Konrad den Zweck der Arbeit seines Lebens, sein Haus immer größer zu machen, ein Zweck, für den er sich Manches erlaubt, nicht erreicht habe. Es geschah nämlich, so erzählt die Sage, daß Diepholt, der Graf von Calw, als Reichsfriedensstörer geächtet ward. Er verbarg sich nicht weit von seinem Schlosse Calw hinweg in einer leerstehenden Mühle im Schwarzwald, mit seiner

Gemahlin und einigen Dienern. Nach einiger Zeit jagte Konrad in dieser Gegend, die Nacht überfiel ihn, sein Gefolge verfehlte den Weg im Walde, und er kam zu der Mühle, um darin zu übernachten. Sobald Graf Diepholb erfuhr, daß der Kaiser in der Mühle herbergen wolle, entwich er eilends und heimlich, und ließ seine Gemahlin in Kindesnöthen zurück. Sie genas bald nach seiner Entweichung eines gesunden Kindes. Es war ein schöner und feiner Knabe, so daß ihn Alle, auch Konrad, mit Wohlgefallen betrachteten. Als der Kaiser einschlief, träumte ihm, das neugeborene Kind, dessen Mutter er für eine niedere Bäuerin oder Müllerin hielt, würde sein Erbe werden. Er erwachte und befahl zwei vertrauten Dienern, das Kind hinwegzunehmen und zu tödten, und ihm zu desto größerer Sicherheit sein Herzlein mitzubringen. Die Diener nahmen das Kind von der Mutter und trugen es hinaus in den Wald. Wie sie aber ihm ins Angesicht sahen, da lächelte es sie an, und ihr Herz wandelte sich. Sie schonten des Knaben und legten ihn zwischen die Aeste eines gespaltenen Baumes, damit er desto sicherer vor wilden Thieren wäre, und fingen dagegen einen Hasen, rissen ihm das Herz aus dem Leibe, brachten es Konrad und wurden reichlich dafür beschenkt. Am Morgen verließ dieser die Gegend und zog in den Krieg. Den Tag nach Konrads Abreise jagte sein Stiefsohn Ernst in demselben Walde. Der junge Ernst hörte ein Kind wimmern, fand den Knaben und nahm ihn mit nach Hause. Seine Mutter Gisela hatte ihrem zweiten Gemahle keinen Sohn mehr geboren, wie sehr dieser es auch wünschte. Da sandte Ernst seiner Mutter das gefundene Kind und ließ ihr sagen: „Siehe, das ist Dir von Gott gegeben, Dein Gemahl ist von Dir, und wird lange nicht wiederkehren; sage ihm, es sei Dein Kind.“ Gisela that also, gab sich den Schein guter Hoffnung und ließ dann ausstreuen, sie habe einen Sohn geboren. Nach längerer Zeit vom Kriegszuge heimgekehrt, hielt Konrad das Kind für seinen eigenen Sohn, und ließ ihn als solchen erziehen und zum Könige krönen.

Diese Sage läßt das Alles geschehen zur Zeit, da Konrad schon Kaiser war; die Geschichte aber weiß, im Gegensatz gegen diese Sage, daß Heinrich III. am 28. Oktober 1017 wirklich von Gisela geboren wurde, zur Zeit, da Konrad noch der Graf in Franken war.

Seine edle Mutter, hellen Geistes wie sie war, und für ihre Zeit ungewöhnlich gebildet, gab ihm eine sehr sorgfältige Erziehung. Frühe zeigte der Knabe vorzügliche Fähigkeiten, und im Umgang mit der Mutter, und im Lesen unterrichtender Bücher entwickelten sich diese bald. Den Bischof Bruno von Augsburg und Egilbert, den Bischof von Freisingen, erkor Gisela zu seinen Lehrern. Gesetzes- und Geschichtskenntniß waren es vorzüglich, worauf sie drang, und der Vater zog ihn in frühester Jugend schon zu den Regierungsgeschäften herbei.

Die Natur hatte den Jüngling ausgerüstet mit den schönsten Eigenschaften seiner Mutter, und mit dem starken unbeugsamen Willen seines Vaters, mit seinem tapfern Muth und seiner Besonnenheit, die nur zuweilen die aufbrausende Leidenschaft trübte. Klar wie das Auge seiner Mutter, sah er die Lage der Dinge, und durchdrang sie, so verwickelt sie waren; hochstrebend, wie der ihre, war sein Geist; voll Keuschheit und Tugend war er an Leib und Seele, wie sie. Sein Aeußeres zeigte den Heldenjüngling, eine gewaltige, imposante Gestalt, männlich schön. In seinem neunzehnten Jahre vermählte er sich der schönen Chunilde, seiner frühe Verlobten, der Tochter des Königs von Dänemark, England und Norwegen. Aber der Tod brach schon nach zwei Jahren diese frischeste Blume aus dem Kranze seiner Jugend, nachdem sie ihm eine Tochter, Beatrix, geboren.

Er fand das Feld wohlbereitet, als ihm sein Vater den goldenen Pflug hinterließ, um es für seine große Saat zu durchackern. Die Bahn, die Richtung war gezeichnet, die Königsmacht über dem Ruin der hohen Aristokratie zu erheben, Deutschland zum Erbreich, und die zersplitterten Theile desselben zu einem Ganzen und zum mächtigen weltherrschenden Staat zu machen: die Weltlage lud dazu ein, und große Hülfsmittel waren ihm dazu zur Hand.

Eroberung war nicht die Leidenschaft des dritten Heinrichs; auch den Krieg um des Krieges willen liebte er nicht. Als Herzog hatte er sich den Namen des Friedfertigen erworben, und diesen erhielt er sich auch als König und Kaiser.

Daß er aber ein Krieger und ein Held war, zeigte er gleich in Böhmen und Ungarn. Kaum hatte Heinrich nämlich den Thron bestiegen, als der böhmische Herzog Brzetislav sich weigerte, zu huldigen, und den von seinem Vater bezahlten Tribut von 500 Mark Silbers zu zahlen. Brzetislav war ein kühner Slavenfürst, der aus dem Kloster Schweinfurt selbst eine weit berühmte Schönheit, Judith, die Tochter des Markgrafen in Nordgau, zu entführen gewagt hatte. Auch unternahm er mehrere feindliche Einfälle in Polen, dessen junger Fürst den Schutz des deutschen Königs nachsuchte. Schon im Jahre 1040 zog Heinrich III. nach Böhmen; aber der Zug fiel unglücklich aus. In dem Walde bei Cham wurde das größtentheils aus Baiern bestehende Heer in einen Hinterhalt gelockt, überfallen, zerstreut oder erschlagen. Nur ein Eremit, der zauberkundige Günther — er ließ einen gebratenen Pfau lebendig von des ungarischen Königs Stephans Tafel auffliegen — rettete den König selbst aus persönlicher Gefahr. Die Ungarn stritten im Bunde mit den Böhmen wider die Baiern. Noch zweimal, im Jahre 1041 und 1042, zog Heinrich wider die Böhmen zu Felde, und erst bei dem letzten Zuge, als zwei deutsche Kriegsheere von zwei Seiten den kühnen Brzetislav in die Enge trieben, unterwarfen sich die Böhmen

und baten um Frieden. Um Michaelis erschien der Herzog zu Regensburg, schwur den Eid der Treue und zahlte den Tribut.

Kaum hatten so die Böhmen die deutsche Oberherrschaft wieder anerkannt, als die Ungarn feindlich in Baiern einfielen. In Ungarn, wo König Peter, ein Neffe Stephans des Heiligen, diesem auf dem Throne im Jahre 1038 gefolgt war, hatte ein Schwager Stephans, Samuel Aba, Petern gestürzt und vertrieben. Den flüchtigen König, den eigentlich die über Peters allzugroße Begünstigung der Deutschen und Italiener aufgebrachte Nation verstoßen hatte, hatte Heinrich aufgenommen und ihm Zuflucht und Unterhalt in Baiern angewiesen. Dies betrachteten Aba und die Ungarn als eine Feindseligkeit.

Im Frühlinge 1043 zog König Heinrich in eigener Person nach Ungarn wider Aba zu Felde. Sein kriegerischer Oheim, Gebhard, dem das Schwert besser gefiel als der Krummstab, und dessen Lust an Kampf und Fehde das Bisthum Regensburg, das ihm sein Bruder Konrad eingegeben, weder gemindert noch gemildert hatte, mußte auf einer andern Seite ein zweites Heer hinabführen. Der Bischof war auch glücklich und machte viele Beute und viele Gefangene; und im folgenden Jahre gelang es dem König auf einem neuen Zuge, Aba völlig zu besiegen. Der Sieg war so entscheidend, daß Aba nicht nur seine vergoldete Lanze, sondern auch sein Königreich auf dem Schlachtfelde ließ. Der vertriebene Peter wurde wieder auf seinen Thron gesetzt und huldigte als Vasall dem deutschen König; Aba ließ er hinrichten.

„Gott hat meine Hände streiten gelehrt!" rief Heinrich aus, bei solchem Erfolge. Durchdrungen von Dankgefühl gegen den Herrn der Könige und Schlachten, zeigte er die größte Demuth. Es war sein Erstes bei seiner Heimkehr nach Regensburg, daß er, ehe er einen Bissen oder einen Trunk zu sich nahm, im kalten November barfuß, nur in einem leinenen Gewand, alle Kirchen und Klöster der Stadt besuchte und Gott für den Sieg dankte, den er ihm über die Feinde geschenkt. Die Altäre schmückte seine dankbare Hand mit kostbarer Bekleidung und Verzierung; aber auch die Verräther vergaß er nicht, welche mit den Ungarn in heimlichem Einverständniß gewesen waren. Die Brüder des Bischofs von Freisingen, ehrgeizig, vielleicht aus Rache wegen Zurücksetzung, hatten sich brieflich den Feinden erboten, ihre Vaterstadt Regensburg, das Land Baiern und die Person des Königs in ihre Hände zu spielen. Aba soll ihnen dafür die Herzogswürde versprochen haben. Die Entdeckung dieser Verrätherei führte sie dahin, daß sie in Ketten aufgehängt wurden. Dem Pabst aber sandte Heinrich die auf dem Schlachtfelde bei Menfö erbeutete Krone und Lanze König Aba's.

War auch durch diese Erfolge in Ungarn die Macht und Hoheit der Deutschen den auswärtigen Völkern aufs Neue glänzend gezeigt worden, so

taugte doch der aufgedrungene König Peter der ungarischen Nation nicht, und es kostete das deutsche Reich noch manchen Aufwand besser zu verwendender Kräfte. Peter, so gewandt und fein er war, war zu üppig, despotisch und rücksichtslos gegen die Ungarn, kränkte ihren Nationalstolz und ihre persönliche Ehre, und besetzte, ungewarnt durch seinen frühern Sturz, seine Hof- und andere Aemter fast nur mit Deutschen und Italienern. Das Selbstgefühl der ungarischen Nation war ohnedies schon durch die Lehensabhängigkeit ihres Königs von der deutschen Krone empfindlich verletzt.

Das Alles hatte neue Unruhen schon nach einem Jahre zur Folge, und ungeachtet des strengen Winters und tiefgefallenen Schnee's schiffte sich König Heinrich in der Charwoche mit vielem Volk und Zeug zu Regensburg nach Ungarn ein. Aber auch, was er jetzt vollbrachte, konnte den Gang der Dinge in Ungarn nicht aufhalten. Seine Unbesonnenheit und Unverbesserlichkeit stürzte den leichtsinnigen König Peter zum zweitenmale vom Throne; seiner Augen beraubt, starb er bald darauf gefangen im Palast, und die Ungarn beriefen seinen Verwandten Andreas auf den Thron. Der neue König erbot sich zur Huldigung und zum Tribut; König Heinrich aber verwarf das Erbieten und rüstete eine neue Heerfahrt nach Ungarn.

Diesen Zug führte diesmal allein Bischof Gebhard, sein Oheim, dessen frühere kriegerische Verdienste Heinrich durch die Belehnung mit der reichen Abtei Kempten belohnt hatte; Gebhard ging im Jahre 1050 die Donau hinab, züchtigte die Ungarn und kehrte mit großer Beute wieder heim. Kaum aber hatte er den Rückzug angetreten, so wuchs den Ungarn der Muth wieder, und sie fielen verwüstend in die bairischen Grenzen ein. Heinrich ließ darauf auf einem Tage zu Nürnberg ein allgemeines Aufgebot an das ganze südliche Deutschland ergehen, Gebhard, der Oberfeldherr stellte die Veste Heimburg zur Abwehr an diesen Grenzen wieder her und schlug die Ungarn aufs Neue, als sie den Bau der Veste hindern wollten. Ihn unterstützte hiebei vorzüglich Konrad, ein Graf von Zütphen, Herzog in Baiern. Dem Willen der bairischen Stände zu entsprechen, durch die Kriegsereignisse und die weitausgedehnten Reichsgeschäfte wohl nicht minder veranlaßt, hatte Heinrich schon im Jahre 1042 wieder einen eigenen Herzog in Baiern gesetzt, aber nicht einen einheimischen, sondern einen fremden, den Grafen Heinrich, einen Sohn Friedrichs von Luxemburg, und nach dessen Tode hatte er das Herzogthum an den Grafen Konrad übertragen, im Jahre 1047.

Die Feindseligkeiten zwischen dem deutschen Reiche und Ungarn hatten für die, in dem letztern Lande eingesessenen Deutschen große Gefahren. Das Volk war nahe daran, alle Deutschen und Italiener auf ungarischem Boden zu ermorden; viele christlichen Priester fielen als Opfer des Volkshasses; denn das Volk fiel großentheils wieder zum alten heidnischen Brauch

und Glauben zurück, und selbst König Andreas begünstigte den alten Glauben, weil er für Kampf und Freiheit bei weitem ein Volk mehr kräftige und stähle. Mit dem Frühlinge 1051 zog Heinrich III. wieder persönlich gegen Ungarn zu Felde. Alle Vasallen des Reiches und die Dienstmannen der Fürsten, Grafen und Herren, wie die der geistlichen Stifte in Baiern, Oesterreich und Schwaben, hatten sich unter die Fahne des Reiches gesammelt, und während Heinrich zu Schiff die Donau hinabfuhr, zog der Bischof längs des nördlichen Ufers dieses Stroms bis Raab und machte abermals reiche Beute. König Andreas fürchtete mit Recht, in die Länge sich wider die deutsche Macht nicht halten zu können; er wandte sich an den Pabst Leo IX. und bat ihn, zwischen ihm und dem deutschen Reiche den Frieden zu vermitteln. Der Pabst, seinem Berufe getreu, Frieden unter den Menschen zu stiften, ging freudig an das rühmliche Geschäft, und da auch Heinrich den Frieden wünschte, gelang es, Beide zu vertragen. Aber kaum geschlossen, wurde der Frieden durch besondere Zwischenfälle aufs Neue gestört.

Gleich nach Beendigung des Krieges kam es zu Reibungen zwischen Bischof Gebhard und Herzog Konrad. Gebhard und andere Große Baierns klagten über Gewaltthätigkeiten des Herzogs, der Erstere namentlich über Uebergriffe in die Rechte seines Bisthums. Heinrich lud sie vor sich nach Merseburg. Der Herzog verachtete die Ladung, befehdete den Bischof, lagerte sich vor Parkstein und erstürmte das bischöfliche Schloß. Diese Verachtung des Reichsoberhauptes und dieser Landfriedensbruch rissen Heinrich hin, Konrad seines Herzogthums verlustig zu erklären. Heinrich war dem Herzoge seit letzter Zeit nicht mehr hold; auf dem Tage zu Merseburg war nur eine kleine Zahl Fürsten anwesend; die so nicht in der gehörigen Form geschehene Entsetzung eines so großen Herzogs erschien Vielen als eine despotische Willkürlichkeit, und laut äußerte sich darüber das Mißfallen im Reiche. Diesen Formfehler gut zu machen, lud Heinrich den verurtheilten Herzog zum zweitenmal auf einen Reichstag nach Tribur, in demselben Jahre 1053. Konrad erschien wieder nicht, statt seiner aber die Botschaft, daß er nach Ungarn zu König Andreas entwichen war. Da sprach ihm der Reichstag in aller Form das Herzogthum ab, und Heinrich gab es mit den nun auch eingezogenen Gütern Konrads an seinen eigenen älteren Sohn, ein dreijähriges Kind.

Nach dem Tode seiner Chunilde, im vierten Jahre seiner Regierung, hatte sich Heinrich zum zweitenmal vermählt, mit Agnes von Poitou, der edeln, verständigen und lebensfröhlichen Tochter Wilhelms, des gelehrten Herzogs von Aquitanien. Zu Besançon feierte er mit ihr die Hochzeit, und schon an der Hochzeit zeigte er, wie auch er noch viel von der nüchternen Prosa seines Vaters in sich hatte. Als zur Verherrlichung seines Festes, nach der Sitte der fröhlichen Südländer, auch die heitern Künste sich her-

zunahten, an jedem Herrenhofe, auf jedem Prälatensitze in Spanien und Frankreich gerne gesehen und freigebig gehalten, Sänger, Musiker und Tänzer: ließ Heinrich sie ohne Geschenk wieder von sich. Er achtete ihre Künste für unnütz, und gab das Geld, das er ihnen hätte geben müssen, an die Armen, die erst kürzlich durch eine Hungersnoth schwer heimgesucht worden waren. Es fehlte ihm jener königliche Sinn höherer Art, der mit der einen Hand die Noth der Einzelnen erleichtert, und mit der andern die heitern und schönen Künste pflegt, welche das Leben der Menschen zu verschönern und zu bilden Beruf und Macht haben. Seiner Agnes aber, deren Schönheit und anmuthiges Wesen er sehr liebte, gab er ein königliches Heirathsgut, die Einkünfte der Abtei Sct. Maximin zu Trier. Es gibt einen Begriff von dem ungeheuern Reichthum geistlicher Stifte in jener Zeit, wenn man liest, daß der zweite Heinrich dieser Abtei 6550 Höfe entzogen hatte, und daß sie noch nach diesem Abzug eines der reichsten Stifte im Reiche war. Agnes gebar ihm zwei Söhne, Heinrich und Konrad.

Der geflüchtete Herzog Konrad schürte am ungarischen Hofe an einem neuen Kriegsfeuer, und es kam bereits zu Feindseligkeiten an der Grenze Kärnthens. Doch reute den König Andreas bald dieser Schritt, er schickte eine Gesandtschaft an Heinrich, zuerst um die Begnadigung des Flüchtlings nachzusuchen, dann, als das Reich volle Genugthuung wegen des Friedensbruchs und der Grenzverletzung forderte, ihn zu entschuldigen. Bischof Gebhard, dessen Vermittlung die Ungarn nachsuchten, vertrug die Sache dahin, daß es nicht zum völligen Bruch kam, und Andreas versprach, Genugthuung zu geben.

Daß Heinrich nicht immer, namentlich im Jahre 1046 nicht, persönlich an die Spitze der Heerfahrt nach Ungarn sich stellte, hatte seinen Grund darin, daß er zur selben Zeit in die großen Verwicklungen Italiens kräftig eingriff.

Heinrich's Frömmigkeit, oder vielmehr seine religiöse Gesinnung, drückte sich offen und ohne Heuchelei in seinem Benehmen nach dem Sieg über Aba aus. Es war ein Zug seines Wesens, der durch sein ganzes Leben hindurch ging, nicht ohne Beimischung einer schwärmerischen Ascetik. Er ließ sich häufig von seinem Beichtiger den bloßen Leib geißeln bis aufs Blut, und setzte seine Krone nie aufs Haupt, als wenn es eine öffentliche Feier erforderte, und auch dann nur, wenn er zuvor gebeichtet und als sündiger Mensch sich gedemüthigt hatte.

Was sein Auge in der Christenheit sah, harmonirte nicht mit dieser Gesinnung und Richtung. Das Haupt der Christenheit war krank, und alle Glieder derselben litten darunter. Es saßen damals drei Päbste in der Christenheit, jeder dieser Drei hatte seinen Sitz in einer der drei Hauptkirchen zu Rom aufgeschlagen, und jeder nannte seinen Stuhl den päbst-

lichen oder heiligen Stuhl. Seit vier Jahrzehnten saß keiner mehr darauf, der nur von ferne desselben würdig gewesen wäre. Einer, Benedikt IX., der ihn als ein Knabe erhalten hatte und das Maß aller Laster voll machte, hatte ihn aus Furcht, und um sich ganz und allein seinen wüsten Lüsten hingeben zu können, an den Erzpriester Gratian verkauft. Er verheirathete sich, führte aber den Titel als Pabst fort, und blieb im Lateran und im Genuß eines Theils der päbstlichen Einkünfte. Gratian nannte sich gleichfalls Pabst und nahm den Namen Gregor VI. an. Dieser war ein nicht ungelehrter Mann, und nicht ganz schlecht. Sie Beide waren die Päbste der Adelspartei. Dagegen hatte die Volkspartei den Bischof Johann von Sabina, nachdem sie Benedikt IX. im Jahre 1044 verjagt hatte, unter dem Namen Sylvester III. auf den päbstlichen Stuhl erhoben, und auch dieser, so schnell er auch seinem Vorfahr wieder weichen mußte, führte Titel und Rolle des Pabstes fort.

Das aber, daß der Eine den heiligen Stuhl wie eine Waare verkaufte, der Andere ihn um ein Stück Geld erkaufte, war nicht das einzige, noch das größte Aergerniß, das der christlichen Welt gegeben wurde. Es war eigentlich nur jetzt erst auch die höchste Würde der Christenheit ebenso zur Waare gemacht worden, um die man feilschte und zahlte, wie schon lange alle andern geistlichen Würden offenbare Handelsartikel geworden waren. Es zeigte sich der Fluch, der sich auf die geistlichen Aemter legte, seit damit so viel weltliche Macht und so viel Reichthum zusammenhing. Alles drängte sich zu den bischöflichen Stellen; denn die Bischöfe waren ja weltliche Herren, Fürsten, größer und herrlicher als die Laienfürsten; dem Bischof stand nicht nur ein freies, unbeschränktes Leben, wie den weltlichen, offen, sondern dazu, was jenen fehlte, eine unerschöpfliche Geldquelle in dem Schatz und den Einkünften seiner Kirche. Ob einer die Würdigkeit in Gesinnung und Kenntnissen hinzubrachte, kam nicht in Betracht, die Bisthümer wurden fast allein auf Spekulation hin vergeben; es gab dabei fast keine andern Rücksichten, als Rücksichten des Geldpunkts und höchstens noch der Politik. Die Bischöfe selbst verkauften dann wieder jede geistliche Stelle, bis zur geringsten hinab, die etwas abwarf; und an manchen Orten hatte jede Stelle sogar ihren fixen Preis, der nur gerade so weit wechselte, wie die Waaren auf dem Markte, nach der Güte oder Schlechtigkeit der Zeiten.

An diesem Grundübel der Kirche, dem Aemter-Kauf und Handel (Simonie), hatten jedoch die Könige und Fürsten selbst, vermöge des Mißbrauchs des geistlichen Belehnungsrechtes, die größte Schuld. Sie waren die Verkäufer im Großen; die Andern verkauften nur, was sie mit ihrem Gelde von diesen erfeilscht hatten, wieder im Kleinen.

So hatte es nicht anders kommen können, als daß Religion und Sitte im tiefsten Verfall, und, nach dem Glauben der wenigen Frommen,

„die letzte Zeit" vor der Thüre war. Denn selbst um den heiligen Stuhl und auf demselben wurde Mord, Raub, jedes Verbrechen und Laster ohne Scheu und Strafe geübt.

Heinrich III. unternahm es, den Mittelpunkt der Christenheit zu säubern, und von diesem aus dann das übrige christliche Leben. In Deutschland waren die Bischöfe Werkzeuge in der Hand des Königs; so wollte er auch des höchsten Bischofs zu Rom, des Pabstes und Pabstthums, mächtig sein; das Pabstthum sollte ein Organ des König- und Kaiserthums werden, um durch dieses auf die Völker der Christenheit zu wirken.

So zog er über die Alpen, um dem Aergerniß, das in Rom gegeben wurde, ein Ende zu machen, im Frühlinge 1046. In Mailand war zwei Jahre zuvor Erzbischof Heribert gestorben. Heinrich III. hatte sich mit ihm und den Mailändern gleich nach seiner Thronbesteigung in ein freundliches Verhältniß zu setzen gesucht und gewußt, und jetzt suchte er diesen wichtigen Posten aufs Beste zu besetzen. Ohne auf die Parteien, ihre Umtriebe und Wünsche zu achten, traf er seine Wahl; alle Bewerber, alle ihm bezeichneten Priester überging er; sein Kanzler Guido war es, den er ihnen zum Erzhirten setzte. Und wie er hier rasch und energisch einschritt, so that er es noch mehr in Bezug auf den heiligen Stuhl. Zu Sudri hielt er, als oberster Schirmherr der Christenheit, eine Kirchenversammlung, eine gleiche zu Pavia. Auf jener ließ er die unwürdigen Päbste Benedikt IX. und Sylvester III. richten und absetzen; Gregor VI., der Stuhlkäufer, der begriff, daß er weder auf rechtmäßige Weise zur päbstlichen Würde gekommen, noch der rechte Mann dazu war, dankte selbst ab, um nicht abgedankt zu werden.

Nachdem so die drei unächten Päbste beseitigt waren, zog Heinrich in Rom ein. Das Heer, das ihm folgte, und das Imposante seiner Persönlichkeit machten einen solchen Eindruck auf die Römer, daß alle Parteien sich still und ruhig hielten. Er begab sich in die Peterskirche, um ihn her die Großen seines Reiches. Hier forderte er die römischen Geistlichen auf, ein neues würdiges Haupt zur Leitung der Christenheit zu wählen.

Diese erklärten, in Gegenwart des Königs zu wählen, sei weder Brauch noch Recht; der Patricius sei des Kaisers Stellvertreter. Auf das legte er die Insignien des Königthums ab, und nahm die Auszeichnung des Patricius an sich, den grünen Mantel, den goldenen Ring an den Finger und den goldenen Reif ums Haupt. In solcher Gestalt ließ er, um das Recht der Krone in Betreff der Pabstwahl wieder festzustellen, die Aufforderung an die Versammelten ergehen, eidlich ihm zu geloben, daß sie nie ohne seine Erlaubniß einen Pabst wählen wollen.

Er hatte Anlaß und Fug hiezu. Seit dem ersten Otto war es geübtes Recht, daß nie ein Pabst ohne Wissen und Willen der deutschen Könige erwählt werden sollte. Nur der schwache zweite Heinrich hatte dieses Recht nicht behauptet, ja es aufgegeben. Daß seit vierzig Jahren die in Rom sich bekämpfenden Parteien für sich willkürlich den Stuhl besetzt hatten, war ein Eingriff der Anarchie in die Ordnung des Reiches. Diese Willkür und Uebergriffe der Parteien schlug nun der dritte Heinrich kräftig nieder. Wenn auch mit widerstrebenden Herzen, sie mußten ihm den geforderten Eid schwören, und während die Litaneien noch nicht verhallt waren, ergriff er den deutschen Bischof Suidger von Bamberg, einen Sachsen, führte ihn zum päbstlichen Stuhl, und befahl ihm, denselben zu besteigen. Die Römer überrascht, bestürzt, stimmten zu. Sie fanden eine Art Trost für sich und eine Rechtfertigung des Königs darin, daß von ihnen Keiner dazu getaugt hätte, da Keiner unter ihnen wäre, der nicht verheirathet wäre, oder der nicht sein Amt gekauft und Aemter verkauft hätte: wiewohl sie nicht unterließen, beizufügen, daß „eigentlich" nur ein Geistlicher einer Kirche in Rom zum Pabst gewählt werden könne.

So hatte Heinrich nicht sowohl unter seinen Auspizien einen Pabst wählen lassen und bestätigt, als vielmehr einen herausgegriffen und ernannt, und dieser so Ernannte hieß sich von nun an Clemens II. Am Christfeste ließ der König sich und seiner Agnes die Kaiserkrone von ihm aufsetzen.

Der neugekrönte Kaiser fuhr fort, wie er begonnen hatte. Er hatte jetzt ein williges Organ, das zu vollziehen, was er zur Reinigung der Kirche, zu einer würdigeren Gestaltung der christlichen Welt vollzogen wissen wollte; denn wenn der neue Pabst den Fluch der Kirche auf jede Art des Verkaufs geistlicher Würden und Weihen legte, wenn er dies und jenes gegen die Sittenlosigkeit, Habgier und Zügellosigkeit der Geistlichen einschärfte, so war er eigentlich nur der Vollstrecker dessen, was der Kaiser entwarf und gebot. Uebrigens war Heinrich nicht glücklich in der Dauerhaftigkeit seiner Werkzeuge. Schon im Oktober des folgenden Jahres brach der Tod den gehorsamen und gutmeinenden Clemens II. Die Römer erbaten sich nun Halinard, den Erzbischof von Lyon, von dem Kaiser zum Pabst. Auch des abgedankten Gregors wurde gedacht; selbst in Deutschland sprachen Stimmen für diesen; aber der Kaiser berücksichtigte weder die Wünsche der einen noch die der andern Partei, wählte den Einen so wenig als den Andern, sondern sandte ihnen wieder einen Deutschen, Poppo, den Bischof von Brixen, zum Pabste. Poppo nahm den Namen Damasus II. an; nach ein paar Wochen war er ein Mann des Todes, wie man sagte, durch Gift, das ihm der verworfene Benedikt IX. habe beibringen lassen.

So war der heilige Stuhl wieder erledigt. Abermals kamen Gesandte der Römer zu dem Kaiser nach Sachsen und baten ihn, ihnen einen Pabst zu geben. Heinrich gab ihnen Bruno, den Bischof von Toul. Es war wieder ein Deutscher, und zwar sein Vetter, aus dem Hause Egisheim, von welchem der Kaiser mütterlicher Seite selbst abstammte. Es war in Worms, wo er ihn zum Pabst ernannte. Bruno trat aber nicht sogleich auf diese Ernennung als Pabst auf, er ging vorerst nur als Pilger nach Rom, wie auf eine Wallfahrt, und ließ sich dort von den Cardinälen noch einmal wählen. Und hierauf erst nannte er sich Pabst Leo IX.

Heinrich hatte wieder den rechten Mann herausgegriffen. Noch eifriger als seine Vorgänger arbeitete er an der Reinigung der Kirche und der Sitten ihrer Diener. Auf einer Kirchenversammlung zu Rheims setzte er vier Bischöfe ab, welche des Aemterhandels überwiesen waren, zwang in Mainz auf der Synode den Bischof von Speier über mehrere schwere Anklagen zum Reinigungseid, reiste von Sprengel zu Sprengel, von Provinz zu Provinz, um zu richten und zu bessern, bestrafte Jeden, der sich seinem Gericht nicht stellte, mit dem Bann; in Frankreich, in Italien, in Deutschland, sah man ihn gleich kräftig gegen die Mißbräuche eingreifen.

Leo war eine wahrhaft edle Persönlichkeit; aus seinem eigenen Vermögen bestritt er nicht bloß die Bedürfnisse seines Haushalts, sondern zeigte sich allenthalben als einen Vater der Armen. Er hätte verdient, länger das oberste Gericht in der Kirche zu üben, und glücklicher seine Tage zu beschließen. Heinrich hatte im Jahre 1046 den Normannen in Unteritalien schöne Landstriche, Apulien und Calabrien, eingeräumt. Abenteuernd, Schaaren auf Schaaren, hatten sie sich im untern Italien festgesetzt. Vierzig Normannen aus Frankreich waren es zuerst gewesen, welche, von einer Pilgerfahrt nach Jerusalem heimkehrend, einen Haufen sizilischer Sarazenen trafen, der eben Salerno bestürmte. Die Pilgrime warfen Hut und Stab bei Seite, griffen zum Schwert und jagten die Sarazenen auf ihre Schiffe. Diese erste That verschaffte der normännischen Tapferkeit in diesen Gegenden schnell einen guten Klang, und die unaufhörlichen Reibungen und Fehden zwischen lombardischen Fürsten, Griechen und Sarazenen gaben ihnen vielfache Gelegenheit, diese Tapferkeit da und dort geltend zu machen, und sich reichen Sold und gute Beute zu verdienen. Die in die Normandie Heimgekehrten lockten durch ihre Schilderung und das, was sie mitbrachten, immer mehr Abenteurer in das schöne südliche Land. Sie dienten bald Diesem, bald Jenem, immer aber dem, der sie am besten bezahlte. Es dauerte nicht lange, so hatten sie sich schon in Melfi und Aversa bleibend festgesetzt, bald darauf in einer Reihe fester Städte, und die Führer der einzelnen Haufen nannten sich als Herren

nach diesen Städten. Zwei solche, Drogo und Rainolf, waren es, welche Heinrich III. in dem oben genannten Jahre förmlich, jenen mit der Grafschaft von Apulien, diesen mit der Grafschaft Aversa belehnte, zum Lohne ihrer Tapferkeit, mit der sie die Grenzeu des Reiches gegen die Griechen vertheidigt haben. Sie waren nicht mehr aus diesem herrlichen Garten wegzubringen, und bald hatten die Griechen alle Städte außer Otranto und Bari an sie verloren. Sie drückten aber schwer auf die eroberten Lande; die Klagen der mißhandelten Einwohner bestürmten das Ohr und das Herz des Pabstes Leo IX.; er sprach den Bann über die räuberischen Fremdlinge aus, und ging selbst nach Deutschland, um Kriegsvolk wider sie zu gewinnen. Er vermochte jedoch nur eine geringe Hülfe von wenigen Hunderten in Deutschland zusammenzubringen, und seine Italiener, obwohl zahlreich, ermangelten des Muthes und der Tapferkeit, den gewaltigen Normannen gegenüber. Gleich beim Beginn der Schlacht flohen sie schimpflich bei Civitella, am 18. Juni 1053; die Deutschen, die bei ihm fochten, erprobten auch hier den alten Ruhm der Ausdauer und der Tapferkeit, fanden aber meist Tod oder Gefangenschaft. Das letztere Loos theilte auch Leo selbst.

Doch war er in gute Hände gefallen. Ebenso fromm, als wild und tapfer, bezeugten die Normannen dem gefangenen Haupt der Christenheit die größte Verehrung, und gaben ihn, sobald er sie vom Banne gelöst hatte, nicht nur wieder frei, sondern auch seinen Bitten Gehör, die Landeseinwohner milder zu behandeln. Aber schon im folgenden Jahre starb er, am 2. Mai 1054, und der Kaiser hatte in so kurzer Zeit das dritte seiner Werkzeuge auf dem heiligen Stuhle verloren. Geistlichkeit und Volk zu Rom sandten abermals an Heinrich, und er ernannte zum viertenmal einen Pabst, Gebhard, den Bischof von Eichstädt, aus dem Hause der Grafen von Calw, der auf dem päbstlichen Stuhle sich Viktor II. nannte. Heinrich geleitete ihn selbst nach Italien, und er fuhr fort in der Kirche die oberrichterliche Gewalt zu üben, wie es die letzten drei Päbste begonnen, nur mit dem Unterschiede, daß während Leo persönlich umherreiste, er jetzt in Rom blieb, und nur seine Legaten und Nuntien umhersandte, zu untersuchen und zu strafen. Aber er war so streng und rücksichtslos als Leo. Schon auf der Kirchenversammlung zu Lyon im Jahre 1055 ließ er sechs Bischöfe absetzen, die verschiedener Missethaten schuldig waren, und neununddreißig andere Prälaten von ihren Stellen entfernen, weil sie des Aemter-Kaufs und Handels überführt waren.

Heinrich unterstützte jeden dieser Schritte des Pabstes mit aller seiner kaiserlichen Macht. Es war ihm ernstlich um die Würde der Kirche zu thun, weil er selbst ganz kirchlich war, nicht bloß fromm in der Art, daß er nach jeder gewonnenen Schlacht seinen Waffenrock auszog, und im

schlechten Kittel und barfuß vor einem Cruzifix niederfiel und mit seinem ganzen Heere den Lobgesang sang, sondern er war sogar fanatisch recht-gläubig; zu Goslar selbst ließ er fromme Christen als Ketzer richten, und ihr Blut floß unter seinen Augen. Während er aber die oberrichterliche Gewalt des Pabstes auf diese Weise geflissentlich förderte, und den römischen Stuhl unterstützte, Bischöfe vor Gericht ziehen und absetzen ließ, übersah er im Eifer für die gute Sache die Folgen, die ein solches Verfahren für die kaiserliche Macht haben mußte, und die bereits andern Königen, wie dem französischen, sehr bedenklich erschienen. Denn indem auf diese Weise der Pabst aus eigener Macht und ganz unabhängig, ohne, wie es bisher galt, die Kirchenversammlung über sich anzuerkennen und beizuziehen, die oberste Gerichtsbarkeit in Kirchensachen übte, stieg von selbst die Hoheit des Pabstes in dem Glauben der Menschen, und in Kurzem war es fast allgemeine Ansicht, daß es gar nicht anders sein könne, als daß der Pabst diese Hoheit habe und übe. Vielleicht aber war es nicht sowohl Verblendung des eigenen Eifers, was Heinrich die Folgen übersehen ließ; vielleicht berechnete er die Lage der Dinge nach sich, nach seiner Kraft und seinem Glück, und getraute sich, das Bedenkliche, das aus seiner Förderung der päbstlichen Macht folgen könnte, noch zeitlich genug siegreich zu bewältigen. Er sah in den Päbsten nur Bischöfe höheren Rangs, und er hatte es wiederholt mit Glück versucht, Bischöfe nach seiner Willkür zu gebrauchen, sie zu heben und zu demüthigen, je nachdem sie seinen Entwürfen günstig oder im Wege waren. Er war ein Geist, zu klar und scharfsinnig, als daß er so Wichtiges ganz hätte übersehen können, und er fühlte sich den Mann, wie er es auch war, gegen die geistliche Gewalt, auf die er sich zu stützen für gut fand, sich zu behaupten und sie niederzuhalten, sobald sie als Gegnerin sich wider ihn stellen wollte. Denn jeder Widerspenstigkeit trat er mit ungewöhnlicher Kraft und mit eben so viel Glück entgegen. Das fühlten geistliche und weltliche Große, das fühlten besonders die Herzoge allenthalben.

Auch er bildete den Entwurf seines Vaters fort, die Macht der königlichen Krone dadurch zu heben und zu stärken, daß er die Großen beschränkte, den kleineren Vasallen, den Wehrfreien und den Städtebürgern freieren Spielraum, mancherlei Vergünstigungen einräumte; dann dadurch besonders, daß er die Herzogthümer entweder gar nicht, oder nur mit seinen unmündigen Söhnen, in deren Namen er sie verwaltete, oder auch mit ihm ganz ergebenen Günstlingen besetzte. Richtete sich einer widerspenstig wider die Krone auf, oder kam er nur in solchen Verdacht, so war sein Sturz gewiß und schnell. Konrads, des Baiernherzogs, Schicksal wurde bereits erzählt. Als Reinold, der Graf von Hochburgund, der Oheim seiner geliebten Agnes, sich unbotmäßig zeigte, erfuhr auch er, wie schnell und

nachdrücklich Heinrich seinem Gebot Gehorsam zu verschaffen wußte. Reinold, und mit ihm ein anderer burgundischer Graf, Gerold, empörten sich, überrumpelten Murten, zogen auf Mömpelgard, und schmeichelten sich schon, Solothurn, Basel und alle Grenzstädte des burgundischen Königreichs zu gewinnen. Aber der König sandte ihnen, ehe sie Mömpelgard erreichten, ein Heer entgegen, welches sie schlug und unterwarf. In Kärnthen setzte er erst im Jahre 1047 einen Herzog, Welf III., den Grafen von Altorf; Franken, das große Franken, ließ er ganz unbesetzt; Schwaben gab er an den Sohn des Grafen von Schweinfurth, einen gewissen Otto, von dem die Geschichte nichts weiß, wodurch er sich bisher ausgezeichnet hätte, und den reichen Grafen von Zähringen, Berthold, gewann er dadurch für sich, daß er ihm die Nachfolge im Herzogthum versprach. Nur den mächtigen Herzog Bernhard in Sachsen vermochte er nicht unter sich zu bringen, hier waren die Fürsten, die Billunger zu sehr verwachsen mit den Völkerschaften. Um aber auch ihn, diesen gewaltigen Herzog, wenigstens möglichst zu beschränken, begünstigte er den stolzen Nachbar desselben, den Erzbischof Adelbert von Bremen, auf jede Weise, und legte eine Reihe von Festungen auf den sächsischen Grenzen an, namentlich am Harz. Mit dem Lothringer dagegen verfuhr er fast wie mit dem Baiernherzog. Gottfried der Bärtige, der Sohn Gozelo's, des Herzogs von Ober- und Niederlothringen, verwaltete noch zu Lebzeiten seines Vaters längere Zeit die Lande an der Mosel, und als dieser im Jahre 1044 starb, machte er Anspruch auf ganz Lothringen. Heinrichs Politik aber fand es besser, das Herzogthum zu theilen, und er gab Niederlothringen an den jüngern Bruder Gottfrieds, Gozelo II. Gottfried war kühn genug, das Herzogthum seines Vaters, das er als sein Erbe betrachtete, mit den Waffen in der Hand als ungetrenntes Ganzes behaupten zu wollen; aber sein Unternehmen mißlang im Entwurf, er wurde gefangen auf den Giebichenstein gesetzt, und erhielt erst nach zwei Jahren die Freiheit und Oberlothringen zurück. Es dauerte nicht lange, so verband sich Gottfried wieder gegen den Kaiser mit Balduin von Flandern, und Theodorich dem Grafen von Friesland und Holland, und fiel in Niederlothringen ein, zerstörte Nimwegen und Verdun, und schonte weder Kirchen noch Klöster. Jetzt sprach ihm der Kaiser sein Herzogthum ab und gab es an seinen getreuen Adelbert, den Grafen des Elsenzgaues. Gottfried besiegte diesen, derselbe fiel sogar in der Schlacht. Ein neues Heer, das Heinrich wider ihn führte, entriß ihm alle Früchte seines Sieges; er mußte sich unterwerfen, erhielt aber sein Herzogthum nicht zurück, der Kaiser gab es an Gerhard, einen Grafen aus Elsaß; Niederlothringen aber hatte er nach Gozelo's II. Tod an Friedrich von Luxemburg, den Bruder des Baiernherzogs Heinrich, gegeben.

Gottfried ging nach Italien, und entschädigte sich dort für sein ver-

lorenes Herzogthum mit einer glücklichen Heirath, welche ihm nicht nur eine geistreiche Frau, sondern auch ein Land, schöner und reicher als sein voriges, einbrachte. Er vermählte sich nämlich mit Beatrix, der Wittwe des Markgrafen Bonifaz von Tuscien.

So fand der Kaiser, als er seinen neuen Pabst Viktor II. nach Italien geleitete, in diesem Lande einen Feind, den er in Deutschland für immer beseitigt geglaubt hatte, und dessen Feindschaft ihm jetzt weit gefährlicher werden konnte, in diesen Gegenden, und bei der Macht und den Mitteln, die ihm zu Gebote standen. Er hielt auf der roncalischen Ebene einen Reichstag, auf welchem unter den andern Großen Italiens auch die Markgräfin Beatrix erschien, nicht aber Gottfried ihr Gemahl. Der Kaiser ließ sie seine Ungnade fühlen, und nicht ohne Grund. Denn während er eben in Italien an die Ausführung lange gehegter Entwürfe gehen wollte, suchte ihm Gottfried in seinem Rücken, in Lothringen, Unruhen zu erregen. Zu diesen Unruhen, an deren Spitze Gottfried bald sich selbst stellte, kamen noch andere gefährlichere, im Süden von Deutschland und in Böhmen. So sah er sich genöthigt, bald umzukehren, und um in Italien wenigstens seinem Feinde Gottfried nicht mit Wissen einen Haupthalt zurückzulassen, mußte ihm Beatrix mit ihrer Tochter, der nachher so berühmt gewordenen Mathilde, nach Deutschland folgen.

Während nämlich der Kaiser und bei ihm Herzog Welf von Baiern und Gebhard sein Oheim, der kriegerische Bischof von Regensburg, in Italien sich befanden, zettelten die Vasallen der Letztern eine Verschwörung an. Die Strenge, das Eigenmächtige in der Regierung Heinrichs III. war vielen Großen längst lästig, und das allgemeine Mißvergnügen war zuletzt der Lohn Heinrichs für das Viele, was er mit unsäglicher Anstrengung für das Reich, für die Nation that. Der König und Kaiser werde mit jedem Tage schlimmer, so ließ sich zuerst ein immer lauter werdendes Murren vernehmen, und bald darauf hatte es keinen geringeren Anschein, als den, daß von der westlichen Grenze Deutschlands, von Lothringen durch Sachsen, durch Böhmen, bis zum Osten und Süden Deutschlands ein Gewebe der Verschwörung und Empörung hinzulaufen schien.

Was für ein Sinn bei solchen Wahrnehmungen den Kaiser beseelte, zeigt die Art, wie er seinem Vertrautesten, seinem Kanzler, im Traume erschien. Diesem, der den Tag über Gelegenheit genug hatte, in Heinrichs Seele zu lesen, träumte, er sehe den Kaiser auf dem Throne sitzen und das Schwert mit den Worten zückend: Ich werde mich noch an allen meinen Feinden rächen!

Auf der Rückkehr nach Deutschland, zu Zürich, verlobte er seinen sechsjährigen Sohn, Heinrich, mit dem noch jüngeren Töchterchen des Markgrafen Otto von Susa, mit Bertha, deren Unglück und Edelmuth die nächsten

Blätter uns zeigen werden. So ließ er in dem Markgrafen einen um so treueren Hüter der Grenzen jenseits der Alpen zurück. Von da eilte er nach Schwaben und Baiern.

In letzterem Lande hatten die Vasallen mit Vorwissen, ja auf Betrieb Welfs und Gebhards, die Unruhen angefangen. Beide, der Herzog und der Bischof, hatten diese Unruhen, die nach ihrer Angabe ohne ihr Vorwissen stattfanden, zu einem Vorwand genommen, sich aus Italien zu beurlauben und nach Baiern zu eilen. Zum Schein nämlich hatten die Vasallen Welfs wider die des Bischofs die Waffen ergriffen, in Wahrheit aber waren jene wie ihre Herren mit dem abgesetzten und flüchtigen Herzog Konrad und mit dem Ungarnkönig Andreas in ein heimliches Einverständniß getreten, um dem Kaiser in offenem Krieg sich entgegen zu stellen. Der Tod zweier Häupter des Bundes vereitelte den Entwurf. Herzog Konrad und Herzog Welf starben fast zu gleicher Zeit, bald nach der Ankunft des Letztern in Deutschland, und der Kaiser kam zu schnell selbst nach, als daß diese bedeutenden Lücken in dem Anschlag hätten ausgefüllt werden können. Gebhard, der Bischof, vertraute dem Geheimniß ihrer Plane; aber er wurde von dem Kaiser seiner Untreue überführt, verhaftet und dem Grafen Kuno von Achalm übergeben, und von ihm zuerst auf seinem Schloß Wülflingen, später auf der Veste Stoffeln gefangen gehalten.

In Lothringen hatte Friedrich der Luxemburger schon zuvor, ehe der Kaiser kam, mit Hülfe seiner treuen Niederlothringer, Gottfrieds sich erwehrt, ihn zurückgetrieben und verbunden mit den übrigen Lothringern sein Kriegsvolk fast aufgerieben. Nun aber trat ein anderer Feind, der Lothringen für sich forderte, auf. Das war König Heinrich von Frankreich, der Sohn Roberts, der Enkel Hugo Capets. Zu Ipsch am Cherfluß, auf derselben Stelle, wo er vor acht Jahren einen Freundschaftsbund mit dem Franzosen geschlossen, trat er jetzt wieder mit ihm zusammen. Aber sie gingen nicht freundschaftlich wie damals auseinander. Der Franzose bestand auf Abtretung Lothringens. Die Heftigkeit der mündlichen Verhandlungen schnitt der Kaiser damit ab, daß er den König der Franzosen zum Zweikampf forderte. Am andern Morgen war von dem Franzosen nichts mehr zu sehen; schon lagen Meilen zwischen ihm und dem Schwerte des deutschen Recken.

Um die empörten Böhmen zur Ruhe und die durch dieselben verjagten Christen zu ihrem Eigenthum zurückzubringen, entsandte Heinrich Wilhelm, den Grafen der Nordmark, und zu Goslar suchte Gottfried der Bärtige die Gnade seines Kaisers nach; Pabst Viktor wurde selbst sein Fürsprecher.

Der Kaiser hatte sich so oft und so gerne in seinem geliebten Goslar vergnügt, sich seiner Bergwerke, die ihm ihr Silber abwarfen, erfreut, und in den Wäldern des nahen Harzes mit dem Waidwerk ergötzt, wenn er von den Geschäften des Reiches sich einige Ruhe glaubte gönnen zu müssen

oder zu können. Diesmal aber wollte die alte Freude in Goslars Mauern ihn nicht wieder besuchen. Er war erst Ausgangs der Dreißig; aber es schien ihm selbst, als wäre er bereits an seinem Ziele angelangt, das ihm das Schicksal gesteckt. Sein Geist, sonst immer so klar und fest, trübte und beunruhigte sich. Es war der Tod, der schonungslos die Nächsten des Kaisers ausscheidend, diesen trüben Ernst, diese Unruhe in seine Seele warf. Es starben ihm nacheinander Konrad, sein zweites Kind; Albrecht der Babenberger, der tapfere Graf der Ostmark (Oesterreich); Hermann, der Erzbischof von Köln; Dietrich, der Pfalzgraf in Sachsen; diese natürlichen Todes; Wilhelm, der Graf der Nordmark, auf dem Schlachtfelde wider die Böhmen. Der Tod so vieler seiner Helden und Räthe, welche ihm an dem Bau seiner Entwürfe bisher geholfen hatten, gemahnte erschütternd ihn, den großen Baumeister, an das Loos seines eigenen Todes, und an das Schicksal seines sechsjährigen Söhnchens, dem er sein Reich und sein Werk hinterlassen wollte.

So kam es, daß er die Zahl der Freunde, die der Tod so sehr gelichtet hatte, wieder zu ergänzen, und die Feinde, die der Tod ihm übrig gelassen hatte, zu versöhnen, und sie zu seinen und seines Sohnes Freunden zu machen eilte. Er söhnte sich mit Gottfried dem Bärtigen vollständig aus, und ebenso mit seinem Oheim Gebhard, der auf dem Stoffelberg gefangen saß. Dieser erhielt sein Bisthum zurück, Jener sollte sein Herzogthum Lothringen wieder erhalten; aber ehe er dies selbst ausführen konnte, starb er in seinem neununddreißigsten Jahre am 5. Oktober 1056, in den Armen des Pabstes Viktor; dem und den deutschen Fürsten empfahl er sterbend seine Agnes und ihr Kind. Zu Speier bestatteten sie ihn, im Dome, den er selbst gebaut, Gott zu Ehren und sich zum zeitigen Grabe.

Zwanzig Jahre längeres Leben für einen so gewaltigen, Fürsten und Kirche in seiner Hand haltenden Geist, und das Reich war ein Erbreich, die Besetzung aller geistlichen und weltlichen Stellen in des Kaisers Hand, die Hierarchie unmöglich, die deutsche Nation an der Spitze Europa's, und der Kaiser, ihr Haupt, in der Kraft und in der Stellung, die glorreichsten Unternehmungen ausführen zu können. Durch des dritten Heinrichs frühen Tod aber kam das Werk in die Hände eines unmündigen Kindes. Der Pabst selbst segnete bei der Leichenfeier Heinrichs III. den abgeschiedenen König, und mit ihm auf lange das Königthum zur Ruhe ein.

Heinrich IV.

Der todte Kaiser hatte nicht nur streng regiert, sondern selbst verwegen, schonungslos, sehr oft despotisch. Kurz vor seinem Tode hatte er etwas sich herausgenommen, was bisher unerhört war; er hatte allem Lehenrecht, allen Gesetzen des Reiches zuwider, das große Herzogthum Baiern nach dem Tode seines Söhnchens Konrad an seine eigene Gemahlin, an die Kaiserin Agnes, verliehen. Diese beispiellose Vergabung eines Herzogthums ersten Ranges an eine Frau war ein deutlicher Fingerzeig, wie weit er gehen würde und wollte. Nun kam Alles anders. Die Großen, die sich noch eben beugten, waren jetzt die Herren.

Der vierte Heinrich war noch nicht ganz sechs Jahre alt, als ihm sein Vater starb. Seine Mutter Agnes, die geistreiche und heitere Tochter des Südens, war die Freude ihres Gemahls gewesen, so lange er lebte, aber die Politik lag außer ihrem Kreise; ihr fehlte jener Geist, der die Entwürfe desselben hätte aufnehmen und weiter führen können. Sie war eine schöne und eine schwache Frau, dem Lebensgenuß, den Huldigungen und Schmeicheleien der Männer offen. Und sie war jetzt Regenten-Mutter; denn die Vormundschaft, die zufolge der Verfügung Heinrichs III. ihr zufiel, zog die Reichsregentschaft nach sich.

Sie begab sich zuerst mit dem jungen König in das südliche Deutschland, und Pabst Viktor begleitete sie. Hier lag ja ihr eigenes Herzogthum, das ihr erst neuestens, als wäre es salisches Eigenthum, zugetheilte Baiern. Nur zu bald mußte sie sehen, wie wenige Freunde die strenge Regierung ihres Gemahls unter den Großen des Reiches an ihr Haus geknüpft hatte. Sie suchte auf jede Weise Freunde zu gewinnen, und Andere wenigstens zu begütigen, daß sie nicht als offenbare Feinde handelten. In der Liebe der süddeutschen Völker, in der Gunst der Großen in Franken, Schwaben und Baiern, suchte sie eine Stütze wider die Sachsen, welche sich seit lange ihrem Hause unfreundlich und widerspenstig gezeigt hatten. Den feinen und gewandten Bischof Heinrich von Augsburg gesellte sie sich als Vormundschaftsrath bei, und für den ersten Anfang hatte sie zudem den Pabst selbst in der Nähe und zur Seite.

Aber es war, als ob die Natur selbst die neue Regierung als eine unglückliche gleich im ersten Jahre vorbedeuten wollte. Hunger und Pest, diese beiden schrecklichsten Plagen des Volkes, stellten sich miteinander gleich zum Anfang ein, und als im dritten Jahre Getreide und Wein in reichlicher Fülle reifte, wüthete die Pest noch so sehr fort, daß manches alte Geschlecht seinem Untergang nahe kam. Auch Gebhard, der Regensburger

Bischof, der Großoheim des jungen Königs, starb an der Pest, also wieder einer von den wenigen Freunden; und das Gegenmittel gegen die Seuche, das der wüthenden endlich ein Ziel setzte, war wieder ein sehr empfindliches, ein harter Winter.

Es war noch nicht die Zeit, wo die schöne Minne das eiserne Ritterthum gemildert, wo eine Frau lieblich und mild das rauhe und wilde Getriebe der Männer, die Rohheit der Fehden einigermaßen zu mäßigen, oder zurückzuhalten vermocht hätte. Es war die Zeit der Gewaltthätigkeit, wo alle Leidenschaften losgebunden stürmten, und unter diesen mitten innen stand Agnes, die schwache Frau. Wie wenig sie sich im südlichen Deutschland vor Gewaltthätigkeit sicher befände, zeigte ihr die Entführung ihrer Tochter. Sie hatte diese dem Bischof zu Constanz zur Erziehung übergeben, und während Mathilde bei dem Bischofe weilte, entführte sie, ein elfjähriges Mädchen, der schwäbische Graf Rudolf von Rheinfelden.

Das Geschlecht dieser Grafen tauchte erst kurz vorher aus der Dunkelheit auf. Sein Großvater war vor wenigen Jahrzehnten von Herzog Bruno, dem Erzbischof von Köln, zu seinem Statthalter in Oberlothringen bestellt worden. Der junge Graf war ein edler und tapferer Ritter, und angesehen bei Hofe. Die kecke That, die er sich erlaubte, wurde von der Ansicht jener Zeit nicht ebenso streng gerichtet, und er wollte, indem er dadurch in die kaiserliche Familie sich einzudrängen und den jungen König zu seinem Schwager zu machen hoffte, seinem hochstrebenden Geiste eine Laufbahn eröffnen, wozu er die Kraft und die Würdigkeit in sich verspürte. Die Kaiserin verlobte ihm auch ihre Tochter und ertheilte ihm um derselben willen nicht nur das, durch den Tod Otto's von Schweinfurt gerade erledigte Herzogthum Schwaben, sondern auch einen schönen Theil der burgundischen Lande zur Verwaltung. Aber hieraus entspann sich neue Verlegenheit für sie.

Denn noch lebte jener Berthold, der Zähringer, welchem Heinrich III. die Nachfolge im Herzogthum zugesagt und mit Darreichung seines Fingerrings verbürgt hatte. Berthold hatte seit diesem sogar in Urkunden den herzoglichen Titel mit Genehmigung des Kaisers geführt. Er war unter den Großen Süddeutschlands bei weitem einer der mächtigsten Herrschaftsbesitzer. Von einem Ende Schwabens bis zum andern, von der oberen Alb bis ins Breisgau reichten seine Besitzungen.

Er machte seine Ansprüche an Schwabens Herzogthum zuerst durch des Kaisers Ring, den er vorwies, geltend, dann durch die Waffen. Es gelang zwar der Kaiserin, diese Fehde bald dadurch beizulegen, daß sie den Zähringer durch das Herzogthum Kärnthen und die Markgrafschaft Verona entschädigte; aber es blieb immer ein Mißvergnügen in seiner stolzen Seele zurück, das sie und ihr Sohn in der Folge noch schwer erfahren mußten.

Das Herzogthum Baiern, das ihr von ihrem Gemahl selbst übertragen worden war, gab sie an den sächsischen Grafen Otto von Nordheim; die Sachsen ließ sie unter ihren einheimischen Fürsten. Aber diese, stolz und voll Selbstgefühl, schon unter Heinrich III. stets mißtrauisch und meuternd, reizte sie dadurch, daß sie zum Bau einer Pfalz und zur Befestigung von Goslar wider Recht und Fug Frohndienste von ihnen verlangte. Sie empörten sich, doch auch diese Empörung wurde noch schnell und glücklich gedämpft, sie endete mit ihrem Haupte, dem Grafen Otto von Sachsen, den Graf Ekbert von Braunschweig niederstach.

Aber der Kaiserin Freigebigkeit, ihre Nachsicht wie ihre herzengewinnende Liebenswürdigkeit scheiterten an der Herrschsucht, dem Trotz, der Verwegenheit und Arglist der Fürsten; an der Partei, die sich gegen die Kaiserin und ihren Liebling, den Bischof von Augsburg, bildete.

Das Haupt dieser Partei war Hanno, der Erzbischof von Köln; ihre vornehmsten Glieder waren Siegfried, der Erzbischof von Mainz, Otto, der Herzog von Baiern, und Ekbert, der Graf von Braunschweig.

Ihre Diener klagten laut: „Das sei doch bei den Deutschen unerhört, daß eine Frauenhand die Zügel des Reiches führe, da doch bekannt sei, daß Weibertreue flüchtiger sei als Wasser und Wind, bald ja, bald nein sage, und hasse und liebe wie ihre Laune wechsele. Der junge König werde für den Spinnrocken erzogen, nicht für das Reich, und mädchenhaft verweichlicht. Der Bischof Heinrich, der Kaiserin Buhle, verkaufe Ehren und Aemter, Recht und Gerechtigkeit, und verfüge willkürlich über die Einkünfte des Reiches.“ Das Königskind war allerdings ein verwöhnter Knabe, und die Gespielen, die ihn umgaben, konnten so wenig glücklich auf seinen Charakter wirken, als das, was er am Hofe seiner Mutter sah. Die mißvergnügten Fürsten verschworen sich, den königlichen Knaben den Händen seiner Mutter zu entwinden. Es war im Jahre 1062. Die Kaiserin Agnes befand sich gerade zu Kaiserswörth auf der Rheininsel. Die verschworenen Fürsten warteten ihr und dem Könige mit heuchlerischer Freundlichkeit auf. Fröhlich tafelten sie mit ihnen bei einem herrlichen Mahle. Hanno hatte ein neugebautes, köstlich ausgeschmücktes Schiff in der Nähe anlegen lassen. Noch während des Mahles wurde der zehnjährige königliche Knabe darauf aufmerksam gemacht. Hanno lud ihn ein, es zu besehen, und neugierig folgte er den Fürsten.

Wie er den Fuß an Bord gesetzt hatte, arbeiteten alle Ruder, und das Schiff stieß eilig vom Lande, in die Mitte des Rheins, stromabwärts. Der königliche Knabe, angstvoll, im Wahn, man wolle ihn ermorden, sprang in den Strom hinab. Die mächtige Strömung riß ihn fort, er war am Sinken; aber Graf Ekbert, der Braunschweiger, der ihm nachsprang, ergriff ihn und brachte ihn wieder in das Schiff.

Schmeichelnd umringten ihn hier die Fürsten, suchten ihm Alles aufs Schönste vorzustellen, und er fuhr mit ihnen gezwungen nach Köln. Das Volk, das am Ufer mitlief, lärmte, schimpfte, und — that nichts. In dem festen Köln war der Knabe nicht wieder zu holen. Seine Mutter war untröstlich; aber was sollte sie den gewaltthätigen Fürsten gegenüber thun?

Die Verschworenen bewogen sie vielmehr zur Niederlegung der Regentschaft; sie zog sich in die Stille zurück; und der Erzbischof von Köln übernahm mit dem Herzoge von Baiern die Reichsverweserschaft.

Hanno, so stolz und ehrgeizig er war, erscheint als ein ausgezeichneter Charakter, selbst durch eine gewisse sittliche Hoheit hervorstechend unter seinen Zeitgenossen. Aus dem Geschlechte der Grafen von Sonnenberg, war er frühe in die Geschäfte des Staates eingeführt worden, ohne ein geschmeidiger Höfling zu werden; er behielt vielmehr sein Lebenlang eine gewisse Schroffheit, scharfe Ecke und Kanten, einen finstern Ernst und eine altrepublikanische Strenge. Seine rücksichtslose Gerechtigkeit war im ganzen deutschen Reiche bekannt, und das Eisergrausame seiner Strafen war durch die Zeit gerechtfertigt, in welcher die Richter fast allgemein das Recht verkauften. Als in der Sache einer armen Wittwe ungerecht gerichtet wurde, ließ er die sechs Schöppen, die das Recht gefälscht hatten, an beiden Augen blenden; dem siebenten, dessen Gevattermann er war, ließ er nur ein Auge ausreißen, damit er die andern nach Hause führen könne. Auf die Giebel der Häuser aber, wo sie wohnten, ließ er einen steinernen Kopf setzen, ohne Augen, damit er allen Nachkommen eine Warnung vor ungerechtem Richterspruch wäre. Sein Haushalt war fast spartanisch einfach. Auch war er gewissermaßen wirklich in seiner politischen Gesinnung ein Republikaner; er haßte, als etwas, seiner Ansicht nach, für das Wohl der Völker Verderbliches, die Unumschränktheit des Königthums, und glaubte in der Hebung der Macht der Aristokratie die beste Schranke für dasselbe zu finden. Nur Schade ist es, daß er am Reichsruder nicht ganz so gerecht blieb, als er es war, ehe er es ergriff.

Der verwöhnte Prinz, der bereits an ein ebenso üppiges als hochfahrendes Wesen gewöhnt worden war, das sich überall nur geschmeichelt sehen wollte, wurde von Hanno zur Einfachheit und Nüchternheit, zum Fleiße, zur Bescheidenheit und zur Achtung vor den Rechten der deutschen Nation angehalten. Und wie er die Erziehung des Prinzen änderte, suchte er auch die ganze Verwaltung des Reiches in eine bessere Richtung zu bringen.

Unter den geistlichen Großen war sein gefährlichster Nebenbuhler Adalbert, der Erzbischof von Bremen, ein Mann von vielen großen Eigenschaften, der viel für die Verbreitung des Christenthums unter den

Slaven gethan hatte, und dessen Ehrgeiz nach keinem geringeren Ziel strebte, als ein Pabstthum im Norden zu gründen. Er war von hoher Geburt, männlich schön und geistreich, beredt, witzig, jetzt voll Majestät und fürstlichem Glanz, wenn er in seinem herrlichen Dome zu Bremen hochamtete; jetzt demüthig und zerknirscht, wie ein Sünder und Büßer, daß er Dutzenden von Bettlern die Füße wusch; doch das Letztere war er mehr nur zum Schein. Denn er war ganz das, was man einen starken Geist nennt. Nichts lag ihm am Herzen, als das Ziel seines Ehrgeizes, die Gründung eines unabhängigen Patriarchats im Lande der Slaven und Scandinavier; und neben dem Ehrgeiz waren Stolz und Sinnengenuß seine vornehmsten Eigenschaften, denen er fröhnte. Alle Fürsten und Herren des Reiches hätte sein Stolz gerne zu seinen Füßen gesehen, und seine Sinnlichkeit, seine Genußsucht zerstreute sich maßlos an den Freuden der Tafel, an jeder gesellschaftlichen Vergnügung, Nächte lang am Spieltisch, an heitern Künsten und Ergötzungen aller Art, selbst an Gauklern und Possenreißern. Königliche Freigebigkeit herrschte an seinem Hofe, und königliche Pracht und Ueppigkeit.

Um diesen mächtigen, in allen Listen und Praktiken des Staats- und Hofmanns gewandten Nebenbuhler zu gewinnen, zog Hanno ihn namentlich zur Theilnahme an der Regentschaft bei.

Adalbert benützte die schnell herausgefundenen Neigungen des Knaben zu selbstherrischem Wesen und zur Genußsucht, schmeichelte seinen Phantasien, statt sie zu bändigen, ließ ihm ganz seinen Willen, lehrte ihn die Grundsätze des Despotismus, und zeigte sich selbst, er, der stolze Erzbischof, gegen den Königsknaben auf jede Weise geschmeidig und unterthänig.

So verführte er ihn absichtlich, und so sehr der Knabe von Hanno sich abgestoßen fühlte, so sehr zog es ihn zu Adalbert.

Im Jahre 1064 sah sich Hanno genöthigt, wegen einer streitigen Pabstwahl nach Rom zu gehen. Indessen zog Adalbert die Regentschaft ganz allein an sich, nach dem Grundsatz, den Hanno selbst aufgestellt, daß immer der, in dessen Sprengel der König sich gerade aufhielte, an der Spitze der Reichsverwaltung stehen sollte. Nun fing der Königsknabe erst recht zu schwelgen an. Noch ehe Natur und Jahre seinen Körper gereift hatten, hatte er sich am Kelch der Lust satt getrunken. Es war ein unverantwortliches entsetzliches Spiel, das mit dem Königsknaben von der Selbstsucht Adalberts gespielt wurde. Es war, als ob er ihn, damit er sein Leben lang sein Spielball bliebe, in dem unaufhörlichen Taumel und Rausch von Wollüsten, worin er ihn herumwirbelte, mit berechnender Teufelei geistig und sittlich, wie physisch habe entnerven wollen. Und doch möchte man wieder eher nur das Menschliche glauben, daß Adalbert eben auch seinen Zögling all die Lust und Thorheit nur mitmachen ließ, weil er, der Lehrer, sich selbst alle Tage herrlich und in Freuden darin berauschte.

Zur Vorsicht suchte Erzbischof Adalbert den Mantel und Schein der Heiligkeit über seine Person, sein Leben und Thun zu ziehen. Als der König im Jahre 1065 das Osterfest zu Worms feierte, unternahm Adalbert nach der Festpredigt, die er selbst hielt, während des Hochamtes eine Teufelsaustreibung. Er betete und befahl allem Volk zu beten für einen Menschen, der vor dem Altar kniete, und von einem Teufel besessen sein sollte. Adalbert trieb den unsaubern Geist aus. Ein so großes Wunder setzte das Volk um so mehr in Erstaunen, weil ein Mann von so schlechtem öffentlichem Rufe solche Zeichen thue, mit denen sein Leben so gar nicht übereinstimme; und seine Neider wußten nichts dagegen zu sagen, als die hämische Bemerkung, die Austreibung des Teufels sei nicht sein Verdienst, sondern eine Wirkung des Gebets der versammelten Gläubigen.

Um die Reichsfürsten so zu stimmen, daß sie ihn wenigstens walten ließen, hatte Adalbert das Reichsgut an sie verschwendet. Für ihre eigene Kasse und für den Aufwand ihres schwelgerischen Hofes hatten Adalbert, Graf Werner, der des Königsknaben liebster Geselle war, und die andern Günstlinge den Handel mit geistlichen und weltlichen Aemtern und Würden ins Große getrieben. Um in des Königs Namen ganz allein regieren und walten zu können, benützten sie mit Hast einen günstigen Zeitpunkt, um den Prinzen mündig zu erklären. Der junge Heinrich war fünfzehn Jahre alt. Am Osterfest, am Tage jener Teufelsaustreibung, umgürtete Adalbert in der Kirche den jungen König mit dem Schwerte. Viele Fürsten waren zugegen, auch die Kaiserin Mutter. Hannos Einsprache wurde nicht beachtet.

So war also Heinrich IV. von der Vormundschaft frei und Selbstherr, aber außer Stand, jetzt schon sich selbst, geschweige eine große Nation, ein von Parteien zerrissenes Reich zu leiten. Er war eine leichtsinnige, zum Vergnügen ohne Maß sich neigende Natur; dabei von Haus aus gutartig, nicht böse. Aber seine Erziehung hatte ihn verdorben. Er war aufgezogen in solchen Lehren, die weder Freiheiten noch Rechte achteten, denen weder ein Vertrag noch ein gegebenes Wort heilig war. Durch Ausschweifungen war in ihm die Gesundheit des Leibes und der Seele gebrochen. So stand er jetzt da, an der Schwelle der Jünglingsjahre, ohne Kenntniß des Bodens, worauf er stand, ohne Kenntniß der rechten Bahn, die er gehen sollte; durch den Wirbel des wüsten Lebens in Saus und Braus fast stumpf für edle Gefühle; voll thörichter Einbildungen von seinen selbstherrlichen Rechten, und gewöhnt, ohne Scheu in der Wahl der Mittel seinen Phantasien und Einfällen zu fröhnen und fröhnen zu lassen; ohne Liebe für die deutschen Völker im Ganzen, und von Haß und Mißtrauen voll gegen einzelne Fürsten und Stämme, welchen Samen Adalbert absichtlich in ihn gestreut und in ihm gepflegt hatte; fast noch ein Knabe, und doch schon die Jugend in ihm welk; ausgerüstet von der Natur mit Geist, aber ohne Klarheit und Lebens-

verstand; hin- und hergerissen von Leidenschaften, ohne Charakter, ohne feste Wurzel, ohne Halt.

So war Heinrich IV. geworden durch eine beispiellos unglückliche Verkettung von Verhältnissen. Alles Unglück seines Lebens liegt eingewickelt in dieses sein Wesen, zu welchem man das ursprünglich edle Gewächs hatte verwildern und ausarten lassen.

Fast den ganzen Sommer, Herbst und Winter des Jahres 1065 hielt der junge König seinen Hof zu Goslar unter den Sachsen. Dem Namen nach hatte er persönlich die Regierung übernommen, in der That führte Adalbert die Alleinherrschaft. Heinrich ging seinen Vergnügungen nach. Die Kosten des üppigen Hofhalts standen in keinem Verhältniß zu den königlichen Einkünften. Sie zu bestreiten, erlaubten sich die Höflinge, wie der König und sein Freund Adalbert selbst, die frechsten Willkürlichkeiten.

Auf dem Fürstentage zu Tribur war die einstimmige Erklärung der Fürsten, er müsse entweder der Krone entsagen, oder Adalbert von Bremen aus seinem Rath und von aller Theilnahme an der Regierung entfernen. Der König wollte in der Nacht mit den Reichsinsignien heimlich entfliehen. Da, in einem Augenblick, war der königliche Palast mit Bewaffneten umzingelt, welche die ganze Nacht durch scharfe Wacht hielten. Mit Schimpf mußte Adalbert den Königshof verlassen, mit allen seinen Anhängern.

So war Heinrich eines schlimmen Rathgebers entledigt; aber er blieb, wozu er gebildet worden war, ein Sklave seiner Leidenschaften. Seine Ausschweifungen warfen ihn auf das Krankenlager. Zu Frizlar lag er hoffnungslos; die Fürsten des Reichs rathschlagten über die Nachfolge. Aber er genas wieder, und sobald er sich völlig hergestellt hatte, machte er Hochzeit mit der Braut, mit der er seit seiner zartesten Kindheit verlobt war.

Diese Braut war jene Bertha, die Tochter des Markgrafen Otto von Susa, holdselig an Gestalt und Sitten, eine starke Seele voll Liebe und Treue. Nicht mit Willen führte sie der König zum Altar; Hanno und die andern Fürsten zwangen ihn, den in Wollüsten sich entnervenden Knaben von sechzehn Jahren, sich zu vermählen; sie hofften im Umgang der edlen Bertha werde er ein Anderer werden. Er aber haßte gerade die Liebe seiner sittsamen Gattin als eine Fessel. Er mied ihre Nähe, ihre Gesellschaft, ihre Liebe und ihre Umarmung. Dagegen ging er, wie früher, andern Freuden nach, nicht bloß in den Armen seiner Buhlerinnen, sondern auch edler Frauen und Jungfrauen, deren Schönheit seine Lust reizte, und die er durch List und Gewalt zur Befriedigung derselben zwang. Bertha's Liebe blieb sich gegen ihn gleich; aber sie wurde ihm eben dadurch, weil sie ihn genirte, weil sie ihn schamroth machte, noch lästiger, ja verhaßt, und er suchte Alles hervor, sich von ihrer Fessel zu befreien, die für ihn so glücklich

hätte sein, ihn von so vielen bösen Wegen und Verhältnissen zurückziehen können. Am liebsten hätte er sie treulos gesehen, um auf den Grund der gebrochenen Treue hin die Scheidung durchzusetzen. Er ging so weit, selbst seine Freunde zu bereden, daß sie die Königin zur Untreue verführen sollten, gab ihnen Mittel und Wege dazu an die Hand, und geleitete sie selbst in die Nähe der Gemächer der Königin. Aber die Sittsamkeit der Königin ließ keinen dieser Versuche gelingen; ja der König wurde einst, als er Nachts einen Versucher nach dem Schlafgemach der Königin führen wollte, von dieser und ihren Frauen als unverschämter Eindringling, den sie nicht kennen wollten, mit reichlichen Schlägen empfangen und ausgewiesen.

Den König aber warfen seine Ausschweifungen um diese Zeit wieder auf ein längeres Krankenlager, und kaum genesen intriguirte er aufs Neue, seiner Gemahlin los zu werden, deren Tugend Engel vor allen Versuchungen bewahrten, sie mochten noch so teuflisch fein angelegt werden. Er versprach dem Erzbischof von Mainz, wenn er seine Scheidung fördere, nicht bloß, ihn künftig zu seinem vornehmsten Rathgeber zu machen, auf dessen Stimme er allein achten wolle, sondern noch dazu die Thüringer, wenn es auf anderem Wege nicht ginge, mit den Waffen dahin bringen zu wollen, daß sie fortan, ohne weiteren Einspruch, an ihn, den Erzbischof, den Zehnten entrichten. Der Erzbischof übernahm es, seine Scheidung durchzusetzen. Nachdem sich dieses geheime Einverständniß abgeschlossen hatte, erklärte der König öffentlich auf einem Tage zu Worms den Fürsten des Reiches: er könne mit seiner Gemahlin nicht leben; er wisse keinen Rechtsgrund, aus dem die Königin verdiene, daß er sie verstoße, es sei nur ein unbegreifliches Verhängniß, das ihn von ihr zurückstoße, und damit Niemand das bisherige Band als ein Hinderniß einer neuen Vermählung der Königin vorschütze, beschwöre er hiemit, daß er sie so unberührt und jungfräulich, wie er sie empfangen, bis zur Stunde bewahrt habe.

Den anwesenden Fürsten däuchte dies Verfahren weder edel noch königlich, doch wollten sie nicht geradezu dem Könige in einer Sache entgegentreten, die er mit solchem Eifer betrieb, in einer Herzenssache; der Mainzer, durch die kostbaren Versprechungen bestochen, sprach für den König so warm, als es die geistliche Würde in solcher Sache nur immer erlaubte. Auf einer Synode zu Mainz sollte, so beschloß man, die Sache zu Ende gebracht werden, auf Michaelis.

Da erschien der Legat des Pabstes, Peter Damiani, Bischof von Ostia, durch die Strenge seines Lebens — er war lange Klausner und Mönch — und durch sein hohes Alter Hohen und Niedern ehrwürdig, dabei ein glühend fanatischer Priester. Er brachte vom Pabste das Verbot der Ehescheidung. „Es sei, sprach er, eines Christen, geschweige eines christlichen Königs, höchst unwürdig, was Heinrich beabsichtige. Schrecke ihn nicht

menschliches Gesetz und die Satzung der Kirche, so sollte er wenigstens seines eigenen Rufes in den Augen der Welt schonen, damit nicht der Vorgang des Königs in einer so schnöden That die Christenheit vergifte, und der, welcher Verbrechen zu strafen die Pflicht habe, selbst Vorbild und Führer zum Schändlichen würde. Höre der König nicht auf guten Rath, so müsse der Pabst die kirchliche Gewalt gegen ihn gebrauchen, um ein Verbrechen zu hindern. Dazu werde er nie einen König zum Kaiser weihen, welcher durch ein so verderbliches Beispiel zum Verräther am christlichen Glauben geworden wäre."

Als der Legat vollendet hatte, erklärten alle anwesenden Fürsten mit einem Munde, daß des Pabstes Spruch gerecht sei.

Das brach den Sinn des Königs. "Wenn das," rief er, "so fest und unveränderlich bei Euch steht, so will ich mich beherrschen und, so gut ich kann, die Last tragen, die ich nicht abzuschütteln vermag." Er willigte ein, daß die Königin an den Hof zurückgerufen wurde, um aber ihrer Begegnung und ihrem Anblicke auszuweichen, kehrte er, mit kaum vierzig Rittern, eilig nach Sachsen zurück. Langsam folgte ihm die Königin dahin nach mit dem übrigen Hof und den Insignien des Reiches. Als sie sich Goslar näherte, brachten ihn seine Vertrauten kaum dahin, daß er ihr entgegen ritt, aber dann empfing er sie freundlicher, als sie es je bisher von ihm gesehen hatte. Es schien, als ob ihre unerschöpfliche Liebe auch in ihm einen Funken der Liebe geweckt hätte, und sie gebar ihm auch im Jahr darauf einen Sohn. Aber bald kehrte seine frühere Kälte zurück; er theilte mit ihr nichts, als die königliche Hoheit, und lebte sonst mit ihr, als ob er nicht mit ihr lebte; erst als er in den Abgrund des Unglücks gestürzt war, lernte er erkennen, welchen Engel der Liebe und Treue er an ihr hatte.

Aus der Art, wie der Pabst in der Scheidungssache des Königs auftrat, läßt sich erkennen, welche große Veränderung in der Stellung beider Gewalten vor sich gegangen war, in der königlichen und der päbstlichen. Unter dem dritten Heinrich erscheinen die Päbste als Werkzeuge des königlichen Willens; jetzt, unter seinem Sohne, spricht der Pabst gebieterisch als Richter. Diese Gegenwirkung hatte jedoch noch beim Leben jenes Königs begonnen. Sie ging jetzt, wie damals, von einem und demselben Manne aus; es saß ein gewaltiger Charakter zwar nicht auf dem päbstlichen Stuhle, aber neben demselben. Das war Hildebrand, der größte Geist seines Jahrhunderts.

Hildebrand war der Sohn eines Zimmermanns aus Soana im Toskanischen. Seine armen Eltern, von deutscher Abkunft, schickten den Knaben, der große Fähigkeiten zeigte, ohne Unterstützung von ihrer Seite in die Klosterschule nach Rom. Hier genoß er den Unterricht des gelehrten Lauren-

tius und Gratian. Als Letzterer, wie seine beiden Nebenbuhler, von dem päbstlichen Stuhle, worauf er kurze Zeit als Gregor VI. gesessen war, auf Kaiser Heinrichs Befehl herabsteigen und ihm nach Deutschland folgen mußte, folgte der junge Hildebrand diesem seinem Lehrer freiwillig in die Verbannung über die Alpen. Hatte er in Rom das Verderben der Kirche kennen gelernt, so sah er von dieser Seite in Deutschland nicht viel Besseres, und an den Höfen des Königs und der Fürsten Sitten und Vorgänge, die seinen unverdorbenen und rechtlichen Sinn beleidigten und empörten. Bald maßleidig seines Aufenthalts in Deutschland, zog er sich in das Kloster Clugny in Westfranken zurück. Von Haus aus streng erzogen, durch seine niedere Geburt vor den Gelüsten und Ausschweifungen der höheren Stände bewahrt, wurde er in den Mauern eines Klosters der strengsten Regel noch strenger gegen sich und Andere. Hier lernte er vollends sich selbst beherrschen; hier wurde er, weil er dies vermochte, würdig, über Andere zu herrschen. Er stieg vom Laienbruder bald zum Prior, und hier, in diesen Klostermauern war es, wo er die ersten Gedanken einer Reform der christlichen Kirche sich ausbildete. Er hatte seit seinen Knabenjahren so viel von der Nothwendigkeit einer Reform sprechen hören; er fühlte in sich die Kraft und den Beruf dazu. Sein Hauptgedanke war, der Kirche eine unabhängige Existenz zu erringen und dem Pabstthum die Herrschaft über die weltliche Fürstenmacht, als deren Ausfluß er das Unheil ansah, das in der Welt war. Alle christlichen Völker sollten ihre Einheit finden in dem Statthalter Christi.

Er war es auch, der jenen Bischof Bruno, welchen Heinrich III. eben zum Pabst ernannt hatte, bei seiner Durchreise durch Clugny überredete, sich nicht eher als Pabst zu betrachten, als bis ihn die Wahl der Geistlichkeit und des Volkes zu Rom dazu berechtige, und statt im päbstlichen Ornat vielmehr im Pilgerkleid nach Rom zu gehen. Bruno hörte nicht bloß auf Hildebrands Vorschlag, sondern er nahm den Mann, dessen große Geistesfähigkeiten er erkannt hatte, selbst mit sich nach Rom. Von da an blieb der junge Hildebrand der vertrauteste Rathgeber dieses Pabstes und stieg bald zum Kardinal und zum Abt von St. Paul.

Hildebrand war ein allen seinen Umgebungen weit überlegener Geist; er besaß großes Wissen und tiefen Einblick in die Bedürfnisse seiner Zeit, in die Verhältnisse der Fürsten, der Geistlichkeit und der Völker; einen festen, unbeugsamen Charakter; und bei aller idealen Richtung einen klaren, scharfen, praktischen Verstand. So war und wurde er der Mann des Schicksals, der Mann seiner Zeit. Seit er Kardinal war, war er die Seele der römischen Curie, ungeachtet er nur im Hintergrunde stand. Ihm übertrug Leo sterbend sogar die Verwesung des päbstlichen Stuhles, und die Stimme der Römer sprach sich schon jetzt für ihn als den Nach-

folger aus; er aber wich der Würde aus, weil er es für besser hielt, noch eine Zeitlang aus dem Hintergrunde zu wirken, und ging als Gesandter der römischen Geistlichkeit und des römischen Volkes nach Deutschland, um sich jenen Viktor II. als Pabst zu erbitten. Auch unter Viktor II. war er es, durch den eigentlich alles Wesentliche geschah. Er war es, der als päbstlicher Legat in Frankreich die Kirchenzucht herstellte und jene Reihe von Bischöfen absetzte. Selbst dem dritten Heinrich entwand er, ohne daß dieser es gewahr wurde, ein Stück seiner Macht um das andere. Wie er früher schon das kaiserliche Recht, einen Pabst zu ernennen, bei Leo IX. mit glücklichem Erfolg in Zweifel gezogen, und gewissermaßen schon unwirksam gemacht hatte, so wußte er dem Kaiser auf eine feine Weise eine Art Zugeständniß abzulocken, als hätte der Pabst das Recht, den Kaisernamen zu ertheilen und zu nehmen. Ferdinand von Castilien und Leon hatte nämlich den Kaisertitel angenommen. Hildebrand sprach ihm im Namen des Pabstes diesen Titel ab, und der dritte Heinrich billigte es, ohne in Rechnung zu nehmen, daß so die öffentliche Meinung das Kaiserthum leicht als von der Anerkennung des Pabstes sich abhängig denken müsse.

Erst unter Pabst Nikolaus II. trat Hildebrand in den Vordergrund, in der Würde eines Archidiakons der römischen Kirche, d. h. als wirklicher erster Minister des römischen Hofes. Er benützte die Kindheit des vierten Heinrich und die schwache, hin- und hergerissene vormundschaftliche Regierung, um dem Königthum eines seiner wichtigsten und so lange nachdrücklichst behaupteten Vorrechte, ein Hauptstück seiner Macht zu entreißen; nämlich jeden Antheil an der Pabstwahl, welche von nun an allein in die Hände des Kardinalcollegiums zu Rom gelegt war.

Hildebrand that zu gleicher Zeit einen zweiten wichtigen Schritt: er schuf dem Pabstthum eine militärische Stütze, eine Kriegsmacht, die ihm diente, ohne dasselbe etwas zu kosten, ja ihm noch eine schöne jährliche Summe einbrachte.

Hatte Kaiser Heinrich III. vor dreizehn Jahren jene kühnen Abenteurer, die Normannen, die sich auf der Südspitze Italiens gesetzt hatten, sich dadurch zu befreunden gesucht, daß er ihnen Ländereien schenkte, über die er nicht zu verfügen hatte, und ihre Häuptlinge zu Grafen und Herzogen des Reiches erhob: so that jetzt Hildebrand von Seiten des römischen Hofes das Gleiche. Er trat mit Robert Guiscard in Verbindung; dieser ließ sich vom heiligen Stuhl alle noch griechischen Länder in Unteritalien, die er bereits erobert hatte, sowie das noch nicht eroberte Sicilien als päbstliche Lehen übertragen, schwur dagegen dem Pabst als Oberlehensherrn den Eid der Treue, mit der Bedingung, der Kirche stets mit Heeresmacht zu ihrem Dienste bereit zu sein, und einen jährlichen Tribut zu zahlen.

So erhielt der heilige Stuhl die Oberherrschaft über die schönsten Fürstenthümer, und zugleich ein Heer zu seiner Verfügung, das aus so tapfern Kriegern, wie die Normannen, zusammengesetzt war. Mit der Waffenhülfe dieser Normannen hatte Hildebrand dem durch ihn erhobenen Pabst Alexander II. den Sieg gegen einen Gegenpabst errungen. Und wie er dem leichtsinnigen Könige durch dessen Mund das Ehescheidungsverbot gebieterisch zurief, so strafte er auch die deutschen Erzbischöfe und Bischöfe wegen ihres Handels mit geistlichen Aemtern.

Auf den König machte das Vorschreiten des römischen Hofes einen einschüchternden Eindruck, aber nur der Kirche gegenüber; gegen die weltlichen Fürsten und gegen die Völker, besonders die Sachsen, erlaubte er sich das thörichte Verfahren jugendlichen Uebermuths und tyrannischer Willkür nach wie vor. Er haßte alle Fürsten, weil er in allen seine Feinde sah, die seiner Unumschränktheit, seinen tollen Anmuthungen und Eingriffen im Wege waren.

Unter den Fürsten des Reiches stand um diese Zeit Otto von Nordheim, der Baiernherzog, in besonderem Ansehen; selbst am Kaiserhof galt er so viel, daß er den Neid reizte und die Höflinge zu seinem Sturz sich verschworen. Sie sahen, daß er den jungen König in letzter Zeit genirte. Sie gewannen einen gewissen Egener, einen verrufenen Kriegsmann, daß er gegen den Herzog auftrat: er habe ihn durch Bitten und Versprechungen oft und viel angegangen, den König zu ermorden. Er zeigte sogar ein Schwert vor, das ihm der Herzog zu dieser That gegeben haben sollte, und erklärte sich bereit, seine Aussage auf jede Art zu erweisen. Als der Herzog seine Unschuld betheuerte, legte der König dem Reichsfürsten auf, am ersten August 1070 zu Goslor im Zweikampf mit seinem Ankläger sich von der Anklage zu reinigen.

Erst als die Fürsten auseinander gingen, fingen sie an, ihre Unzufriedenheit über den Spruch des Königs zu äußern, wie es weder gut noch billig sei, einem Manne vom höchsten Range und unbescholtensten Ruf im Reiche anzumuthen, mit einem verruchten Mann in die Schranken zu treten, der, wenn er von seinen Eltern edles Blut ererbt habe, dieses durch Straßenräubereien, Laster und Verbrechen jeder Art längst geschändet hätte.

Der Herzog aber war durch das Unwürdige der Sache so aufgebracht, und so voll Vertrauen auf seine Unschuld und auf Gott, der sie kannte, daß er mit Jedem, wäre er auch noch so unwürdig, noch so unebenbürtig, lieber den Kampf annehmen wollte, als den Verdacht des Königsmords auf sich ruhen lassen.

Sobald der bestimmte Tag erschien, erschien auch er in der Nähe Goslars, aber mit großem Gefolg seiner Vasallen. Von seiner Herberge sandte er Boten an den König hinein: wenn ihm sicheres Geleit für sein

Kommen und seine Vertheidigung würde, so sei er bereit, sich zu stellen, und auf die Art, welche die Fürsten des Reiches für recht fänden, seine Unschuld zu erweisen.

Finster und bitter erwiderte der König, er sage ihm weder für sein Kommen noch für seine Vertheidigung sicheres Geleit zu; er erwarte einzig von ihm, daß er ohne Gefolg in Goslar sich stelle, und wenn er seine Unschuld vertheidigen wolle, das Gottesgericht des Zweikampfs mit seinem Gegner annehme. Stelle er sich nicht, so werde er ohne weitere Rechtsverhandlung ihn des Mordanschlags überwiesen und geständig halten.

Auf diese Antwort waren die Freunde des Herzogs der Ansicht, daß es weder sicher noch in seinen Verhältnissen ehrenvoll für ihn wäre, der so entflammten blinden Rachsucht des Königs sich zum grausamen Spiel bloß zu geben; und der Herzog ging, ohne nach Goslar hineinzugehen, in seine Herrschaften zurück. Am andern Tage fragte der König eine Zahl Fürsten, fast lauter Privatfeinde des Herzogs, um ihren Urtheilsspruch über denselben. Sie erklärten ihn des Hochverraths schuldig, und wenn er ergriffen würde, sein Haupt für verfallen.

Sogleich fielen die Freunde des Königs und alle Feinde des Geächteten über dessen Güter her; seine Güter und Schlösser wurden geplündert und angezündet, seine Dienstmannen und Bauern, wo man sie fand, mißhandelt oder ermordet. Selbst der Kapellen und Kirchen, welche der reiche Geächtete auf eigene Kosten seinem Gott erbaut hatte, schonte die Wuth nicht. Und das war nur das Vorspiel: jetzt erst erhob sich der König mit seinem Heere zur Hauptaction und warf sich auf die Besitzungen des Herzogs. Die unschuldigen, harmlosen Menschen hatten vom eigenen Könige Grausameres zu leiden, als sie je von einem fremden Barbaren hätten zu leiden gehabt. Otto's Herzogthum, Baiern, gab er an Welf IV.

Der König trieb noch eine Weile seine Schwelgerei und sein Unwesen fort: dann mußte er sich fügen. Der Volksunwille schlug über ihm zusammen, die Fürsten des Reiches drängten; er mußte sich zu dem Sauersten entschließen, er mußte den Erzbischof von Köln, den alten Hanno, einladen, wieder mit ihm an der Regierung des Reiches Theil zu nehmen. Anfangs that der König, als sähe er in Hanno einen zweiten Vater und Beschützer; er wies die höchste Entscheidung aller Dinge von sich an ihn zurück, und bald schien das Reich eine andere Gestalt zu gewinnen. Hanno wollte, wie er angefangen, auch das Ende seines Lebens durch Gerechtigkeit krönen. Er war wieder jener Hanno, dessen unparteiische Tugend, dessen Rechtsstrenge einst das Reich gefürchtet und gepriesen hatte.

Der König söhnte sich mit dem Baiernherzog Otto aus, der seine Freiheit wieder erhielt; noch nicht aber sein Herzogthum. Auch mit seinem Schwager, dem Schwabenherzog Rudolph, den er eines Anschlags auf sein

königliches Leben und auf den Thron bezüchtigt hatte, kam es zu einer freundlichen Ausgleichung durch die Kaiserin-Mutter.

Aber nach wenigen Monaten der Verstellung oder der Selbstverläugnung fiel er in seine frühere Art zurück: in den alten Leichtsinn und Frevelmuth. Zu Anfang des Jahres 1073 nahm er dem Herzoge Berthold dem Zähringer die Mark Verona und das Herzogthum Kärnthen durch einen plötzlichen Machtspruch, ohne Rechtsform, ohne eine Schuld von Seiten des Herzogs, und gab Beides an seinen Vetter Marquardt von Eppenstein. Besonders Zwei stahlen sich ganz in das unbedingte Vertrauen des Königs, der Ritter Ulrich von Cosheim, und Ruprecht, der Bischof von Bamberg, ein Wucherer, der Fuld und Reichenau um Geld hatte erkaufen wollen, und der vor wenigen Monaten durch den römischen Stuhl aus der Zahl der Geistlichen ausgestrichen, und für alle Zukunft jeder geistlichen Würde unfähig erklärt worden war, ja jeder Funktion, ausgenommen des Singens.

Als Hanno den König auf einmal wieder so verwandelt und der König sich von seinen Willkürschritten nicht zurückhalten ließ, erbat Hanno sich von ihm seine Entlassung; im Februar 1073.

Sogleich stürzte der König sich in alle Arten von Ausgelassenheit ohne Maß und Scham hinein. Durch die einen untergrub er nur seine Gesundheit noch mehr, durch die andern seinen Thron, durch alle seine Ehre und die Ehre des königlichen Namens.

Zuerst ging er darauf aus, Sachsen und Thüringen zu unterjochen. Eine neue Reihe von Bergen und Höhen in Sachsen und Thüringen besetzte er mit festen Burgen und Besatzungen. Den letztern erlaubte er, auf Kosten der Umwohnenden zu leben, d. h. ganz nach Feindesart, was sie bedurften, aus den nächsten Ortschaften und Feldern auf ihre Burgen wegzuführen, zur Befestigung dieser Burgen die Bauern zur Handfrohn zu zwingen, sowie zur Beifuhr von Vorräthen aller Art.

Täglich fielen sie aus ihren Bergschlössern heraus, erpreßten unerträgliche Steuern und Lieferungen, und trieben unter dem Vorwande des Zehntens meist die ganze Heerde zumal mit sich fort. Freie und edle Sachsen selbst zwangen sie wie Leibeigene zu frohnen, ihre Töchter und Frauen entehrten sie fast unter den Augen der Väter und der Gatten. Manche schleppten sie mit Gewalt auf ihre Burgen, behielten sie dort, so lange es ihnen gefiel, und schickten sie dann mit Schimpf zu ihren Familien zurück. Wagte einer unter solchen Leiden seinem Zorn und Schmerz Luft zu machen, so wurde er gefangen gelegt als ein Aufrührer, als ein Beleidiger königlicher Majestät, und er mußte im Gefängniß bleiben, bis er mit Aufopferung seiner Habe sein Leben und seine Freiheit loskaufte.

Zuletzt wandten sich die Gedrückten haufenweise aller Orten her an den König selbst, der die Pflicht hatte, allen Bedrängten Hülfe und Recht widerfahren

zu lassen; aber Heinrich wies sie schimpflich zurück. Ihre Leiden, sagte er, seien die gerechte Strafe für ihre unrechtliche Weigerung des Zehntens, sie selbst nöthigen ihn, als Vertheidiger der Sache Gottes auf Erden mit bewaffneter Hand sie zu züchtigen, weil sie den Kirchengesetzen nicht freiwillig Folge leisten wollen.

Der König hatte die Absicht, die beiden Völker zur Empörung zu treiben, um dann bei Gelegenheit der Unterdrückung der Empörung ihre Freiheit für immer unterdrücken, ihren Adel ausrotten, die Bauern zu Leibeigenen machen, ihre Güter zur Krone ziehen zu können. Doch sprach er diesen Plan jetzt noch nicht aus, nur in hingeworfenen Reden gab er Andeutungen. Er hielt eine geheime Zusammenkunft mit seinem Verbündeten, dem Dänenkönig. Er kam mit demselben überein, ihm einen Theil Sachsens, das ganze Gebiet des Markgrafen Udo, abzutreten; dafür sollte der Däne den Plan Heinrichs mit den Waffen unterstützen, und zu gleicher Zeit, da er die Sachsen von einer Seite angriffe, von der andern den Krieg in ihre Lande tragen. Ja es wird behauptet, er habe auch andere den Sachsen benachbarte Fürsten und Völker zum Angriff auf ihre Grenzen aufgefordert.

Als er seinen Plan reif glaubte, sollte ein Hauptstreich ihn zur Ausführung bringen. Ein Zug gegen die Polen wurde von ihm zum Vorwand genommen, um ein mächtiges Heer zusammenzuziehen. Bei Hersfeld sollten die Fähnlein sich sammeln. Die Freude, die er zum Voraus über das Gelingen seines Planes in sich fühlte, und sein natürlicher Uebermuth ließen ihn seine Zunge nicht hüten und aller Klugheit vergessen. Er nahm ein ungewöhnlich herrisches Wesen an, entfernte auch die letzten Sachsen aus ihren Stellen und Aemtern, die noch welche hatten, und besetzte alle mit Franken und Schwaben; zugleich ließ er sich oft verlauten, alle Sachsen seien Knechte; ja er sandte an mehrere freie Sachsen seine Boten mit dem Verweis, warum sie ihm nicht als geborene Knechte die Knechtsdienste leisten und den Leibzins geben.

Hatte alles Frühere schon das Volk der Sachsen im Tiefsten erbittert, hatten sie aber, weil sie einzeln standen, aus Furcht die Bedrückungen ertragen, so erhob sich jetzt auf solche Reden, und auf die von den Dänen ihnen gewordene Kunde von dem Bündniß, das Heinrich mit Swen eingegangen hatte, ganz Sachsen wie ein Mann. In Allen war nur ein Entschluß, den sie sich gegenseitig mit Eidschwüren bekräftigten, lieber zu sterben als die von ihren Vätern ererbte Freiheit so schimpflich verloren zu geben. Die Häupter dieser Eidgenossenschaft waren Bucko, der Bischof von Halberstadt, Hermann, der Bruder des im vorigen Jahre verstorbenen Sachsenherzogs Ordulf, und der vorige Herzog von Baiern, Otto.

Gegen Anfang des Augusts 1073 sandten sie eine Gesandtschaft von Fürsten an den König, der gerade zu Goslar Hof hielt. Sie forderten: „der König solle seine Bergschlösser, den Ruin Sachsens, schleifen lassen,

den sächsischen Großen, welchen er ohne alle Rechtsform ihre Güter entzogen habe, nach dem Rechte ihres Volkes Genugthuung geben; das sächsische Land, worin er seit seiner Kindheit schon müßig und thatenlos residirt habe, von seinem Hofhalt befreien, und auch andere Theile des Reiches besuchen; seine schlechten Rathgeber, welche ihn und das Reich ins Verderben stürzen, von seinem Hof entfernen; die Reichsgeschäfte den Reichsfürsten, denen sie zustehen, überlassen, die Schaar seiner Beischläferinnen von sich thun und die Königin als sein ehelich Gemahl halten und lieben, auch allen andern Aergernissen, womit er in seiner frühen Jugend die Ehre des Königthums herabgewürdigt habe, jetzt bei reiferem Sinn und Alter entsagen. Dann werde er sie bereit finden, ihm in Allem zu dienen, so weit es freigeborenen Männern eines freien Reiches ihrem König zu dienen zukomme. Wo nicht, so seien sie Christen, und sie wollen sich nicht beflecken durch die Gemeinschaft mit einem Manne, der den christlichen Glauben durch so große Aergernisse verrathen habe. Gedächte er sie mit den Waffen zu zwingen, so fehle es auch ihnen weder an Waffen noch an Kriegskunde. Sie hätten ihm den Eid der Treue geschworen, aber unter der Bedingung, daß er zur Förderung, nicht zum Abbruch des christlichen Glaubens König sein wolle, daß er gerecht, daß er gesetzlich, daß er nach altem Herkommen regiere, daß er Jedem seinen Stand, seine Würde, dem ganzen Volk seine Gesetze und Rechte unangetastet und ungeschmälert bleiben lasse. Habe er zuerst alles Das nicht gehalten, so seien auch sie an diesen Eid nicht mehr gebunden, sondern sie würden in solchem Falle mit ihm als mit einem fremden Feind, einem Unterdrücker des Christenthums fortan in gerechtem Kriege sein, und für die Kirche Gottes, den christlichen Glauben und ihre Freiheit fechten.«

Der König beschied die Fürsten zur Antwort in seine Pfalz Werle, unweit Goslar. Sie erschienen, er aber ließ sie im Vorgemach warten und spielte ruhig Brett mit einem Höfling. Später ritt er heimlich nach Goslar zurück. Als die Fürsten bis zum Abend im Vorsaal gewartet hatten, trat endlich ein Kämmerer heraus und bemerkte ihnen mit Hohn, der König sei längst zur Stadt geritten. Heißen Zorns gingen die Fürsten zu den Ihrigen nach Haldensleben zurück. Alle schwuren, diesen Hohn thätlich zu rächen. An die Sechzigtausend zogen sie auf Goslar und lagerten sich nicht weit von der Stadt.

Fast besinnungslos flüchtete der König sich auf die zwei Meilen weit entfernte Harzburg mit den Reichsinsignien und einem Theil seines Schatzes, so viel er in der Eile mitnehmen konnte.

Sie besetzten alle Wege, welche von der Harzburg herabführten. Es lag ihnen Alles daran, dem König jede Möglichkeit abzuschneiden, zu entfliehen und den Kampf in andere Gegenden des Reiches zu spielen.

Der König wußte wohl, daß er, wenn er blieb, verloren war. Auf der nördlichen Absenkung des Harzgebirges erheben sich zwei Bergspitzen, die nur durch einen schmalen Erdrücken miteinander verbunden sind. Auf einer derselben, der niederen und kleineren, ragte die Harzburg mit ihren starken Mauern und Thürmen, mit ihren königlichen Gebäuden und einem schönen Kloster aus der Waldnacht hervor. Es führte nur ein regelmäßiger Weg hinauf, und auch der war schwer zugänglich. Alle Seiten des Berges waren mit dem dichtesten Wald überwachsen, der von da an viele Meilen weit in die Breite sich ausdehnte, bis an die Grenzen Thüringens. Darum konnten die Belagerer ohne viele Mühe jedes Herab- und Hinaufsteigen an dem Wege überwachen; doch leicht vermochte bei aller Hut Einer oder der Andere in den unabsehlichen Wald hinein sich durchzustehlen.

Der König berieth sich mit den Seinen hin und her und sandte abermals zu den Sachsen hinab, mit dem Erbieten, alle Anstöße, worüber sie klagen, beseitigen zu wollen. In der Freude, nun Alles, wie sie es wünschten, gehen zu sehen, erwarteten die Sachsenwachen sorglos das Ende der Unterhandlungen.

Während derselben ließ der König einpacken, sandte die Reichsinsignien und einen Theil seines Schatzes mit einigen Dienern in der Nacht voraus in den Wald und verließ dann selbst, als die Belagernden nichts weniger ahneten, mit einigen Vertrauten heimlich die Burg. Die, welche darin zurückblieben, hatten den Befehl, des folgenden Tages auf jede Art den Schein zu erhalten, als wäre der König noch anwesend, um die Feinde nicht auf den geringsten Verdacht seiner Flucht kommen zu lassen.

So wanderten sie durch die Wildniß des Waldgebirges, auf engverwachsenem, nur Wenigen bekanntem Pfade; ihren Führer machte ein Jäger, der diesen Pfad entdeckt hatte, als er auf der Jagd das Dickicht durchstreifte. Drei Tage irrten sie im Walde umher, fast ohne Nahrung. Am vierten erreichten sie, von Hunger, Schlaflosigkeit und dem langen Umirren aufs Aeußerste erschöpft, nachdem sie Tag und Nacht in jedem Wind- und Laubgeräusch die Annäherung eines Feindes befürchtet hatten, das befreundete Eschwege, wo sie sich stärkten, und am fünften Tage erst Hersfeld, den Sammelplatz des Aufgebots der süddeutschen und rheinischen Gaue.

Schon sammelten sich hier zahlreiche Fähnlein um den König. Der Tag war nicht mehr ferne, der zur Sammlung des Heeres angesetzt war. Viele andere Große waren auf dem Zuzug schon in der Nachbarschaft angelangt.

Zu Spießkapell, unweit Hersfeld, war das Heer beisammen. Da fiel der König den Fürsten zu Füßen, und flehte sie an um Gottes willen, "sie möchten sich seines Unglücks erbarmen; in der Beleidigung der königlichen Majestät sei nicht nur er, sondern es seien zugleich Alle beleidigt, welche ihn zum Könige erwählt haben, und welche ihn vor Frevlern schützen sollten.

Einige stimmten, man solle so, wie man gegen die Polen habe ziehen wollen, Augenblicks gegen die Sachsen ziehen. Andere riethen, die Sache nicht zu übereilen. Es bedürfe Zeit, zu Haus erst sich zu stärken, um auch für einen möglichen längeren Krieg aushalten zu können.

Diese Ansicht siegte; der König setzte die Woche nach Michaelis als die Zeit fest, da das Heer sich aufs Neue um ihn sammeln sollte, zu Breitenbach an der Fulda. Dann begab er sich an den Rhein; seine Boten, seine Freunde mußten durch das ganze südliche Deutschland ziehen, um die öffentliche Stimmung zu bearbeiten. Auch an die Thüringer schickte er, um sie von dem Bündniß mit den Sachsen abzuhalten. Die Antwort, die sie dem Könige gaben, war augenblicklicher Aufbruch zur Belagerung seiner Zwingburgen. Bald war eine Reihe dieser königlichen Burgen gefallen oder dem Falle nahe.

In seiner Noth bat der König die Erzbischöfe von Mainz und Köln, zwischen ihm und den Sachsen zu vermitteln. Dem Könige Swen hatten seine Ritter, die Dänen, erklärt, sie fechten nicht gegen die Sachsen. So war Heinrich auf sich selbst gewiesen.

Am 20. Oktober erschienen die Fürsten der Sachsen auf dem Reichstag zu Gerstungen, wo die Sache der Sachsen und des Königs entschieden werden sollte; 14,000 Krieger geleiteten sie. Von Seiten des Königs erschienen die Erzbischöfe von Mainz und Köln, die Bischöfe von Metz und Bamberg, die Herzoge Gozelo von Lothringen, Rudolf von Schwaben und Berthold von Kärnthen. Der König selbst kam nicht; er fürchtete, seine Person und Majestät möglichen Ungebühren des aufgereizten Volkes bloß zu stellen. Die Sachsen entwickelten im Einzelnen alle Unbilden, welche Personen und das ganze Volk von dem Könige erduldet haben, Thaten unerhört, und von denen man besser schwiege. Die Fürsten des Reiches, die im Namen des Königs gekommen waren, entsetzten sich über dem Ungeheuern solcher Verbrechen und meinten, nicht darum seien sie zu beschuldigen, daß sie für ihre Freiheit, für Weib und Kind die Waffen ergriffen, sondern darum, daß sie solche unerträgliche Schmach mit unmännlicher Geduld so lange ertragen haben.

Drei ganze Tage lang beriethen sich die Versammelten über die zu ergreifenden Maßregeln. Sie kamen zuletzt darüber überein, den König abzusetzen, und einen Würdigern und Tüchtigern an das Reich zu wählen. Doch beschlossen sie, dieses Uebereinkommen vorerst geheim zu halten. Die Versammelten hätten ohne Aufschub schon jetzt den Herzog Rudolf auf den Thron erhoben, hätte sich dieser nicht standhaft gesträubt und geschworen, er werde nie darein willigen, wenn nicht auf einer allgemeinen Reichsversammlung ein einstimmiger Beschluß ausspräche, daß er es thun könne, unbeschadet seines Eides und seiner Ehre.

Die Sachsen kehrten in Frieden in ihr Land, die andern Fürsten gingen nach Würzburg, um dem Könige mitzutheilen, was für ihn mittheilbar war. Doch bald bemerkte er, wie die rheinischen Fürsten von dem sächsischen Mißvergnügen angesteckt sich zeigten. Es wurde ihm unheimlich zu Würzburg; er wollte nach Regensburg sich wenden, in die bairischen Lande, zu Welf, dem er das Herzogthum gegeben hatte, und den er sich treu glaubte.

Als er unterwegs einige Tage zu Nürnberg verweilte, verdüsterte es sich noch mehr für ihn. Ein Ritter seines Hofes, Reginger, war seit lange als einer seiner Vertrautesten bekannt. Der trat nun plötzlich auf und zeugte wider ihn; es ist ungewiß, ob von Andern angestiftet, oder aus Rachsucht, denn er war seit Kurzem in Ungnade gefallen. Oeffentlich klagte er den König eines Mordanschlags wider die Herzoge Rudolf und Berthold an.

Zum Beweise dessen bezeichnete er ausdrücklich den Ort, nannte die Mitwisser und erkärte, wenn der König es läugnen wollte, sich bereit, mit ihm selbst, wenn die Gesetze dies zuließen, oder mit jedem Andern im Zweikampf das Urtheil Gottes Gericht anheim zu geben. Diese furchtbare Anklage machte ungeheuern Eindruck. Der Ankläger war ein Mann, angesehen am Königshofe, und in seinem Kreis im Rufe unbefleckter Ehrenhaftigkeit. Dazu kam, daß über den König schon lange das böse Gerücht umlief, wie er auch andern Fürsten nach dem Leben getrachtet, und mehrere seiner Diener wirklich meuchlings aus dem Wege geräumt habe.

Die beiden Herzoge ließen dem Könige sagen, da er selbst zuerst die Treue gebrochen habe, halten sie sich an ihren Eid der Treue nicht mehr gebunden; während sie für seine Rettung unterhandelten, habe er ihnen nach dem Leben getrachtet. Darum, wenn er sich von dem Vorwurf nicht reinige, dürfe er von ihnen nichts mehr hoffen, weder Treue im Glück, noch Hülfe im Unglück.

Aufs Tiefste verletzt klagte der König öffentlich vor dem Volke über Herzog Rudolfs Unverschämtheit, der, um sich Bahn zum Throne zu machen, durch falschen Verdacht und künstlich erdichtete Gerüchte ihn angreife, weil er ihm ein wahres Verbrechen nicht aufbürden könne.

Der König begab sich nach Regensburg. Von Fürsten war bei ihm nur der Herzog Welf und die Bischöfe Gebhard von Salzburg und Otto von Regensburg. „Er ging dahin,“ sagt Lambert, der edle Zeitgenosse, „Allen verhaßt, Allen verdächtig, auch seinerseits fast keinem Menschen mehr vertrauend, da auch die, mit welchen er die Bande innigster Vertraulichkeit geknüpft hatte, bei der ersten Wetterwolke, die sich über ihm schwärzte, von ihm abwichen.“

Der Erzbischof von Mainz berief die Fürsten des ganzen Reiches in seine Stadt, um durch gemeinsamen Beschluß den Herzog R u d o l f auf den T h r o n zu erheben.

Als den König Alles verließ oder verrieth, Höflinge, Fürsten, Grafen und Edle, da stärkte ihn die Treue des Volkes, des Bürgers und des Bauern; die Bürger von Worms voran.

Als Heinrich der Stadt sich näherte, zogen ihm die Bürger gerüstet und gewaffnet entgegen, damit er sie sehe, ihre Zahl, ihre kriegerische Rüstung, ihre streitbare Jugend, und daraus abnehme, welche Hoffnung in seiner schwierigen Lage er auf sie setzen dürfe. Mit Freude boten sie ihm ihre Arme, ihre Dienste an, sie schworen ihm zu, sie boten ihm Einer um den Andern Beiträge aus ihrem Vermögen zur Führung des Krieges, und riefen Alle, so lange sie leben, für die Ehre ihres Königs freudig fechten zu wollen.

Der König, inmitten so treuer Bürger, beschloß, in Worms sich zu setzen. Denn stark war die Zahl ihrer Bürger, uneinnehmbar der Gurt ihrer Ringmauern; reichlich lieferte das umliegende Land alle Lebensmittel. Zum Zeichen seines Dankes stellte er den Bürgern von Worms eine Urkunde aus, worin er ihre Treue anerkannte und ihnen Zollfreiheit in sechs königlichen Städten verlieh.

Nachdem Heinrich noch Monate lang Zögerungen, Winkelzüge, Täuschungen und Ränke aller Art versucht hatte, zwangen ihn die Reichsfürsten, die Friedensbedingungen der Sachsen anzunehmen. Er willigte auch darein, den Herzog Otto, der sein Herzogthum Baiern zurückforderte, binnen Jahresfrist, so, wie es die Fürsten entscheiden würden, zu befriedigen, seine Burgen aber alle, ohne Aufschub schleifen zu lassen, doch unter der Bedingung, daß die Sachsen und Thüringer auch ihre Burgen, welche sie unter seiner Regierung gebaut hätten, gleichfalls abbrächen. Sonst sollte es bei allen Vertragspunkten bleiben, wie sie zu Gerstungen festgesetzt worden seien.

Und er mußte sogleich daran, das Versprechen zu erfüllen, die Sachsen gestatteten ihm keinen Aufschub mehr. Nach allen Seiten mußten Boten mit dem Zerstörungsbefehl abgehen, und Volkerode, Spatenberg und die andern in Frage stehenden Burgen sanken schnell in Schutt und Asche.

Seinen Lieblingssitz, seine schöne Harzburg, glaubte er durch List retten zu können. Er gab geheimen Befehl, nur die Brustwehren abzuwerfen, und auch diese nur langsam, mit scheinbarem Eifer; inzwischen, glaubte er, werde das Volk, zufrieden, daß es das Zerstörungswerk begonnen sehe, sich verlaufen, dann sollte mit der Zerstörung aufgehört, ja das Zerstörte sogleich wieder hergestellt werden. Aber er irrte sich. Das Volk, das zu viel von ihr aus gelitten hatte, blieb, bis alle Ringmauern und Werke so weit abgeworfen waren, daß der Ort nicht mehr fest und unzugänglich war. Nur die innere Burg mit ihren Gebäuden blieb ganz unversehrt, weil hier die Kirche stand und ein Kloster, das eine Congregation von Stiftsherren aufnehmen sollte.

Von Goslar, sonst seiner Residenz, hinweg, hinweg von dem Lande, wo seine Plane und seine Burgen in Schutt lagen, ging der König an den Rhein, und weilte die ganze Fastenzeit über in Worms, in seiner treuen Bürger Mitte.

Es dauerte nicht lange, und der König glaubte sich wieder mächtig genug, an den Sachsen sich zu rächen. Aus einem Unfug einiger unter der Harzburg geschehener Bauern machte er einen Friedensbruch der Nation, so streng auch die Fürsten jenen Unfug bestraft hatten, und so bereit sie jede Genugthuung anboten. Heimlich besprach er sich mit den Oberdeutschen wegen der Erneuerung des Sachsenkrieges. Er schenkte, er versprach, keiner war so klein, daß er ihn nicht zu gewinnen und sich ihm zu verbinden gesucht hätte. Am meisten wirkte eine Zusage. Insgeheim schwor er Jedem einzeln zu, gewinne er mit ihrer Hülfe Sachsen und Thüringen wieder, so werde er beide Provinzen ihnen zur Theilung unter sich und zu ewigem rechtlichem Besitz überlassen. Viele gelobten ihm ihre Hülfe zu der neuen Heerfahrt.

Aber nicht bloß Freunde, auch Geld, das seinem Schatze so sehr gebrach, führte das Glück ihm zu.

Zu Anfang des Jahres 1075 erschien ein russischer Fürst an seinem Hofe zu Mainz. In Rußland war nach dem Tode des großen Jaroslav das weite Reich unter seine Söhne vertheilt. Einer derselben, Isäslav, der in der Taufe den Namen Demetrius empfing, herrschte in Kiew. Sein Bruder Swätoslav, Fürst in Tschernigow, vertrieb ihn aus seinem Fürstenthum, und er flüchtete sich nun an den Hof Heinrichs, um dessen Hülfe wider seinen Bruder anzurufen. Der Flüchtling brachte unschätzbare Kostbarkeiten an goldenen und silbernen Gefäßen, Prachtgewanden und Kleinodien mit, und beschenkte damit den König. Dieser schickte sogleich den Probst Burkard von Trier, dessen Schwester dem Fürsten Swätoslav vermählt war, an den letztern, um ihn durch die Drohung eines Krieges zur Rückgabe des geraubten Fürstenthums zu bestimmen.

Einen Theil der sächsischen Herren führte die Besorgniß für ihre außerhalb Sachsen liegenden Besitzungen auf seine Seite, viele sächsischen Dienstleute gewann er durch die selten fehlschlagenden Mittel. Ja, er suchte die Könige von Dänemark, England und Frankreich, und seinen Oheim, den Herzog Wilhelm von Aquitanien, also fremde Waffen, wider die Sachsen zum Krieg zu bewegen.

Ein ganzes Jahr lang hatte er vor den Sachsen seine Racheplane zu verbergen gewußt, länger vermochte er es nicht.

Heinrich verlangte, als Preis seiner Gnade, von ihnen unbedingte Unterwerfung, und als sie diese verweigerten, und auf ihre Unschuld und rechtliche Untersuchung sich beriefen; als zuletzt gegen Ostern 1075 einige

Sachsenfürsten sich aufmachten, den König zu Worms, wo er sich aufhielt, zu begrüßen, schickte er ihnen Boten entgegen, mit der Weisung, schleunigst umzukehren, denn ihre Erscheinung am Königshofe würde nicht ungestraft bleiben.

An der Unstrut überfallen, ließen die Sachsen und Thüringer 8000 todt auf der Wahlstatt; aber es waren auch mehr als 5000 auf Seiten des Königs gefallen; auf der Letztern Seite mehr Edle, auf Seiten der Sachsen mehr gemeine Krieger; und weil dort unter den Gefallenen Feldherren und bedeutende Helden waren, so war der Verlust der Sieger größer als der der Besiegten.

Schon hörte man lautes Murren unter den schwäbischen und bairischen Rittern, daß sie, sich selbst zum größten Schaden, und ohne Nutzen für das Reich, ihre Hände mit dem Blute des unschuldigen gemeinen Volkes befleckt haben. Der König brach vom Schlachtfelde auf, und mit Feuer und Schwert in die sächsischen Grenzen ein. Die sächsischen Bauern hatten sich in die Wälder und hinter ihre Sümpfe, die Fürsten und Herren in ihre Festen und Burgen geflüchtet; aber der Tag und Nacht flammengeröthete Himmel verkündete ihnen den Untergang ihrer Städte, Dörfer und Höfe. Die wilden böhmischen Horden schändeten gefangene Frauen und Jungfrauen auf den Altären und verbrannten sie mit den Kirchen. Steigender Mangel, den sie muthwillig selbst verschuldet, zwang die Königlichen jetzt, den sächsischen Boden zu verlassen.

Die Reichsfürsten, welche vom Könige Vollmacht dazu erhielten, verpfändeten den Sachsen ihr Fürstenwort, daß ihnen auch nicht das geringste Böse widerfahren solle, wenn sie sich freiwillig unterwerfen. Der König habe eidlich geschworen, er werde gegen die Sachsen nichts thun, ohne Einwilligung der Fürsten. Noch trauten die Sachsen dem Worte des Königs nicht. Da schwuren Herzog Gozelo und die andern Fürsten ihnen feierlich zu, sie werden, unterwürfen sie sich, weder an Leben und Freiheit, noch an Lehen, Gütern und anderem Vermögen den geringsten Schaden leiden. Die Sachsenfürsten sahen zu einer neuen Schlacht sich zu schwach, das Volk des Kampfes überdrüssig; so schwer es ihnen fiel, sie mußten in die Unterwerfung willigen.

Kaum hatte der König die Fürsten in seiner Gewalt, als er alle Zusagen brach, sein eigenes feierliches Wort, das auf seine Vollmacht hin verpfändete, mit Eidschwur bekräftigte Wort der Reichsfürsten brach, und die sächsischen und thüringischen Herren, statt ihnen Freiheit und Alles zurückzugeben, nach Franken, Schwaben und Baiern, nach Italien und Burgund gefangen wegführen ließ, ihre Lehen aber an seine Ritter vertheilte. Und damit das Volk nicht nach seinem Abzug eine neue Bewegung wage, ließ er schnell die Asseburg und alle andern Festen, wieder herstellen, und

legte starke Besatzungen hinein. Am 10. November 1075 war er schon wieder in Worms, voll stolzer Freude über das, was ihm gelungen war; unbekümmert darum, wie er seinen Zweck erreicht hatte. Aber mitten im Uebermuthe seines Glückes warf ihn ein Sturm darnieder, von einer Seite her, von wo er nichts fürchtete, vom päbstlichen Stuhl.

Inzwischen nämlich war Hildebrand selbst Pabst geworden. Schon darin, daß Hildebrand als Pabst sich Gregor VII. nannte und gewissermaßen seinen Lehrer und Freund, den abgesetzten Gregor VI. als rechtmäßig anerkannte, gab er einen Fingerzeig, wie er über das Pabstthum dem deutschen Königthum gegenüber denke. Doch zunächst setzte er sich in Italien fest; die Normannenfürsten Landolf von Benevent und Richard von Capua leisteten ihm den Vasalleneid; seine Hauptstütze aber wurde die mächtigste Fürstin von Italien, die Markgräfin Mathilde von Toskana.

Mathilde war eine hochsinnige, im Umgang mit wissenschaftlichen Männern fein gebildete, kühne Frau, geziert mit allen Tugenden des Weibes und der Fürstin. Einzig überlebende Tochter des reichen Markgrafen Bonifacius von Toskana, und der Beatrix, der Erbtochter Friedrichs II., Herzogs von Oberlothringen, hatte sie über Parma, Mantua, Modena, Reggio, Piacenza, Verona, die meisten Städte Toskana's und reiche Erbgüter in Lothringen zu gebieten. Frühe vermählt mit ihrem Stiefbruder, Gozelo dem Buckligen, dem Herzog von Niederlothringen, lebte sie in Italien, er in Deutschland, sie auf Seiten des Pabstes, er auf Seiten des Königs. Mehr als einer der Regenten ihrer Zeit, regierte sie selbst ihre Lande. Als sie mit Hildebrand zusammentraf, unterlag sie zum erstenmale; seinem übermächtigen Geiste ergab sich die hohe, stolze Frau; er beherrschte sie ganz.

Jetzt ging er weiter auf seiner Bahn zur Gewinnung der Weltherrschaft, wiewohl vorsichtig bei aller Kühnheit, nur Schritt für Schritt. Bei Mathilden ging Gregor zuerst offen mit seiner Gesinnung gegen den deutschen König heraus. Er wolle, schrieb er ihr im Jahre 1073, fromme Männer an Heinrich schicken, welche versuchen sollten, ihn zur Liebe gegen die römische Kirche zurückzuführen, und ihn den Weg zu lehren, auf welchem er die Kaiserkrone erlangen könne; gehorche der König nicht, so werde der Pabst ihm nicht nachgeben, sondern auf Leben und Tod mit ihm kämpfen.

Es lag auch in der natürlichen Stellung Beider, daß über kurz oder lang das Letztere eintreten mußte. Der Pabst wollte Herr der Welt werden, der König fühlte sich als Herrn der Welt; der Letztere hatte ein ererbtes Recht dazu, der Erstere nahm das Recht für sich in Anspruch, nicht als ein neues, sondern auch als ein altes, das nur die Ungunst der Zeiten und die Sorglosigkeit einiger Vorfahren auf dem päbstlichen Stuhl

inzwischen habe beruhen lassen. Der König führte den Zusammenstoß durch sein unerhörtes Benehmen gegen die Sachsen selbst herbei.

Die Verwicklung Heinrichs mit den Sachsen in den ersten zwei Jahren seines Pabstthums benützte Gregor zu zwei großen Schritten, um die Kirche von aller weltlichen Macht ganz frei und unabhängig zu machen, nicht das Pabstthum allein, sondern die Geistlichkeit überhaupt; im März 1074 setzte er auf einer großen Kirchenversammlung den Beschluß durch, daß fortan den Geistlichen ohne Ausnahme die Ehe verboten sein sollte, und bald darauf verkündete er durch seine Synode ein zweites Gesetz: daß die Strafe des Bannes jeden Geistlichen treffen sollte, welcher von einem Laien ein Amt erkaufen oder die Belehnung mit demselben durch die bisher herkömmliche Uebergabe des Stabs und Ringes empfangen würde. Durch das erste Gesetz wollte er alle Geistlichen von allem Zusammenhang mit weltlichen Verhältnissen losreißen und ganz zu Werkzeugen der Kirche machen; durch das zweite Gesetz zunächst dem deutschen Könige, dem Kaiser, die Ernennung zu den geistlichen Aemtern überhaupt entwinden, und für sich und den römischen Stuhl das Gleiche erreichen.

Diesen beispiellosen Angriff auf ein altes Recht des Königs, das einen Haupttheil der königlichen Macht in sich schloß, that der staatskluge Gregor eben zu der Zeit, da Heinrich sich aufs Neue die größten Blößen gab. Nach der Zerstörung der Harzburg hatte Heinrich den Pabst gegen die ihm feindlichen Sachsen angerufen, und that so selbst den ersten Schritt, den Pabst in die deutschen Angelegenheiten hereinzuziehen. Gregor hatte auch darauf durch Gesandte und die Kaiserin Agnes zwischen den Sachsen und dem Könige zu vermitteln gesucht. Nach dem Sieg an der Unstrut aber glaubte Heinrich den Pabst, weil er seiner nicht mehr bedürfe, auch nicht mehr fürchten und schonen zu dürfen, und brach alle geheimen Unterhandlungen mit ihm ab.

An seinem Hofe lebte er wieder das alte nicht preiswürdige Leben, gab das Bisthum Bamberg an den schlimmsten seiner Vertrauten, den Probst Rupert von Goslar, auf dem die Flüche des Volkes ruhten; auch die Abteien Fulda und Lorsch, das Erzbisthum Mailand, die Bisthümer Spoleto und Fermo besetzte er ganz nach Willkür und Laune, wiewohl ohne Eigennutz; seine gebannten Räthe behielt er nach wie vor um sich, und trug sich voll Zuversicht mit dem Gedanken an eine Römerfahrt und die Kaiserkrone: als Gregor eine richterliche Ladung nach Rom an den König ergehen ließ.

Es war eine Vorladung nach Rom auf den Montag der zweiten Fastenwoche, zum Verhör über die ihm vorgeworfenen Verbrechen, worunter namentlich auch die Gefangenhaltung der sächsischen Bischöfe war,

unter Androhung des Kirchenbanns, der, wenn er nicht erschiene, an demselben Tag über ihn ausgesprochen werden sollte.

Heinrichs Vater hatte mit freier Willkür Päbste ein- und abgesetzt: jetzt bot ihm, dem Sohne, ein Pabst in seinem Schreiben die Auflage einer kirchlichen Buße, die Mahnung an Sauls Schicksal, eine richterliche Vorladung zum Verhör nach Rom, und die Bedrohung mit dem Bannstrahl. Mit Verachtung wies der König Augenblicks die Gesandten von seiner Hofstatt weg, und rief durch Eilboten die ganze hohe Geistlichkeit auf den 24. Januar 1076 zur Versammlung nach Worms: der Pabst sollte abgesetzt werden, das stand bei ihm fest.

Es hatten zu viele Prälaten ihre Stellen gekauft, es waren zu viele zu unangenehm von den strengen Dekreten Gregors berührt, zu sehr dabei betheiligt, als daß die Versammlung nicht hätte zahlreich werden sollen. Viele weltliche Fürsten, alle Getreuen des Königs, und bis auf wenige alle Prälaten erschienen zu Worms; auch der römische Cardinal Hugo Blankus, der ein persönlicher Feind Gregors und von ihm gebannt war. Dieser gab sich für den Bevollmächtigten des Cardinalcollegiums und des römischen Senats und Volkes aus, und klagte Gregor eines unwürdigen Jugendlebens, der Bestechung und Gewalt, durch die er zum päbstlichen Stuhle gelangt sei, der Zauberei, der Grausamkeit und wüster Unzucht an, und beantragte seine Absetzung. So lächerlich diese Erdichtungen waren, so sprach die Versammlung auf diese hin dennoch seine Absetzung aus. Nur zwei, die Bischöfe von Würzburg und Metz, sprachen dagegen, daß man überhaupt Jemand abwesend, ohne Verhör, ohne Zeugen, ohne Beweis verdamme, geschweige einen Pabst; aber da fast alle schon unterschrieben hatten — denn der König ließ Jeden einzeln unterschreiben — so wichen auch sie zuletzt aus Furcht für ihr Leben. Bischof Hezil von Hildesheim glaubte sich dadurch zu salviren, daß er an seine Unterschrift ein verneinendes Merkzeichen anhing.

Heinrich kündigte die Entscheidung der Wormser Versammlung dem Pabste mit den Eingangsworten an: „Heinrich, nicht durch Anmaßung, sondern durch Gottes Einsetzung König, an Hildebrand, nicht mehr den Pabst, sondern den falschen Mönch.“ Und schloß mit den Worten: „Du, durch Pauli, des Apostels, und aller Bischöfe Fluch und unser Urtheil verdammt, steige herab, verlaß den eingenommenen päbstlichen Stuhl, ihn besteige ein Anderer; ich, Heinrich von Gottes Gnaden, mit allen unsern Bischöfen sage Dir: steige herab!“

Mit vielen Briefen und vielem Geld eilten die Freunde des Königs nach Oberitalien. Die lombardischen Prälaten waren Gregor noch mehr feind, als die deutschen; denn sie hatten alle ihre Würden gekauft und selbst mit Aemtern gehandelt. Zu Piacenza traten sie der Wormser Ent-

scheidung bei, und mit der doppelten Absetzungsformel, der Deutschen und der Italiener, wurde Roland, ein Priester von Parma, nach Rom geschickt.

Keck trat dieser vor die versammelte Geistlichkeit, und sprach das Absetzungsurtheil aus. Greift ihn! rief aufspringend der Bischof von Porto. Die anwesenden römischen Ritter zückten ihre Schwerter. Roland wäre im Nu in Stücke gehauen worden, hätte ihn nicht Gregor mit seinem eigenen Leibe gedeckt.

Jetzt glaubte Gregor nicht mehr schonen, nicht mehr schwanken zu dürfen: rückwärts konnte er nicht, er mußte vorwärts oder selbst und mit ihm seine Idee, die ihm mehr galt, als das Leben, untergehen. Er hatte eben zur gewöhnlichen Ostersynode hundert und zehn Erzbischöfe, Bischöfe und Aebte, die Ritterschaft und das Volk von Rom versammelt, vor ihnen bannte er den Erzbischof Siegfried von Mainz, der zu Worms die Versammlung geleitet hatte, suspendirte alle Prälaten, die unterschrieben hatten und dabei beharrten, den Andern setzte er eine Frist zur Rechtfertigung; ebenso verfuhr er gegen die Prälaten in der Lombardei und in Burgund. Dann sprach er, nach einer scharfen, die Lage der Dinge beleuchtenden Einleitung: „Jetzt ist es Zeit, das Schwert der Rache zu entblößen, den Feind Gottes und der Kirche zu schlagen, daß sein Haupt falle, das sich gegen die Grundfesten der Kirche erhoben hat.“

Die Versammlung antwortete verabredetermaßen aus einem Munde: „Sprich, heiliger Vater, das Urtheil über den Tyrannen, den Abtrünnigen, wir sind bereit, gern zu sterben, eher als daß es scheine, als verließen wir den Pfad der Väter.“

Von allen Seiten hörte man den Zuruf: Heinrich müsse des Reichs entsetzt, über ihn und alle seine Anhänger der Fluch der Kirche ausgesprochen werden.

Sie selbst war Augen- und Ohrenzeuge dieses Sturmes, der über ihr Kind losbrach, die Mutter Heinrichs, die Kaiserin Agnes; sie saß unter denen, die ihn verfluchen wollten; sie hörte es und schwieg, sie hatte sich ganz von ihm losgesagt.

Vor ihren Augen, ihr zur Seite, erhob sich Gregor, rief die Apostel Petrus und Paulus und die heilige Mutter Gottes zu Zeugen an, daß er wider Willen, auf rechtlichem Wege, und nicht um weltliche Ehre den apostolischen Stuhl eingenommen habe, und sprach dann mit gehobener Stimme: „Kraft der Macht, die ich von dir, heiliger Petrus, zur Ehre und Vertheidigung deiner Kirche habe, untersage ich dem Könige Heinrich, dem Sohne Kaiser Heinrichs, weil er mit unerhörtem Stolze gegen deine Kirche sich erhoben hat, die Regierung des ganzen Reiches, Deutschlands und Italiens, und entbinde alle Christen von dem Eide, den sie ihm ge-

schworen haben und schwören werden; verbiete Jedermann, ihm als König zu gehorchen, und weil er ungehorsam gegen die Kirche, mit Gebannten im Umgang, sich von der Kirche trennt, indem er sie zu spalten sucht, binde ich ihn mit deinem Fluche, auf daß alle Völker es wissen, und wahr finden das Wort: Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich bauen meine Gemeinde, und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen, und ich will dir des Himmelreichs Schlüssel geben; Alles, was du auf Erden binden wirst, soll auch im Himmel gebunden sein, und Alles, was du auf Erden lösen wirst, soll auch im Himmel los sein (Matth. 16, 8.)!"

Kaum war das Urtheil gesprochen, so trugen es eilende Boten in begleitenden Schreiben nach allen Seiten der christlichen Welt hin.

Mit jenem Leichtsinn, der seiner Jugend eigen war, mit jener unnachdenkenden Selbstzufriedenheit, die bei so vielen seiner politischen Handlungen ihm verderblich war, hatte sich König Heinrich von Worms nach Goslar begeben, ganz so, als betrachtete er die Angelegenheit mit dem römischen Stuhle als eine abgemachte Sache, und den Pabst wie seine Anmaßungen beseitigt. Im Gefühle, jetzt nichts mehr zu fürchten zu haben, ließ er seiner Rache gegen die Sachsen freien Lauf. Die Fürsten derselben, die noch immer in seiner Haft waren, ließ er in die entferntesten Theile des Reiches wegführen, ihre Güter von seinen Günstlingen ausplündern und unter sich theilen, die, welche sich ihm noch nicht ergeben hatten, wurden mit Verwüstung ihrer Besitzungen dazu genöthigt, oder mußten sie landflüchtig werden, und das Ihre in des Königs Gewalt lassen. In Kurzem standen alle Zwingburgen wieder aufgebaut: alle Sachsen mußten dabei frohnen. Ja auf jede Höhe, auf jede Bergspitze, die dazu geeignet schien, baute er zu den vielen früheren noch neue. In die Festen und Schlösser der sächsischen Herren, die sich ihm ergeben hatten, legte er seine Besatzungen hinein. Die Plackerei, das Elend, was jetzt über Sachsen und Thüringen kam, war größer, als je zuvor.

Im Begriffe, aus Sachsen hinweg an den Niederrhein sich zu begeben, übertrug er noch das Erzbisthum Köln an Hildolf. Nur drei Mitglieder der Kölner Geistlichkeit, wenige Vasallen waren zugegen. Auch diese durften nur ihre Beistimmung geben, und um allem Weiteren vorzubeugen, ging er unmittelbar darauf selbst mit Hildolf nach Köln, um ihn weihen zu lassen. Um desto gewisser und schneller einen zur Weihe bereit zu haben, versprach er dem Bischof Wilhelm von Utrecht das Bisthum Paderborn für seinen Neffen; und dieser vollzog auch die Weihe. Zu Utrecht gab er das Herzogthum Niederlothringen, da Gozelo kurz zuvor durch Meuchelmord auf Anstiften Roberts von Flandern umkam, an seinen dreijährigen Sohn Conrad, die Mark Antwerpen an Gozelo's Neffen, den nachmals so berühmt gewordenen Gottfried von Bouillon.

Hier, mitten in seinen Festlichkeiten und Fortschritten, erfuhr er durch seine zurückkehrenden Abgesandten, daß Gregor und die Kirchenversammlung seine Absetzung und den Bann gegen ihn ausgesprochen haben. Sogleich ließ er durch den Bischof Wilhelm auch gegen Gregor den Bann aussprechen. Zu Pavia wiederholten die lombardischen Bischöfe den Bannfluch, den der König über Gregor hatte aussprechen lassen. Noch immer sah Heinrich das Gewitter nicht, das über seinem Haupte von Rom her zusammenzog; noch immer ahnte er nicht, daß der Boden, auf dem er stand, von Feuer unterzogen war, das immer weiter fraß.

Längst war Gregor mit den Herzogen von Schwaben, Baiern und Kärnthen in Verbindung getreten, und diese, die Bischöfe Adalbert von Würzburg und Hermann von Metz, und viele andere Fürsten des Reiches hielten bereits Zusammenkünfte und Berathungen über etwa nöthige Maßregeln. Es bildete sich eine mächtige Partei wider den König, die mit jedem Tage wuchs, je mehr immer neue Boten aus Italien die Absetzung und die Bannung Heinrichs durch die römische Kirchenversammlung bestätigten. Jede Leidenschaft barg sich jetzt unter dem Mantel der Religion, und ganz Deutschland parteite sich für den Pabst oder für den König, nicht bloß Völker und Provinzen, sondern kleine Klöster, Gemeinden, Familien zerriß die Spaltung in Kirchliche und Königliche. In dieser allgemeinen Aufregung ließen die verbündeten Fürsten die sächsischen Großen, welche in ihren Provinzen in Haft waren, frei nach Sachsen zurückkehren. In Sachsen selbst war bereits das Volk in Bewegung, theilweise in offenem Kriege wider Heinrich, den Abgesetzten, den Gebannten; die Burgen wurden theils erstürmt, theils ergaben sie sich; den Besatzungen wurde ihr Raub abgenommen; sie mußten schwören, nie mehr den Boden Sachsens feindlich zu betreten, dann wurden sie ungefährdet entlassen. Die Sachsen wollten die wieder gewonnene Freiheit nicht mit ihrem Blute beflecken. Alle Freunde des Königs, auch Alle, welche nicht offen der Nationalsache beitreten wollten, wurden aus den Grenzen vertrieben.

Die Botschaften von den Vorgängen in Sachsen, von den Umtrieben der süddeutschen Fürsten rissen den König zwischen Zorn und Furcht hin und her. Er dachte daran, das Volk der Sachsen durch neue Versprechungen zu gewinnen; noch einmal und immer wieder glaubte er durch seine Kunst der Täuschung Glück zu machen; aber er fand unter den Reichsfürsten diesmal Niemand mehr, der sein Bevollmächtigter und sein Bürge bei den Sachsen werden wollte.

Zu Tribur aber war ein Fürstentag, der fast von allen Großen des südlichen und nördlichen Deutschlands besucht war; es lag nichts Geringeres im Plane, als die Absetzung Heinrichs und die Wahl eines neuen Königs. Herzog Rudolf und Otto von Nordheim, beide trachteten

im Stillen nach der Krone, beide waren aber jetzt einig gegen den gemeinsamen Feind, den König, und zu dem gemeinsamen Zweck, zu seiner Entthronung. Auch Gesandte des Pabstes waren anwesend. Zuerst kam Otto mit Welf dahin überein, daß der neuerwählte König über ihre beiderseitigen Ansprüche an das Herzogthum Baiern entscheiden sollte; dann handelte die Versammlung über die Bannung Heinrichs, über ihre Rechtmäßigkeit und gesetzliche Form. Viele, selbst geistliche Fürsten bezweifelten das eine wie das andere. Der Pabst aber ließ erklären, das Recht, Könige zu bannen und abzusetzen, habe der Pabst allerdings. Die päbstliche Gewalt, als eine geistige, stehe höher als die königliche, welche eine bloß weltliche sei; die erste verhalte sich zur letztern wie Gold zu Blei. Als Christus zu Petrus gesagt habe: »weide meine Schafe« und hinwiederum: »ich will dir des Himmelreichs Schlüssel geben; Alles, was du auf Erden binden wirst, soll auch im Himmel gebunden sein, und Alles, was du auf Erden lösen wirst, soll auch im Himmel los sein:« da habe er die Könige nicht ausgenommen. Er sei aber bereit, den Bann des Königs zu lösen, wenn er in Demuth darum nachsuche und Buße thue.

Die Versammlung entschied sich für die Rechtmäßigkeit der Bannung Heinrichs; und nachdem auch die dem Letztern noch treu ergebenen Bischöfe sich mit der Kirche ausgesöhnt hatten, schritt sie zur Berathung der Thronangelegenheit. Alle Mißstände in der Regierung Heinrichs wurden mit den grellsten Farben wieder aufgefrischt; ein entsetzliches Gemälde von der Lage des Reiches und den Sünden des Königs und seiner Räthe. Schon in den siebenten Tag waren die Fürsten beisammen.

Heinrich hatte seine Anhänger, Tribur gegenüber, zu Oppenheim zusammengezogen, nur der Rhein trennte ihn und die Fürsten. Er war ganz kleinmüthig geworden. Er schickte einen Unterhändler nach dem andern an sie hinüber, um dem Aeußersten, seiner Entthronung, vorzubeugen. Er versprach Abstellung aller Beschwerden, er gelobte alle bisherigen Unbilden durch lauter Gutes vergessen zu machen, keine Reichsangelegenheit ohne den Rath der Fürsten auszuführen, ja zuletzt von selbst seinem Regierungsrecht zu entsagen und das Reichsregiment in die Hände der Fürsten niederzulegen, wenn sie ihm nur den königlichen Namen und die äußeren Zeichen der königlichen Würde lassen wollten. Da er kein Vertrauen in seine Worte voraussetzte, weil sie schon oft durch prächtige Verheißungen getäuscht waren, so erbot er sich zu jedem Eid und jeder Bürgschaft für die Unverbrüchlichkeit seiner guten Gesinnung.

Die Fürsten antworteten, es bleibe ihm keine Bürgschaft übrig für seine Treue, er habe schon zu oft die heiligsten Verpflichtungen auf sich genommen, sich zu bessern, und gleich darauf alle Bande und Bürgschaften wie Spinnengewebe zerrissen; sie haben Alles getragen, so lange es sich

nur um Weltliches gehandelt habe; jetzt aber, da er durch den Bannfluch des Pabstes aus der Kirche ausgeschlossen sei, können sie ohne Gefahr ihres Seelenheils keine Gemeinschaft mehr mit ihm haben; und da der Pabst sie ihres Eides entbunden habe, wäre es die größte Thorheit, die vom Himmel selbst gebotene Gelegenheit zu ihrer Erlösung von so vielen Uebeln nicht mit beiden Händen zu ergreifen. Darum werden sie, statt ihren Hals seinem Schwerte wieder bloß zu stellen, einen Mann an ihre Spitze wählen, der sie führe und ihnen vorfechte im Kampfe Gottes, wo es gelte, jeden menschlichen Hochmuth zu stürzen, der sich gegen Gott und Kirche auflehne.

Heinrich schickte wieder und wieder herüber, er verschmähte keine Bitte und kein Flehen. Umsonst. Sie waren nicht zu gewinnen. Ein Theil der Fürsten drang auf alsbaldige Wahl eines neuen Königs, und wollte auf den Fahrzeugen, die der Erzbischof von Mainz herbeigeschafft hatte, am folgenden Morgen über den Rhein setzen und den König mit den Waffen angreifen. Heinrich selbst rüstete sich, mit den ihm treu gebliebenen Tapfern, seine Feinde sogleich bei der Landung anzufallen. Das Terrain war ihm günstig, er hatte das höhere Rheinufer, das linke, für sich, sie mußten von einem flachen auf ein hohes Ufer übergehen, was im Angesichte eines Feindes immer gefährlich war. Indessen vermittelten seine Freunde in der Fürstenversammlung einen neuen Beschluß. Ungeachtet, ließen sie dem Könige sagen, er zu keiner Zeit auf Recht und Gesetz gehalten habe, so wollen sie doch im gesetzlichen Wege verfahren, und so sonnenklar seine Mißhandlungen seien, so wollen sie doch die ganze Sache der Entscheidung des Pabstes überlassen. Diesen wollen sie bitten, auf Mariä Reinigung künftigen Jahres nach Augsburg zu kommen, und dort in allgemeiner Reichsversammlung, nach Anhörung beider Parteien, den König für schuldig oder unschuldig zu erklären. Erhalte aber der König bis auf Mariä Reinigung (2. Februar 1077) durch eigene Schuld nicht Lossprechung vom Banne, so solle seine Sache für immer verloren und er aller gesetzlichen Ansprüche an die Krone verlustig sein, nach altem Herkommen, das nicht gestatte, daß Einer, der ein Jahr lang aus der Gemeinschaft der Kirche ausgeschlossen gewesen sei, fortan noch König der Deutschen bleibe. Ob der König diesen Vorschlag dankbar annehmen und sich in Allem dem Pabste unterwerfen wolle, das wollen sie daran sehen, daß er sogleich alle seine gebannten Freunde aus seiner Nähe entferne, sein Heer entlasse, sich mit wenigen, von den Fürsten als unschädlich bezeichneten Dienern nach Speier zurückziehe, und dort ganz als Privatmann lebe, ohne eine Kirche zu betreten, ohne sich die Vornahme eines Reichsgeschäfts oder die Anlegung irgend einer königlichen Auszeichnung zu erlauben, bis zum Tage der Entscheidung. Zugleich müsse er seinen Waffenplatz Worms räumen, die Stadt dem Bischof zurückgeben, und sich eidlich und auf jede andere Art verbürgen,

daß derselbe von den Bürgern nichts zu fürchten habe. Halte er nur eines dieser Stücke nicht, so werden sie sich jeder Verpflichtung gegen ihn ledig achten, und ohne den Entscheid des Pabstes abzuwarten, thun, was dem Reiche fromme.

So demüthigend der Vorschlag war, so nahm ihn Heinrich dennoch an. Er fühlte sich zu sehr in der Enge für den Augenblick, und in der Hoffnung einer günstigeren Wendung in der nächsten Zukunft, unterzeichnete er am 16. Oktober den Vertrag. Er stellte offene Briefe aus, worin er seine Beschlüsse gegen den Pabst zurücknahm, sich ihm unterwarf und Genugthuung versprach, auch alle mit ihm Gebannten zu gleichem Schritte aufforderte.

Nur einen Augenblick hatte Heinrich geschwindelt an dem Abgrund, den er rings um sich her sah. Gleich darauf ging er daran, die Frist, die er gewonnen hatte, zu seinem Vortheil zu nützen. Er eilte, dem Pabste seine Unterwerfung zu bezeugen und in Rom Lösung vom Banne nachzusuchen. Aber das Glück schien sich gegen ihn verschworen zu haben. Sein Gesandter, Erzbischof Udo von Trier, wurde in Piacenza angehalten. Der dortige Bischof Dionysius, ein bitterer Feind Gregors und darum ein Freund des Königs, argwöhnte in dem königlichen Gesandten einen verkappten Boten der Fürsten, und bis das Nähere bei dem Könige in Speier eingeholt war, verstrich die beste Frist, und die Gesandten der Fürsten kamen unmittelbar nach Udo in Rom an. Gregor schlug Heinrichs Bitte, in Rom selbst die Lösung vom Bann nachsuchen zu dürfen, ab, versprach selbst nach Deutschland zu kommen, und bat die Fürsten, Anstalten für eine sichere Reise zu treffen.

Heinrich war klug genug, dem Pabste dennoch zuvorzukommen. Von Italien selbst aus erhielt er von Freunden Winke, die ihn in dem Entschlusse bestärkten, selbst über die Alpen zu gehen, und den Pabst zur Aufhebung des Bannes zu bewegen. Mit dem Bann fiel das Haupthinderniß für seine Freunde weg, zu ihm zu halten. Die Politik, nicht Zerknirschung trieb ihn in die Arme, zu den Füßen des Pabstes.

Die Fürsten fürchteten selbst, daß Heinrich eine Aussöhnung mit Gregor gelingen möchte. Um es unmöglich zu machen, daß beide in Italien zusammenträfen, hatten die Herzoge Rudolf, Welf und Berthold alle Pässe, welche aus Deutschland dahin führten, besetzen lassen. Alle gangbaren Straßen waren gesperrt; der Winter war härter als seit Menschengedenken; von Martini bis zur Mitte des März war der Rhein ganz zugefroren, und die Alpen starrten von unerhörtem Eis und Schnee. Aber Alles schreckte den König nicht ab. Je tiefer das Geheimniß war, worein er seinen Entschluß hüllen mußte, desto schwerer wurde es ihm, in Speier — Worms hatte er vertragsgemäß räumen müssen — die Mittel zu der weiten Reise

beizuschaffen. Nicht alle von denen, an die er sich, weil er einst gegen sie freigebig gewesen war, jetzt wandte, hatten eine Erinnerung dafür und eine offene Börse für ihn. Schon war Weihnachten vor der Thüre: in sechs Wochen war die Jahresfrist verstrichen, binnen welcher er vom Banne gelöst, oder der Krone verlustig sein sollte. Wenige Tage vor dem Christfest entwich er in tiefer Stille aus den Mauern von Speier mit der Königin Bertha und seinem dreijährigen Sohne Konrad. Von dem ganzen deutschen Adel begleitete ihn Niemand, als ein einziger freier Mann, der, wie erzählt wird, „weder durch Glanz des Geschlechtes noch durch Reichthum ausgezeichnet war," wahrscheinlich Friedrich von Büren, der erlauchte Ahnherr des hohenstaufischen Kaiserhauses. Wenige gemeine Diener und Dienerinnen folgten ihnen. Nicht durch Schwaben, nicht durch Baiern oder Kärnthen wählten sie den Weg nach Italien. So manche Gebannte, welche, um sich lösen zu lassen, nach Italien eilen wollten, und dem Könige nicht gestattet hatten, sich ihnen anzuschließen, waren von den süddeutschen Großen unterwegs gefangen worden. Heinrich wandte sich rechts, nach Burgund, zu dem Oheim seiner Mutter, dem Grafen Wilhelm, der zu Besançon saß. Wie es dem Könige und dem nahen Verwandten gebührte, wurde er hier aufgenommen, und nachdem er das Weihnachtsfest gefeiert hatte, geleitete ihn der Oheim mit ehrenvollem Gefolge nach Genf. Sie gingen über die Rhone und gelangten an den Fuß des Mont Cenis. Hier kamen ihm auf seine vorausgegangene Einladung seine Schwiegermutter, die Markgräfin Adelheid von Susa, und ihr Sohn Amadeus entgegen. Sie empfingen ihn auf ihrem Gebiet mit allen Ehren. Aber ihr Zweck war nur, den König zu brandschatzen. Fünf italienische Bisthümer, die an ihre Besitzungen grenzten, forderten sie von ihm als Preis für den Durchgang durch ihr Land. Das konnte ihnen der König nicht gewähren. Sie rührte weder sein Unglück noch der Anblick der Tochter und Schwester, noch ihres Kindes. Endlich befriedigte der König ihre Habsucht durch eine reiche Provinz Burgunds; und kaum hatte er so mit Mühe freien Weg durch Piemont von den Menschen erlangt, als ihm die Natur denselben wehrte. Die Alpen, über die er hinüber mußte, streckten ihre Firnen bis in die Wolken, und ihre Rücken weithin über das Land. Der fürchterliche Winter hatte die Schneemassen so fest gefroren, daß über ihr Glatteis, bei den ohnehin steilen Wegen, weder zu Roß noch zu Fuß ohne Gefahr ein Schritt möglich schien. Aber der zweite Februar drängte. Lösung vom Bann bis dahin, oder unwiederbringlicher Verlust seiner Ansprüche an die Krone, das war die Wahl. Er miethete eine Zahl eingeborener Thalleute, welche der Gegend kundig und des Gangs über die steilen Alpen gewohnt waren. Diese ließ er über die Abhänge und durch die Schneemassen vorausgehen, und so gut sie konnten der nachfolgenden königlichen Truppe einen Weg bahnen. So kamen sie unter großen Beschwerden


Heinrich IV.
übersteigt die Alpen.
1077.

beizuschaffen. Nicht alle von denen, an die er sich, weil er einst gegen sie freigebig gewesen war, jetzt wandte, hatten eine Erinnerung dafür und eine offene Börse für ihn. Schon war Weihnachten vor der Thüre; in sechs Wochen war die Jahresfrist verstrichen, binnen welcher er vom Banne gelöst, oder der Krone verlustig sein sollte. Wenige Tage vor dem Christfest entwich er in tiefer Stille aus den Mauern von Speier mit der Königin Bertha und seinem dreijährigen Sohne Konrad. Von dem ganzen deutschen Adel begleitete ihn Niemand, als ein einziger freier Mann, der, wie erzählt wird, weder durch Glanz des Geschlechtes noch durch Reichthum ausgezeichnet war, — wahrscheinlich Friedrich von Büren, der [illegible] Ahnherr des hohenstaufischen Kaiserhauses. Wenige gemeine Diener und Dienerinnen folgten ihnen. Nicht durch Schwaben, nicht durch Baiern oder Kärnthen wählten sie den Weg nach Italien. So manche Gebannte, welche, um sich selber zu retten, nach Italien eilen wollten, und dem Könige sich [illegible] hatten, sich ihnen anzuschließen, wären von den süddeutschen Großen unterwegs gefangen worden. Heinrich wandte sich rechts, nach Burgund, zu dem Oheim seiner Mutter, dem Grafen Wilhelm, der zu Besançon saß. Wie es dem Könige und dem nahen Verwandten gebührte, wurde er hier aufgenommen, und nachdem er das Weihnachtsfest gefeiert hatte, geleitete ihn der Oheim mit zahlreichem Gefolge nach Genf. Sie gingen über die Rhone und gelangten an den Fuß des Mont Cenis. Hier kamen ihm auf seine vorausgegangene Einladung seine Schwiegermutter, die Markgräfin Adelheid von Susa, und ihr Sohn Amadeus entgegen. Sie empfingen ihn auf ihrem Gebiet mit allen Ehren. Aber ihr Zweck war nur, den König zu brandschatzen. Fünf italienische Bisthümer, die an ihre Besitzungen grenzten, forderten sie von ihm als Preis für den Durchgang durch ihr Land. Das konnte ihnen der König nicht gewähren. Sie rührte weder sein Unglück noch der Anblick der Tochter und Schwester, noch ihres Kindes. Endlich befriedigte der König ihre Habsucht durch eine reiche Provinz Burgunds; und kaum hatte er so mit Mühe freien Weg durch Piemont von den Menschen erlangt, als ihm die Natur denselben wehrte. Die Alpen, über die er hinüber mußte, streckten ihre Firnen bis in die Wolken, und ihre Rücken weithin über das Land. Der fürchterliche Winter hatte die Schneemassen so fest gefroren, daß über ihr Glatteis, bei den ohnehin steilen Wegen, weder zu Roß noch zu Fuß ohne Gefahr ein Schritt möglich schien. Aber der zweite Februar drängte. Lösung vom Bann bis dahin, oder unwiederbringlicher Verlust seiner Ansprüche an die Krone, das war die Wahl. Er miethete [illegible] eingeborener Thalleute, welche der Gegend kundig und des Gangs [illegible] steilen Alpen gewohnt waren. Diese ließ er über die Abhänge und [illegible] Schneemassen vorausgehen, und so gut sie konnten der nachfolgenden [illegible] Truppe einen Weg bahnen. So kamen sie unter großen Beschwerden



Heinrich IV.
übersteigt die Alpen.
1077.

Nürnberg, Carl Mayer's Kunst-Anstalt

auf die Spitze des Berges. Aber jetzt schien es völlig unmöglich, weiter zu gehen. Die andere Seite des Berges war so abschüssig, so schlüpfrig durch Glatteis, daß da hinab zu kommen lebensgefährlich war. Aber auch diese Gefahr mußte überstanden werden. Die Männer krochen bald auf Händen und Füßen, bald hielten sie sich an den Schultern ihrer Führer, manchmal glitt auch einer auf dem Glatteis aus und fiel und rollte eine Strecke weit hinab, bis sie unter höchsten Lebensgefahren endlich auf die Ebene hinunterkamen. Die Königin und die Frauen in ihrem Gefolge wurden auf Ochsenhäute gesetzt, und von den Führern der Reisegesellschaft den Berg hinabgezogen. Die Pferde ließ man theils auf Rollen hinab, theils band man ihnen die Füße zusammen und zog sie; viele starben unterwegs, die meisten erhielten Verletzungen, nur wenige kamen gut und frisch an den Fuß des Berges. Schnell ging es nun nach Pavia.

Das Gerücht von der Ankunft des Königs auf italienischem Boden, von seiner gefährlichen Reise über die Eisberge flog durch das ganze Land. Wetteifernd strömten zu ihm die Bischöfe und Grafen der Lombardei; in wenigen Tagen sah er ein großes Heer um sich versammelt. Mit allen möglichen königlichen Ehren begrüßten sie ihn. Seit seinem Regierungsantritt hatten sie mit Sehnsucht seiner Ankunft entgegengesehen; das lombardische Königreich war von innern Unruhen und Fehden, von Raub und Mord seit vielen Jahren heimgesucht; sie hofften vom Könige Herstellung des Friedens und der Ordnung. Auch hatte sich das Gerücht verbreitet, der König eile daher, den Pabst abzusetzen, und viele waren hoch erfreut über diese Gelegenheit, unter der königlichen Fahne sich an dem jetzt zu rächen, der sie längst von der Gemeinschaft der Kirche ausgeschlossen hatte.

Gregor hatte eben die Apenninen überschritten und war auf dem Wege nach Mantua, in Eile, um zur rechten Zeit in Augsburg einzutreffen, als ihn die Nachricht von der Ankunft des Königs erreichte. Die Markgräfin Mathilde, seit längerer Zeit seine unzertrennliche Gefährtin, geleitete ihn. Auf ihren Rath zog er sich in eine ihrer Burgen in den Apenninen, in das überaus feste Canossa zurück, um abzuwarten, in welcher Absicht der König nach Italien gekommen sei, ob in der, Lösung vom Banne zu erbitten, oder um sich mit den Waffen zu rächen.

Vor Heinrich kamen mehrere seiner gebannten Freunde nach Canossa, um sich lossprechen zu lassen. Sie waren auf den gewöhnlichen Wegen nach Italien gegangen.

Die, welche glücklich nach Canossa gekommen waren, unterwarf Gregor einer strengeren Buße. Die Bischöfe mußten mehrere Tage in bloßen Füßen und im wollenen Büßerkleide, einzeln in einsamen Zellen abgeschlossen Buße thun; ebenso die Laien in ihrer Art, nüchtern von Morgens bis Abends, wo ihnen dann wenig zur Labe gereicht wurde. Dann löste er sie mit einem

gelinden Verweis vom Banne, doch verbot er ihnen die Gemeinschaft mit dem König, bis dieser die beleidigte Kirche versöhnt hätte. Seit Heinrich das Heer der Lombarden um sich sah, war sein Entschluß zuerst wieder schwankend geworden. Er rückte dem Schloß Canossa näher; die Schaaren der Lombarden mit ihm. Vor ihnen hielt er tief verborgen, worauf er ausging: es war nicht Vertrauen genug zu sich selbst und zu den Italienern in ihm; er hatte sich für die unbedingte Unterwerfung in den Willen des Pabstes entschieden.

Er bat darum die Markgräfin Mathilde, seine Base, seine Schwiegermutter Adelheid, seinen Schwager Amadeus, den Markgrafen Azzo von Este und seinen Pathen, den Abt Hugo von Clugny, um eine Zusammenkunft. Sie galten alle viel bei Gregor; sie sollten die Aussöhnung vermitteln. Sie übernahmen es auch. Nach langem Widerstande ließ sich Gregor so weit erbitten, daß er ihm vergönnte, in seine Nähe zu kommen, um durch Gehorsam gegen die Auflagen des heiligen Stuhles die Schuld zu sühnen, die er durch Beschimpfung desselben auf sich geladen.

Heinrich erschien. Die Burg Canossa war damals mit einer dreifachen Mauer umfangen. Er wurde in den zweiten Mauerring eingelassen. Ohne alle Begleitung, ohne allen königlichen Schmuck, ohne einen Schein, daß ein König auftrat, harrete er hier in bloßen Füßen, nüchtern vom Morgen bis Abend, auf den Spruch des Pabstes. Mit mäßiger Speise und Trank erquickt, wie seinen Freunden vor ihrer Lossprechung es so eben auch geworden war, legte er sich zur Ruhe. Er that das Gleiche am zweiten Tage und am dritten. Gregor wollte ihn nicht lösen, ohne hinlängliche Bürgschaften zu haben. Am Abend des dritten Tages ging der König in die nahe Nicolauskapelle und bat seinen Pathen, den Abt Hugo von Clugny, der in Gregors Freundschaft hoch stand, um seine Bürgschaft. Hugo sagte, er dürfe als Mönch nicht schwören. Heinrichs Base, die schöne Markgräfin Mathilde, unterstützte seine Bitten. Wenn Du es nicht thun willst, sagte Hugo, so wird es Niemand thun. Heinrich bestürmte nun seine schöne Base, die Freundin Gregors, diesen zur Nachgiebigkeit zu stimmen. Mathilde versprach es. Sie machte Gregorn die lebhaftesten Vorwürfe über seine tyrannische Härte. Ihr konnte er nichts abschlagen. Er versprach ihr, den Bann des Königs zu lösen, aber unter schweren Beschränkungen.

Heinrich sollte an einem vom Pabste zu bestimmenden Tage und Ort vor allgemeiner Reichsversammlung sich stellen, und auf die Anklagen, die gegen ihn erhoben würden, sich verantworten. In dieser Versammlung sollte der Pabst, wenn es ihm so gefiele, als Richter sitzen, und darüber Recht sprechen, ob Heinrich als gerechtfertigt die Krone wieder erhalten, oder als schuldig sie für immer verlieren müsse. Keinen Falls sollte Heinrich sein Lebenlang Rache an irgend Jemand nehmen; bis zum Tage der Entscheidung jedes königlichen Schmucks, jeder Auszeichnung, jeder gewohnten Theilnahme

an den Reichsgeschäften, jeder Rechtsentscheidung, jeder Einnahme, als der zu seinem und der Seinigen Unterhalt nothwendigsten Lieferungen, aus dem königlichen und Reichsgut sich enthalten, Alle, welche ihm Treue geschworen, ihres Eides entbinden, und den Bischof Rupert von Bamberg, Ulrich von Cosheim und seine anderen schlechten Räthe auf ewig aus seiner Nähe verbannen. Bliebe er im Fall seiner Rechtfertigung auf dem Throne, so sollte er dem römischen Stuhle allezeit gehorsam und untergeben sein, und in Uebereinstimmung mit demselben zur Heilung der eingerissenen Gebrechen in der Reichskirche mitwirken. Die Nichteinhaltung auch nur eines einzigen dieser Punkte sollte Ungültigkeit der jetzigen Absolution, Anerkennung seiner Schuld und eine neue Königswahl nach sich ziehen.

So unmöglich es für ihn war, solche Bedingungen zu halten, so nahm sie Heinrich doch an und beschwor sie. Mit ihm beschworen sie als seine Bürgen seine anwesenden Freunde und Verwandte. Ja er mußte noch einen schriftlichen Eid ausstellen, daß er alle seine Händel mit den deutschen Fürsten der Entscheidung oder Vermittlung des Pabstes überlassen, und diesen auf das Sicherste über die Alpen geleiten wolle.

Auf das ließ Gregor den König am vierten Morgen vor sich, und löste seinen Bann (26. Januar 1077). Aber dem harten Vorspiel der Absolution sollte ein noch demüthigenderes Nachspiel folgen.

Gregor feierte die Messe. Indem er das Meßopfer darbrachte, rief er den König und die zahlreich anwesende Versammlung zum Altar. Er hielt das geweihte Brod, den Leib des Herrn, empor und sprach: „Ich habe längst von dir und den Deinigen hören müssen, ich habe den apostolischen Stuhl durch Bestechung überkommen, und mein früheres und späteres Leben durch Verbrechen befleckt, die mich der heiligen Weihe unwürdig machten. So viele unverwerfliche Zeugen ich für meine Unschuld stellen könnte, so will ich doch lieber, als auf menschliches, auf göttliches Zeugniß mich berufen, um allen und jeden Zweifel zu beseitigen. Siehe hier den Leib des Herrn! Ich werde ihn jetzt nehmen, zur Probe meiner Unschuld. Gottes Urtheil spreche mich, wenn ich unschuldig bin, heute von jedem Verdachte rein, oder lasse mich augenblicklichen Todes sterben, wenn ich schuldig bin.“

Wie er diese furchtbaren Worte gesprochen hatte, brach er das geweihte Brod entzwei und aß die eine Hälfte. Als er sie gegessen hatte, lobpreisete die Menge Gott und beglückwünschte Gregor zu seiner so herrlich bewährten Unschuld.

Nachdem es wieder stille geworden war, wandte er sich mit der andern Hälfte zum Könige: „Thue nun,“ sprach er, „mein Sohn, wenn es dir gefällt, dasselbe, was du mich hast thun sehen. Die deutschen Fürsten bestürmen täglich mein Ohr mit Anklagen wider dich, mit Schilderungen deiner Verbrechen, um deren willen du, wie sie glauben, unwürdig der Krone,

der Kirchengemeinschaft, ja der menschlichen Gesellschaft wärest. Sie dringen auf eine rechtliche Untersuchung. Du weißt am besten, wie trügend oft menschliche Urtheile sind, und wie bei gerichtlichen Untersuchungen das Falsche über die Wahrheit siegt; wie, wenn von beredten Zungen im Schmucke einschmeichelnder Worte die Lüge vorgetragen wird, diese überall gerne Gehör, die nackte, schmucklose Wahrheit aber Mißachtung findet. Ich wünschte dich gut zu berathen, weil du den väterlichen Schutz des apostolischen Stuhles in deinem Unglück demüthig nachgesucht hast. Darum thue, was ich dich heiße. Weißt du dich unschuldig, sind die Anklagen deiner Feinde Verleumdungen, so befreie aufs Kürzeste die Kirche Gottes von Aergerniß, dich selbst von dem Zweifelhaften einer langen Untersuchung, und iß diese Hälfte vom Leib des Herrn, damit Gottes Urtheil deine Unschuld bezeuge, und allen Lästerern den Mund für immer schließe; dann will ich der eifrigste Anwalt deiner Sache und Vertheidiger deiner Unschuld sein, die Fürsten dir versöhnen, die Krone zurückgeben und das Reich beruhigen."

Der König war bei diesem unerwarteten Ansinnen wie vom Donner gerührt. Verlegen, was er thun sollte, um einem so fürchterlichen Reinigungseid, einem solchen Gottesurtheil sich zu entziehen, besprach er sich beiseits mit seinen Freunden. Dann faßte er sich und erklärte, in Abwesenheit der ihm treuen Fürsten, ohne die er nichts thun könne, vornehmlich auch in Abwesenheit seiner Ankläger würde jede Genugthuung, die er vor so wenigen Zeugen, wie die Anwesenden seien, zum Beweis seiner Unschuld geben würde, ungenügend sein, und bei Ungläubigen nichts zu seinen Gunsten bewirken. Darum bitte er, die Entscheidung über seine Schuld oder Unschuld bis auf die nächste Reichsversammlung auszusetzen. Gregor willigte ein, vollendete den Gottesdienst, und lud dann den König zum Frühstück zu sich, wo er ihn aufs Beste bewirthete.

Den Bischof Eppo von Zeiz sandte er hinaus vor die Burg zu dem Gefolge Heinrichs und den Lombarden, die nicht weit davon lagerten, um auch deren Bann zu lösen, weil sonst der Verkehr mit ihnen den König in neue Verlegenheit gebracht hätte.

Sobald Eppo den Zweck seiner Sendung aussprach, brachen alle Italiener in den heftigsten Zorn, in Schimpf und Hohn aus. Unverholen äußerten sie ihre Verachtung des Pabstes und seines Bannes, ihren Unwillen über das unwürdige Benehmen des Königs, der einem so übelberüchtigten Manne wie Gregor die königliche Würde zu Füßen gelegt habe. Sie haben in ihm den Schirmer des Rechts, den Vertheidiger des Glaubens erwartet, und jetzt habe er durch seine schimpfliche Unterwerfung Glauben und Reich verrathen. Ihn an Gregor zu rächen, haben sie diesem jede mögliche Kränkung zugefügt, und jetzt mitten im Sturm lasse er sie im Stich, und versöhne sich, nur für sich selbst besorgt, mit dem allgemeinen Feinde.

Heinrich fühlte die Nothwendigkeit, um jeden Preis die Lombarden wieder für sich zu gewinnen. Jedes offene Wort gewann wieder mehr Boden in den Herzen der Lombarden.

Heinrich, oder vielmehr die Lombarden, sperrten alle Pässe, die von Italien nach Deutschland führten. Gregor aber schickte sogleich neue Gesandte nach Deutschland und schrieb den Fürsten, wie es ihm unmöglich sei, auf die Zeit nach Forchheim zu kommen; Heinrich habe alle Alpenklausen besetzt, er könne nicht vorwärts und eben so wenig rückwärts nach Rom, so sehr sei er von seinen Feinden eingeschlossen. Sie sollen indessen die Reichsregierung führen über die Lande, welche schon zu lange durch den knabenhaften Leichtsinn eines Menschen gelitten haben, bis er selbst kommen könne; und wenn es ohne Gefahr angehe, möchten sie die Wahl eines neuen Königs bis dahin anstehen lassen.

Die zu Forchheim versammelten Fürsten erklärten den Boten des Pabstes, jeder Aufschub der Königswahl würde einen gefährlichen unheilbaren Riß im Reiche zur Folge haben. Die Boten meinten, es wäre zwar das Beste, Heinrich noch gewissermaßen einige Zeit stehen zu lassen; doch sei die Besetzung des Thrones nicht ihre Sache, sondern Sache der Fürsten, welche am besten wissen, was zum Wohl und Wehe des Reiches gereiche, und verwundern müssen sie sich, daß die Deutschen nur so lange einen solchen König ertragen hätten. Darauf beschlossen die Fürsten, zur neuen Wahl zu schreiten, da der Pabst keinen Aufschub befehle, sie allein für die Nachtheile des Aufschubs verantwortlich wären und in Canossa Heinrich die Regierung des Reiches nicht zurückgegeben worden sei. Der erste Wahlfürst, Erzbischof Siegfried von Mainz, gab seine Stimme dem Schwabenherzog Rudolf. Die andern Fürsten ließen sich ihre Stimmen vorher durch Zugeständnisse abkaufen.

Rudolf stand am Ziele seines Ehrgeizes, nach dem er so lange gestrebt hatte. Und jetzt, in dem Augenblicke, da ihm der goldene Reif gereicht wurde, überkam ihn ein unwillkürliches Grauen vor dem Zugreifen: er schwankte, er weigerte sich, die unter solchen Umständen gebotene Krone anzunehmen. Es war die Stunde, wo er sich selbst richtete. Es war, als ob ihm eine Ahnung sagte, daß er mit der Krone sein dunkles Schicksal anfasse, und doch ließ er sich zuletzt hinreißen, er nahm sie an.

Zu Mainz salbte und krönte ihn Siegfried, Ende März 1077. Am Krönungstage kam es zum Kampfe zwischen dem Volk, das Heinrich anhing, und zwischen dem Gefolge Rudolfs. Die ganze Stadt kam in Aufruhr. Der neue König und die Fürsten wagten keinen Schritt aus dem Palaste. Die Bürgerschaft schrie nach seinem Blute. Seine Ritter zogen sich in die Martinskirche zurück, bis sie durch einen Ausfall im günstigen Augenblicke dem Könige und dem Erzbischof mit den andern Luft machten, aus der Stadt zu entweichen. Weder Siegfried noch Rudolf haben sie je wieder

gesehen. Es war umsonst, daß die Päbstlichen es als ein Zeichen des Himmels deuteten, daß an Rudolfs Krönungstag die lange Kälte sich brach: der blutige Auftritt zu Mainz, die so offen und gewaltig sich aussprechende Gesinnung des Volkes für Heinrich waren gewichtigere Zeichen.

Was in Mainz geschehen war, wiederholte sich in Worms. Die Bürger verjagten zum zweitenmal ihren Bischof, um ihre treue Anhänglichkeit an Heinrich zu zeigen. Weder am Rhein noch Main fand Rudolf Anhang, er sah sich genöthigt, nach Schwaben, in sein Herzogthum und seine Erbgüter sich zu begeben. Aber allenthalben erklärte sich offen die Stimmung des Volkes gegen ihn; alle Priester, welche Gregors kirchliche Dekrete schmerzlich berührt oder erbittert hatten, reizten das Volk noch mehr gegen den König des Pabstes, gegen Rudolf.

Die letzten großen Stürme, die über Heinrich gekommen waren, hatten Vieles in ihm umgewandelt, und manche bessern Kräfte, die so lange in ihm schliefen, aufgeweckt. Es war ihm gelungen, die Lombarden wieder ganz für sich zu gewinnen. Er sah neben den ihm treuen deutschen Fürsten eine große Zahl italienischer Großen um sich. Auch seine Mutter, die Kaiserin Agnes, war wieder an seinem Hof. Mit ihnen war er zu Pavia, als er Rudolfs Wahl zum König erfuhr. Als ob er keine Ahnung hätte, daß diese Wahl eine Intrigue Gregors wäre, forderte er von dem Letztern die Bannung Rudolfs. Gregor antwortete, er werde es thun, wenn Rudolf vorgeladen sei und schuldig befunden werde. Jetzt hielt Heinrich eine große Versammlung in Verona und erklärte hier, daß er bis an seinen Tod für seine Krone kämpfen werde. Die Lombarden schwuren ihm von Neuem Treue; er hatte bei sich, was schnell ein Heer zu seinen Fahnen locken konnte, viel Geld, und so eilte er durch die Alpen Kärnthens nach Baiern. Plötzlich stand er in Regensburg. Seine Geldgeschenke, seine Belehnungen, seine freigebigen Versprechungen hatten eben so schnell ein Heer von 12,000 Kriegern um ihn versammelt. Rudolf hatte nichts zu geben, Heinrich hatte zu geben und gab freigebig. Auch hier zeigte sich wieder, welche Stütze Heinrich in den Städten hatte. Sein Heer war zusammengesetzt aus böhmischen, bairischen und kärnthischen Kriegsleuten, und aus Städtebürgern und freien Bauern. Rudolf lag gerade vor der Burg Sigmaringen, deren Besitzer zu Heinrich hielt. Auf die Kunde von dessen Anzug bot er seinen ganzen Anhang auf, er konnte nicht über 5000 zusammen bringen, und ohne eine Schlacht zu wagen, zog er sich mit den drei ihm getreuen Bischöfen und dem päbstlichen Gesandten, dem Kardinal Bernhard, eilig nach Sachsen zurück. Zu Ulm hielt König Heinrich Gericht. Nach dem alten allemannischen Gesetz wurden Rudolf von Schwaben, Berthold von Kärnthen und Welf von Baiern, die Herzoge, und die mit ihnen verbündeten schwäbischen Herren gerichtet, und wegen Verraths an König und Reich zum Tode verurtheilt, als des Todes schuldig ihrer

Würden entsetzt und ihnen ihre Lehen genommen. Diese und ihre andern Güter vertheilte Heinrich auf der Stelle unter seine Anhänger. In Kurzem war ihm ganz Baiern zugefallen, nur die Bischöfe von Salzburg und Passau und Graf Ekbert von Formbach blieben päbstlich und büßten dieses mit furchtbarer Verwüstung ihrer Lande, durch die wilden böhmischen Horden. Die letzten Trümmer von Rudolfs Partei in Schwaben erlagen den vereinigten Baslern, Straßburgern und Burgundern, Rudolfs Gemahlin mußte selbst aus der festen Hauptstadt des Herzogthums, aus Zürich, flüchten, und die eigenen herzoglichen Vasallen plünderten und erstürmten die Güter und Burgen ihres Herzogs wie die welfischen und die der päbstlich gesinnten Stifte. Es war eine schreckliche Zeit; Feuer, Schwert und Hungersnoth, als Folge dieser beiden, herrschten im ganzen südlichen Deutschland.

Die Wendung der Dinge im Reiche war Gregor höchst unerwartet, er nahm darum jetzt eine andere Stellung an, und verlangte von beiden Königen sicheres Geleit, um zu entscheiden, wer mehr Recht an die Krone habe; welcher von Beiden diesen Antrag nicht annehme, sei im Banne. Heinrich verbot jedem seiner Diener irgend eine päbstliche Botschaft vorzulassen, sperrte alle Verbindung zwischen Italien und Deutschland, und rüstete Alles zum entscheidenden Kampfe mit Rudolf.

In Schwaben, Ostfranken, Elsaß, am Rheine wüthete der Kampf, mehr eine lange Reihe von kleinen Fehden als ein Krieg. Rudolf sah sich nach Hülfe in Frankreich und Ungarn um, ohne Erfolg; und wagte nun mit seinen Sachsen und Thüringern und Bertholds und Welfs schwäbischer Hülfe, den Streit durch eine Schlacht zu entscheiden.

Als Heinrich von seinem Anzug gegen Franken hörte, rückte er ihm über den Main hinauf nach dem Thüringer Walde entgegen. In seinem Rücken hatte er die freien Bauern in die Waffen gerufen, und 12,000 Gemeinfreie hatten ihrem Könige zugeschworen und lagerten am Neckar, um die Vereinigung Bertholds und Welfs mit Rudolf zu hindern.

An der Streu, einem kleinen Flüßchen bei Melrichstadt, stieß Heinrich auf Rudolf am 7. August 1078. Weil beide Parteien sie wünschten, kam es bald zur Schlacht.

Auf beiden Parteien siegte einer der Flügel, und so kam es, daß beide Theile sich den Sieg zuschrieben. Am gleichen Tage hatten auch Berthold und Welf mit dem Aufgebot der freien Bauern geschlagen. Nach langem erbittertem Streite siegten die Ritter, und daß die Bauern sich erkühnt hatten, ritterliche Waffen anzulegen und Gemeine gegen Edle in die Schranken zu treten, dafür rächte sich der Adel durch Entmannung vieler gefangener Bauern. Als sie Rudolfs Rückzug nach Sachsen vernahmen, kehrten auch sie heim, plündernd und verheerend.

Indessen belohnte Heinrich seine Getreuesten. Dem Bruder des Herzogs

Luithold in Kärnthen, einem tapfern Degen, verlieh er die Abteien St. Gallen und Reichenau, und als er zu Ostern 1079 zu Regensburg Hof hielt, vergab er auch das lang erledigte Herzogthum Schwaben. Heinrich bedurfte eines treuen und tapfern Freundes auf dem Stuhle dieses mächtigsten Herzogthumes.

Er suchte umher unter seinen Getreuen und fand, den er suchte. War es jener einzige freie Mann, der ihn auf dem Wege nach Canossa durch die Wüste des Winters und der Schmach begleitet hatte? Er rief den Ritter Friedrich von Staufen vor seinen Thron und belehnte ihn, weil er ihn vor Allen stets als den Treuesten und Tapfersten erfunden habe, mit dem Herzogthum Schwaben, ihn und seine Nachkommen für ewige Zeiten.

Die Zeitbücher sagen alle, daß jener einzige freie Gefährte des Königs, auf jener gefährlichen Fahrt über die Alpen, in den Tagen der Noth und Schmach, nicht von vornehmer Geburt gewesen sei, und Friedrich von Staufen war nicht hochgeboren. Ein kleiner unansehnlicher Burgstall unfern des Dorfes Beuren war seine Wiege; noch heute sieht man dieses in einzelnen Theilen der Mauer uralte, feste Haus, Wäscherschlößchen nennt es das Volk; und ein Edler, Friedrich von Büren (Beuren), der hier saß, war sein Vater.

Sein Sohn Friedrich, klug und tapfer, erwarb sich im Dienste Heinrichs im langen Kampfe der Zeit Beute, Geld und Gut, und baute die Trümmer eines römischen Kastells auf dem über Beuren liegenden Hohenstaufenberge zu einer großen, festen Burg um. Ein König unter den Bergen des Landes, steigt frei und kühn, fast aus einer Ebene am östlichen Ende der schwäbischen Alb, zwischen den gesegneten Thälern der Fils und der Rems in Kegelform einsam dieser Berg empor, weithin sichtbar durch das Majestätische seiner Gestalt. Hier nahm der junge Held seinen Sitz und nannte sich von nun an nach dem Namen des Berges und der Burg, von Hohenstaufen. Wahrscheinlich hatte ihm Heinrich schon früher die Gaugrafschaft des Remsthales verliehen. Mit dem Herzogthum aber verlobte er ihm auch seine einzige Tochter Agnes zum ehelichen Gemahl.

Beide Könige rüsteten sich zur Entscheidung mit dem Schwert, und noch mitten im härtesten Winter rückte Heinrich in Thüringen bis zur Unstrut vor. Sein Gold und seine schönen Verheißungen hatten in Rudolfs Heer zuvor schon eine Niederlage angerichtet.

Unweit Mühlhausen, bei dem Dorfe Flarchheim, trafen beide Heere am 27. Januar 1080 zur Schlacht zusammen, die Sachsen voll Haß und Fanatismus, den die Bischöfe von Mainz, Salzburg und Würzburg aufs Höchste zu steigern bemüht waren. Nach blutigem Kampfe gingen beide Parteien erschöpft auseinander.

So gerne auch Gregor noch länger gezaudert hätte, er mußte sich

endlich entscheiden. Er betheuerte, daß Rudolf ohne sein Zuthun zum Könige gewählt worden sei; Heinrich aber sei durch fortgesetzten Ungehorsam dem Banne verfallen, und darum verfluche er ihn und seinen Anhang, und nehme ihm in Gottes und der Kirche Namen die königliche Würde. Dem erwählten Könige Rudolf aber und allen seinen Anhängern gebe er den Segen. Am zweiten Osterfeiertage wiederholte er den Bannfluch, und ließ sich bis zu der öffentlichen Prophezeihung hinreißen, Heinrich werde, wenn er sich nicht bis zum Tage Peters und Pauls unterwärfe, todt oder abgesetzt sein; geschähe das nicht, so dürfe man ihm, dem Pabste, nicht mehr glauben. Rudolf aber schickte er eine Krone mit der stolzen Umschrift in lateinischer Sprache: „Der Fels gab Petro die Krone, und Petrus gab sie an Rudolf.“

Auf diese Vorgänge hin kündeten zwanzig Erzbischöfe und Bischöfe auf einer Versammlung zu Mainz Gregor den Gehorsam auf. Die lombardischen Bischöfe stimmten bei; römische Gesandte versicherten Heinrich der Treue der Römer, und luden ihn zur Kaiserkrönung nach Rom ein. Am 25. Juni 1080 wurde zu Brixen auf einer großen Versammlung deutscher und italienischer Fürsten, auf welcher Heinrich persönlich anwesend war, Gregor feierlich abgesetzt und sein Erzfeind und ältester Nebenbuhler, jener kühne und schlaue Kanzler des dritten Heinrichs, der von Gregor wiederholt gebannte Erzbischof Wibert von Ravenna auf den päbstlichen Stuhl erhoben.

Am Morgen des 15. Oktobers 1080 erreichte Rudolf mit seiner Reiterei die Stellung Heinrichs bei Grona hinter den Sümpfen der Elster. Otto von Nordheim ließ diejenigen seiner Reiter, deren Pferde gar zu abgemattet waren, absitzen, um zu Fuß zu fechten, dann rückte Reiterei und Fußvolk der Sachsen zum Angriff vor, ihre Bischöfe sangen mit heller Stimme den zweiundachtzigsten Psalm, jenes untergangdrohende Lied wider die Tyrannen. Die Königlichen waren zuerst im Vortheil. Otto von Nordheim entschied den Sieg der Sachsen. Heinrichs Lager war genommen, sein Heer zersprengt.

Das Siegesfrohlocken der Sachsen verstummte beim Einzug in ihr Lager: ihr König Rudolf lag sterbend darin. Heldenmüthig vorstreitend im heißesten Kampfe war er tödtlich in die Seite getroffen, durch die Lanze des lothringischen Ritters Gottfried von Bouillon; auch die rechte Hand hatte er im Gefechte verloren. Sehr verschieden wird sein Ende berichtet. Nach den Einen waren seine letzten Worte die des Thebaners Epaminondas bei Mantinea: „Ich habe genug gelebt, ich sterbe unbesiegt!“ nach Andern sammelte er die Bischöfe seiner Partei um sein Lager, und den Blick auf seine abgehauene Hand, die vor ihm lag, geheftet, sprach er zu ihnen: „Sehet, das eben ist die Hand, mit der ich Heinrich, meinem Herrn, den Eid der Treue geschworen habe. Ich lasse jetzt Reich und Leben. Ihr, die ihr mich dazu bewogen habt, auf seinen Thron zu steigen, sehet wohl

zu, ob ihr mich den rechten Weg geführt habt.« Des andern Tages war er eine Leiche. Im Dome zu Merseburg bestatteten sie ihn und errichteten ihm ein herrliches Grabmal.

Als Heinrich später nach Merseburg kam, verdroß seine Begleiter die königliche Pracht, womit sie Rudolf bestattet sahen. Warum leidest Du, sagte einer, daß er, der nicht König war, ein königliches Grabmal hat? Laßt euren Verdruß, antwortete Heinrich in seiner sarkastischen Art; ich wünsche nichts mehr, als daß alle meine Feinde so ehrenvoll bestattet dalägen.

Der Tod Rudolfs war ein größerer Sieg für Heinrich, als der, welchen die Sachsen an der Elster über ihn gewonnen hatten. Es war den Seinigen leicht, in der abgehauenen Schwurhand ein Gottesgericht und eine gerechte Strafe des Treubruchs, in Rudolfs Tod einen Ausspruch des Himmels zu Gunsten Heinrichs dem Glauben der Zeitgenossen aufzuzeigen. Auch wuchs schnell sein Anhang, und schon im Dezember stand er wieder mit einem neuen Heere an den Grenzen Sachsens, nicht um den Krieg zu erneuern, sondern mit friedlichem Erbieten: wenn sie seinen Sohn zu ihrem Könige wählen wollten, schwöre er ihnen, nie mehr die sächsische Grenze zu überschreiten. Otto von Nordheim, früher Rudolfs Nebenbuhler um die Krone, und jetzt nach dessen Tod aufs Neue voll Begier und Aussicht zu derselben, wies Heinrichs Vorschlag mit Hohn zurück, »weil von einem schlechten Rind auch ein schlechtes Kalb falle.« Die Sachsen waren aber so uneinig unter sich selbst, daß Heinrich seinen Römerzug antrat.

Gregor sah sich auf sich selbst, auf wenige Städte und auf seine Mathilde beschränkt, so sehr fiel Alles dem Könige zu. Sie aber, Gregors hochsinnige Freundin, hielt wandellos ihre Kasse und ihre Burgen für alle Feinde des Königs und alle Freunde des Pabstes offen. Als ihr Schatz erschöpft war, machte sie Anlehen aus den Klosterschätzen.

Heinrich war über die Apenninen durch Toscana gegangen und erschien vor Rom. Die Römer hatten ihn selbst eingeladen. Aber die Thore thaten sie nicht auf. Mit dem Golde seiner Mathilde hatte Gregor die feilen Römer wieder für sich erkauft.

Erst als er zum drittenmale selbst vor Rom erschien, und zwar erst im siebenten Monat der Belagerung, überrumpelten die mailändischen Ritter die Leostadt mit der Peterskirche, und der König setzte sich nun mit seinem Heere in diesem Theile Roms, während Gregor noch immer die Engelsburg, die Tiberinsel und die eigentliche Stadt auf dem linken Tiberufer hielt.

Durch ein bedeutendes Anlehen, das Gregor und Mathilde bei den Normannen machten, waren die Römer wieder für den Pabst erkauft. Um ihre päbstliche Gesinnung durch die That zu beweisen, vertrieben sie die durch Seuchen bis auf den zehnten Theil geschmolzene königliche Besatzung aus der Leostadt. Erst als die Römer Gregor zahlungsunfähig sahen, Heinrich

aber aufs Neue mit Geld und Versprechungen sie anging, sandten sie Gesandte zu ihm hinaus mit den Schlüsseln der Thore, und luden ihn ein in ihre Stadt. Ende März 1084 hielt Heinrich seinen feierlichen Einzug mit seiner Gemahlin und seinem Pabste Wibert im Lateran. Sie luden Gregor auf eine in der Peterskirche eröffnete Kirchenversammlung, und als er nicht erschien, wurde Wibert nochmals als Pabst anerkannt und sogleich geweiht. Wibert, als Pabst Clemens III., ertheilte noch am folgenden Sonntage, am 31. März, Heinrich und Bertha die Kaiserweihe und Kaiserkrönung.

Heinrich war Kaiser, Rom ihm unterworfen, bis auf die Engelsburg, in der Gregor belagert wurde, wenige feste Thürme in der Stadt, welche dessen Verwandte vertheidigten, und die Brückenköpfe der Tiber. Es war Mai, noch waren diese letzten Bollwerke Gregors nicht überwältigt, als die Botschaft vom Anzug der Normannen kam, welche Robert Guiscard, 6000 zu Roß und 30,000 zu Fuß, gegen Rom heranführte. Nicht Gregor, sich selbst zu lieb, kam Guiscard; jeder weitere Fortschritt des Kaisers in Unteritalien gefährdete die normannische Herrschaft.

Der Kaiser war im Augenblicke solchen Streitkräften nicht gewachsen, er schleifte die Befestigungen der Leostadt, und zog sich mit 40 römischen Geiseln von der Stadt zurück, deren Vertheidigung er den Römern überließ. In einer stürmischen Nacht gelang es den Normannen, die fahrlässig bewachte Mauer zu übersteigen. Die ganze Stadt ward drei Tage lang die Beute normannischer Habsucht und Lust. Das Uebermaß trieb endlich die Römer zu den Waffen, es kam zum wüthenden Kampfe; aber Guiscard ließ Feuerbrände in die Gebäude werfen, und bald stand Rom in Flammen. Bei weitem der größte Theil der Stadt, mit herrlichen Palästen, wurde ein Raub der Flammen. Mit dem Feuerlärm hatte der Widerstand der Römer geendet. Die Normannen mordeten ohne Unterschied der Parteifarbe, und nachdem Guiscard die Burgen der königlichen Partei in und um Rom gebrochen, und eine Besatzung in die Engelsburg gelegt hatte, zog er wieder heim. Aber durch diesen scheinbaren Sieg seiner Partei war Gregors Sache in Rom für immer verloren; er konnte es nicht mehr wagen, unter dem ungeheuren Unglück der Stadt, unter den Brand- und Schutthaufen der Kirchen und Paläste, unter den Vorwürfen, dem Weheklagen und den Rachegedanken so vieler tausend Familien, denen neben dem Verlust ihrer Habe ihre theuersten Glieder erschlagen, geschändet, verkauft, gefangen weggeschleppt waren, und die all diese fürchterliche Schuld auf ihn, den Pabst wälzten, ferner seinen Sitz und Aufenthalt zu nehmen. Er folgte dem abziehenden Normannenheer und zog sich ins Kloster Montecassino zurück, während Heinrich nach Deutschland ging, wohin ihn die Unruhen riefen.

Mehr als der große Krieg wüthete hier der kleine. Raub und Mord überall. Städte, Klöster, Dörfer in Masse, gingen in Flammen auf. Von

Augsburg, das fast wüste wurde, bis nach Burgund tobten die Parteileidenschaften, oder eigentlich mehr noch die gemeinen Leidenschaften am zügellosesten. Jeder Rittersmann führte Krieg auf seine eigene Faust. Das Waffenhandwerk wurde völlig zur Raubhantirung. Raubburgen schossen auf jeder Felsecke auf, kein Bruder war fast vor dem andern sicher, der Sohn wider den Vater, der Mönch wider seinen Abt, der Dienstmann wider seinen Lehensherrn. So fand Kaiser Heinrich die obern Lande, als er aus Italien zurückkam. Es war wie wenn die Sonne aufgeht hinter Wetterwolken; so weit er kam, ordnete sich und legte sich die Verwirrung. Mehrere seiner bittersten Feinde unter den Fürsten waren gestorben. Die Sachsen waren durch Gregors zweideutiges Benehmen ziemlich unpäbstlich gestimmt. Der Kaiser sicherte ihnen eidlich zu, daß er sie bei ihren alten Rechten lassen wolle, und ganz Sachsen huldigte dem Kaiser gegen die Zusage, daß er Allen ihre Güter zurückgeben wolle, welche wegen des Aufstandes die Acht getroffen habe.

Heinrich hatte erreicht, wofür er so lange gekämpft hatte. Er saß wieder in seinem geliebten Goslar, und die Sachsen sahen ihn gerne unter sich: sie hatten Jahre lang den Hofhalt zweier Gegenkönige tragen müssen; er weilte doch nur zeitweise unter ihnen. Und in diesen selben Tagen kam, um das Maß seiner Freude voll zu machen, aus Unteritalien die offizielle Botschaft, daß sein Todfeind Gregor aufgehört habe zu athmen.

Es müssen ungeheure Bewegungen in Gregors Seele gewogt haben in den wenigen Monaten, die er seit Roms Verwüstung in der Ferne zubrachte. Er fühlte sich mit allem Schmerz eines Verbannten, sein sonst starker Körper erlag den letzten Erschütterungen. Gerade ein Jahr nach Roms Verwüstung starb er zu Salerno, am 25. Mai 1085. Er war von Montecassino in letztere Stadt zu einer Kirchenversammlung gegangen. Noch mit der sterbenden Hand schleuderte er einen neuen Bannstrahl gegen Heinrich. Ungebeugt durch Seelen- und Leibesschmerzen, eisern treu seinen Grundsätzen, wie er es sein Lebenlang gewesen war, ließ er sich noch auf dem Sterbelager von sämmtlichen Anwesenden schwören, daß sie niemals weder Wibert noch Heinrich vom Bannfluch lösen wollen, ehe sie sich dem apostolischen Stuhle ganz unterworfen hätten. Alle verpflichtete er, auf seiner Bahn fortzugehen. Seine letzten Worte decken die vom Leben ihm eingeflößte Bitterkeit seines Innern auf, aber beweisen auch seine feste Ueberzeugung von der Rechtmäßigkeit seines Strebens. „Ich habe Gerechtigkeit geliebt und Gottlosigkeit gehaßt; darum sterbe ich in der Verbannung!“ Mit diesen Worten starb er.

Gregor, sein Ehrgeiz und seine Herrschaft lagen im Grabe, nicht aber die Ideen, für die er gekämpft hatte. Er schien der Besiegte, Heinrich der Sieger; das geistliche Wort schien dem kaiserlichen Schwert, der welt-

lichen Politik unterlegen; in Wahrheit aber blieb Gregor Sieger, Gregor, der aus dem Lateran vertrieben war, den päbstlichen Stuhl im Besitz eines Andern, seines Todfeindes, hinter sich lassen mußte und in der Verbannung starb. Er war mit dem Geiste der Zeit im Bunde, seine Ideen wurzelten in dem Bedürfnisse, in dem Lebensboden der damaligen Völkerentwicklung. Unterm Siegesjubel der weltlichen Waffen eroberten still, geräuschlos die Gedanken des Besiegten Hunderttausende von Herzen in den Landen des Siegers. Der Geist des todten Gregors bemächtigte sich der öffentlichen Meinung, unter des Kaisers Händen und Augen wurde diese immer katholischer, päbstlicher, und gewann und waffnete nicht bloß Fürsten und Völker, sondern die eigene Familie, die leiblichen Söhne, die Gattin gegen ihn, bis er unter ihrer Gewalt zusammenbrach. Er schuf sich auch jetzt selbst wieder sein Glück zum Unglück um.

Statt durch Großmuth die geflüchteten Bischöfe von Salzburg, Passau, Metz, Würzburg, Paderborn, Halberstadt und Magdeburg, sieben so einflußreiche Fürsten des Reiches, jetzt für sich zu gewinnen, bestätigte er vielmehr ihre früher ausgesprochene Absetzung, und gab ihre Bisthümer an Männer seiner Partei. Zugleich wandte er die Herzen der Sachsen durch Wortbruch aufs Neue von sich ab. Er hatte versprochen, den geächteten Sachsen ihre Güter zurückzugeben. Statt dessen ließ er sich von seinen Anhängern verleiten, diese Güter zurückzubehalten und sie an sie selbst zu verschenken. Die Folge davon war, daß er sich in Sachsen nicht halten konnte. Sein ewiges Kriegen zog selbst die ihm bisher so treuen Baiern von ihm ab, und ein großer Theil von Baiern fiel dem Herzoge Welf zu. Friedrich, der Hohenstaufe, hatte Mühe, Franken zu decken, und um Wratislav, den treuen Böhmen, zu belohnen und zu befeuern, mußte Heinrich an ihn die königliche Würde geben.

In Rom war nach Gregors Tode der Abt von Montecassino als Viktor III. von der feindlichen Partei zum Pabste gewählt worden, aber schon im folgenden Jahre gestorben. Sein Nachfolger Urban II., unter Gregor der feinste Diplomat seiner Zeit, trat ganz in dessen Fußstapfen, was er sogleich dadurch bewies, daß er den Bann gegen den Kaiser und den kaiserlichen Pabst erneuerte. Wie in Deutschland, schwankte in Italien der Kampf der Parteien und der beiden Päbste hin und her mit wechselndem Glück; bald war dieser Pabst Herr des Laterans, bald der andere, bald saßen Beide zugleich in Rom, bald konnte sich keiner von Beiden behaupten. Mathilde war Urbans vorzüglichste Stütze, wie zuvor Gregors. Der feine Urban wußte sie sogar zu bewegen, daß sie sich in ihrem dreiundvierzigsten Jahre noch einmal vermählte, und zwar mit dem achtzehnjährigen Sohne des Herzogs Welf von Altorf. So sollte das mächtige welfische Haus noch inniger dem päbstlichen Interesse befreundet,

und dem Salier Heinrich die Aussöhnung mit demselben erschwert werden. Auch gelang es priesterlicher Ueberredekunst, des Kaisers eigenen Sohn Konrad, den er im Jahre 1087 zum Könige hatte weihen lassen, zum Abfall vom Vater zu bewegen.

Die gegenkaiserliche Partei eilte, ihn zu ihrem Könige, zum Könige Italiens zu krönen. Anselm, der Erzbischof von Mailand, der so eben zur päbstlichen Partei offen übergetreten war, krönte ihn zu Monza, und Mathilde, die beiden Welfe, die Städte Mailand, Cremona, Piacenza und Lodi, schlossen auf zwanzig Jahre einen bewaffneten Bund gegen Heinrich. Viele, die lange den Vater zu verlassen sich gescheut hatten, die zur Partei der Mathilde, der Welfen, des Pabstes sich nie geschlagen hätten, gingen jetzt zum Sohne über, der die Sache jener Partei zur seinigen gemacht hatte.

Bei dieser Botschaft von ungeheurem Schmerz überwältigt, verzweiflungsvoll, daß der eigene Sohn ihn verrathen hatte, wollte der Kaiser sich in sein eigenes Schwert stürzen; die Freunde mußten ihm das Schwert wegnehmen, und er schloß sich lange in eine Burg ein wie ins Grab, jeder Freude, jedem Schmuck entsagend.

Der Engel seines Lebens, die Kaiserin Bertha, war schon vor fünf Jahren von der Erde geschieden, und sein Unglück hatte ihn zwei Jahre nach ihrem Tode zur zweiten Vermählung geführt mit Adelheid, der Wittwe des Markgrafen Udo, einer russischen Fürstin. Die ehelichen Anmuthungen, die sein heißes Blut ihr machte, reizten ihren Widerwillen, die anfängliche Liebe schlug in Haß um; sie zeigte unverholen ihre feindselige Gesinnung. Heinrich glaubte sie gefangen halten zu müssen; mit Hülfe der Markgräfin Mathilde entfloh sie aus ihrer Haft zu Verona nach Canossa zur päbstlichen Partei. Oeffentlich auf Kirchenversammlungen zu Constanz und Piacenza erzählte sie aus der geheimen Geschichte ihres Ehebettes Dinge, worüber die Geschichte erröthet, welche, wahr oder ersonnen, den Kaiser in der öffentlichen Meinung vollends ruiniren sollten, und welche ihm wirklich viel schadeten, welche aber zugleich dazu dienten, die tiefe Gesunkenheit der Kaiserin, die mit so unerhörter Schamlosigkeit sich selbst preisgab, und die ungeheure sittliche Verdorbenheit derer, vor denen sie so etwas im Detail erzählen durfte, ja die Verdorbenheit der ganzen Zeit aufzudecken.

So weit war die Feindseligkeit der päbstlichen Partei gegangen, die eigene Gemahlin, den eigenen Sohn (denn auch dieser ließ sich dazu hinreißen) zu den schändlichsten Beschuldigungen gegen den Gatten und Vater, worin Wahrheit mit Lüge gemischt war, gleichsam vor den Augen und Ohren des Reiches zu erhitzen.

In einem italienischen Kloster verkroch sich Adelheid mit ihrer Schande,

welche ihr blieb, trotz der feierlichen Absolution, womit sie der Pabst begnadete; den König Konrad aber, der so gerne unvermählt geblieben wäre, zwang der Pabst und Mathilde zur Heirath mit der Tochter des Herzogs Roger von Sizilien. Diese Normännin war sehr reich, und ihrem Gelde, der Macht der päbstlichen Partei, der öffentlichen Meinung, die immer allgemeiner gegen ihn ward, schien Heinrich unumgänglich unterliegen zu müssen. Da traten zwei mächtige Häupter dieser Partei, die beiden Welfe, auf seine Seite zurück.

Diese beiden, der junge und der alte, sahen sich von Mathilde betrogen. Der blutjunge Welf hatte sich der gealterten Gräfin in Hoffnung ihres unermeßlichen Erbes vermählt. Mathilde aber hatte schon im Jahre 1077, zwölf Jahre zuvor, ihren Freund Gregor und den römischen Stuhl zu ihren Universalerben eigesetzt, Alles in tiefstem Geheimniß. Weder der alte noch der junge Welf hatten eine Ahnung davon. Jetzt kam die Sache an den Tag. Der junge Welf wollte wenigstens, so lange Mathilde lebte, Herr ihrer Güter sein, auch das gestattete sie nicht; er bat den König, sie zur Abtretung zu zwingen, und Konrad versuchte es, aber sie war zu mächtig. Nun trennte sich Welf von ihr und arbeitete von nun an mit seinem Vater in Deutschland eben so sehr für den Kaiser, als er bisher gegen ihn gewirkt hatte.

Er hatte sie nöthig, diese neuen Freunde. Die Reihen derer, welche der Verrath ihm treu gelassen hatte, hatte der Tod gelichtet: der Pfalzgraf bei Rhein, sein Statthalter in Deutschland, sein treuer Wratislav, auch dessen Bruder Konrad waren gestorben. Noch wenige grüne Blätter hielten an dem kaiserlichen Stamm.

Da rauschte ein Sturm durch Europa, unter dessen Brausen für den Augenblick alles Andere verschwand; es war ein Sturm, der die Welt erschütterte und reinigte, recht zur Zeit kommend, da der sittliche Zustand der Gesellschaft faul geworden war. Weg von den Privatfehden, weg vom Kampfe zwischen Kaiser und Kirche, weg von Raub und Mord und Brand, womit das ungebundene Faustrecht durch die Länder wüstete, wandten sich die Augen und Waffen Europa's nach dem Morgenlande, und die Begeisterung, die wie ein Blitz von oben in die Seelen einschlug, die Begeisterung für das heilige Grab und die heilige Stadt, verschlang auf längere Zeit alles Andere.

Der Ruf zum ersten Kreuzzug erscholl durch die Lande.

Seit lange waren die abendländischen Christen, die aus Frömmigkeit zum heiligen Grabe wallfahrteten, wie die christlichen Bewohner der heiligen Stätten von dem Uebermuth der Türken bedrängt und mißhandelt worden, welche jetzt Herren Jerusalems und des umliegenden Gebietes geworden waren. Diese Mißhandlungen sah ein Wallfahrer aus der Nor-

mandie, und, nachdem so lange nichts dagegen geschehen war, flammte in ihm der Gedanke auf, die Christenheit zur Befreiung des heiligen Grabes aufzurufen.

Das war ein Einsiedler, Peter der Eremit. Zu Amiens geboren, hatte er kurze Zeit Kriegsdienste gethan, dann die Waffen an heiligem Ort aufgehängt und sich als Klausner in die Wälder des südlichen Frankreichs zurückgezogen. Hier hatte sich seine Einbildungskraft, die den Verstand bei weitem überwog, immer mehr entzündet, und der feurige Bilderstrom, der ihm von den Lippen floß, hatte bei den Umwohnern seiner Klause ihm den Ruf eines beredten Heiligen verschafft, und die Geistlichkeit der Gegend sah in ihm ein brauchbares Werkzeug ihrer Kirche.

Auch ihn trieb es zur Wallfahrt nach dem heiligen Grabe im Jahre 1093; er sah die heiligen Säulen und Gemälde von den Türken zerschlagen, Altäre geschändet, die heiligen Geräthe entweiht, zerschmissen, geplündert, Priester und Laien mit Fußtritten und Faustschlägen, mit Erpressungen und Kerker mißhandelt, er sah es und ergrimmte in heiligem Abscheu und Eifer. Er fühlte in sich den Beruf, die Religion, für die er glühte, von dem Gräuel der Heiden zu befreien.

Pabst Urban lobte den Eifer und den Willen des Einsiedlers, und ging sogleich daran, seine Schwärmerei zu benützen. Er gab ihm Vollmacht, in allen Landen der Christenheit wider die Türken das Kreuz zu predigen.

Italien und das südliche Frankreich durchzog nun der Klausner, malte mit brennenden Farben die Noth der Brüder im Morgenlande, steckte alle Zuhörer mit seiner Schwärmerei an, und lockte aus der Fäulniß des sittlichen Bodens die glühende Blume der Begeisterung für den Glauben und für das Heilige. Ueberall trat Peter als ein Gottgesandter auf und bewies seine Sendung durch jenes Gesicht, worin er den Heiland gesehen und seine Mahnung gehört, und durch einen Brief, welcher gleichen Inhalts vom Himmel gefallen sei. Der Kreuzzugs-Apostel ritt auf einem Maulesel um. Die Volksmasse wurde so für ihn enthusiasmirt, daß sie nicht nur ihn, sondern selbst sein Thier als heilig verehrte, ohne sich dadurch abhalten zu lassen, dem Maulesel die Haare aus dem Schwanz zu ziehen, um sie als Heiligthümer zu tragen.

Triumphirend zog Pabst Urban mit ihm durch Italien und Südfrankreich; er hatte das rechte Wort getroffen, das den Geist der Zeit vor seinen Siegeswagen spannte; und zu Cremona war es, wo Kaiser Heinrichs Sohn, jener König Konrad, ihn einholte, demüthig sein Pferd am Zügel führte, ihm den Steigbügel hielt, und ihm den Lehenseid leistete: Urban dagegen verhieß, ihm zum Reich und zur Kaiserkrone zu helfen, und zog weiter nach Clermont.

Hier zu Clermont in Auvergne hielt er acht Tage nach Martini eine

zweite Versammlung von Geistlichen und Laien. Hier sprach Urban wieder unter freiem Himmel. Dann schloß er mit der Ermahnung, wer den Eifer des Herrn in sich fühle, solle kommen, die Ketten zerbrechen und das Joch abwerfen. „Auf,“ rief er, „lasset uns ausziehen; der Herr wird mit uns sein!“

Da scholl ihm aus der Versammlung „Gott will es!“ entgegen, und tausend und abertausendfach hallte der Ruf wie aus einem Munde wieder: „Gott will es! Gott will es!“

„Ja, Gott will es! das sei das Feldgeschrei,“ ergriff der Pabst wieder das Wort; „Gottes Stimme ist es, die aus euch gesprochen hat. Ihr Unterdrücker der Wittwen und Waisen, ihr hungrigen Geier, die ihr am liebsten euch selbst zerfleischt, und das Schwert in Bruderblut tauchet, legt ab den Gürtel eines falschen gottlosen Ritterthums, werdet Ritter Christi, wendet eure Waffen, die ihr bisher gegen einander gebraucht habt, gegen die Ungläubigen, erobert das Land der Verheißung, wo Milch und Honig fließt, und kaufet euch durch den Dienst für Gottes Sache Ablaß für alle eure Sünden, für Diebstahl, Raub und Mord.“

Da kniete Bischof Ademar von Puy nieder und bat zuerst um das rothe Kreuz und den päbstlichen Segen, der Pabst heftete es ihm auf, und in Masse drängten sie sich herzu, Geistliche und Weltliche, um sich das rothe Kreuz an die rechte Schulter heften zu lassen. Es waren nicht Kreuze genug vorhanden, man hatte nicht auf solchen Zudrang gerechnet, der Pabst mußte zuletzt sein rothes Gewand zerreißen, um Kreuze daraus zu schneiden. Acht Tage lang dauerte diese Kreuzfahrtsversammlung, und die, welche dabei gewesen waren, trugen ihre Begeisterung durch Städte, Schlösser und Flecken weiter, durch welche und in welche sie heimkehrten. Edle und Leibeigene, Bürger und Bauern, Alte und Junge, Männer und Frauen nahmen das Kreuz, Mönche und Nonnen entflohen ihren Zellen, und Diebe, Räuber und Mörder kamen aus ihren Schlupfwinkeln hervor, um sich dem Kreuzheer anzureihen. Fürsten stiegen von ihren Stühlen, Todfeinde ließen ihre Fehden und versöhnten sich. Familienväter verließen Weib und Kind, wer kein Geld hatte zur Ausrüstung, verkaufte und verpfändete Hab und Gut. Nicht nur Frankreich und Italien, auch England, Schottland und Scandinavien wurden von dem Sturme hingerissen; nur die Spanier, die im eigenen Lande die Sarazenen zu bekämpfen hatten, nahmen keinen Theil daran, und von den Deutschen anfänglich nur die an der französischen Grenze gelegenen Lothringer.

Es war natürlich auch unter denen, die an der Kreuzfahrt Theil nahmen, die Begeisterung für den Glauben weder allgemeine noch alleinige Triebfeder. Viele trieb Gewissensangst und die Hoffnung, ihre Verbrechen durch solche Buße zu sühnen, Viele der Ehrgeiz und der Thaten-

durst, wofür das Morgenland einen großen Spielraum aufschloß, Viele die Hoffnung, die fabelhaften Schätze des Ostens, Land und Leute, Beute jeder Art, ja im glücklichsten Falle Diademe und Fürstenthümer zu gewinnen. Die Deutschen waren aber selbst in jener Zeit mittelalterlicher Aufregung kühler und bedächtiger als ihre Nachbarn; sie wunderten sich über den Zug, wobei der Gewinn unsicher, die Gefahr gewiß sei, und es schien ihnen thöricht, dem väterlichen Boden und Besitz zu entsagen, um in der Fremde Land und Gut zu suchen. Auch hatte zu viel Gesindel das Kreuz genommen, und dieses Gesindel glaubte seine christliche Begeisterung zuerst dadurch zeigen zu müssen, daß es in den Städten am Niederrhein und wo es sonst durchzog, die wehrlosen Juden ermordete und ihr Hab und Gut plünderte. Das Gesindel, in fünf Haufen nacheinander ausziehend, von Schwärmern oder Betrügern geführt, zusammen über 100,000, wurde größtentheils von den Ungarn und Bulgaren todt geschlagen. Das eigentliche Kreuzheer zog erst im August 1096 durch Deutschland nach dem Morgenlande, 80,000 wohlgewaffnete Kriegsleute zu Roß und zu Fuß; sie führte Alle als Oberfeldherr, des Kaisers treuer und tapferer Held, Gottfried von Bouillon, der Herzog von Niederlothringen.

Während diese nach dem fernen Osten zogen, kehrte Kaiser Heinrich aus Italien nach Deutschland zurück. Sieben Jahre hatte er daselbst gehandelt und gekämpft; sein Anhang, den er zurückließ, war so klein, daß Italien für ihn verloren war. Sein Pabst Clemens hielt sich nur noch in seinem Erzstift Ravenna.

Auf deutschem Boden angelangt, gab er Baiern an Herzog Welf zurück, gewann den ohnedies jetzt allein stehenden Herzog Berthold von Zähringen und endete durch Vergleich den vieljährigen Kampf um das schwäbische Herzogthum. Der Zähringer verzichtete auf dasselbe, und erhielt seine Erbgüter und seine Grafschaft Breisgau zurück, dazu die Landgrafschaft über die schönen Lande zwischen dem Jura und dem Bernhardsberge, welche aufhörten unter dem schwäbischen Herzogthume zu stehen, die Hauptstadt Zürich und den Herzogstitel. Von nun an war Heinrichs Eidam, der Hohenstaufe, im ungestörten Besitz seines Herzogthums.

Aber auch gegen den eigenen Sohn Konrad mußte Heinrich als Kaiser und Richter handeln. Die Fürsten erklärten diesen nach dem Gesetz der Nachfolge am Reiche verlustig, und wählten des Kaisers jüngern Sohn, Heinrich V., zum König. Der Kaiser hatte ihn zuvor schwören lassen, daß er nie auf die Regierung oder die väterlichen Güter Anspruch machen wolle, so lange sein Vater lebe, und erst auf dieses wurde er gewählt und zu Aachen gekrönt am 6. Januar 1099. Konrad aber starb zwei Jahre darauf in Florenz. Auch Pabst Urban war im Jahre 1099 gestorben, bald darauf auch der Pabst des Kaisers, Clemens III. Anfangs war

Heinrich auch geneigt, mit dem neuen Pabste, Paschal II., den die Römer aufgestellt hatten, sich zu vertragen, aber wahrscheinlich waren es die Bischöfe seiner Partei, welche ihn davon abbrachten, weil sie von dem Kaiser, also nicht nach den Bestimmungen Gregors, eingesetzt waren, und ihre Bisthümer zu verlieren fürchteten; ja sie trieben ihn zu Versuchen einer neuen Pabstwahl. Auf dieses erneuerte Paschal den Kirchenfluch gegen den Kaiser und alle seine Anhänger, doch ohne Erfolg. Heinrich hielt mit Glück die Ruhe und Ordnung im deutschen Reiche aufrecht und drückte die Anhänger des neuen Pabstes Paschals II., wo sie sich hier erheben wollten, in den Staub.

Aber Heinrich war nach und nach gealtert, nicht durch die Schwere der Jahre, wohl aber durch das Viele, was er erfahren und durchlebt hatte. Von den wohlthätigsten Wirkungen aber war der allgemeine Landfrieden, den er die Fürsten und Herren auf vier Jahre beschwören ließ. Schwere Strafen wurden auf jede Uebertretung desselben durchs ganze Reich festgesetzt. Jetzt athmete der Landmann auf, dem die ewigen Fehden des Adels die Hütte und die Saat alljährlich niedergebrannt und seine Nothdurft geplündert hatten, jetzt konnte der Bürger der Städte seines Fleißes froh werden. Aber, so sehr er diesen Ständen nützte, so nachtheilig befanden sich bei diesem Friedenszustande die von Krieg und Raub lebenden Edeln. Kein Räuber konnte sich mehr auf die Straße wagen, um den zur Messe ziehenden Kaufmann niederzuwerfen, der Herr des Schlosses am Flußufer mußte den Schiffer ungebrandschatzt und ungeplündert vorüberfahren lassen; der Wald gab dem so lange daran gewöhnten Adeligen keinen Hinterhalt mehr, das Stegreifritterthum keine Beute; Noth und Mangel wohnten jetzt auf vielen Schlössern und festen Häusern.

Um die Fürsten um so eher zu diesem großen Gottesfrieden zu stimmen, hatte Heinrich erklärt, er sei entschlossen, die Reichsregierung an seinen Sohn abzugeben, um ins heilige Land wider die Ungläubigen zu ziehen, sobald er seinen Frieden mit dem Pabste gemacht hätte. Das hatte den Fürsten und dem Volke wohlgefallen, und schon bereiteten sich Viele, mit ihrem Kaiser den Kreuzzug zu thun.

Aber die Kriegsmannen hatten sich in den langjährigen Kämpfen zu sehr vermehrt, und der immer größer werdende Mangel in ihren Kellern und Vorrathskammern erbitterte sie nothwendig.

Es sammelte sich neuer Haß gegen ihn. Von Rom aus gingen fortwährend Schreiben und Boten aus, die verglommene Zwietracht in Deutschland wieder anzuschüren. „Ihr seid zwar, schrieb Paschal den schwäbischen Großen, auf des Teufels Seite, und habt schon lange euer Heil vergessen, doch können wir, eingedenk unserer Hirtenpflicht, eurer nicht vergessen.“

Furchtbar waren die Bedrückungen, welche die Herren in den großen,

langen und blutigen Wirren auf den armen Mann gewaltsam gewälzt hatten; der Kaiser, immer ein Freund des Volkes, sah seine Leiden und nahm sich seiner an. Feierlich ordnete er zu Regensburg um Weihnachten 1103 die Verhältnisse der Hintersaßen zu den Schirmherren, und bestimmte genau, was die Vögte rechtmäßig zu fordern, und die ihrer Gerichtsbarkeit Untergebenen zu leisten hätten. Statt Gerechtigkeit hierin anzuerkennen, sahen die gewaltthätigen Herren einen despotischen Eingriff in ihre Rechte darin; denn was sie so lange geübt hatten, was ihnen zur Gewohnheit geworden war, willkürlicher Druck des armen Mannes, schien ihnen eben dadurch für sie zur Gerechtsame erwachsen zu sein. Sie haßten den Kaiser darum.

Der Haß und das Mißvergnügen schwoll so schnell gegen ihn an, daß er um seiner Sicherheit willen an den Rhein eilte. Aber schon drohete im Dunkel der letzte und schwerste Schlag.

Schon hatte der böse Geist auch des zweiten Sohnes Seele umstrickt und sie vergiftet. Der Kaiser, der sonst Jedem die Gedanken des Herzens im Gesichte auf einen Blick las, und als mit Luchsaugen sah, ob einer Liebe oder Haß innen zu ihm trug, war blind gegen den eigenen Sohn, der längst eine Beute seiner Umgebungen und der päbstlichen Partei war.

Selbst unter den Höflingen waren viele, die dem Kaiser grollten, daß er dem Adel das Fehdehandwerk gelegt hatte. Von Anderem, als vom Kriege, hatten sie nicht gelernt zu leben. Sie verfielen darauf, dem Kaiser einen neuen Gegenkönig entgegen zu stellen. Dessen eigener Sohn schien ihnen am tauglichsten dazu. Junge Höflinge und Ritter drängten sich an den Prinzen, luden ihn zu Jagdpartieen, zu Schmausereien und Gelagen, und umnetzten und verführten ihn durch alle Reize jugendlicher Vergnügungen und Streiche. Bald war er ein Herz und eine Seele mit seinen lebenslustigen und thatenmuthigen Genossen, und sie schwuren einander mit Herz und Hand zu, eins zu sein und sich festzuhalten; es war ein geheimer Bund der verwegensten Junker, der sich um den jungen König her schloß.

Als der Kaiser väterliche Mahnungen den Ausschweifungen des Sohnes entgegenhielt, reizten seine Genossen den Prinzen gegen den Vater auf. Man verwundere sich, sagten sie, daß er, der Prinz, wie ein Knecht seines Vaters lebe, und alle Launen des schwachen, abgelebten, und dabei so harten Mannes geduldig trage.

Ja sie gingen noch weiter in der Aussaat des Argwohns. Wenn er, sagten sie, ruhig den Tod seines Vaters abwarten wolle, und nicht schon jetzt die Regierung aus der Hand des dazu nicht mehr fähigen Kaisers an sich nehme, so könne es leicht geschehen, daß ihm darin ein Anderer zuvorkomme. Denn der Kaiser sei so verhaßt, daß, wer nach der

Krone greife, auf großen Anhang rechnen dürfe, und dieser Haß einem fremden Kronbewerber es nicht schwer machen würde. Griffe aber er, der junge König, jetzt zu der Regierung, so würde sogleich Alles ihm zufallen, da der alte Kaiser zudem im erneuten Banne der Kirche und von den Reichsfürsten so gut als verworfen sei. Das, daß er seinem Vater unvorsichtigerweise eidlich zugesagt habe, er wolle bei dessen Lebzeiten sich des Regiments nicht annehmen, dürfe ihn nicht kümmern; im Gegentheil, er sorge für sein Seelenheil, wenn er den Eid, den er einem Gebannten geschworen habe, als ungültig bräche.

Auf einem Zuge des Kaisers gegen einen ungehorsamen Grafen in Sachsen, entwich der junge König heimlich von der Seite und aus dem Heerlager des Vaters mit mehreren vom Hofe und eilte nach Baiern, wo sich viele Unzufriedene sogleich um ihn sammelten, im Dezember 1104.

Der alte Kaiser schickte dem Sohne nach und beschwor ihn, seines Eides zu gedenken, den er ihm, dem Kaiser geschworen, Alles dessen zu gedenken, was er, der Vater, ihm Liebs gethan, und nicht sein Alter zu betrüben, wofür ihn die Welt richten und verachten würde, wie einst seinen älteren Bruder. Er wolle nichts mehr mit einem gemein haben, der unter dem Fluche der Kirche liege, antwortete der Sohn. Schon war der empörte Sohn in Verbindung mit dem Pabste getreten.

Als Paschal hörte, daß der Sohn sich gegen den Vater empört hatte, erklärte er dies für eine unmittelbare Fügung Gottes, zur Hülfe der bedrängten Kirche, entband den Empörten seines Eides, und gab ihm den apostolischen Segen.

Es kam der Frühling 1105; für den alten Kaiser schien die Sonne für immer untergegangen. Alle Sachsenfürsten fielen von ihm ab und schaarten sich um seinen Sohn, der mit bloßen Füßen die heiligen Orte des Landes besuchte, um seine Frömmigkeit an den Tag zu legen, während er seinem Vater den herbsten Gram bereitete.

Nur wenige Große hielten noch treu zum Kaiser. Treu aber, unerschütterlich treu mit Herz und Gut und Blut hielten zu ihm die Bürger in den Städten, die freien Bauern auf dem Lande, als ihn selbst solche Fürsten verließen, die er sein Lebenlang mit Wohlthaten überhäuft hatte.

Bürger, niederer Adel, der Böhmenherzog Boriwoi, um den er es eigentlich nicht verdient hatte, und der Markgraf Leopold von Oesterreich mit wenigen andern Fürsten bildeten des Kaisers Heer. Der Kaiser entbot seinem Sohne, das Reich mit ihm zu theilen, am Regenflusse begegneten sich Vater und Sohn zum unnatürlichen Kampfe. Ehe es zur Schlacht kam, welcher blutige kleine Gefechte voraus gingen, verglichen sich die beiderseitigen Fürsten ohne Wissen des Kaisers. Sein treuer alter Feldhauptmann, Friedrich der Hohenstaufe, war so eben gestorben, und der

junge König gewann den Markgrafen Leopold durch das Versprechen, ihm die Hand seiner Schwester, der Wittwe des Herzogs, der noch immer unvergleichlich schönen Agnes, zu verschaffen. Er selbst, sagte er, wolle kein Vatermörder sein, sondern ein gehorsamer Sohn, sobald sein Vater dem Pabste gehorsame. Und gegen Abend zog er sich vom Flusse zurück. Seinen Rittern gebot er, laut zu rufen, es geschehe aus Ehrerbietung vor kaiserlicher Majestät.

Erst am Morgen theilten dem Kaiser, der schlagen wollte, der Markgraf und der Böhme den geschlossenen Vergleich mit. Er bat sie flehend, ihn nicht zu verlassen, sondern mit ihm die Schlacht zu wagen. Aber beide zogen ab, wie sie sich mit den andern Fürsten verglichen hatten. Und in der Nacht darauf schickte der junge König seinem Vater einen heimlichen Boten, die Fürsten haben sich gegen das Leben desselben verschworen. Er erreichte den Zweck seiner Arglist, betäubt floh der unglückliche Vater mit wenigen Begleitern hinweg, und verließ so selbst sein ihm noch getreues Heer. Er wandte sich nach Böhmen, von wo ihn Boriwoi ehrenvoll und sicher nach Mainz geleiten ließ. Seine unbesonnene Flucht hatte die Auflösung seines Heeres zur Folge, den Fall Regensburgs und Würzburgs, den Uebertritt eines großen Theils des Restes seiner vornehmeren Anhänger.

Aber auch jetzt, wo Alles um ihn her wankte, standen die Bürger der Rheinstädte felsenfest zu ihm, und sie und der Adel dieser Lande, 20,000 tapfere getreue Männer, boten ihm ihren Arm und ihr Schwert.

Das Jahr neigte sich, es war November. Zum zweitenmal zog der Sohn gegen den Vater. Der kaiserliche Vogt zu Speier wurde zum Verräther, beförderte den Rheinübergang des Königs und überlieferte ihm Speier mit den kaiserlichen Schätzen, ehe der zu Hülfe eilende Kaiser es hindern konnte. Müde an Leib und Seele schickte dieser, nach Mainz zurückgekehrt, den frommen Abt Dietrich an seinen Sohn und ließ ihm sagen: Es sei sein Vater, den er verfolge. Der heuchlerische junge König aber ließ ihm zurückentbieten, er solle eilig aus Mainz fliehen, er könne sich darin nicht halten, und möge es wenigstens vor einer feindlichen Erstürmung bewahren.

Und der Kaiser ließ sich einängstigen, er floh aus dem treuen Mainz: der Verrath von Speier, dieses letzte Glied einer langen Kette von Verräthereien, die ihn in der letzten Zeit umwunden und zu Boden gezogen hatten, hatte ihn mißtrauisch selbst gegen das treue Mainz gemacht; nicht gegen die Bürger, er fürchtete nur einen Verräther auch in dieser Stadt wie in Speier. So floh er nach der Feste Hammerstein, von da nach Köln, der, so lang die Bürger treu blieben, unbezwinglichen Stadt. Kölns früher ihm so treuer Bischof war so eben wie Andere von ihm abgefallen, nicht aber die Bürgerschaft.

Der junge König und die päbstliche Partei hatten so ohne Blutvergießen, durch Heuchelei und Arglist den Kaiser bis an die Grenze des Reiches zurückgescheucht, und sie beriefen nun, um ihren Triumph zu vollenden, alle Fürsten des Reiches auf einen großen Tag zu Mainz. Es galt die Vernichtung des Kaisers.

Der Kaiser aber wollte nicht wehrlos unterliegen, sie standen und stellten sich um ihn seine getreuen Niederrheiner, und er machte sich auf, Mainz wieder zu gewinnen. Abermals standen sich bei Coblenz, wie bei Regensburg Vater und Sohn schlachtgerüstet gegenüber. Aber des Vaters Seele war jetzt noch viel mehr gebrochen als damals. Friedensboten waren das Erste, was er an den Sohn sandte.

Stark war das Heer des Kaisers, im Heer des Königs der Widerwillen gegen solchen vatermörderischen Kampf unverkennbar, der Ausgang der Schlacht jedenfalls ungewiß: die Priester, die den jungen König umgaben, riethen ihrem Schützling, auch diesmal wieder die List der Schlange, statt des offenen Schwertes zu wählen. Der König nahm des Kaisers Friedensbotschaft an und ging zu ihm hinüber auf das linke Ufer der Mosel. Er sah ihn, seinen einzigen ihm überbliebenen Sohn, der frühgealterte Vater; sie waren ihm fast alle gestorben, die seinem Herzen am nächsten gewesen waren, seine erste Gemahlin, sein Erstgeborner, die Freunde seiner Jugend, die Genossen seiner Gefahren; der, auf dessen Liebe und Treue er den nächsten Anspruch hatte, der Sohn stand in Waffen wider ihn. Im Uebermaße des Schmerzes, im Ueberwallen des väterlichen Herzens stürzte er zu den Füßen des Sohnes. „Muß ich,“ rief er unter einem Thränenstrom, „von Gott für meine Sünden gezüchtigt werden, so beschimpfe doch du dich, deine Würde, deinen Namen nicht selbst; kein göttliches noch menschliches Gesetz befiehlt dem Sohne, die Sünden des Vaters zu rächen.“

Und auch der Sohn stürzte nieder und umfaßte die Kniee des Vaters. Er weinte heiße Thränen, er bat um Verzeihung für alles Vergangene, wozu ihn Täuschung und Verführung verleitet habe, und gelobte fortan Gehorsam in Allem, wie ein Lehensmann seinem Herrn, ein Sohn seinem Vater nur immer gehorsam sein könne; nur möge der Kaiser mit der Kirche sich aussöhnen.

Dieser war voll Freude. „Ich werde Alles thun, mein Sohn, sprach er, Alles nach der Reichsfürsten und deinem Rathe!“ Und der König verschwor sich wieder auf Wahrheit und Treue, womit Gott den Söhnen die Väter zu ehren und zu lieben geboten habe; er werde ums Weihnachtfest den Kaiser in Frieden und Sicherheit nach Mainz hin und zurück geleiten, um ihn mit allen seinen Feinden zu versöhnen.

Mit Thränen und Kuß verrieth der Sohn den Vater. Im Verlaufe

des Gesprächs kam er auch darauf, daß jetzt, da die Sachen so friedlich und schön sich gestaltet haben, beide ihre Heere entlassen können: es genüge der Ehre, wenn jeder mit dreihundert Rittern nach Mainz auf den Reichstag käme. Auch das gefiel dem Kaiser. Er ließ sein Heer an der Mosel zurück und behielt nur 300 Ritter bei sich.

Mit diesen zog er den Rhein hinauf dem Sohne nach, der voraus- zog, weil, wie er sagte, viele seiner Ritter und Räthe vor der nahen Berührung des Gebannten sich scheuen.

Die treuen Freunde des alten Kaisers durchschauten das teuflische Gewebe, das der Sohn und seine Kirchenfreunde zum Verderben des Kaisers woben. Sie verhehlten ihm ihren Argwohn nicht; sie beschworen ihn, sich den Verräthern nicht selbst auszuliefern. Wahrscheinlich schlossen ihn schon Schaaren des Königs in der Entfernung hinten und vorn und auf den Seiten ein: der Rückzug wäre ihm abgeschnitten gewesen, auch wenn er sich dazu hätte entschließen wollen. Doch war in dem sonst so argwöhnischen Fürsten das Vertrauen auf den Sohn größer, als das Mißtrauen; er ließ seinen Sohn zu sich rufen und redete ihm nochmals ans Herz. Der König verschwor sich abermals hoch und theuer bei Gott und allen Heiligen, daß der Kaiser nichts zu besorgen habe.

Vater und Sohn ritten nun miteinander nach Bingen, der Erstere ganz beruhigt. Es war Abend geworden. Sie übernachteten mit einander. Der König zeigte alle Ergebenheit eines Sohnes gegen den Vater, und der Vater hatte wunderbare Freude an seinem Sohne die ganze Nacht durch; trauliches Gespräch und Spiel füllten sie aus, unterbrochen von den Ergießungen der Zärtlichkeit des Vaters: er umarmte, er herzte, er küßte den Sohn, als wollte er auf einmal alle Freude nachgenießen, die er so lange am Herzen des Sohnes entbehrt hatte. Keine Ahnung trübte ihm sein Entzücken, daß es seine letzte Freudennacht sein würde. Des andern Morgens, es war am 24. Dezember, sprengte ein Bote heran, mit Botschaft für den König. So hatte es dieser mit seinen Vertrauten abgeredet. Er trat zu seinem Vater und überraschte ihn mit der Botschaft von der Ankunft vieler Baiern und Schwaben in Mainz und von der Weigerung des Mainzer Erzbischofs, ihn, den Gebannten, in die Mauern der Stadt aufzunehmen. „Wir wollen, schloß er, in die nahe Burg Beckelheim uns begeben, da es nicht räthlich ist, dich mitten unter deine erbittertsten Feinde zu bringen, ehe du deinen Frieden mit ihnen gemacht hast. Feiere du dort in Ehren und Ruhe die Geburt des Herrn, indeß ich hingehe, und eifrig und treulich für uns Beide arbeite, denn ich sehe deine Sache für die meine an.“ Jetzt flammte in des Kaisers Seele Verdacht auf. Es war ihm nicht entgangen, wie sich zuletzt immer mehr Bewaffnete um den König und ihn gesammelt hatten, weit mehr als verabredet worden war. Er hatte

keine Lust, nach Beckelheim zu gehen. „Mein Sohn,“ sagte er, „heute sei Gott Zeuge und Richter zwischen mir und dir über das, was du geredet und mir verheißen hast. Du nur weißt es, wie viel Unruhe und Feindschaft ich auf mich geladen habe, um dir die Nachfolge am Reiche zu sichern.“ Da gelobte der Sohn zum drittenmale mit Königswort und Eidschwur, wenn sich Gefahr zeige, wolle er mit seinem Leben für des Vaters Haupt stehen. Noch immer wollte der Kaiser nicht auf die Burg, aber er sah sich so gut als gezwungen. Er ritt hinauf. Das Thor öffnete sich, er ritt mit drei Rittern hindurch, und in diesem Augenblicke schloß sich das Thor, Keinem seines übrigen Gefolges wurde der Eintritt gestattet. Wachen besetzten Thor, Thürme und Mauern, jeden Versuch zur Befreiung des Kaisers abzuschlagen. So sah sich der Vater vom Sohn in Beckelheim gefangen, und dazu sich der Mißhandlung eines seiner bittersten Feinde preisgegeben. Gebhard, früher Abt von Hirsau, kürzlich erst von dem Könige auf den Bischofsstuhl von Speier gesetzt, ein wilder Fanatiker, war zu seinem Gefangenmeister bestellt. Er sah sich von diesem schimpflich begegnet. Nicht einmal der tägliche Tisch war würdig besetzt, der Kaiser und die Seinen litten Hunger und Durst. Er wünschte, daß ihm der Bart abgenommen würde: es wurde verweigert. Er wünschte sich zu baden: es wurde verweigert. Er wünschte am Weihnachtsfest den Besuch eines Geistlichen und den Genuß des Abendmahls: es wurde verweigert. Indem kam einer der Großen des Königs, Wigebert, in die Burg und verlangte die Auslieferung der Reichskleinodien, welche des Kaisers Getreue auf der Reichsburg Hammerstein verwahrten, und, wie es scheint, ohne ausdrücklichen Befehl des Kaisers nicht ausliefern wollten.

Der Kaiser schlug es ab. Wigebert drohte ihm mit ewiger Gefangenschaft, mit dem Tode; augenblickliche Auslieferung sei der einzige Weg zu seiner Freiheit. Da befahl endlich der Kaiser seinen Rittern auf Hammerstein durch seine Vertrauten, den Grafen Werner und Volkmar, die Reichskleinodien an den König auszuliefern, um wenigstens so sein Leben zu erkaufen. Jene lieferten sie aus, so ungern sie es auch jetzt noch thaten, aus Furcht für die Person ihres Herrn. Am 5. Januar war Krone und Scepter, Kreuz und Lanze in des Königs Händen.

Während dies geschah, hatten sich zweiundfünfzig Fürsten des Reichs zu Mainz versammelt. Die päbstlichen Gesandten erneuerten den Bann gegen den Kaiser. Dieser, um seinem Kerker und seinem Kerkermeister zu entkommen, und auf die Theilnahme der treuen Bürger in Mainz rechnend, entbot seinem Sohn, wenn er nur nach Mainz gebracht würde, wolle er sich in Allem der Entscheidung der Fürsten unterwerfen, die Regierung und die Reichsburgen ihm übergeben, und sich mit so viel begnügen, als zu würdigem Unterhalt nöthig wäre.

Die Fürsten spiegelten nun dem Kaiser vor, man wolle ihn nach

Mainz bringen. Er schöpfte Hoffnung. Statt nach Mainz sah er sich nach Ingelheim geführt. Der König mit starker Bedeckung führte ihn in Person dahin. Plötzlich sah sich der alte Fürst in der Pfalz inmitten der Großen, seiner Feinde, die trotzig seine Abdankung von ihm forderten. Auf seine Weigerung drohten sie ihm mit dem Tode. Er fragte, ob er durch seine Abdankung Sicherheit seines Lebens und seiner Person erlangen werde? Nur, entgegnete der päbstliche Gesandte, nach öffentlichem Bekenntniß, daß Alles, was er gegen Gregor und die Kirche gethan habe, unrecht gewesen sei. Der unglückliche, von allen Seiten bestürmte Kaiser fiel auf die Kniee und bat um Frist, um vor Fürsten und Pabst seine Unschuld erweisen zu können, und bot für Alles, worin er schuldig erfunden würde, Buße und Genugthuung an, und zu Bürgen dafür die edelsten seiner Anhänger. Hier, stürmten seine Feinde ihm entgegen, sei nicht Ort und Zeit zu seiner Rechtfertigung, sondern zu seinem Bekenntniß, sonst müsse er in ewiger Gefangenschaft bleiben. „Und wenn ich mich, flehte der Kaiser, zuletzt zu Allem verstehe, was ihr verlangt, werde ich dann vom Banne gelöst werden?“ Dazu, versetzte der Legat, habe ich keine Vollmacht. Die Lösung muß persönlich zu Rom nachgesucht werden. Da kniete er, der alte Kaiser, ganz zusammengeknickt von seinem Schicksal und der Uebermacht seiner Feinde. Es war ein Schauspiel, das selbst erbitterte Gegner rührte, nur der Sohn, der es sah, zeigte kein Mitgefühl mit dem unglücklichen, keine Scham über den verrathenen, in den Staub erniedrigten Vater.

Endlich sprach der Alte es aus, das Wort der Entsagung, womit er Krone und Reich, Reichs- und Eigengut, womit er Alles hingab, ohne Etwas dafür zurückzuerhalten, nicht einmal die verheißene Freiheit; denn während die Fürsten nach Mainz zurückeilten, mußte er in Ingelheim gefangen bleiben.

Dem alten Kaiser gelang es, aus Ingelheim zu entkommen. Getreue Freunde benachrichtigten ihn, daß unter seinen Feinden nicht nur von seiner ewigen Gefangenschaft, sondern von Anschlägen auf sein Leben die Rede sei. Er stieg in ein Schiff, floh nach Köln, trat hier unter die treue Bürgerschaft und erzählte die Gewalt, die Mißhandlung und die Erniedrigung, die man ihm angethan hatte. Und wie sie ihn sahen und hörten, die Städtebürger ihren Herrn und Kaiser, da erglühten sie von Mitleid, Scham und Zorn, kein Herz war, das jetzt nicht für ihn gewesen wäre. Es war nicht mehr die hohe männliche schöne Fürstengestalt, womit er über alle Andere hervorragte, dahin war die Majestät, die vordem aus seinem Gesichte wetterleuchtete, und die sich gegen seine Freunde zu so schöner Milde und Güte verklären konnte; es war nichts mehr als ein hülfeflehender, unglücklicher alter Mann, aber, selbst gebrochen und geknickt, war noch eine Hoheit in seinem Aeußern, und etwas so Ungeheures in seinem Schicksal, daß beides ihm die Herzen gewinnen mußte.

Gestärkt durch die Treue seiner Kölner und von ihnen ehrenvoll geleitet, ging er weiter nach Lüttich. Auch hier fand er bei dem Bischof wie bei den Bürgern unwandelbare Treue und festlichen Empfang. Diese Liebe und Treue tröstete und hob ihn wieder. Auch die Fürsten und Herren des Niederrheins, vorerst Herzog Heinrich von Lothringen, kamen hier zu ihm, als er sie berief, und als er ihnen seine Leiden erzählte, waren Alle für ihn gewonnen und verhießen ihm treulichen Beistand.

Auch im südlichen Deutschland erhoben sich seine Anhänger für ihn, und Graf Albert fing in den Tyroler Alpen, wo er mächtig war, die ganze glänzende Gesandtschaft des Königs, welche nach Rom gehen wollte, wobei ihm die Bürger zu Trient treulich beistanden.

Die Gefangennahme von wenigstens zehn der ausgezeichnetsten Häupter der königlich-päbstlichen Partei war für diese ein unerwartet empfindlicher Schlag. Heinrich V. ging nun darauf, sich seines Vaters wieder zu bemächtigen. Da sein Vater, wie er hörte, Ostern zu Lüttich feiern wollte, so machte er bekannt, daß auch er Ostern ebendaselbst mit seinem Vater feiern wolle, und berief einen Reichstag ebendahin.

„Ich bitte dich," schrieb der Kaiser an seinen Sohn, „feire du anderswo das Fest, und laß mich als Gast im Hause dessen weilen, der mich aus Menschlichkeit aufgenommen hat, da ich nicht als Kaiser darin weilen kann, damit man sich nicht zu meiner und deiner Schande erzähle, du habest mich am Tage der Auferstehung des Herrn gezwungen, in der Fremde ein ungewisses Obdach zu suchen. Gewährst du meine Bitte, so will ich dir's sehr danken, wo nicht, so will ich lieber betteln gehen im fremden Lande, als zum Gespötte in dem werden, was ehemals mein war."

Der König verschloß sein Herz der rührenden Bitte des Vaters, aber die guten Waffen der treuen Rheinländer schlugen den König zurück. Sie blieben Monate lang im Vortheil.

Wie wohl mag dem alten Kaiser der Sieg der Seinigen und die Ruhe gethan haben, womit er unter seinen getreuen, siegesfröhlichen Lüttichern Ostern feiern konnte; und aus der Freude quoll ihm auch wieder Kraft und Thätigkeit. Seinen Kölnern entwarf er einen Plan zur stärkeren Befestigung ihrer Stadt, und sogleich gingen diese an den Bau neuer Thürme, Gräben und Wälle.

Bald hatte sich ein starkes Heer um den Kaiser zusammengezogen, das zu schlagen brannte. Auch der König rüstete sich zur blutigen Entscheidung durch eine Schlacht: Es war in der zweiten Woche des August 1106. Der König stand mit seinem schlagfertigen Heere bei Aachen. Da ritten still, in tiefer Trauer, einige Reiter in sein Lager: es war Erkenbold, des Kaisers unwandelbar treuer Kämmerer mit einigen Gefährten und dem bisher gefangen gewesenen Bischof von Münster.

Dreierlei überbrachte Erkenbold: das kaiserliche Diadem und Schwert; eine Bitte um Verzeihung für die, welche den Kaiser im Unglück als Freunde unterstützt haben; und eine letzte Bitte um einige Schritte Raum in der Gruft der Vorfahren zu Speier.

Am siebten August war der Kaiser gestorben, im sechsundfünfzigsten Jahre seines Alters; Liebe und Treue hatten seine letzten Tage erhellt und ihm die Augen geschlossen, und selbst der Sieg hatte dem scheidenden Kriegsmann vorm Abschiede noch einmal zulächelnd die Hand gereicht.

Das Schicksal hatte ihn überwunden: das Trauerspiel des vierten Heinrichs war zu Ende gespielt.

Weinend begruben ihn die Freunde zu Lüttich in der Kirche des heiligen Lambert. Das Volk, besonders die Armen, die Wittwen und Waisen, deren Wohlthäter er immer gewesen war, benetzten seine Leiche und später sein Grab mit ihren Thränen, als die Fürsten und Herren längst sich entfernt hatten, um die Gnade des neuen Herrschers nachzusuchen.

Aber der Haß der Frommen der Kirche mißgönnte ihm ein Grab in geweihter Erde. Auf den Betrieb des päbstlichen Legaten und der anderen Bischöfe befahl der König die Leiche wieder auszugraben: in ein ungeweihtes Gebäu auf einer kleinen Insel der Mosel wurde sie als die eines Gebannten gestellt. Keine übliche Feierlichkeit, kein Todtenamt fand Statt; nur ein Einsiedler, der kürzlich aus Jerusalem zurückgekehrt war, und sich auf der Insel aufhielt, sang bei Tag und Nacht Bußpsalmen am Sarge des Todten. Nach einiger Zeit ließ der König die Leiche nach Speier bringen. Sein Vater hatte diese Stadt und ihre Bewohner vor allen geliebt, ihre Kirchen auf das Köstlichste ausgeschmückt. So empfingen und begruben Geistlichkeit und Volk die Leiche mit ausgezeichneten Ehren im Dom. Aber der Bischof der Stadt ruhte nicht, bis sie auch hier wieder ausgegraben war: außerhalb der Kirche in ein noch ungeweihtes Gewölbe ließ er sie schaffen, und hier stand der steinerne Sarg noch fünf Jahre über der Erde, bis der Pabst von dem Könige zur Lösung des Bannes bewogen wurde und die feierliche Bestattung in der Gruft seiner Ahnen erlaubte. Aber so lange er oben stand, wallfahrtete das Volk zu Speier zum Sarge des Todten, und seine dankbare Liebe betete an demselben wie an einem Heiligthum.

Heinrich V.

So stand nun der fünfte Heinrich da als allgemein anerkannter König. Ueber den Pabst aber und über die Fürsten, welche ihn zum Meineid und zur Ruchlosigkeit gegen seinen Vater angefeuert hatten, kam schnell die Vergeltung: Heinrich V. behauptete alle Hoheitsrechte der Krone gegen diese wie gegen jenen.

Sobald er fest auf dem Throne saß, ließ er die Maske fallen: jener Heinrich, der so demüthig einst, so frommgehorsam Alles dem heiligen Stuhle versprochen hatte, stand jetzt auf dem Throne mit einem Schlage da als das, was er wirklich war, als gebieterischer Herr, herrschsüchtig, gewaltsam.

Er erklärte zwar auch jetzt noch, er werde der Kirche wie seiner Mutter, dem Pabste wie seinem Vater gehorsam sein: aber man hat mit Recht auf das Zweideutige, Arglistige, das schon in dieser Erklärung lag, aufmerksam gemacht, da seine leibliche Mutter ja todt und sein leiblicher Vater von ihm ruchlos mißhandelt worden war. Und bald genug sollte die römische Kirche erfahren, daß sie für Heinrich todt war.

Ohne Rücksicht auf des Pabstes erneuerte Beschlüsse hierüber nahm er das Recht der Investitur, die Oberlehensherrlichkeit des Königthums bei der Wahl der Erzbischöfe, Bischöfe und Aebte, thatsächlich für sich in Anspruch: Er belehnte mehrere Bischöfe und ließ sie weihen; setzte einen andern Prälaten gegen des Pabstes ausdrückliches Verbot wieder in sein Stift ein, und in die Abtei St. Tron sogar einen Gebannten. Das geschah Alles mit solcher Strenge, mit solchem Ernst, mit solcher zur Gewalt entschlossenen Entschiedenheit, daß in Deutschland auch der ergebenste Anhänger des Pabstes nichts dawider zu reden oder zu thun wagte.

Der Pabst begab sich mit seinen Cardinälen nach Frankreich zu dem dortigen Könige Philipp, um dessen Beistand gegen alle Tyrannen und Feinde der Kirche, zumeist gegen den römischen König Heinrich V. anzuflehen.

Heinrich dagegen zeigte gegen den Pabst in Schreiben und Sendungen die freundlichsten Gesinnungen; er versprach in Allem, was der Schutz der Kirche verlange, dem Pabste zu Willen zu sein; und dieser sagte ihm die günstigste Aufnahme zur Kaiserkrönung zu, wenn er sich als katholischer König bewähre.

Aber das Gefolge, das Heinrich im Herbst 1110 mitnahm, war das größte Heer, das er aufbringen konnte: der größte Theil der geist-

lichen und weltlichen Fürsten in Person, dreißigtausend Ritter ohne ihre Knechte; ein gewaltiges Fußvolk begleitete ihn über die Alpen, und jenseits derselben wuchs dieses Heer durch die Zuzüge der Italiener mit jedem Schritte. Auch gewandte Federn, gelehrte, rechtskundige und feine Köpfe nahm er mit sich, um seine Sache, wo es nöthig wäre, überall sogleich vor der öffentlichen Meinung mit dem Schwerte des Geistes zu verfechten. Auch einen Geschichtsschreiber hatte er bei sich, um seine Thaten, sogleich wie er sie vollbrächte, aufzuzeichnen und zu beschreiben.

Wie schrecklich er jedem Widerstrebenden wäre, zeigte er an dem widerspenstigen Novara, das er zum Theil verbrannte, und dessen Mauern er schleifen ließ, nachdem die Stadt noch überdies eine große Summe an Gold und Silber hatte bezahlen müssen. Wie gütig er sein könne und wolle, bewies er gegen die Abtei St. Ambrosius zu Mailand, der er in Vercelli alle ihre großen Besitzungen und Freiheiten bestätigte. Er nannte sich in der Urkunde einen demüthigen römischen König.

Er lagerte bei Piacenza auf den Ronkalischen Feldern. Drei Städte, die sich widerspenstig zeigten, zerstörte er. Vom Schutt Arezzo's aus schickte Heinrich an die Römer, ihn königlich einzuholen, an den Pabst, um mit ihm wegen der Kaiserkrönung zu verhandeln.

Paschal wußte, was er von Heinrich zu erwarten hatte: es war sein Zögling, der ihn jetzt so sehr durch List und Gewalt ängstigte. Als der König auf den Pabst geradewegs losging, und dieser nirgends eine Waffenhülfe für sich sah, erbot er sich in seiner Verlassenheit: Wenn der König das Recht der Investitur am Tage seiner Krönung in die Hände des Statthalters Petri niederlege, so wolle er Alles zurückgeben, was die Kaiser der Kirche je verliehen haben. Die königlichen Bevollmächtigten, überrascht durch ein so ungeheures Nachgeben, schlossen am 5. Februar 1111 mit den Bevollmächtigten des Pabstes in Rom einen Vertrag ab, worin der König das Recht der Investitur aufgab, und der Pabst dagegen sich verpflichtete, alle fürstlichen Rechte und Besitzungen der Kirche, Alles, was seit Karls des Großen Zeiten zum Reiche gehört habe, dem Könige zurückzustellen, Städte, Herzogthümer, Markgrafschaften, Grafschaften, Münze, Zölle, Märkte, Reichsvogteien, Rechte der Zentgrafschaften und Maier, Reichshöfe, Dörfer, Ritterschaft und Festen; jeder Geistliche, der sich diesem nicht füge, oder künftig eines fürstlichen Rechts sich anmaße, solle mit dem Fluche der Kirche belegt sein. Zugleich versprach er, den König ganz nach alter Sitte zum Kaiser zu krönen.

Als dieser Vertrag von seinen Bevollmächtigten an Heinrich gebracht wurde, nahm er ihn ohne weiteres an, unter der Bedingung, daß die ganze Kirche ihre Zustimmung gebe; ob er gleich wußte, daß der Pabst dadurch nur Zeit gewinnen wollte, daß einen solchen Vertrag der Pabst

als Pabst weder im Sinne habe auszuführen, noch die Ausführung bei den geistlichen Fürsten durchzusetzen vermöge.

Am 11. Februar stand er vor den Thoren Roms. Des andern Morgens festlich eingeholt und nach der Peterskirche geleitet, stieg er vom Pferde, beugte sein Knie, erhob sich, küßte den Pabst dreimal auf die Stirn, Mund und Auge, hielt dann demselben das Pferd und den Bügel, und führte ihn an der Rechten gegen die Kirchthüre, wo er den gewöhnlichen Eid, als Kaiser ein Beschützer der römischen Kirche sein zu wollen, leistete, und vom Pabste nun als Kaiser erklärt wurde. Beide nahmen ihre Plätze in der Kirche beim Altare ein. Der Pabst forderte den König auf, das Recht der Investitur nun in seine Hände niederzulegen, wie er es im Vertrage versprochen habe. Der König las das Seinige in dieser Beziehung vor, schwur jedoch dabei, daß es nicht sein Wille sei, der Kirche, den Prälaten etwas von dem entziehen zu wollen, was seine Vorgänger denselben ertheilt haben. Somit hatte er alles Gehässige des Vertrags auf Paschal gewälzt, und als dieser nun der Aufforderung des Königs zur Erfüllung des Vertrags von seiner Seite Folge leistete, und die Zurückgabe aller fürstlichen Rechte und Güter, welche die Kirche seit Karl dem Großen vom Reiche erhalten habe, an das Reich aussprach, die Verzichtung auf alle weltliche Stellung und Macht: da entstand eine allgemeine Bewegung unter den Geistlichen, die ihre Fürstengewalt, und unter den Weltlichen, welche die von Geistlichen zu Lehen getragenen Güter verlieren sollten. Ihr heftiges Geschrei ließ den Pabst nicht endigen. Einen Ketzer mußte er sich von seinen eigenen Prälaten schelten lassen, und der König überließ den Bedrängten dem ganzen Sturme der geistlichen Erbitterung, er zog sich mit seinen Vertrauten in einen andern Theil der Kirche zurück, um sich mit ihnen zu berathen. Nach einiger Zeit trat er wieder vor und erklärte, da sich zeige, daß die Prälaten ihre Zustimmung zu dem Vertrage nicht geben, dieser also auch nicht ausgeführt werden könne, so sei derselbe als nichtig zu betrachten, und er bestehe nun nicht auf der Vollziehung desselben, sondern ohne Rücksicht darauf einzig und einfach auf der Kaiserkrönung. Der Pabst machte Schwierigkeiten, es sei schon zu spät am Abend. „Was braucht's vieler Worte?“ rief ein Ritter des Königs, aufspringend, dem Pabste zu. „Wisse, unser Herr will die Kaiserkrone haben, wie Karl, Pipin und Ludwig.“

Es ward tiefe Nacht, ohne daß der Pabst nachgab. Da ließ der König ihn und die Cardinäle unter strenger Bewachung als Gefangene ins deutsche Lager wegführen. Nur die Bischöfe von Ostia und Tuskulum stahlen sich verkleidet durch das Getümmel. Auch viele Andere, Geistliche und Laien, wurden gefangen; die deutschen Kriegsleute plünderten die goldenen und silbernen Zierrathen, die Festgewande der Knaben, welche die

Blumen gestreut und die Palmen trugen. Von den geistlichen Umgebungen des Königs wagten nur zwei sich laut gegen dieses Verfahren zu äußern, Konrad, der Erzbischof von Salzburg, den dafür einer der königlichen Ritter mit dem Tode bedrohte, und Norbert, des Königs Kaplan, der sich im Schmerze dem Pabst zu Füßen warf und in eine Wildniß als Einsiedler sich flüchtete.

Die Mißhandlung, die Gefangennahme des Pabstes und so vieler edlen Römer brachte noch in der Nacht die Stadt in die Waffen; einzelne Deutsche, die sich in dieselbe verirrten, fielen unter den Dolchen und Schwertern der Römer. Mit Tagesanbruch geschah der Angriff auf das königliche Kriegsvolk, das um die Peterskirche lagerte. Im plötzlichen Ueberfall fanden viele Deutsche ihren Tod. Schon waren die Römer so weit vorgedrungen und so im Vortheil, daß die königlichen fast aus der Säulenhalle vor der Peterskirche weichen mußten.

Der König hört es, sieht es; der Heldengrimm, die deutsche Wuth, faßt ihn: ohne ganz sich anzukleiden, springt er auf sein Roß, wirft sich wie ein Rasender die Marmorstufen der Peterskirche hinab unter das Gewühl, durchrennt fünf Römer mit seiner Lanze, wird selbst verwundet, sein Pferd stürzt durchstoßen, und mit ihm stürzt der König. Ein mailändischer Graf, Otto, sieht des Königs Sturz, sprengt heran, springt vom Pferde, gibt dieses dem Könige, der König schwingt sich hinauf; der Graf aber wird von den Römern im Nu umringt, gefangen, in Stücke zerrissen. Die Deutschen sind überall im Weichen. Der König, wieder hoch zu Roß, ist der Vorderste im Kampf. „Seht ihr nicht, meine Ritter,“ ruft er, „seht ihr nicht, daß die Römer mich morden, und ihr vertheidigt mich nicht?“ Dieser Ruf an die Ehre machte die Deutschen wie eine Mauer stehen, und der Kampf wurde grimmiger als zuvor. Es fielen Tausende hier, Tausende dort. Es wurde Mittag, es nahte der Abend. Da zogen sich die Deutschen zurück, müde vom langen Schlagen. Die Römer eilten, die Gefallenen zu plündern, beluden sich mit schwerer Beute, und waren eben auf dem Rückweg in die Stadt. Diesen Augenblick benützte der König, er gab das Zeichen zum erneuten Angriff: wie ein Sturm warfen sich die Königlichen auf die beutebeladenen Römer, und in einem fürchterlichen Blutbad löschte der Siegesjubel derselben aus. Sie waren in dem Raume vor der Tiber überfallen und gefaßt: zwei Brücken waren der einzige Rettungsweg für sie, die eine zur Stadt, die andere zur Engelsburg führend. Es war ein schreckliches Drängen nach denselben, und kein Schwertschlag, kein Lanzenstoß der Königlichen fehlte in diesem Knäuel. Viele wurden in die Tiber gesprengt und kamen im Wasser um.

So rächte die deutsche Tapferkeit und des Königs Feldherrnblick das am Morgen vergossene deutsche Blut.

Aber die Engelsburg vermochte er nicht zu erobern; eben so wenig die eigentliche Stadt jenseits der Tiber; und so lange die Engelsburg nicht erobert war, war seine Stellung auch diesseits des Flusses nicht sicher: zwei Tage und zwei Nächte blieb das königliche Heer noch unter den Waffen, in beständiger Furcht eines neuen Ueberfalls der Römer.

Am 15. Februar zog der König mit dem gefangenen Pabst und seinen Cardinälen ab, um die Umgegend Roms zu verwüsten; die Gefangenen wurden aufs Strengste bewacht, nur Deutsche durften sie bedienen, Niemand sonst. Zwei Monate lang widerstanden die Römer, von dem Bischof von Tuskulum fanatisirt, den Waffen, den Versprechungen, dem Gelde des Königs: Freigabe des Pabstes und der Cardinäle war und blieb ihr erstes und letztes Wort, ehe sie sich unterwärfen. Sie hatten bisher auf die Unterstützung der Normannen gehofft: da kam die Nachricht von dem plötzlichen Tode des Herzogs Roger und seines Bruders Boemund. Der Tod dieser ihrer beiden ersten Fürsten erschreckte die schon durch die Ankunft des Königs in Furcht gesetzten Normannen so sehr, daß sie eilten, mit demselben ihren Frieden zu machen.

Nun hülflos von außen, sahen die Römer ihre Noth täglich wachsen; und täglich wuchs auch des Königs Ungeduld und Zorn. In einem Augenblicke der Aufregung schwur er dem Pabste und den Cardinälen den Tod, wenn sie sich nicht fügen. Aber Paschal hatte wenigstens etwas von der Starrheit Gregors. Zuletzt erbot sich Heinrich, alle sogleich frei zu lassen, wenn der Pabst die Kaiserkrönung ihm verbürge. Als die Römer dieses Erbieten hörten, da stürmten geistliche und weltliche Große, Bürger und Priester auf Paschal ein, ihrem Elend ein Ende zu machen. „So muß ich denn," seufzte er, „nachgeben, der Befreiung der Kirche und dem Frieden zu Lieb, was ich aus Rücksicht auf mein Leben nie nachgegeben hätte!"

Am 11. April wurde der Friede geschlossen, bei Ponte Mammolo am Anio, im königlichen Lager.

Der Pabst gab das so lang verfochtene Recht der **Investitur** auf, Erzbischöfe, Bischöfe und Aebte sollten fortan ungestört von dem königlichen Oberlehensherrn mit Ring und Stab belehnt werden als Zeichen ihrer Abhängigkeit von ihm. Dazu versprach er eidlich, sich nie rächen zu wollen wegen des ihm Widerfahrenen, wegen dieser Vorkommniß über Niemand, über den König, überhaupt nie wegen Etwas, den Bann auszusprechen, den König zum Kaiser zu krönen und ihm in Allem, was des Kaisers Sache sei, beizustehen. Der König versprach dagegen, die Gefangenen frei zu geben, weder den Pabst noch einen der Andern wieder gefangen zu setzen, dazu Frieden mit allen Anhängern des Pabstes, Rückgabe aller der römischen Kirche entrissenen Güter und Gehorsam gegen den

römischen Stuhl, so weit es der Ehre des König- und Kaiserthums nicht Abbruch thue.

Die Urkunden wurden ausgewechselt und der Pabst reichte dem Könige zur Befestigung des Friedens zwischen Kirche und Reich das Abendmahl. Darauf begaben sich Pabst und Cardinäle frei nach Rom.

Am 13. April hielt der König seinen feierlichen Einzug in die Leostadt, von der Geistlichkeit und vielem Volke empfangen. Die Thore der Leostadt wurden geschlossen, um jeder Störung von der eigentlichen Stadt aus vorzubeugen, und der Pabst krönte nach alter Sitte den König mit der Kaiserkrone. Bei der Messe zerbrach Paschal eine Hostie, aß die eine Hälfte und gab die andere dem Kaiser mit den Worten: „Wie dieser Theil des lebendigen Leibs getrennt ist, so sei der von der Kirche Christi ausgeschieden, der versuchen wird, diesen Vertrag zu brechen.“ Darauf ward ihm von den Römern der goldene Reif des Patriciats überreicht. Die Stimmung in der eigentlichen Stadt Rom war noch der Art, daß es Heinrich unterließ, den üblichen Einzug in dieselbe im Kaiserornat zu halten. Nach den glänzendsten Geschenken an den Pabst und die Geistlichkeit verließ er Rom, um nach Deutschland zurückzukehren.

So hatte das Königthum dem Pabstthum vergolten, was es in den letzten vierzig Jahren durch dasselbe erlitten hatte. Wie zu Canossa ein König der Gewalt eines Pabstes preisgegeben gewesen war, so hatte sich am Altare der Peterskirche selbst ein Pabst der Gewalt der königlichen Partei preisgegeben gesehen. Der Sohn des gedemüthigten vierten Heinrichs, den die geistliche Macht zur Empörung und Entthronung des Vaters aufgereizt hatte, um in ihm ein Werkzeug ihres Willens auf den Thron zu setzen, dieser selbe Sohn war es, der das Pabstthum so tief demüthigte. Es war seines Vaters Geist, der in dem fünften Heinrich arbeitete; es war des vierten Heinrichs nicht zur Ruhe gekommener Schatten, der in der Peterskirche dem Sohn, Rache und Sühne fordernd, vor die Seele trat.

Wie sehr ihn der Gedanke an seinen V a t e r im Innersten beschäftigte, dafür spricht, daß er sogleich, als er das erste Mal Roms Thoren sich näherte, die E n t b a n n u n g seines Vaters und seine feierliche B e s t a t t u n g vom Pabste forderte, und, das erste Mal nicht befriedigt, dasselbe beim Friedensschluß forderte und erhielt.

Und als er von Rom hinweg Italien durcheilte und den deutschen Boden wieder betrat, war es sein Erstes, zu Speier in einer großen Versammlung geistlicher und weltlicher Fürsten den T o d e s t a g seines V a t e r s feierlich zu begehen. — Da erhoben sie den Sarg des alten Kaisers aus dem ungeweihten Gewölbe, worin er seit fünf Jahren stand, um ihn in der Erbgruft im Dome beizusetzen. Je größer das Unrecht war, das der

Sohn zu sühnen hatte, um so größer war der Pomp, mit dem er die mißhandelte Leiche des mißhandelten Vaters ehren wollte: kein deutscher Kaiser war je zuvor mit solcher Pracht bestattet worden. Die Speierer Bürger aber freiete er für alle Zukunft von dem Todfall, dem Bann- und Schutzpfennig, wegen der unerschütterlichen Liebe und Treue, welche sie seinem Vater bewiesen haben, und ließ die Freiungsurkunde mit goldenen Lettern über dem Hauptportal des Doms eingraben, mit der Aufgabe, daß die Bewohner Speiers jedes Jahr am Todestage Heinrichs IV. mit brennenden Lichtern eine Procession zur Kirche thun, und jedes Haus den Armen ein Brod geben sollte. Auch der Treue, welche die Wormser Bürger seinem Vater bewährt hatten, gedachte er. Er bestätigte alle von diesem ihnen verliehenen Freiheiten und Rechte, und pries sie als die würdigsten Bürger des Reichs, wegen der standhaften und unverletzten Treue, welche sie jenem bewahrt haben, damit sie Allen ein Vorbild wären und Alle von ihnen lernten, ihrem Könige und Herrn Treue zu bewahren.

Es war wie eine Ahnung, daß er ihrer Treue bald bedürfen würde. Die erste Untreue erfuhr er von Rom her.

Der Pabst sah sich unter den Seinigen, die ihn einen Verräther an der Kirche nannten, fast so sehr im Gedränge, als zuvor unter den deutschen Schwertern. Er war nur noch unentschieden über die Art, auf welche, und den Vorwand, unter welchem er den Vertrag am schicklichsten brechen könne.

Auf einer Kirchenversammlung im Lateran am 18. März 1112 erklärte er den „abgezwungenen“ Vertrag, den er ohne den Rath und die Unterschrift der Brüder abgeschlossen habe, für eine verwerfliche Handlung; keine Bedingung, kein Versprechen binde ihn daran; und weil der Pabst den Kaiser selbst zu bannen sich scheute, ließ er den Bann durch Guido von Vienne aussprechen, auf einer Synode in der letzteren Stadt, in seiner Abwesenheit. Guido sprach den Fluch über Heinrich V. als einen zweiten Judas und Kirchenschänder.

So that jetzt der Pabst in Bezug auf den Vertrag, den er mit dem Kaiser geschlossen hatte, ganz dasselbe, was Heinrich IV. gegen den Pabst gethan hatte, als er wieder außerhalb der Mauern Canossa's war.

Zwar wagte Niemand in Deutschland den Bann gegen Heinrich zu verkünden; aber er wurde doch bekannt, und kam zu einer Zeit, in welcher er ihm gefährlich werden zu können schien.

Die steigende Macht des Kaisers war der Macht der Fürsten nicht günstig; die gewaltig kräftige Hand desselben war ihnen ebenso verhaßt, als lästig. Eine Reihe norddeutscher Großen trat gegen ihn in einen Bund, den Sachsenherzog Lothar an der Spitze. Mit ihnen verschwor sich selbst des Kaisers Kanzler, Adalbert. Er hatte ihn so eben erst zum Stuhle von Mainz erhoben und ihn

mit Ring und Stab belehnt. Durch seine Hand waren bisher alle wichtigen Verhandlungen gegangen, und die Gnade und Freundschaft Heinrichs hatte ihn mit Belohnungen überhäuft. Er stellte sich jetzt an die Spitze aller Gegner des Kaisers in Deutschland und Italien, und wirkte insgeheim ebenso eifrig gegen ihn als bisher für ihn. Heinrich fing nach der Demüthigung des Pabstes an, auch die geistlichen Fürsten in Deutschland niederzuhalten. Adalbert aber war zwar Freund des Kaisers, aber mehr noch Geistlicher und zwar Kirchenfürst, und wollte weder sich noch seinen Stand unterdrücken lassen.

Herrschsucht war die mächtigste Leidenschaft in Heinrichs Charakter: aber man braucht nicht an Herrschsucht zu denken, um seine Politik zu erklären. Die Fürsten hatten seit mehr als einem Menschenalter nur an der Schwächung der königlichen Gewalt gearbeitet, sich zu kleinen Souveränen gemacht und den Gemeinfreien unterdrückt, das Volk im Ganzen willkürlich und grausam belastet. Heinrich dachte und ging daran, das königliche Ansehen wieder herzustellen, auf die Städtebürger und die Gemeinfreien auf dem Lande, deren Kraft und Treue sein Vater erprobt hatte, sich zu stützen, und die Macht und Selbstständigkeit der anmaßenden Kirchenfürsten und weltlichen Großen zu brechen.

Der Kaiser bekam Kenntniß von dem Treiben seines Kanzlers und der anderen Fürsten. Sobald er der Sache auf dem Grund war, ließ er Adalbert verhaften und auf dem Schlosse Trifels an der Queich bewachen. Sein tapferer Feldhauptmann Graf Hoyer von Mannsfeld hatte rasch das Heer der Verschworenen am 21. Februar 1113 bei Warnstädt überfallen und geschlagen; und ebenso schnell dämpfte der Kaiser selbst eine Empörung in Lothringen.

Als erste Grundlage des Königthums schien ihm ein Hausschatz und eine Hausmacht unumgänglich nöthig. Daher suchte er Geld, so viel er konnte, Güter, wo er es vermochte, an sich zu bringen. In dem Besitz der Großen hatte die Zeit den Unterschied zwischen Lehengut und Eigengut vielfach verwischt: er wollte diesen Unterschied allenthalben wieder hervorsuchen, und reizte dadurch gar viele Besitzer, die sich in ihren Rechten mit oder ohne Grund gekränkt fühlten. Gelder suchte er namentlich von den Gefangenen zu erpressen.

Heinrichs Härte hatte freilich wieder das Gute, daß die an Fehden, Bedrückung und Empörung seit lange gewöhnten Fürsten nicht mehr so leicht Abfall, Aufstand und Bedrückung wagten, und wagte es einer, so standen Besitz und Würde, ja das Leben auf dem Spiel, und er büßte mit dem einen oder dem andern. Diese Strenge verbreitete Furcht, und die Furcht fesselte das sonst so leicht gezückte Schwert an die Scheide.

Bald hatten viele Fürsten einen zweiten großen Bund wider ihn ge-

schlossen. Er hatte jetzt die traurige Erfahrung zu machen, daß eben die, welche seinen Vater verriethen und zu ihm übertraten, nun auch ihn wieder verriethen und sich gegen ihn empörten. Durch ganz Lothringen, Westphalen, den Niederrhein zog sich der bewaffnete Bund wider den Kaiser.

Beim Welfsholz unweit Mannsfeld, am 11. Februar 1115, kam es zur Schlacht. Die Sachsenfürsten siegten, wenn gleich mit großem Verlust, und der Kaiser ging an den Rhein zurück. Die Bischöfe sprachen jetzt an vielen Orten den Kirchenfluch aus, dessen Bekanntmachung bisher in Deutschland unterblieben war, weil die Einen sich vor dem Gewaltigen fürchteten, die Andern auf seiner Seite waren. Der größere Theil der Fürsten trat jetzt von ihm ab, und die sächsischen Großen machten Eroberungen an kaiserlichen Städten und Burgen.

Der Kaiser war entschlossen, Frieden zu schließen, und berief alle Fürsten auf einen Tag nach Mainz. Diese aber blieben in den Waffen, und sammelten sich statt in Mainz in Fritzlar. Umsonst harrete ihrer der Kaiser in Mainz; nur wenige Getreue erschienen, aber kein Sachse, keiner seiner Gegner; und als die Mainzer dies sahen, bestürmten sie mit Waffen und Bitten den Kaiser in seinem Palast, ihren gefangenen Erzbischof frei zu geben. Heinrich sah, wenn er es weigere, sein und der Seinigen Leben in Gefahr. Er ließ den Erzbischof einen Eid schwören, binnen Jahresfrist wegen seines Hochverraths Genugthuung geben, oder sich wieder als Gefangener stellen zu wollen, empfing eine Zahl vornehmer Mainzer Bürger als Geisel und gab ihn frei.

Abgezehrt zu einem Schatten stieg Erzbischof Adalbert aus seinem Gefängniß, so hart war er gehalten worden, er stieg hervor, wie ein böser Geist, Rache und Heinrichs Verderben in der Seele. Die Begier, sich zu rächen, ließ ihn Eid und Geisel vergessen, er setzte Alles für diesen einen Zweck in Bewegung, und bald genug mußte Heinrich es bereuen, seinen Todfeind frei gegeben zu haben, der als sein ehemaliger Kanzler die geheimsten Fäden seiner Politik kannte. Lothars Macht und Feldherrngeschick und des rachsüchtigen Priesters unermüdliche Feder und diplomatische Verschmitztheit drohten dem Kaiser gleich furchtbar zu werden.

Er sah sich zu Speier von den Fürsten des Reiches fast so sehr verlassen, wie sein Vater vor vierzig Jahren. Es war im Dezember 1115. Die Fürsten waren zu Köln beisammen, um feierlich den erneuten Bann gegen ihn bekannt zu machen. Er sandte den Bischof Erlung von Würzburg, seinen Vertrauten, an sie, um mit ihnen zu verhandeln. Aber er sollte noch Bitteres erfahren; auch Erlung trat, statt für ihn zu sprechen, auf die Seite der Fürsten, und weigerte sich nach seiner Rückkehr, mit dem Gebannten zu verkehren. Heinrich bedrohte ihn mit dem Tod und

zwang ihn, Messe vor ihm zu lesen; Erlung that es, entfloh und erklärte sich offen für den Pabst. Da nahm ihm der Kaiser die herzogliche Gewalt in Ostfranken ab, die seither den Bischöfen zu Würzburg zugetheilt gewesen war, und gab sie an seinen Neffen Konrad von Hohenstaufen.

Vier weltliche Fürsten waren es vorzüglich, auf deren Treue und Macht er bauen konnte, Herzog Welf in Baiern, Graf Gottfried von Calw, dem er die Rheinpfalz vertraut hatte, und seine beiden Neffen, Friedrich und Konrad von Hohenstaufen. Jener war fünfzehn, dieser zwölf Jahre alt beim Tode ihres Vaters gewesen; Heinrich hatte sich der Verwaisten treulich angenommen, und beide waren zu Helden herangewachsen, besonders Friedrich, der Herzog von Schwaben.

Ihnen vertraute er auch die Fortführung des Kampfes in Deutschland; Wichtigeres rief ihn nach Italien: die Markgräfin Mathilde, seine Verwandte, war am 24. Juli 1114 gestorben, und es galt nun, wer zuerst in den Besitz ihrer ungeheuern Verlassenschaft sich setzen würde: der Pabst im Namen der Kirche, welcher sie alle ihre Eigengüter vermacht hatte, oder der Kaiser als Verwandter und als Reichshaupt, da ein großer Theil des Erbes Lehengüter waren, welche die Länge der Zeit mit ihrem Erbe verschmolzen hatte. Das war es, was ihn zu den wiederholten Versuchen getrieben hatte, die Fürsten in Deutschland aufs Schnellste mit sich auszusöhnen. Es war keine Zeit zu verlieren, sollte das reiche Erbe nicht verloren gehen.

Er hatte sich auf dem Boden Italiens schnell durch seine Partei verstärkt, und leicht und ohne Widerstand sich in den Besitz des Mathildischen Erbes gesetzt, Mantua hatte ihn selbst eingeladen, und die festen Burgen in den Apenninen öffneten ihm alle die Thore. Dadurch war er sehr im Vortheil gegen den Pabst; er waltete im ganzen obern und mittlern Italien mit der Sicherheit des Siegers und des Herrn, und führte Ordnung in das lange zerrüttete Land zurück.

Unter dem Schein, dem Pabste wider die ihn bedrängenden Römer beizustehen, zog er auf Rom, die Burgen im römischen Gebiete fielen vor seiner Gewalt, die Stadt selbst öffnete sich ihm ohne Widerstand. Paschal, der vor ihm voll Furcht geflohen war, kam erst nach des Kaisers Abzug wieder mit den Normannen, überfiel und nahm die Leostadt, starb aber wenige Tage darauf, am 21. Januar 1118, und die Cardinäle wählten aus ihrer Mitte Johann von Gaeta zum Pabste, ehe der Kaiser heran eilen konnte, um bei der Wahl mitzuwirken; doch kam er noch schnell genug, ehe er geweiht werden konnte: der Neugewählte entfloh im furchtbarsten Sturm und Regenwetter, unter dem Pfeilregen der Deutschen, die Tiber hinab, dann nach Gaeta, wo er geweiht wurde als Gelasius II.

Heinrich versuchte auch ihn für sich zu gewinnen und wollte ihn anerkennen, wenn er die Verträge halte, die sein Vorfahr mit ihm abgeschlossen habe. Gelasius wollte darüber erst auf einer Kirchenversammlung zu Mailand oder Cremona verhandeln, welche beide Städte dem Kaiser feindlich gesinnt waren. Dieser und die Römer wählten nun Burdinus zu ihrem Pabst als Gregor VIII. Gelasius aber verfluchte den Kaiser und den Gegenpabst, und die christliche Welt spaltete sich wieder zwischen zwei Päbsten, die sich gegenseitig verfluchten, und es war wieder ein Parteikampf wie unter dem vierten Heinrich. Um diesen, da wo er am stärksten seit lange wüthete, zu unterdrücken, eilte der Kaiser zurück nach Deutschland.

Kaum war er nämlich im Frühlinge 1116 über die Alpen gegangen, als der innere Krieg, ein Krieg Aller gegen Alle, in Deutschland losbrach, und während des Kaisers glücklichen Erfolgen in Italien, geriethen seine Freunde in der Heimath in große Gefahr. Adalbert, der Erzbischof von Mainz, ging sogar damit um, den Kaiser abzusetzen.

Alle Gräuel des Faustrechts waren wieder im Gang, überall Mord, Plünderung und Verwüstung. Schaaren von Räubern machten die Straßen unsicher, besonders im südlichen Deutschland. In vielen Städten war Aufruhr; irrende flüchtige Prälaten, aus ihren Burgen verjagte Edle, rauchende Schlösser und Dörfer, verödete Felder, obdachlos umirrende Schaaren Volkes, leere Kirchen waren weithin zu sehen. Selbst die reichsten Gotteshäuser hatten oft nicht das tägliche Brod. Und unter das Getös und die Verwüstung der Waffen hinein erschollen die Bannflüche, schreckten die Schrecken der Natur, Erdbeben, Ueberschwemmungen, schauerliche Donnerwetter und Stürme selbst mitten im Winter. Doch unverzagt unter diesen Gefahren fochten die beiden Hohenstaufen für ihre und des Kaisers Sache, Konrad in Franken und an der Donau, Friedrich in Schwaben und am Rhein, lange größtentheils mit Glück. Zu Köln trat Erzbischof Adalbert mit dem päbstlichen Legaten und vielen Bischöfen zusammen, und der Legat verfluchte alle Anhänger des Kaisers und zu Fritzlar den Kaiser selbst; ja die Verschworenen luden diesen auf einen Tag nach Würzburg und beschlossen, ihn, wenn er nicht erschiene, des Reiches zu entsetzen.

Mitten hinein in ihr feindseliges Gewebe trat der Kaiser plötzlich, überraschend, gewaltig. Da kam die Kunde vom Tode des Pabstes Gelasius. Der, den die Cardinäle zu seinem Nachfolger wählten, jener Guido von Vienne, als Pabst Calixt II., war aus der alten burgundischen Königsfamilie und ein Verwandter des Kaisers. Heinrich hatte ihn als einen seiner gefährlichsten Gegner kennen gelernt, er erkannte die ganze Schwere des Kampfes, den er mit diesem Manne zu bestehen haben würde. Er eilte darum, den Frieden in Deutschland zu gewinnen, die deutschen Fürsten

zufrieden zu stellen, um nicht der Last des zweifachen Kampfes gegen die Fürsten und gegen den Pabst zu erliegen. Zu Tribur kam die Ausgleichung zwischen ihm und den Fürsten zu Stande, Jeder sollte das ihm Entrissene wieder erhalten und der Kaiser sich indessen mit den alten königlichen Einkünften aus den Provinzen begnügen. Alle Fürsten, selbst die Großen auf des Kaisers Seite, wünschten Beendigung der verderblichen Kirchenspaltung, Ausgleichung des langen Streites zwischen dem Thron und dem heiligen Stuhl. Der Kaiser sah, wie sich fast alle Fürsten vereinigten, und er für jetzt so gut als in ihrer Hand war. Er trat mit dem Pabste in Unterhandlung. Aber erst nach langen Verhandlungen, nach Siegen und Niederlagen, endete am 23. September 1122 durch einen feierlichen Vertrag der lange Streit über die Investitur. Der Kaiser gab die freie Wahl der Bischöfe und Aebte zu, verbürgte der Kirche alle früheren Besitzungen und Hoheitsrechte und verzichtete auf die Belehnung mit Ring und Stab. Der Pabst dagegen gab zu, daß die Bischöfe des Reiches in Gegenwart des Kaisers oder seiner Bevollmächtigten und bei streitigen Wahlen unter Zustimmung desselben gewählt, und die Gewählten diesseits der Alpen noch vor der geistlichen Weihe, jenseits nach derselben, durch Uebergabe des Scepters vom Kaiser in Lehenspflichtigkeit genommen und Alles zu leisten angehalten werden, was sie Kaiser und Reich schuldig seien.

So änderte sich also nur das Zeichen, statt Ring und Stab das Scepter; die Sache blieb, die Prälaten blieben Vasallen der Krone, lehenspflichtig wie andere Fürsten. Seit fünfzig Jahren hatte der päbstliche Hof darum gestritten, die Geistlichkeit von der weltlichen Lehensabhängigkeit zu befreien. Das war der Hauptgegenstand, und hierin gewann für jetzt die weltliche Macht den Sieg. Der Pabst gewann nur der Form nach etwas, die äußere Ehre des römischen Stuhls wurde durch das Aufgeben der Belehnung mit Ring und Stab gerettet.

Aber dieses fast alleinige Gewinnen auf Seiten des Kaiserthums und das Verlieren auf Seiten der Kirche war nur scheinbar so groß. In dem Vertrage gewann der Kaiser: im Glauben der Zeit, in den Gemüthern der Menschen herrschte das Pabstthum: durch die Macht der öffentlichen Meinung war der römische Stuhl der mächtigere; seit er die große Weltbewegung nach dem Morgenlande, die Kreuzzüge, hervorzurufen vermocht hatte, stand er an der Spitze der abendländischen Angelegenheiten, als das natürliche Oberhaupt der priesterlich-kriegerischen Christenheit. Im sichern Bewußtsein so großen schon errungenen Gewinnstes konnte der römische Stuhl den Kaiser für den Augenblick leicht etwas gewinnen lassen; um so mehr mußte er es, da er sah, daß die Fürsten allesammt einig waren, des Reiches Ehre nicht schmälern, dem Pabstthum nicht zukommen zu lassen, was der Kaiser verlöre.

Zudem war durch die freie Wahl der Bischöfe, durch das stillschweigende Aufgeben des kaiserlichen Einflusses auf die Pabstwahl eine hinlängliche Unabhängigkeit der Kirche begründet; die Kirche als solche, das heißt, soweit ihre Rechte und ihre Gewalt nicht Reichsrechte waren, sah sich fortan ganz unabhängig vom Kaiser. Blieb auch diesem bei den Wahlen der Bischöfe, weil er persönlich anwesend war, eben durch diese Gegenwart ein gewisser Einfluß, so hatte er doch fortan die unmittelbare Einwirkung auf die Besetzung der geistlichen Stühle, und dadurch auf eine große Reihe mächtiger Familien verloren, und zwar an die Kirche verloren, deren Herrschaft nun begründet war und dauern mußte, so lange als der Glaube der Menschen, in dem sie wurzelte.

Es war ein Danken und Lobpreisen aller Orten, als die Kunde von der endlichen Beilegung des langen, halbhundertjährigen Streites zwischen dem Thron und dem heiligen Stuhle sich verbreitete. Allein das so viele Jahrzehnte fortgegangene Waffengeräusch wollte sich nicht so plötzlich und auf ein Mal beschwören lassen. Zu Viele hatten sich an das Kriegs- und Räuberleben gewöhnt, und die nun unbeschäftigten Kriegsmannen blieben noch lange die Geisel des Volkes auf eigene Faust.

Seit einiger Zeit trug Heinrich sich mit dem Gedanken der Einführung einer Reichssteuer, als des mächtigsten Mittels, die Kronmacht zu heben. Aber die Entwürfe seines Geistes waren größer, als die Kraft seines Körpers und die Länge der Tage, die ihm die Natur zugemessen hatte. Er litt seit längerer Zeit am Krebs, und so sehr er zuletzt fühlte, daß der, der über Fürsten und Könige herrscht, der Tod, ihm immer näher ans Leben grub, so war er doch stark genug, dies Allen zu verbergen, bis zum Augenblicke des Unterliegens.

Da rief er seine Gemahlin Mathilde, die Tochter des König Heinrichs des Ersten von England, und seinen Neffen, den Herzog Friedrich von Hohenstaufen, seinen Erben, und andere Fürsten, sprach mit ihnen über das Reich, und befahl, die Reichskleinodien auf der Reichsburg Hammerstein bis zur Wahl eines neuen Königs zu verwahren. Dann starb er, am 23. Mai 1125, im sechsundvierzigsten Jahre seines Lebens, kinderlos, der letzte Stammhalter des salischen Königsgeschlechtes. Darin, daß ihm die Natur die Freuden des kindergesegneten Familienglücks, dem stolzen Herrscher und Schätzesammler den Sohn als Erben versagte, sah der Glaube seiner Zeit eine Erfüllung des Fluches, den Gott auf die Frevel des Sohnes gegen den Vater gelegt habe.

Kaiserlich war die Pracht, womit die Fürsten des Reiches ihn zu Speier in der Gruft seiner Ahnen bestatteten; aber sie waren froh, daß sie ihm diese letzte Ehre anthun durften: wie er selbst kalt und ohne Liebe gewesen war, so trugen sie ihn kalt, ohne Liebe und Leid in das Grab.

Seine Hand war zu hart auf Fürsten und Kirche gelegen. Er starb hin mitten unter seinen Planen zur vollen monarchischen Einheit des Reiches. Er war ein gewaltiger Kaiser, trotz der großen Flecken und Schatten in seiner Sonne; tapfer und heldenmüthig, staatsklug und helldenkend, geisteskräftig und charakterfest in seinem Kaiserleben, das ein fast ununterbrochener Kampf war gegen Fürsten und Pabst.

III.

Die Zeiten der Hohenstaufen.

(1125 — 1272.)

Lothar I.

Als mit dem fünften Heinrich das mächtige salische Geschlecht, das mehr als hundert Jahre lang dem deutschen Reiche seine Könige gegeben hatte, in seinem Mannsstamm ausgestorben war: da waren es vorzüglich drei Häuser, welche die Augen auf die Krone richten konnten und richteten, die Supplinburger, deren Haupt Lothar, der Herzog von Sachsen, war; die reichen Welfen, an deren Spitze seit dem Tode Herzog Welfs V., der fünf Jahre vor dem Kaiser starb, Herzog Heinrich III. oder der Schwarze stand; und die Hohenstaufen, Friedrich der Herzog von Schwaben, und Konrad, der Herzog von Franken und Markgraf in Ravenna und Tuscien.

Diesen beiden Letztern hatte der sterbende Kaiser das Erbe des salischen Hauses hinterlassen, und Friedrich hatte alsobald die großen Güter, Schlösser, Städte und Flecken in Franken, Schwaben und Elsaß, und alle Schätze, die unter vier Königen erworben worden waren, in Besitz genommen. Seit einem Jahrhundert war der König aus dem herrschenden Hause gewählt worden, und es war eine natürliche Hoffnung, daß die Krone von dem letzten männlichen Haupte des salischen Hauses auf das würdige Haupt der weiblichen Linie, auf den Sohn der Schwester des verstorbenen Kaisers übergehen werde, dem zudem das Herzogthum Schwaben und das reiche salische Erbe ein Uebergewicht gaben. Ueberstrahlte auch das welfische Haus an Alter und Glanz des Geschlechts, wie an Reichthum noch das neu emporgekommene Haus der Hohenstaufen, so war das letztere dem ersteren verschwägert; Jutta, Heinrichs des Schwarzen Tochter, war Friedrichs des Hohenstaufen Gemahlin, und der Schwäher schien nicht geneigt, dem Eidam die Krone streitig machen zu wollen.

Aber die Arglist Adalberts von Mainz, der die Sache der päbstlichen Partei führte und diese leitete, betrog Friedrich um die Krone, und Lothar, der Sachsenherzog, wurde zum deutschen Könige gewählt. Aber er hatte die Krone mit seiner und des Reiches Ehre erkauft. Er opferte der Kirche dafür die Frucht des langen Kampfes auf: er mußte die Bischöfe der Pflicht entbinden, unbedingte Lehenshuldigung zu thun; sie schwuren fortan den Eid nur unter Vorbehalt ihrer kirchlichen Verhältnisse. Auch

den Fürsten gab Lothar Bewilligungen; namentlich gestand er ihnen zu, daß eingezogene Lehen nicht bei der Krone bleiben, sondern gleich wieder ausgeliehen werden sollten: dadurch gab er eines der nächsten Mittel zur Hebung der königlichen Macht preis. Auch ging er so weit, die päbstliche Bestätigung seiner Wahl nachzusuchen; die Bevormundung des deutschen Reiches durch die Kirche faktisch anzuerkennen.

Als Alle huldigten, kam der Hohenstaufe nicht, um zu huldigen. Lothar wollte ihm seine Anerkennung abkaufen: er bot ihm ein Lehen von zweihundert Mark dafür. Erst am dritten Tage erschien er auf Zureden seiner Freunde, versöhnte sich mit ihm und anerkannte ihn als König, verschmähte aber sein Anbot von Geld und Gut.

Bei Lothar und der Kirchenpartei war schon beschlossen, den stolzen und mächtigen Herzog zu schwächen oder zu vernichten. Zu Regensburg verlangte Lothar von Friedrich die Zurückgabe der Reichsgüter, welche das salische Königshaus mit seinem Hausgut verschmolzen habe. Es hatte sich allerdings unter den langen Wirren allwärts Lehen und Eigenthum mannigfach vermischt; aber die Ausscheidung und Rückgabe wurde von keinem andern Fürsten gefordert, als allein von den Hohenstaufen, und Lothar selbst hatte noch nicht einmal das Herzogthum Sachsen abgegeben.

Friedrich wies das Ansinnen zurück; ohne ihn zu hören, wurde er geächtet, und der Reichskrieg gegen ihn erkannt. Er aber rüstete sich gegen die Feinde, die ihn unterdrücken wollten. Er befestigte und versah aufs Beste seine Städte und Burgen in Schwaben, im Elsaß und am Rhein. Im Elsaß griff ihn der König ohne allen Erfolg an, vor Nürnberg mußte derselbe schimpflich vor den staufischen Waffen fliehen, und den Hohenstaufen fielen fast alle Städte und Herren am Rhein zu. Konrad, der bei Lothars Wahl noch auf einer Pilgerfahrt zum heiligen Grabe begriffen war, und diesem nicht gehuldigt hatte, ließ sich bewegen, den königlichen Namen anzunehmen; mehrere Fürsten erkannten ihn als König.

Lothar in seiner Unmacht und sein Eidam Heinrich der Stolze von Baiern, der seinem Vater, dem Schwarzen, indessen gefolgt war, griffen zu unrühmlichen Mitteln, sich der übermächtigen Gegner zu entledigen. Heinrich, der Bruder der Gemahlin Friedrichs, suchte diesen, seinen Schwager, durch Verrath in seine Gewalt zu bekommen: aber das Glück rettete den Hohenstaufen, und nur die Großmuth des Letztern rettete den Verräther vor Gefangenschaft und drohendem Tode.

Der Pabst versuchte nun die Macht des Bannfluchs gegen Konrad, und dieses und wohl noch Anderes hatte die Folge, daß Viele von den Hohenstaufen abfielen. Heinrich der Stolze in Baiern, der bisher mit seinen Gegnern im eigenen Herzogthum zu thun hatte, hatte diese indessen bewältigt und wandte sich nun mit seiner ganzen Macht für seinen

Schwäher gegen seinen Schwager, und das Gebiet der Staufen wurde weit umher verwüstet. In ihren Städten und Burgen, namentlich in Ulm und Rottweil und in dem gewaltigen Hohenstaufenschlosse selbst hielten sich die beiden Brüder gegen die Uebermacht Lothars und Heinrichs.

Um die Streitkräfte seiner Gegner zu theilen, ging Konrad im Frühlinge 1128 über die Alpen. Mailand, Parma und andere Städte der Lombardei empfingen ihn jubelnd; der Gedanke, ihr schönes Vaterland von der deutschen Krone unabhängig zu machen und unter einem eigenen lombardischen Könige ihre errungenen Freiheiten zu genießen, belebte sie; von einem König, der die Krone ihrer Wahl dankte und von ihrer Unterstützung abhängig war, hofften sie dieses. Konrad hatte während seiner kurzen Verwaltung Toskana's durch seine Freigebigkeit und seine Milde sich sehr beliebt gemacht, unter Jubelgeschrei krönten sie ihn jetzt zweimal, zu Monza und zu Mailand; ein Heer sammelte sich um ihn, er zog auf Rom: aber die Eifersucht anderer Städte, namentlich Novara's, Pavia's, Brescia's, Cremona's und Piacenza's, die schon lange Mailands und Parma's Größe verdroß, verdroß es auch, daß diese beiden Städte, ohne sie zu fragen, ihnen einen neuen König hatten geben wollen, und sie verbanden sich gegen Konrad; in Mailand selbst gewann die Konrad feindliche Partei für den Augenblick die Oberhand, und Konrads Heer zerstreute sich, die Einen durch Dieses, die Andern durch Jenes von ihm abgezogen, und er selbst mußte sich nach Parma hinein werfen.

In Deutschland kämpfte sein Bruder Friedrich unbezwungen fort; Lothars Schenkungen vermochten zwar einen großen Theil der ihm befreundeten Herren von ihm abzuziehen, nicht aber die Städte, die eben so treu nun den Hohenstaufen waren, wie sie sich einst den Saliern bewiesen hatten. Umsonst umlagerte Lothar Speier und Nürnberg zum erstenmal, erst nach der zweiten sechsmonatlichen Belagerung ergab sich Speier, und nur auf die günstigsten, ehrenvollsten Bedingungen; ebenso Nürnberg. Aber auch jetzt noch blieb Herzog Friedrich unbezwungen.

Pabst Honorius II. war indeß gestorben, und der neue Pabst Innocenz II. wiederholte sogleich den Bannfluch gegen die Hohenstaufen; dagegen krönte er Lothar und seine Gemahlin feierlich zu Lüttich. Nach den Vorgängen selbst eines fünften Heinrichs konnte es nicht verwundern, wenn Lothar, als Innocenz II. auf einem weißen Zelter der Stadt sich nahte, ihm zu Fuß entgegenging, ihn demüthig, das Pferd am Zügel, die Menge hindurch führte, und ihm beim Absteigen den Steigbügel hielt. Wohl aber verletzte es das Ehrgefühl manches Deutschen, was er zu Rom that.

Aus dem mehrere Jahre lang schon schwankenden Kampfe in Deutschland hinweg ging nämlich Lothar über die Alpen, um seinen Pabst Innocenz nach Rom zu führen, das ein Gegenpabst im Besitz hatte. Der Gegenkönig

Konrad der Hohenstaufe hatte Italien bereits verlassen, das Land war in Parteien zerrissen, und es wurde Lothar nicht schwer, Rom zu gewinnen. Innocenz krönte ihn mit der Kaiserkrone, und Lothar gab dagegen die von dem fünften Heinrich zum Reiche eingezogene Mathildische Erbschaft an Innocenz zurück, der sie als eine Schenkung der Markgräfin einforderte.

Und da geschah es denn, daß sich Lothar, der deutsche König und römische Kaiser, mit diesen Gütern förmlich von dem Pabste belehnen ließ, diesem als seinem Lehensherrn den Dienstmanneneid schwur und einen Jahreszins von hundert Mark gelobte; nach Lothars Tode sollte das Erbe als Lehen an seinen Eidam, Heinrich den Welfen, übergehen, nach des Letztern Tod aber an den römischen Stuhl zurückfallen.

Die Römer begriffen besser als Lothar, was dieser sich und dem Reiche dabei vergeben hatte; sie malten die Scene, wie der Kaiser des Pabstes Diestmann wurde, und stellten das Gemälde im Lateran auf.

Bei seiner Rückkehr nach Deutschland fand er die Lage des Kampfes fast wie er sie verlassen hatte; ja die beiden Hohenstaufischen Brüder hatten eher noch Vortheile gewonnen. Die Vereinigung der Streitkräfte des Kaisers mit denen seiner Freunde, welche zu hindern die beiden Brüder ohne Erfolg versuchten, änderte die Lage der Dinge, und bald waren die Hohenstaufen so im Nachtheil, daß Innocenz jauchzend an den Kaiser schrieb: „Gott hat den zweiten Goliath, den verruchten Philister, den Herzog Friedrich von Schwaben durch deine Hand, als einen ächten David, zu Boden geschleudert.“

Friedrich suchte durch die Kaiserin Richenza, deren Gunst er gewann, Aussöhnung mit dem Kaiser. Der Kaiser war bereit; das lange Schwanken des Kampfes hatte ihm den Frieden höchst wünschenswerth gemacht. Aber er verlangte die gewöhnliche Abbitte, unter Kniebeugung in offener Reichsversammlung. Da schien sich Alles wieder zu zerschlagen. Friedrich weigerte sich vor Lothar zu knieen, in Erinnerung seines Werthes und des Trugs, durch den er um die Krone betrogen worden war.

Es war alle Beredsamkeit des Abtes Bernhard von Clairveaux nöthig, der als Legat des Pabstes zu Bamberg anwesend war, um beide zu versöhnen. Bernhard war der Heilige und Prophet seiner Zeit, von großem Einfluß auf Könige, Päbste und Fürsten. Es gelang ihm, den Hohenstaufen zur Kniebeugung zu bewegen, den Kaiser aber dazu, dem sich Beugenden das Herzogthum, das salische Erbe, alle Güter und Lehen zu bestätigen und aller Feindschaft zu entsagen.

Ein halbes Jahr darauf söhnte derselbe Bernhard auch Konrad mit Lothar aus. Konrad erhielt wie sein Bruder die Bestätigung all des Seinen, das Reichspanner und das Recht, als der Erste nach dem Kaiser zu sitzen vor allen Herzogen und Fürsten des Reichs; dafür entsagte er dem königlichen Namen und versprach die Heerfolge nach Italien.

So ward der zehnjährige Kampf beendet, und durch ganz Deutschland wurde ein Landfrieden auf zehn Jahre beschworen. Im August 1136 konnte nun Lothar eine ganz andere Heeresmacht nach Italien führen, als das erste Mal. Alle Herzoge des Reiches zogen mit, nur der von Schwaben nicht, mit Bewilligung des Kaisers. Sein Bruder Konrad aber führte die Vorhut des kaiserlichen Heeres, und Mailand und Parma begrüßten ihn wieder ebenso wie das erste Mal. Die andern Städte mußten sich fügen.

Nachdem das Heer in der Lombardei überwintert hatte, theilte es sich in zwei Heerhaufen und zog im Frühlinge weiter hinab; denn es galt nicht nur das von dem Gegenpabst Anaclet neuerdings eingenommene Rom für Innocenz wieder zu gewinnen, sondern auch das südliche Italien den Normannen zu entreißen. Herzog Heinrich von Baiern führte den einen Heerhaufen über die Apenninen durch Toskana, Lothar und Konrad drangen am adriatischen Meere hinab bis in das Herz von Apulien.

Glänzend zeigte hier Konrad seine Tapferkeit und sein Feldherrngeschick: es dauerte nicht lange, und die Normannen hatten alle ihre festen Plätze verloren und waren nach Sizilien hinübergedrängt; denn auch Herzog Heinrich siegte auf seiner Seite überall und vereinigte sich in Apulien mit dem Lothar-Konrad'schen Heerhaufen.

Der nächste Zweck des Zuges war erreicht, die Deutschen zeigten sich sehnsüchtig nach der Heimath, das welsche Klima gefiel ihnen in die Länge nicht. Lothar wandte sich zur Rückkehr. Bei der Belehnung des neuen Herzogs in Apulien kam es zwischen ihm und Innocenz zu einem Monate langen Streit. Denn der Pabst sprach die Oberlehensherrlichkeit über diese Lande an; Lothar vertheidigte das Recht des Reiches an ein Gebiet, das er überdies erobert hatte. Zuletzt verglichen sie sich dahin, daß Beide, der Kaiser und der Pabst, das herzogliche Panner faßten, und es dem zu Belehnenden überreichten.

Anaclet floh aus Rom, sobald sich das siegreiche Heer des Kaisers näherte, und Innocenz konnte seinen Triumpheinzug halten. Den Kaiser aber, wie die deutschen Fürsten, verdroß im Tiefsten die Anmaßung und der Stolz dieses Herrn. Der erstere überlebte jedoch seinen Verdruß nicht lange. Auf dem Rückwege erkrankte er, in den Tyroler Alpen, und schon am 3. Dezember 1137 nahm ihm der Tod die Krone wieder vom Haupte; in einer elenden Hütte wurde der Kaiser zur Leiche, zu Breitenwang oberhalb Hohenschwangau, im Gebirgswalde unweit des Lech. *

* Ueber die schönen Einzelheiten dieser wie der folgenden Hohenstaufengeschichten, wovon wir hier nur die Hauptzüge geben können, ist zu vergleichen das Werk: „Die Hohenstaufen, ein historisches Denkmal, von W. Zimmermann.“ 2 Thle. Stuttgart Rieger'sche Verlagshandlung.

Konrad III.

Durch Lothars Tod, der am Schluß so großer kriegerischer Erfolge in Italien ihn vor der Zeit überrascht hatte, war die Krone wieder in derselben Lage wie vor seiner Wahl. Es waren wieder vorzüglich drei Würdige, die Anspruch darauf machen konnten: hier jener herrliche Schwabenherzog Friedrich; neben ihm sein Bruder Konrad, der schon einmal den königlichen Namen und eine Königskrone getragen hatte, dort der Eidam des verstorbenen Kaisers, der Welfe Heinrich, Baierns und Sachsens Herzog. Er konnte sich selbst rühmen, daß seine Herrschaft von einem Meere zum andern sich erstrecke: außer seinen Erbgütern in Schwaben, in Baiern, diesseits und jenseits der Alpen, erbte er von seiner Mutter Wulfhilde die Hälfte der großen Billungischen Stammgüter in Sachsen, und seine Gemahlin, Kaiser Lothars Tochter, brachte ihm alle Supplinburgischen, Nordheimischen uud altbraunschweigischen Erbgüter zu; und jetzt, nach dem Tode seines Schwähers, trat er auch in den vertragsmäßigen Besitz der reichen Mathildischen Erbschaft in Italien. So war er unter allen Fürsten des Reiches derjenige, welcher in seiner Hausmacht am meisten Gewicht zu dem königlichen Namen bringen konnte.

Die Fürsten aber wollten keinen so übermächtigen König; Pabst Innocenz wollte ihn auch nicht, denn er hatte ihn auf der Römerfahrt so kennen gelernt, daß er in ihm einen gewaltigen Gegner fürchtete; er wollte ihn so wenig als den ganz unkirchlichen Schwabenherzog Friedrich. Den Fürsten wie dem Pabst erschien der Hohenstaufe Konrad, der freigebig, entgegenkommend und zur Frömmigkeit geneigt war, bei Weitem als der wünschenswertheste König.

Auf Pfingsten 1138 war ein allgemeiner Tag nach Mainz festgesetzt, zur Wahl des neuen Königs. Die fürstlich-päbstliche Partei trat mit den Freunden der Hohenstaufen schon im Februar zu Koblenz zusammen, selbst der päbstliche Legat, Teutwein, war ein geborener Schwabe, Erzbischof Albero von Trier, der die Koblenzer Versammlung leitete, war ein vertrauter Freund Konrads. So wählten sie, dem allgemeinen Reichstag vorgreifend, schon hier den Hohenstaufen Konrad zum deutschen König, und der päbstliche Legat salbte ihn zu Aachen über dem Grabe Karls des Großen, am 6. März 1138.

Wie durch priesterliche Künste vor zwölf Jahren der Hohenstaufe Friedrich um die deutsche Krone betrogen worden war, so wurde durch dieselben Künste, denen Lothar damals seine Erhebung dankte, jetzt sein Eidam, der Welfe Heinrich, um die Krone gebracht.

Das Ueberraschende in der vorgreifenden Wahl Konrads, und dessen energisch-königliches Auftreten wirkte so, daß am Pfingstfest zu Bamberg alle Fürsten ihn als König begrüßten, bis auf die baierischen. Bald aber huldigten auch diese, und Herzog Heinrich lieferte die Reichskleinodien an Konrad aus, weil er sah, daß für jetzt die Krone für ihn verloren war, und weil er hoffte, dadurch am leichtesten den Besitz seiner ganzen jetzigen Macht zu behalten. Der König aber, und mit ihm übereinstimmend die Fürsten, erklärten es als ungesetzlich, daß Einer zwei Herzogthümer zugleich besitze. Gefährlich war es allerdings, und zudem hatte Albrecht der Bär, der Graf der Nordmark, nicht nur gleiche, sondern größere Ansprüche auf das Herzogthum Sachsen; denn er war nicht nur, wie Herzog Heinrich, ein Enkel des letzten Billungers, sondern er stammte sogar von der ältesten Tochter desselben ab.

Zu Augsburg sollte darüber zwischen dem Könige und Herzog Heinrich verhandelt werden. Der letzte kam mit einem ganzen Heer, lagerte jenseits des Lechs, der Stadt gegenüber, und weigerte entschieden den Verzicht auf Sachsen. Am dritten Tage der Verhandlung, die nur durch hin- und hergehende Boten gepflogen wurde, entwich der König schnell und heimlich aus der Stadt, um einem Ueberfall durch Heinrichs Heer und der Gefangenschaft zu entgehen, und sprach zu Würzburg die Acht über ihn aus, das Herzogthum Sachsen ihm ab und Albrecht dem Bären zu.

Aber es waren nicht alle Reichsfürsten, nur wenige bei diesem Spruch anwesend, die Verurtheilung geschah über einen Abwesenden und Ungehörten. Das verdroß manchen Fürsten, besonders die Sachsen.

Von dem Tage zu Quedlinburg mußte Konrad vor dem drohenden Geiste der erschienenen Sachsenfürsten eben so schnell entweichen, als aus Augsburg.

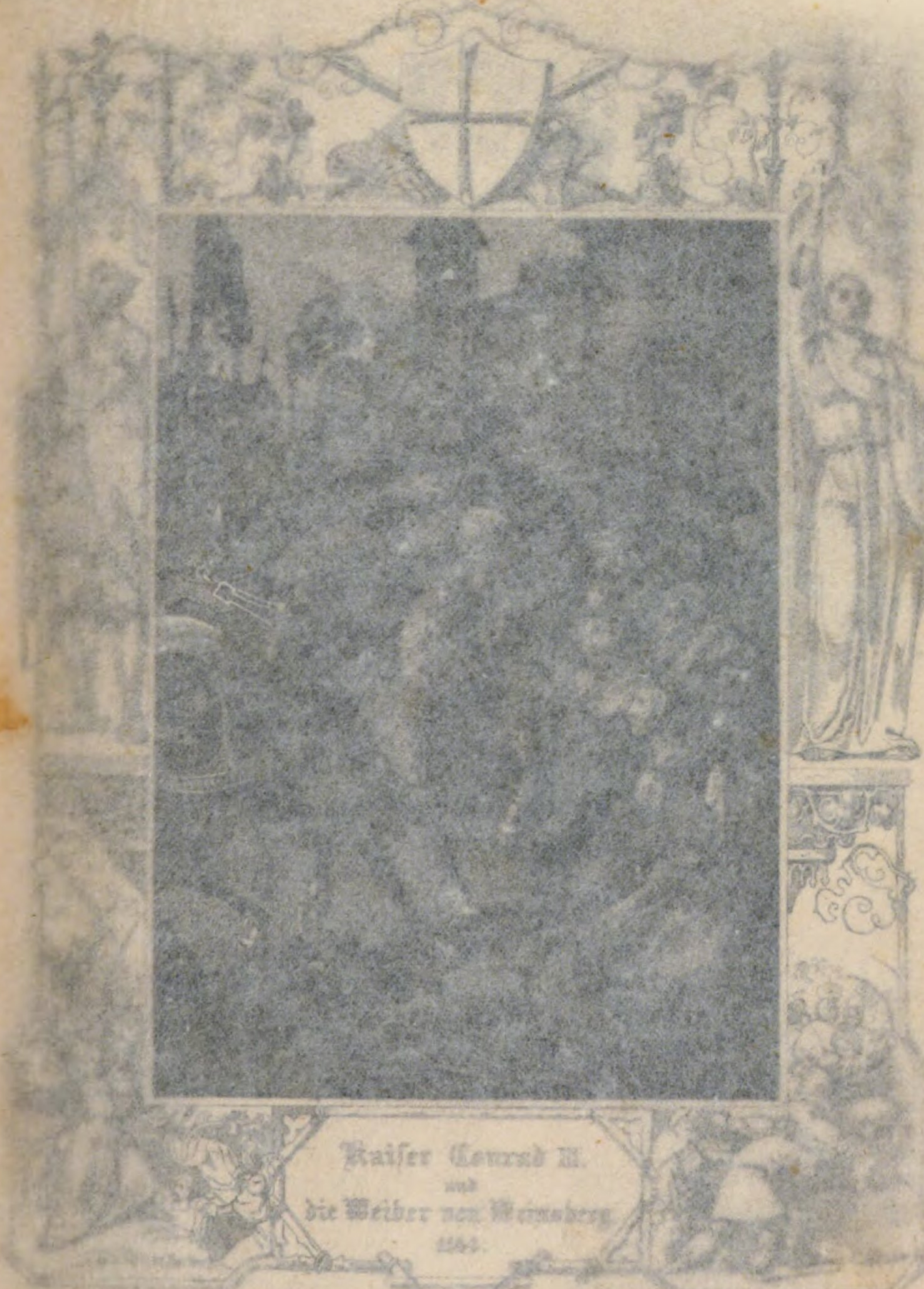
Herzog Heinrich war selbst auch nach Sachsen geeilt, um dieses sein Herzogthum durch die Waffen der dortigen Fürsten zu behaupten. Sein Baiern hatte er der Treue seiner baierischen Vasallen zur Hut vertraut und seinem Freunde, dem Herzog Konrad von Zähringen. Nun eilte der König nach Baiern, sprach ihm, eben so willkürlich und eigenmächtig wie zuvor, auch dieses zweite Herzogthum ab, und gab es an seinen Halbbruder, den jungen Markgrafen Leopold von Oesterreich. Ein Theil der baierischen Großen, die Heinrichs Stolz früher empfindlich beleidigt hatte, huldigte sogleich dem neuen Herzog, und mit ihrer und seiner eigenen Macht gewann Leopold schnell das ganze Land. Den Zähringer schlug der junge Neffe des Königs, Friedrich, der Sohn des Schwabenherzogs, in mehreren Gefechten so, daß diesem nur die Wahl zwischen Untergang und Unterwerfung blieb. Dadurch, daß Konrad die Erbgüter des geächteten Herzogs Heinrich unter die zu ihm übertretenden baierischen Vasallen vertheilte,

fielen sie schaarenweise dem Könige zu; nur eine kleine Zahl Getreuer folgte ihrem Herzog in Verkleidungen heimlich nach Sachsen.

In diesem Lande hatte Welf schnell Albrecht den Bären aus den Eroberungen, die er gemacht hatte, wieder hinausgedrängt, ja Albrecht sah sich zuletzt genöthigt, selbst zum Könige zu fliehen. Konrad kam, ihn zurückzuführen. Bei Hersfeld lagerte der König, bei Kreuzburg Herzog Heinrich und seine Sachsen. Es war ein verhängnißvoller Zeitpunkt. Die zu erwartende Schlacht konnte möglicher Weise über die Krone entscheiden, darüber, ob fortan Welfen oder Hohenstaufen auf dem Königsthrone sitzen sollten. Der kluge Albero von Trier theilte so viel Wein unter die Fürsten aus, daß sie sich von ihm zu einem Waffenstillstande bis zum nächsten Pfingstfest bereden ließen; dort sollte auf einem allgemeinen Reichstag der Streit zwischen dem Könige und dem Herzog verglichen werden, aber unheilbarer Gram brach bald darauf dem siebenunddreißigjährigen stolzen Fürsten das Herz, am 20. Oktober 1139.

Die Sachsenfürsten blieben aber dem zehnjährigen Sohne des Todten so treu wie dem Vater, und in Baiern vertrieb der Graf von Altdorf, Welf VI., der Oheim des unmündigen Waisen, den neugesetzten Herzog Leopold aus dem Lande. Welf VI. selbst war rechtmäßiger Nachfolger auf dem baierischen Herzogsstuhl, wenn sein Neffe nicht beide Herzogthümer haben durfte; denn Baierns Herzogthum war ja schon durch den vierten Heinrich als erblich im Hause der Welfen erklärt worden.

König Konrad eilte nach Schwaben, Welfs Erbgüter zu überziehen. Es war im Dezember 1140, als er eine der festesten Burgen des Grafen von Altdorf, Schloß und Stadt Weinsberg, umlagerte, auf der Grenze zwischen Schwaben und Franken. Der Graf eilte zum Entsatz heran, und vier Tage vor Weihnachten kam es zwischen den Welfischen und dem Könige zum Gefecht. Hie Welf! war die Losung derer des Grafen von Altdorf, hie Waiblingen! die Losung der Königlichen. Des Königs Neffe, Friedrich der junge Held, der seines Vaters Schaaren führte, gab diese Losung: zu Waiblingen, einem alten Hofe im Remsthale, hatte ihn die Amme als Kind gesäugt. Der Graf von Altdorf wurde geschlagen und floh nach Oberschwaben, und Schloß und Stadt Weinsberg sahen sich so bedrängt, daß ihnen nichts blieb, als sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Der König und die Seinen waren so erbittert, daß sie jeden Vertrag zurückwiesen. Da kam eine Gesandtschaft von lauter Frauen heraus in das königliche Lager, und baten den König flehend um Gnade. Konrad bewilligte solche für sie und ihre Kinder, die Männer aber sollten unbedingt zu seiner Verfügung sein; ja es regte sich schon in ihm jene Galanterie, welche später so sehr als charakteristische Eigenschaft seines Hauses und der hohenstaufischen Ritterschaft hervortritt: er erlaubte jeder Frau, aus Schloß

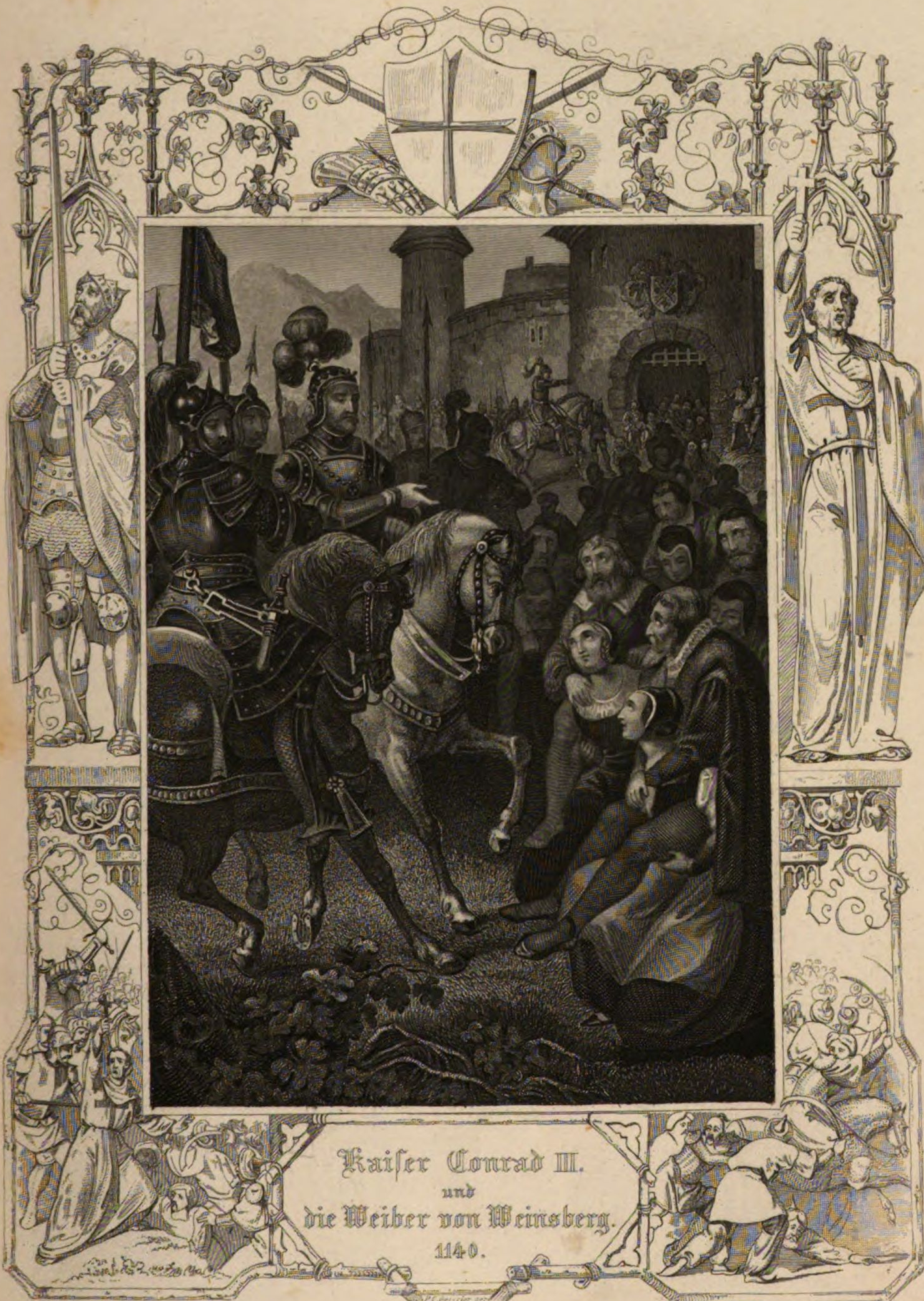

Kaiser Conrad III.
und
die Weiber von Weinsberg

fielen sie scharenweise dem Könige zu; nur eine kleine Zahl Getreuer folgte ihrem Herzog in Verkleidungen heimlich nach Sachsen.

In diesem Lande hatte Welf schnell Albrecht den Bären aus den Eroberungen, die er gemacht hatte, wieder hinausgedrängt, ja Albrecht sah sich zuletzt genöthigt, selbst zum Könige zu fliehen. Konrad kam, ihn zurückzuführen. Bei Hersfeld lagerte der König, bei Kreuzburg Heinrich und seine Sachsen. Es war ein verhängnißvoller Zeitpunkt. Die zu erwartende Schlacht konnte möglicher Weise über die Krone entscheiden, ob fortan Welfen oder Hohenstaufen auf dem Königsthrone sitzen sollten. Der kluge Albero von Trier theilte so viel Wein unter die Sachsen aus, daß sie sich von ihm zu einem Waffenstillstande bis zum nächsten Pfingstfest bewegen ließen; dort sollte auf einem allgemeinen Reichstage der Streit zwischen dem Könige und dem Herzog verglichen werden. [illegible] heißerer Gram brach bald darauf dem siebenunddreißigjährigen Fürsten das Herz, am 20. Oktober 1139.

Die Sachsen blieben aber dem zehnjährigen Sohne des [illegible] so treu wie dem Vater, und in Baiern vertrieb der Graf von [illegible] Welf VI., der Oheim des unmündigen Waisen, den neugesetzten [illegible] Leopold aus dem Lande. Welf VI. selbst war rechtmäßiger [illegible] dem baierischen Herzogthum, wenn sein Neffe nicht beide Herzogthümer haben durfte; [illegible] Herzogthum war ja schon durch [illegible] [illegible] der Welfen erklärt worden.

[illegible] Welfs Erbgüter zu [illegible] der festesten Burgen [illegible] umlagerte, auf [illegible] Der Graf eilte zum Entsatz [illegible] den Welfischen und [illegible] des Grafen [illegible] Des Königs Neffe [illegible] führte, gab [illegible] zu [illegible] thale, hatte ihn [illegible] Kind [illegible] wurde geschlagen und floh [illegible] schwaben, [illegible] Weinsberg sahen sich so [illegible] ihnen nichts [illegible], [illegible] und Ungnade zu ergeben. [illegible] und die [illegible], daß sie jeden Vertrag [illegible] Da kam eine Gesandtschaft von lauter Frauen heraus in das [illegible] Lager, und baten den König [illegible] um Gnade. Konrad bewilligte [illegible] für sie und ihre Kinder, die Männer aber sollten unbedingt zu [illegible] Verfügung sein; ja es regte sich schon in ihm jene Galanterie, [illegible] später so sehr als charakteristische Eigenschaft [illegible] und der [illegible] staufischen Ritterschaft hervortritt: er erlaubte jeder Frau, und [illegible]



Kaiser Conrad III.
und
die Weiber von Weinsberg.
1140.

und Stadt mitzunehmen, was sie von Gütern mit sich wegzutragen vermöchte. Die Thore thaten sich auf, und heraus kam, ein überraschendes Schauspiel, ein langer Zug von Frauen und Jungfrauen, jede einen Mann auf dem Rücken, diese den Gemahl, jene den Vater oder den Geliebten.

Da trat des Königs Neffe, der junge Friedrich, vor, zornig über diese Frauenlist rief er, das sei nicht die Meinung des Vertrags. Der König aber sprach das große Wort: „Ich habe es zugesagt und ein Königswort muß unwandelbar sein.“ Ja er freute sich der schönen That der Frauen, und um ihnen zu zeigen, wie sehr er sie ehre, ließ er ihnen auch ihre zurückgelassenen Kleider und Kostbarkeiten ausliefern.

Die Burg liegt längst in Trümmern, die Sage dieser Geschichte aber lebt noch heute fort im Munde des Volkes: Weibertreue nannte eine spätere Zeit die alte Welfenburg zu Weinsberg, und die Aeolsharfen, die ein poetischer Sinn in der neuesten Zeit im verfallenen Thurme angebracht hat, singen noch jetzt den Besucher der Ruine in jene poetische Zeit zurück, wo alle Frauen einer Stadt ihre Männer allen andern Kostbarkeiten vorzogen.

Das Gefecht vor Weinsberg war natürlich für den Krieg nicht entscheidend, dieser dauerte nach wie vor fort; aber der Zwist der Häuser Welfen und Hohenstaufen hatte zum erstenmal vor Weinsberg den Parteinamen gefunden, einen Namen, der fortan mit kurzen Unterbrechungen dem Parteikampfe von mehreren Jahrhunderten in Deutschland und Italien zum Feldzeichen diente.

Der große Reichthum Welfs und seine starken Burgen, ja fremde Hülfsgelder, die er aus Italien und Ungarn empfing, hielten von dieser Seite den Kampf aufrecht. Die Ungarn wollten Konrad in Deutschland beschäftigen, damit er sich nicht in ihre innern Angelegenheiten mischte, wozu ihn der geflüchtete Prinz Boris aufreizte. In Unteritalien hatten die Normannen wieder alles Verlorene erobert, und auch ihnen lag daran, ihn durch Verwicklungen im Innern Deutschlands von einem zweiten Besuche in Unteritalien abzuhalten: darum zahlte der Normanne Roger dem Welf 1000 Mark jährliche Hülfsgelder. Wie sein verstorbener Bruder, so war auch Welf selbst sehr beliebt bei dem niedern Adel, bei Städten und beim Landvolk. So fehlte es ihm weder an Mitteln, noch an Armen, den Kampf fortzuführen.

Mit feiner Politik suchte und wußte Konrad das Haus der Welfen innerlich zu spalten. Leopold, dem er das Herzogthum Baiern verliehen hatte, war gestorben. Nun ertheilte der König dem jungen Prinzen Heinrich, dem Sohne des in der Acht verstorbenen Herzogs Heinrich, die Anerkennung als Herzog von Sachsen, und um seinen Anspruch an das zweite Herzogthum Baiern freundlich auszugleichen, vermählte er die verwittwete noch sehr junge Mutter des Prinzen mit dem Markgrafen Heinrich von Oester-

reich, seinem eigenen Halbbruder, dem er Baiern verlieh. Albrecht der Bär wurde dadurch entschädigt, daß ihm die Nordmark als unabhängiges Fürstenthum zuerkannt wurde. Dieser neue unabhängige Fürst hieß nun Markgraf von Brandenburg.

Das Glück lächelte dem König. In den kurzen Raum weniger Wochen drängte es für ihn einen Triumph in Böhmen, wohin er seinen vertriebenen Schwager Wradislav siegreich als Herzog zurückführte, die Aussöhnung mit den Sachsen und die Freuden eines Hochzeitfestes. Zu Frankfurt nämlich richtete er um Pfingsten 1142 auf seine Kosten die Hochzeit der neuen Baiernherzogin an, mit königlicher Pracht, und voll Freuden nahmen alle Sachsenfürsten daran Theil.

Zwar wollte Welf auch jetzt die Waffen noch nicht niederlegen, er focht fort für sein Herzogthum Baiern, so oft er auch geschlagen wurde. Konrad aber überließ diese Fehde dem neuen Herzog selbst: seine eigenen Gedanken weilten auf Italien, dorthin wurde er gerufen und vom eigenen Geiste getrieben, und Italien im Auge, schloß er mit dem griechischen Kaiser ein Bündniß, und verlobte mit Manuel, dem Sohne des Kaisers, die Schwester seiner Gemahlin Bertha, die Tochter des Grafen von Sulzbach: die Griechen sollten zur See gegen die Normannen kriegen, während er sie zu Land angriffe.

In Italien, besonders in den Städten der Lombardei, war Reichthum und Bildung, die Früchte ihres Handels zu Wasser und zu Land, seit längerer Zeit einheimisch. Große Vorrechte und Freiheiten hatten sie sich durch Benützung günstiger Zeitumstände erworben, und es regte sich allenthalben jenseits der Alpen ein Drang nach völliger Unabhängigkeit. Zu gleicher Zeit bewegte ein neuer Geist, der Geist wissenschaftlicher Untersuchung, die Städte in Italien und im südlichen Frankreich, der das Religiöse und Politische in seinen Kreis zog. Arnold von Brescia war der Hauptheld dieser religiös-politischen Bewegung. Die Gründung christlicher Freistaaten, die nur in dem Kaiser als Oberhaupt ihre Einheit finden sollten, war das Ziel dieses großartigen Geistes. Um sein Vaterland zu einer großen italischen Bundesrepublik umzuschaffen, wollte er zuerst darin die weltliche Herrschaft der Geistlichkeit brechen. Auf Kanzeln, auf öffentlichen Plätzen, auf freiem Felde lehrte er, wie es unevangelisch sei, daß die Geistlichen Herzogthümer, Grafschaften, Städte, Burgen, Kriegsmannen und andere Fürstengewalt haben, sie müssen sich mit den Gaben der Volksandacht und mit dem Zehnten begnügen, und der Nachfolger Christi, der in Knechtsgestalt auf Erden gewandelt habe, dürfe nicht auf einem Throne sitzen. Seine Lehre wurde zwar von der Kirche feierlich verdammt, und er mußte aus Italien entweichen. Er ging nach Frankreich zu seinem berühmten Lehrer Abälard; auch hier vertrieben, floh er über

das Gebirge an den Bodensee und in die Schweiz. Zu Rom aber wirkte seine Lehre, daß Senat und Volk und alle altrömischen, republikanischen Formen wieder hervorgesucht, und alle weltliche Macht und Herrschaft dem Pabste entzogen wurden. Die neurömischen Republikaner, welche auf dem Capitol die Freiheit proklamirt hatten und durch den neuen Senat die dem Pabste abgenommenen weltlichen Geschäfte verwalten ließen, zeigten König Konrad die Veränderung ihrer Staatsverfassung an, und luden ihn ein, seinen Sitz in ihrer Stadt, der Hauptstadt der Welt, zu nehmen, und von da aus, wie die alten Imperatoren, frei und besser, als alle seine Vorfahren, über Italien und das deutsche Reich zu herrschen.

König Konrad glaubte selbst, daß Predigen und Messelesen die einzige Aufgabe der Geistlichkeit sei, und wenn er sich auch durch den Einfluß seines Kanzlers, des Abts von Corbey, von einer größeren Annäherung an die Römer abhalten ließ, so ehrte er doch ihre Gesandten. Die Beschränkungen der geistlichen Macht mißfielen ihm nicht im mindesten, Arnold von Brescia hatte sich, von den Römern herbeigerufen, selbst wieder nach Rom begeben und die Revolution vollendet, der Pabst war nach Frankreich geflohen, von den Republikanern verjagt. Selbst viele Geistliche wurden von Arnolds Lehre hingerissen, Adel und Volk waren für ihn fast durch ganz Italien. Zu gleicher Zeit breiteten sich die sogenannten frommen Brüderschaften, namentlich die Waldenser, unter den niedern Kreisen des Volkes immer weiter aus. Schon weigerte man da und dort den Cardinälen, den Erzbischöfen den Gehorsam, die Kirche war in ihren Grundfesten erschüttert, der gährende Geist, der sich von der Kirche ab und wider sie wandte, drohte immer weiter um sich zu greifen, wenn ihm nicht eine andere Richtung gegeben wurde. Der widerkirchliche Freiheitsgeist der Arnoldischen Lehre durfte nicht weiter dringen, König Konrad durfte nicht nach Italien, am wenigsten nach Rom, um sich dort als in seiner bleibenden Residenz festzusetzen, wenn nicht der heilige Stuhl seine weltliche Herrschaft ganz und für immer einbüßen sollte.

In dem ersten Kreuzzuge hatte der heilige Stuhl das Mittel entdeckt, sich nicht nur aus augenblicklicher Verlegenheit zu befreien, sondern sich an die Spitze der europäischen Angelegenheiten zu schwingen. Der jetzige Pabst Eugen III. versuchte es abermals, die gährenden Kräfte vom Süden weg nach Osten zu wenden, ein zweiter Kreuzzug mußte ihn und das Pabstthum retten, und das Schicksal selbst gab ihm einen Anlaß im Augenblick an die Hand, wie er ihn nicht günstiger wünschen konnte. Von Osten erschreckte alle Herzen die Trauerbotschaft, daß ein Hauptbollwerk der Christenheit im heiligen Lande, Edessa, von den Ungläubigen erstürmt und ein großes Blutbad unter den Gläubigen angerichtet worden sei.

Doch der erste Schrecken, den die Botschaft von dem großen Blutbad

im Morgenlande und der drohende Verlust der heiligen Stätten unter die Völker des Abendlandes gebracht hatte, ging vorüber, ohne daß die Arme zur Hülfe sich erhoben hätten. Es war nöthig, daß der Pabst künstliche Mittel in Bewegung setzte, um die Völker für einen neuen Kreuzzug zu gewinnen. Zuerst wurden denen, welche das Kreuz nehmen würden, wieder die größten bürgerlichen und kirchlichen Vergünstigungen zugesichert. Sündenvergebung wurde Allen und Jeden für Alles und Jedes verkündigt, Weib und Kind, Hab und Gut derer, welche die heilige Heerfahrt mitmachen würden, unter den Schutz der Kirche gestellt, kein Lehengut, in dessen Besitz ein Kreuzfahrer wäre, sollte vor seiner Rückkehr oder seinem Tode von irgend Jemand angesprochen werden dürfen; Verschuldete wurden, wenn sie das Kreuz nähmen, der Zahlung der rückständigen Zinsen und des für diese Schulden gegebenen Wortes oder Eides entbunden; wem Verwandte oder Lehensherren das zur Rüstung und zum Zuge erforderliche Geld nicht darleihen wollten oder könnten, der sollte Land und Gut, an wen er wollte, verpfänden dürfen.

Das Zweite, was der Pabst dafür that, war, daß er den berühmten Volksheiligen Bernhard, in welchem Franzosen, Italiener und Deutsche einen Wunderthäter verehrten, als Herold des heiligen Kriegs aussandte. In Frankreich und England rief seine feurige Beredsamkeit einen allgemeinen Taumel hervor; auch in Deutschland wirkte sie diesmal; nur König Konrad, den der Pabst vor Allen ins Morgenland schicken wollte, schien von der wunderthätigen Rede des Heiligen unergriffen.

Konrads frühere Pilgerfahrt zum heiligen Grabe hatte ihn die dortigen Christen wie die Sarazenen und alle Gefahren eines Kreuzzuges kennen gelehrt. Seine Politik forderte, jetzt sowohl von Deutschland, wo die innern Unruhen kaum beschworen, und die Verhältnisse der Hohenstaufen zu den Welfen noch immer gespannt waren, als auch von Italien, wo Alles gährte, sich nicht weit zu entfernen.

Dagegen gelang es dem Heiligen, die deutsche Nation zu entzünden, noch ehe er selbst kam, schon durch die Schreiben, die er von Frankreich herüber sandte. Ein entsprungener Mönch, Radulf, machte seinen Vorläufer. Dieser Unberufene reizte die Rheinstädte vorläufig zu einem Kreuzzug gegen die Juden. Dieses unglückliche Volk Gottes war es abermals, auf dessen Gelder und Güter Fanatismus und Habgier des Pöbels wie der verschuldeten Herren am Rhein, in Schwaben, in Franken, in Böhmen unmenschlich wüthend zuerst sich warfen.

König Konrad steuerte den Greueln mit Waffengewalt. Er zeigte wie sein Bruder schon jenen über religiöse Vorurtheile erhabenen Geist, der später das Haus der Hohenstaufen so sehr auszeichnete. Alle hohenstaufischen Burgen und Städte waren sichere Zufluchtsorte für die Verfolgten.

Jetzt kam auch der heilige Bernhard selbst herüber, um die Verirrungen der Bekreuzten zu bestrafen, und den König in dem von ihm erregten Nationalenthusiasmus fortzureißen. Er kam, und das Volk betete ihn fast an, sie rissen ihm das Kleid vom Leibe, um sich die Fetzen, als Kreuze ganz besonderer Kraft, auf die Schulter zu heften. Im Dom zu Frankfurt wäre er von seinen Verehrern erdrückt worden, hätte ihn nicht König Konrad auf seinen starken Armen empor gehoben und ins Freie hinaus gerettet. Von den Millionen im deutschen Volke, welche ihn nach und nach hörten, verstand kein Mensch eine Sylbe von dem, was der Heilige predigte; denn er verstand kein Wörtlein deutsch, und er predigte nicht einmal lateinisch, sondern romanisch; dennoch und vielleicht eben darum hing die Masse mit Schwärmerei an seinem Munde.

Um einen Hauptgrund, aus welchem König Konrad Deutschland nicht verlassen mochte, die Furcht vor neuen Unruhen Welfs, zu beseitigen, begab sich Bernhard zu Welf in seine Erbgüter. Am Bodensee, zu Freiburg, zu Basel, zu Schaffhausen, zu Konstanz, wo er hinkam, wurden alle Glocken geläutet, Jubelhymnen ertönten, alles Volk kam außer sich, hörte seine Predigt, sah seine Mirakel und nahm das Kreuz. Auch Welf nahm das Kreuz mit vielen seiner Vasallen.

Jetzt eilte Bernhard nach Speier, wo der König Weihnachten hielt, um ihn aufs Neue zu bearbeiten. Die Privataudienzen, die ihm der König unter vier Augen gab, führten ihn nicht zum Ziele. Der Heilige schlug nun einen andern Weg ein. Am 28. Dezember hielt er das Hochamt vor König, Fürsten und Volk. Unter der Messe fing er, als käme der Geist über ihn, von der heiligen Fahrt zu predigen an, die ganze Versammlung ward von seiner feurigen Rede ergriffen, und plötzlich richtete der Redner das Wort an den König, wie er am Tage des Weltgerichtes seine Weigerung, die heilige Fahrt mitzumachen, rechtfertigen wolle, und womit er sich bis jetzt dem Himmel, der ihm Krone und Reich, Kraft des Leibes und Geistes geschenkt, dankbar für solche Gnade gezeigt habe?

Der König sprang vom Stuhle auf. „Ich erkenne den Willen und die Gnade des Herrn, er soll mich nicht undankbar finden!“ So rief er; die ganze Kirche lobpreisete Gott. Der Heilige nahm eine bereit gehaltene Fahne vom Altar, weihte sie, übergab sie dem Könige und heftete ihm das Kreuz auf die Schulter. Das Freudejauchzen des schwärmenden Volkes übertönte Chorgesang und Orgelklang. Des Königs Vorgang riß alle bisher schwankenden Fürsten nach; sein Neffe Friedrich, der Sohn des Schwabenherzogs, nahm nach ihm das Kreuz, ebenso des Königs Halbbrüder, Bischof Otto von Freisingen, und Herzog Heinrich von Baiern, die Bischöfe Heinrich von Regensburg und Regenbert von Passau und eine große Zahl von Grafen und Edeln.

Der Schwabenherzog lag krank auf einem seiner Güter im Elsaß. Als er von dem Schritte seines Bruders und seines Sohnes hörte, ein Schritt, der nach seiner Ansicht der Dinge nothwendig als höchst unpolitisch erscheinen mußte, so alterirte er sich so sehr, daß er wenige Tage darauf starb.

Zu Regensburg nahmen auch der Böhmenherzog, die Fürsten von Steiermark und Kärnthen und die meisten ihrer Vasallen das Kreuz. Durch ganz Deutschland drängten sich besonders zahllos die Raub- und Stegreifritter herbei, Abenteurer aller Art, weil auf der Kreuzfahrt Beides miteinander, Ablaß für ihre vielen Sünden und Beute, zu hoffen war.

Auch die deutschen Völker am Niederrhein, die Holländer, Flamänder, Westphalen und Friesen nahmen das Kreuz, doch so, daß sie nicht zu Land in Verbindung mit dem deutschen und französischen Könige, sondern zur See, um das westliche Europa herum, nach dem Morgenland ziehen wollten.

Dagegen weigerten die Sachsen den Zug ins Morgenland; sie zogen es vor, gegen ihre Nachbarn, die heidnischen Slaven, eine Kreuzfahrt zu thun, und an sie schlossen sich auch der Pfalzgraf am Rhein und Herzog Konrad der Zähringer.

So spalteten sich die Kräfte des Kreuzes. Doch zählte König Konrad im Mai 1147 zu Regensburg, wo er die Kreuzesfahne aufgepflanzt hatte, an 70,000 geharnischter Reiter: die leicht Bewaffneten zu Roß und zu Fuß waren unzählbar, und während außer dem Norden von Deutschland, wo die Sachsen und Slaven fehdeten, über ganz Europa tiefer Friede lag, zog König Konrad durch Oesterreich, wo sich die Böhmen, Steirer und Kärnthner anschlossen, mit der Kreuzesfahne dem Morgenlande zu, theils zu Schiff die Donau hinab, theils zu Land, und schon im folgenden Monat, zu Ende des Juni, zog Ludwig VII., der König von Frankreich, ihm nach, mit einem Heere eben so groß und noch glänzender als das deutsche. Die Deutschen des Niederrheins und der Weser waren noch früher nach der Küste von Portugal gesegelt, und da sie hier Sarazenen wie im Morgenlande fanden, halfen sie dem König Alfons von Castilien diese bekämpfen und kehrten dann nach so gelöstem Gelübde ohne weiteres mit reicher Beute wieder heim.

Unter großer Beschwer zog Konrad durch Ungarn und die Bulgarei an die griechische Grenze. Hier begannen die Gefahren mit jedem Schritte größer zu werden. Der griechische Kaiser Manuel Comnenus war voll Argwohn und Furcht vor den unermeßlichen Kreuzheerschaaren. Es kam zwischen Griechen und Deutschen zu Reibungen, bei Philippopel zum völligen Gefecht. In Adrianopel erkrankte ein Verwandter des Königs, ein griechischer Schwarm Parteigänger überfiel den Zurückgebliebenen und sein Gefolge, plünderte sie aus und verbrannte sie dann in ihren Wohnungen.

Friedrich, der junge Schwabenherzog, hörte es, kehrte um und übte strenge Vergeltung. Manuel aber ließ seit dem Gefecht von Philippopel das Kreuzheer von wilden Horden der Petschinären und Komanen im Rücken und auf den Seiten umschwärmen und beunruhigen, und so erreichte das Heer nur unter einer Reihe von Gefechten Pera, die Vorstadt von Constantinopel.

Zuvor hatten sie noch durch ein Naturereigniß einen großen Schrecken und Verlust. In der Ebene von Cairobach hatten sie sich gelagert. In dem schönen Thale wollten sie das Fest der Geburt unserer lieben Frau fröhlich feiern. Die Flüsse Melas und Athyras schlängelten sich durch dasselbe, und nahe war das Meer. Einen so lustigen Lagerplatz hatten sie auf dem ganzen Zuge noch nicht gefunden, und sie schlugen ihre Zelte im Thal auf. Nur der Schwabenherzog und sein Oheim Welf lagerten auf einer gegenüber liegenden Höhe. Um die Morgendämmerung zeigte sich ein kleines Gewölke am Himmel. Es fing an linde zu regnen. Auf einmal brach es wie ein Wolkenbruch aus, ein wüthender Sturm erhob sich, die Zelte wurden zerrissen oder zu Boden geschleudert, die Pilger hatten sich zum Unglück nach dem Morgengebet wieder schlafen gelegt, die Flüsse, angeschwellt, traten aus, das nahe Meer flutete herein, die ganze Ebene war ein See und wiederhallte von Jammergeschrei. Der Glaube, der mehr ein Strafgericht Gottes als ein Naturereigniß darin sah, vermehrte die Verwirrung und den Verlust. Noch mehr als an Menschen, wurde an Geräthen und allen für eine solche Fahrt unentbehrlichen Bedürfnissen verloren. Die Griechen frohlockten. Manuel ließ dem Könige, seinem Schwager, durch eine eigene Gesandtschaft condoliren, und lud ihn zu einer Zusammenkunft ein. Der König verlangte, der Kaiser solle ihm vor seiner Hauptstadt entgegen kommen, Manuel verweigerte dies als gegen das Ceremoniel; so kamen die beiden Schwäger jetzt nicht zusammen, und selbst im Lager von Pera und Galata verkehrten sie nur brieflich. Nach langem Hin- und Herstreiten setzte Konrad auf griechischen Schiffen nach Asien über.

Unglücklicherweise hörte er nicht auf den Rath seines Halbbruders Otto von Freisingen, des Bischofs und Geschichtschreibers. Dieser rieth, auf dem längern, aber ungleich gefahrlosern Wege links der Seeküste nach Syrien vorzugehen. Konrad bestand auf dem kürzesten Wege mitten durch das türkische Gebiet, und der größere Theil der Fürsten stimmte ihm bei. So trennte sich Otto mit einem Theil von dem großen Kreuzheer.

Beide fanden auf ihrer Straße durch den Haß und die Habgier der Griechen viel Ungemach, viel aber durch eigene Sorglosigkeit. Die griechischen Wegweiser gaben den Rath, sich gehörig mit Lebensmitteln zu versehen, weil der Zug Tagelang durch öde Gegenden gehe. Die Pilger kauften aber theils zu wenig, theils ließen sie sich von den schmutzigen und tückischen Griechen mit dem Gekauften betrügen. Diese mengten nicht selten Kalk

unter das Mehl, oder verkauften sie sonst schlechte Waare. Im Weiterzug zeigten sie sich noch tückischer. Wollten die Pilger Lebensmittel von ihnen kaufen, so ließen sie sich zuerst das Geld von den ausgehungerten Deutschen auf die Mauern ihrer Burgen und Städte heraufreichen; hatten sie das Geld, so verabfolgten sie den Hungrigwartenden entweder gar nichts oder nur die Hälfte der Lebensmittel und spotteten der Betrogenen hinter ihren festen Werken. In Hohlwege, in Gebüsche legten sie Hinterhalt und überfielen und erschlugen die Nachzügler des Kreuzheeres.

Diese Gefahren theilten beide Abtheilungen, die Otto's wie die Konrads, die letztere jedoch in größerem Maße, und noch ganz Anderes erwartete sie. In den öden Gegenden Phrygiens verdarben Tausende durch das verdorbene Mehl, durch Hunger und Durst. Durch reißende Ströme, über steile Gebirge ging der Marsch, Viele ertranken, noch mehr kamen durch das Schwert griechischer und türkischer Reiter um, die den Zug umschwärmten. Die griechischen Wegweiser hatten den Weg weit kürzer angegeben. Ergrimmt darüber bedrohte sie der König; sie entschuldigten sich damit, sie haben darauf gerechnet, das Heer werde größere Tagereisen machen, doch müsse binnen drei Tagen Iconium sich zeigen, und in dieser Hoffnung lagerten sich die Pilger bei Doriläum, am 25. Oktober. Am Morgen waren die griechischen Wegweiser verschwunden, sei es nun, daß sie, von den Türken erkauft, oder aus eigenem Trieb das Kreuzheer zu verderben, wirklich absichtlich dasselbe einen falschen Weg geführt hatten, sei es, daß sie nur aus Furcht, der König möchte seine Drohungen wahr machen, sich flüchteten.

Ohne Kenntniß der Gegend und der Straße, von den Mühsalen des bisherigen Marsches erschöpft, sahen sich die Pilger in einem engen, wüsten Thale, ohne Quelle und Bach und Weide, ringsum von kahlen, hohen felsigten Bergwänden umschlossen. Am Himmel zeigte sich die Sonne verfinstert, was die Geängsteten für einen Beweis des göttlichen Zornes ansahen, und an den Ein- und Ausgängen des Thales, auf den Höhen der Bergwände erblickten sie türkische Schaaren. Es war Paramus, der Feldherr des Sultans Masud von Iconium.

Im christlichen Heere war keine Schlachtordnung, sondern durch den langen mühevollen Marsch waren Weiber, Kinder und Gepäck, Krieger zu Roß und zu Fuß unter einander gekommen: dazu war die Stärke des Feindes nicht zu berechnen, und dieser in jedem Falle mit Allem reichlich versehen, was den Christen abging. Jetzt bereuten Alle, Otto von Freisingen nicht gefolgt zu sein. Es erschien noch als das Rathsamste, der Begegnung des Feindes auszuweichen, auf einem Seitenwege durch das Gebirge nach Nicäa und von da dem Bischofe längs der Seeküste nachzuziehen. So thaten sie, und sie gelangten in eine große Ebene. Aber bald bedeckte sich die

Fläche mit türkischen Reiterschwärmen, und durch sie hin, die wie der Blitz anflogen, einschlugen und verschwanden, mußte das Heer mehrere Tage lang fortziehen, in beständigem Kampfe mit ihnen, mit Hunger und Durst. In den letzten Tagen hatte es keine Nahrung als die geschlachteten Pferde und Lastthiere, oder das Aas der gefallenen. Pestartige Krankheiten erzeugten sich, und rafften die Pilger tausendweise hin. Unermeßlich war der Verlust an Rüstzeug und Feldgeräthe, an Hab und Gut aller Art; es konnte nicht fortgebracht werden und fiel in die Hände der Türken. Noch jammervoller war der Verlust an Menschen.

Von 70,000 geharnischten Rittern waren es nur 7000, von dem übrigen Volke nicht mehr als ein Zehntheil, was Nicäa erreichte: die andern Alle kamen durch das Schwert, durch Krankheit, Hunger und Durst um, oder waren sie gefangen. Vierzehn Tage und vierzehn Nächte hatte Konrad die Rüstung nicht abgelegt und das Schwert nicht aus der Hand gethan.

Am See von Nicäa fanden er und der Schwabenherzog mit diesen Trümmern das französische Kreuzheer, das kurz zuvor hier angelangt war und rastete. Konrad verschwieg, um ihn zu warnen, dem französischen Könige keinen der Gründe des Unglücks, und rieth, gemeinschaftlich den Weg über Smyrna nach Ephesus fortzusetzen. Sie zogen eine Zeitlang miteinander; bald aber brachen Mißhelligkeiten zwischen den Deutschen und Franzosen aus, und König Konrad, der körperlich litt und den es drückte, mit so armseligen Trümmern neben dem großen französischen Heere und seinem stolzen Könige einherzuziehen, nahm jetzt unter solchen Umständen gerne die Einladung seines Schwagers, des griechischen Kaisers an, der ihn in Constantinopel zu überwintern aufforderte, ging mit den meisten seiner Waffengenossen bei Ephesus an Bord griechischer Schiffe, und überwinterte in der griechischen Hauptstadt, wo er durch die glänzendsten Feste geehrt wurde; viele seiner Gefährten aber kehrten in die Heimath zurück.

Dem französischen Kreuzheer ging es nicht besser als dem deutschen; durch vielartigen Verrath der Griechen, die es mit den Türken hielten, durch Hunger, Pest und das feindliche Schwert schmolz das Heer zu noch armseligeren Trümmern herab, als das deutsche, so daß der französische König bei Athalea in Pamphilien das jammererfüllte Lager mit den Vornehmsten seines Gefolges verließ, und über Antiochien nach Palästina vorauseilte, wohin ihm die Trümmer seines stolzen Heeres langsam folgten.

Mit dem Frühlinge verließ auch König Konrad Constantinopel wieder und landete um Ostern in Akkon mit seinen Deutschen. Die christlich-syrischen Fürsten empfingen ihn feierlich, zeigten sich aber ziemlich lau, als sie die Streitkräfte des Kreuzheeres so sehr unter ihrer Erwartung sahen; doch wurden diese verstärkt durch die eben gelandeten Kreuzschaaren

des Grafen Alfons von Toulouse und des venetianischen Großen, Johannes Polano. In Jerusalem traf Konrad mit dem französischen König zusammen, und sie verabredeten einen Angriff auf Damaskus. In Damaskus, dem Lustgarten Syriens, herrschte ein unabhängiger Fürst, der eben mit dem Heldenfürsten von Aleppo, mit Nureddin, im Streite lag. Dieser Zwist der türkischen Herrscher unter einander ließ einen um so leichteren Sieg hoffen, und gelang es, Damaskus zu erobern, so war die Verbindung des heiligen Landes mit den Christen in der Grafschaft Edessa und mit Armenien hergestellt. Die vereinigten Schaaren aller christlichen Fürsten, die jetzt in Syrien waren, zählten nicht mehr, als 20,000 geharnischte Reiter und 80,000 zu Fuß. Nach einem mühsamen Zuge stiegen sie am 25. Juli von dem Gebirge Antilibanon herab, und auf die bergigte und dürre Gegend, durch die sie bisher gekommen waren, war der Anblick, der sich hier ihnen aufthat, für sie ein angenehm überraschender: in ausgedehnter Ebene breitete sich in der schönsten Beleuchtung das prächtige Damaskus aus mit seinen zahllosen Baum- und Weingärten, seinen Landhäusern und dem silbernen Strome Barrady, der in sieben künstlichen Armen die Ebene durchfloß.

Aber weniger angenehm war das Andere, was sie sahen: hohe Mauern aus Ziegelsteinen, Wälle und Thürme umgaben die Stadt, und jeder Punkt der Mauer, jedes Landhaus, jede Hecke blitzte von Bewaffneten. Der türkische Feldherr Anar hatte alle Mittel der Natur und Kunst erschöpft, um die Stadt zu schirmen, die Brunnen und Cisternen verschüttet, aus den umliegenden Dörfern Alles fortgeschafft oder vernichtet, was Menschen und Thieren zum Unterhalt hätte dienen können, alle günstigen Punkte außer der Stadt mit Bogenschützen und Lanciers besetzt, und die Ufer des Barrady selbst mit dem besten Kriegsvolk vertheidigt. Das Kreuzheer zog so geordnet, daß die Templer und Johanniter und die andern morgenländischen Christen, als des Terrains kundig, unter dem jungen König Balduin von Jerusalem, die Vorhut bildeten, die Franzosen das Mitteltreffen, die Deutschen das Hintertreffen. Die tapfern Ritter des Tempels und des Spitals warfen trotz des hartnäckigsten Widerstandes die leichten sarazenischen Haufen aus den Gärten; am Strome selbst aber, wo der türkische Feldherr in Person befehligte, vermochten sie nicht durchzubrechen. Im heißen Kampfe sanken viele Tapfern von beiden Seiten, ohne daß die einen oder die andern einen Schritt verloren oder gewannen. Als Konrad sieht, wie das Heer lange nicht vorrückt, als er hört, die festen Posten der Sarazenen am Flusse halten es auf, jagt er mit seinen Fürsten und Rittern, zornig über solche Langsamkeit, vorüber an den Franzosen, die das Mitteltreffen bildeten, nach dem Kampfplatz, wo sich die Krieger Jerusalems mit den Sarazenen schlugen. Der König selbst und seine Begleiter sprangen, wie es damals Kampfart in großen Gefahren war, von

den Pferden, stellten sich zu Fuß, die Schilde vor, und stürmten mit ihren Schlachtschwertern in die Feinde.

Hier geschah, wenn irgendwo, der große Schwabenstreich. König Konrad spaltete, so wird erzählt, einen geharnischten Sarazenen mit einem Hieb vom Hals herein quer durch die Schulter, so daß der Kopf, die eine Schulter und der eine Arm nach dieser, der übrige Rumpf nach jener Seite sank, und der Mann in zwei Stücken auseinanderfiel.

Wenn zu dem ungestümen Einbruch in die feindlichen Reihen eine solche Probe deutschen Armes hinzukam, so ist es nicht zu verwundern, wenn jetzt die Sarazenen, die bisher so heldenmüthig sich vertheidigt hatten, entsetzt vom Flusse hinweg und eilig in die Stadt flohen. Groß muß der Schrecken gewesen sein, denn in der Stadt verbreitete sich nun allgemein Trauern und Wehklagen. Weiber und Greise flehten in den Moscheen zu Allah, die Männer arbeiteten, die Stadt nach der Seite der Belagerer hin zu verbarrikadiren, damit die Bewohner im Fall der Erstürmung Zeit hätten, zur andern Seite hinauszufliehen, ehe die Christen die Barrikaden überstiegen. Aber unerklärlicher Weise wagten diese keinen Sturm, sondern befestigten und verbarrikadirten selbst ihr Lager, als fürchteten sie, von herausfallenden Feinden bestürmt zu werden. Das machte die in der Stadt wieder zuversichtlich; sie fielen heraus und griffen die Christen an. Ein Mönch auf einem Esel schrie, indem er hoch empor ein Crucifix schwang, den Letztern unaufhörlich sein Vorwärts zu. „Der Heiland, rief er, hat es mir verheißen, ihr werdet Damaskus gewinnen!“ Ein sarazenischer Säbel schlug den begeisterten Helden in der Kutte nieder, und die Pilger, die sich um ihn zusammengedrängt hatten, wichen, als sie ihn fallen sahen, bestürzt hinter die Schanzen ihres Lagers zurück.

Die Türken frohlockten und lagerten gegenüber, und bald waren ihnen aus allen Landschaften Verstärkungen zugezogen. Ein großer Sieg, den ihre Glaubensgenossen bei Edessa erfochten, mußte ihren Muth noch mehr heben, ebenso, was ihnen nicht unbekannt blieb, der Mangel an Eintracht im christlichen Lager, die Spannung zwischen dem stolzen, französischen Könige und dem seiner Hoheit sich bewußten Oberhaupte des deutschen Reiches, zwischen den abendländischen und den morgenländischen Christen. Die gemeinsten Leidenschaften bekamen in den morgenländischen Christen die Oberhand: Neid, Rachsucht, Geldgier, und durch diese ließen sie sich zum wirklichen Verrath hinreißen. Ihr Neid fürchtete, Damaskus möchte, wenn es erobert würde, nicht an sie, sondern an den Grafen von Flandern gegeben werden. Die Rachsucht des Fürsten von Antiochien, der den französischen König persönlich haßte, wollte diesen lieber verderben, als siegen lassen. Die Geldgier, die ihnen allen gemeinsam war, ließ sich von den Sarazenen bestechen.

Der erste, der zum Verräther wurde, war der junge König Balduin von Jerusalem. Der kluge Feldherr Anar bestach ihn durch freundschaftliche Vorspiegelungen und durch zweimalhunderttausend Goldstücke; ebenso bestach er mit Goldstücken die andern christlichen Fürsten und Herren Palästina's. Scheiterte bisher der Fortgang der Belagerung aus Mangel an Zusammenwirken, so mußte jetzt, da so grobe und so vielfache Verrätherei dazu kam, die Sache der Kreuzfahrer ein schlechtes Ende nehmen. Die bestochenen christlichen Verräther, die einzigen Terrainkundigen, logen nun den beiden abendländischen Königen vor, die schwache Seite der Stadt sei auf der entgegengesetzten Seite von Damaskus, und beredeten sie, das Lager dorthin zu verlegen. Arglos folgten diese dem bösen Rath, brachen ihr Lager am Flusse und in den Gärten ab, und zogen sich nach der andern Seite.

Die Türken sahen frohlockend das Gelingen der Verrätherei, setzten sich auf das Stärkste wieder an dem Flusse und in den Gärten fest, und schnitten den Christen das Wasser ab. So sahen sich diese in der glühenden Sonnenhitze Syriens dem Verschmachten preisgegeben, zu dem Hunger, der einriß. Ritter des Tempels waren es, welche von Anar die für diesen Verrath bedungenen Goldstücke in Empfang nahmen: so sehr war in der Zeit von vierzig Jahren die Tugend auch dieses Ordens ausgeartet. Der Muselmann, der die Verräther gebrauchte, aber sie verachtete, täuschte ihre Goldgier: statt Gold gab er ihnen Kupfer, künstlich mit egyptischem Gold überzogen.

So verrathen, sahen sich die Könige Konrad und Ludwig zu schimpflicher Aufhebung der Belagerung genöthigt, zumal da die Nachrichten vom Anzug starker türkischer Hülfsheere sich bestätigten. Noch ruhmloser mißlang ein zweites Unternehmen, ein Angriff auf Askalon, weil sie auch hier von den eingeborenen Christen verlassen und verrathen wurden, und die beiden im Beginne so furchtbaren Kreuzheere kehrten als klägliche Häuflein, ruhm- und thatenlos, in die Heimath zurück. Fehler und Mißgriffe auf Seiten der Kreuzfahrer, Verrath der Glaubensgenossen, der Griechen und der Palästinenser, und endlich die Kriegskunde und die Begeisterung der Türken, waren es vorzüglich, die zu diesem Ausgange zusammenwirkten. Jetzt wurde von allen Seiten der heilige Bernhard ein Lügenprophet gescholten; der aber sagte: „Gott hat es gethan zur Strafe eurer Sünden!“ Zudem habe er, als er das Kreuz gepredigt habe, nur den Weisungen des päbstlichen Hofes gefolgt.

Am 8. September 1148 schiffte sich König Konrad nach der Heimath ein. Zu Thessalonich besprach er aufs Neue einen Bund wider König Roger von Sicilien mit seinem Schwager Manuel; dieser sollte zur See, er in Unteritalien den Normannen angreifen. In Deutschland hatte der,

vor dem Zuge gegen Damaskus schon heimgekehrte Welf neue Unruhen angefangen. Welf war mit Roger im Bunde. Der Schwabenherzog, der Konrad voraus eilte, und Konrad selbst beruhigten jedoch energisch das durch die Welfen aufgeregte südliche Deutschland wieder.

In Deutschland und Italien fand Konrad den Geist sehr anders, als er ihn verlassen hatte. Das schmähliche Mißlingen des Kreuzzuges hatte dem päbstlichen Ansehen einen harten Stoß gegeben. Der Pabst, der siegreich nach Rom zurückgekehrt war, war aufs Neue verjagt worden, in ganz Italien, in der Schweiz, im südlichen Deutschland griff der Geist Arnolds von Brescia, eine Art von religiös-politischen Protestantismus, gewaltig um sich. Konrad selbst konnte sich diesem rings um ihn gährenden Geiste nicht ganz entziehen; es hätte müssen kein Tropfen hohenstaufischen Blutes in seinen Adern sein, wäre es anders gewesen; und so vorsichtig er sich auch benahm, um den Verdacht einer Theilnahme an diesem neuen Geiste von sich zu halten, klagte der Pabst doch, während das Einschreiten der Kirche allein in der Abwesenheit des Königs aus Deutschland dort Fehden und Unruhen niedergehalten habe, so strebe jetzt Konrad Gutes mit Bösem zu vergelten, und denke daran, die heilige römischkatholische Kirche, die Mutter aller Glaubigen, zu Boden zu werfen.

Konrad trieben die Mahnungen des griechischen Kaisers, der Roger angegriffen sehen wollte, die Bitten der Römer, die ihn als Kaiser in ihrer Stadt haben wollten, und sein eigener Wunsch nach der Kaiserkrone zur Heerfahrt nach Italien. Dem Pabste schrieb er, er wolle sich in Rom mit ihm über den Zustand der römischen Kirche besprechen und über die Kaiserkrönung, und dem Pabste blieb nichts, als ihn selbst noch einzuladen. Den Schwabenherzog bestimmte Konrad zum Reichsverweser in Deutschland und ging dann nach Bamberg, wo die Fürsten sich zum Zuge nach Italien sammeln sollten. Hier erkrankte er tödtlich, nicht ohne Verdacht, daß ihm die Politik Rogers und seiner Verbündeten durch die Hand der italienischen Aerzte, deren er sich bediente, Gift gemischt habe.

Die Krankheit verzehrte ihn schnell; aber heldenmüthig auf dem Sterbebette wie auf dem Schlachtfeld ordnete er ruhig und besonnen die Angelegenheiten des Reiches. Sein Erstgeborner, den er früher zum Könige hatte wählen lassen, war im vorigen Jahre gestorben; sein zweiter Sohn erst sieben Jahre alt. Nicht den unmündigen Sohn, sondern den männlichen Neffen, den Schwabenherzog, bezeichnete er jetzt den Fürsten als den, den er zur Nachfolge auf dem Thron am würdigsten erachte.

So starb König Konrad der Hohenstaufe, eben als er die Kaiserkrone sich holen und dem Herde des neuen politisch-religiösen Geistes sich nähern wollte, plötzlich weggerafft, nachdem er fünfzehn Jahre anerkannter König des Reiches gewesen war, am 15. Februar 1152. Nicht

in der Erbgruft zu Lorch, am Fuße seines Stammschlosses, wohin ihn die Diener seines Hauses bringen wollten, sondern zu Bamberg wurde er beigesetzt neben Kaiser Heinrich II., weil die Kirche zu Bamberg die Ehre seines Begräbnisses sich nicht nehmen lassen wollte.

Friedrich I. oder der Rothbart.

Es war eine merkwürdige Zeit, in der Konrad vom Schauplatz abtrat: die künstlich erregte Begeisterung für das heilige Grab und Kreuzfahrten hatte sich sehr verkühlt, und durch den größten Theil von Europa regten sich jetzt Bestrebungen ganz entgegengesetzter Art, ein Geist der Freiheit, der sich als ein Streben nach bürgerlicher Selbstständigkeit in den Städten offenbarte, als Republikanismus; dort als ein Streben, von der Herrschaft der Kirche, des päbstlichen Stuhles sich frei zu machen, als ein Streben nach Gewissens- und Glaubensfreiheit, wie nach Emancipation des Staates von der Kirche. Nicht mehr bloß in Einzelnen, sondern in Massen fing der Geist der Zeit an, sich als ein denkender, als ein protestirender zu zeigen, und selbst das höchste Haupt der weltlichen Macht, der König der Deutschen, war nicht unberührt davon geblieben. Aufs Neue drohte ein Kampf zwischen Königthum und Pabstthum, und im tiefen Grunde des Völkerlebens bereitete sich, so schien es, ein Sturm.

Die Empfehlung des sterbenden Königs traf mit den Gedanken der meisten Fürsten zusammen, und zweiundzwanzig Tage nach dem Tode seines Oheims wurde Friedrich von Hohenstaufen, der Herzog in Schwaben, zum Könige gewählt. Im Römer zu Frankfurt, einem alten kaiserlichen Hof, von nun an dem Wahlhaus für die deutschen Könige, hatten die Fürsten sich dazu versammelt.

In Friedrich I. vereinigten sich durch seine Mutter, die Welfin Jutta, und seinen Vater, den Hohenstaufen, die beiden rivalisirenden Häuser der Welfen und Waiblinger. Er stand in der Blüte des einunddreißigsten Jahres. Seine Persönlichkeit war durchaus königlich. Mehr schlank als groß, aber kräftigen, straffen Leibes, ein Bild der Gesundheit und der Jugend, gestählt durch Gefahren und jede Kunst der Waffen, über der weißen gewölbten Stirne blonde kurze Locken, unter denselben blaue, glänzende Augen, über das feine Gesicht ein frisches Roth gehaucht, ein röthlicher Bart, gekräuselt über dem kräftigen Kinn, die Zähne weiß wie Perlen, die Lippen fein, scharf umrissen, in jedem Schritte der Held, in jeder Bewegung der Fürst, über die ganze Gestalt die Heiterkeit der sich

bewußten Kraft ausgegossen — so stand der neugewählte König vor den Augen der Deutschen. Er hatte außerordentliche Proben seiner Tüchtigkeit als Herzog gegeben: was der König werden sollte, ließen sie kaum ahnen.

Zu Aachen wurde er gekrönt unter dem Jauchzen des unzähligen Volkes, das große Hoffnungen an ihn knüpfte. Aus der freudetrunkenen Menge trat ein Unglücklicher, ein wegen gröberer Vergehen verstoßener Diener von ihm, und warf sich dem Neugekrönten mit der Bitte um Gnade zu Füßen. „Ich verstieß dich,“ sprach der König, „nicht aus Haß, sondern weil ich Gerechtigkeit üben mußte, darum widerrufe ich es nicht!“ Er, den in diesem Augenblicke die höchste Gunst des Glückes nicht milde stimmte, war der strenge Charakter, wie er nöthig war, um die auseinanderfallenden Elemente des Reiches festzuhalten: aber der Fußtritt eines solchen konnte auch nur eisern über die Welt gehen, und blühende Städte und Saaten mußten unter seiner Schwere verderben.

Karl der Große war das Ideal, das Friedrich der Rothbart sich an das Ziel seiner Königslaufbahn stellte. Wie unter jenem ersten großen Kaiser der Deutschen, so sollte unter ihm das Reich in geistlichen und weltlichen Dingen, und besonders in seiner Grenzausdehnung wieder werden; Italien, die Weltstadt Rom, mit dem Zauber der Kaiserkrone und der alten zu erneuernden Weltherrschaft, wichen nicht aus seiner Seele.

Es ist eine merkwürdige Erscheinung in der Geschichte des germanischen Volkes, daß der Geist desselben keinen Zug fühlt nach seiner Wiege, dem Norden, sondern von jeher trieb es und treibt es die deutsche Phantasie und Sehnsucht nach dem Süden. Es sind nicht bloß die materiellen Verhältnisse, die Reize der Natur und seiner unschätzbaren geographischen Lage, was die deutschen Könige nach Italien lockte: es zieht den Deutschen vielmehr dahin wie ein romantisches Bedürfniß. Im Hause der Hohenstaufen besonders ist es, als hätte sich in ihnen mit dem Bedürfniß der Politik diese romantische Sehnsucht nach den hellen, heitern Regionen der südlichen Natur und Kunst bis zur unbesieglichen Leidenschaft verschmolzen. Es ist als ob sie in einem Zauber befangen, fast nirgends Ruhe fänden, als unter den Lorbeeren und Myrten Italiens, in den weich-kühlenden Lüften seiner Meeresküsten.

Es galt Alles, Deutschland ruhig hinter sich zu haben; darum sprach er gern, mit Hintansetzung seines eigenen Oheims, dem jungen Welfen Heinrich neben dem Herzogthum Sachsen auch das von Baiern zu, und dieser gelobte dafür die Heerfahrt nach Italien.

Für seinen Plan mit Italien, als für eine Sache des Reichs, die Fürsten zu gewinnen, boten ihm unteritalische Flüchtlinge die schönste Gelegenheit. Aus ihren Herrschaften vertrieben, erschienen zu Würzburg der Fürst Robert von Capua und andere Große, Vasallen des deutschen

Reiches. Sie warfen sich dem Könige zu Füßen und riefen mit lautem Wehklagen die Hülfe des Reiches an. Für die Ehre der deutschen Krone und zur Rettung dieser Unglücklichen sagten die Fürsten die Heerfahrt nach Italien binnen zwei Jahren eidlich zu. Pabst Eugen suchte in dem König eine Stütze, seine Lage den Römern gegenüber zwang ihn dazu, und er wußte, das er in Friedrich keinen Freund der neuen Lehre und der Freiheit zu fürchten hatte. Als der König im März 1153 zu Konstanz Hof hielt, ward zwischen ihm und dem Pabste ein feierliches Bündniß geschlossen. Der König versprach, ohne Wissen und Willen des Pabstes mit den Römern keinen Frieden zu schließen, sondern mit Macht dahin zu arbeiten, die Römer wieder unter das Joch ihres Herrn, des Pabstes, zu bringen, mehr, als sie es seit hundert Jahren gewesen; mit Roger von Sicilien ohne den päbstlichen Stuhl keinen Frieden zu schließen, und dem griechischen Kaiser keinen Fuß breit italischen Landes zu überlassen. Der Pabst versprach den König ohne Zaudern zum Kaiser zu krönen und für ihn, als seinen geliebtesten Sohn, Alles zu thun, und seine Feinde, wenn er es verlange, selbst mit dem Bannfluch zu belegen.

So freundlich verbrüdert war in diesem Augenblicke Königthum und Priesterherrschaft. Der König wünschte die Scheidung von seiner Gemahlin Adelheid, des Markgrafen von Vohburg Tochter, und die päbstlichen Legaten lösten gefällig das eheliche Band.

In der Lombardei hatte Mailand im Laufe der letzten Jahrzehnte eine Höhe der Macht erreicht, die für ihre Freiheit zu bürgen schien. Gewaltige Mauern und hundert Thürme, die Zahl, die Tapferkeit und die Vaterlandsliebe seiner Bürger schirmten es; seine Gewerblichkeit und sein Handel bildeten eine immer ergiebigere Quelle seines Reichthums, sein Reichthum bot ihm unerschöpfliche Mittel zum Widerstand gegen Angriffe von Außen. Selbst der unterste Bürger war waffenkundig und waffenfähig, und kein Handwerk schloß von der Ritterwürde aus. So wurzelte der Geist der Freiheit sicher in den Waffen und in der Kraft des ganzen Volkes. Mailand wurde groß auf den Trümmern der Freiheit seiner Umgebungen. Besonders Lodi und Como machte es, gewaltsam unterdrückend, zu Trägern seiner republikanischen Größe.

Als Friedrich zu Konstanz Hof hielt und zu Gerichte saß, waren zufällig zwei Bürger aus Lodi in Geschäften des Konstanzer Bischofs in der Stadt. Sie sahen, wie der König unparteiisch Gerechtigkeit übte. Sie glaubten den Augenblick gekommen, für ihr Vaterland etwas zu thun. Sie nahmen zwei große Kreuze, drängten sich durch die Reihen der Herren und Fürsten, warfen sich damit dem Könige zu Füßen und flehten weinend des Königs Gerechtigkeit an. Ueberrascht hieß sie der König aufstehen und reden. Der eine, der deutschen Sprache mächtig, schilderte in Worten

und Tönen, wie sie die Vaterlandsliebe ihm eingab, die Ungerechtigkeit der Mailänder und das Loos seines zertretenen Vaterlandes. Der König diktirte alsbald seinem Kanzler ein königliches Gebot an die Mailänder: die von Lodi wieder in ihre alten Rechte einzusetzen und sich der angemaßten Herrschaft zu begeben. Mit diesem Befehle eilte ein königlicher Abgeordneter, Schwigger von Aspermont, über die Alpen, ihm voraus die beiden Bürger.

Die Consuln von Mailand luden Schwigger vor die Volksversammlung, das Schreiben wurde vorgelesen. Der Herrscherton des Königs, der freie Bürger ungehört, ohne alle Rechtsform verurtheilte, erregte lauten und allgemeinen Unwillen. Die Schrift wurde dem Herold aus den Händen gerissen und mit Füßen getreten. Das Volk wüthete, und Schwigger entzog sich seiner Wuth durch schnelle heimliche Entfernung aus der Stadt.

Der Rothbart brannte, diesen Geist der freien Städte zu ersticken. Auch war der gewaltige Normannenkönig Roger in Unteritalien gestorben. Sein Nachfolger Wilhelm I. hatte weder den Geist noch den Charakter seines Vaters. Es schien leicht, jetzt die Rechte des deutschen Königs auf Neapel und Sicilien geltend zu machen. Aus allen diesen Gründen beeilte Friedrich die Heerfahrt nach Italien. Aber es erschienen nicht alle die Fürsten und Herren, die die Fahrt gelobt hatten, und die Streitmacht, womit Friedrich Italien bezwingen wollte, war nicht sehr bedeutend. Im November 1154 schlug er sein Lager auf der großen Ebene von Roncaglia. Die Lehensträger, die nicht erschienen und als wider Willen der Lehensherren sich abwesend fanden, wurden am folgenden Tage ihrer Lehen verlustig erklärt. Unter den Weltlichen war der ausgezeichnetste Albrecht der Bär, unter den Geistlichen der Erzbischof Hartwig von Bremen und der Bischof Ulrich von Halberstadt. Widerspenstig wegen der zu Gunsten Heinrich des Löwen gefallenen Entscheidung über Baiern, hatten sie sich der Heerfahrt entzogen. Vordem fanden sich die italischen Vasallen im ersten Lager, das der König auf italischem Boden schlug, ein; diesmal erschien nur einer, der Markgraf Wilhelm von Montferrat. Er war der einzige Große, der sich bis jetzt gegen den Verband der freien Städte gehalten hatte. Alle andern von höherem oder niederem Adel in Oberitalien waren Bürger der Städte geworden, die zuvor von ihnen abhängig gewesen waren. Statt der Herzoge, Markgrafen, Grafen und Barone mit ihren glänzenden Gefolgen erschienen diesmal im Lager des Königs die einfachen Bürgermeister und Aeltesten der Städte. Diese lebendige Gegenwart des Siegs der Volksgemeinden über den Adel, der von diesem so tief verachteten Gewerbsamkeit über das stolze Ritterthum, konnte das Selbstgefühl und das Vorurtheil des ersten Ritters, des Königs, wie des letzten, des Besitzers der kleinsten Burg, nicht anders als unangenehm berühren. Sie sahen hier mit Augen in den freien Städten das Grab des Ritterthums. Wilhelm von Montferrat

und der Bischof von Asti machten vor dem Könige die Leichenredner der alten, durch die Städte untergegangenen weltlichen und geistlichen Feudalherrlichkeit, und reizten die Abneigung des Königs gegen die Volksfreiheit bis zum Haß und Grimm gegen den trotzigen Bürgergeist. Die Gesandten der Städte Pavia und Cremona verklagten selbst ihre freie mächtige Schwesterstadt Mailand; aus Eifersucht und Neid wütheten die Städte selbst gegen einander, und Mailands Vergrößerungssucht gab Stoff genug zu Klagen; auch die Consuln von Lodi und Como erschienen und klagten ihr Elend und Mailands Uebermuth. Ein Schlüssel feinsten Goldes, den sie dem König einhändigen ließen, schloß ihren Klagen die Thore des königlichen Herzens weit auf.

Wie die andern Städte, säumten auch die Mailänder nicht, dem König, wie es gewöhnlich war, ihr Geschenk entgegen zu schicken: ein goldenes Weinfaß, angefüllt mit Goldstücken. Aber der Glanz des Goldes war nicht stark genug, den Haß, der in Friedrichs Seele gegen Mailand gährte, niederzuzaubern. Doch einen Angriff auf die Stadt selbst wagte er nicht. Sie war zu fest und zählte 60,000 waffentragende Männer. Ihre Zeit nannte sie die Löwin unter den Städten. Ueber ihre Umgebungen aber ließ der König plündernd seine Schaaren sich ergießen, nahm und verbrannte zwei befestigte Brücken über den Tezino und erstürmte, plünderte und zerstörte die festen, schönen Burgen Tracale und Galiate.

Die Mailänder versuchten durch eine neue Gesandtschaft den König zu besänftigen und boten ihm abermals große Summen; Friedrich nannte sie treulose Betrüger, mit denen er nichts zu thun haben wolle, wenn sie nicht ohne Verzug ganz sich ihm unterwärfen. Auf dieses versahen die Mailänder ihre Stadt auf lange mit Lebensmitteln und rüsteten sich zum Widerstande in allen ihren Plätzen. Nach der Feier des Weihnachtsfestes ging der König über den Po auf Chiari und Asti los. Die Bürger beider Städte hatten sich geweigert, dem Markgrafen von Montferrat Genugthuung zu leisten und waren für Reichsfeinde erklärt worden. Sie flohen ins Gebirge; der König plünderte, schleifte und verbrannte ihre Städte. Von da zog er auf Tortona. Diese Stadt war Mailand befreundet und im Bunde mit demselben gegen Pavia. Gesandte Pavia's klagten dem Könige, daß sie von Tortona mehr zu leiden haben, als von Mailand. Der König gebot denen von Tortona, sogleich dem Bunde mit Mailand zu entsagen. Sie erklärten, es sei in Tortona nicht Sitte, alte Freunde in der Noth zu verlassen; und der König erklärte sie als Reichsfeinde.

Tortona, durch Natur und Kunst fest, fürchtete Asti's und Chiari's Schicksal nicht. Fast am Fuße der ligurischen Alpen auf einem Hügel erbaut, der wie ein Vorposten von dem Gebirge sich ablöst, schaute die steile Felsenburg trotzig wie von einer Warte herab. Hart unter ihren

gewaltigen Mauern und Felsen lag die untere Stadt. Ihre Freunde sandten schleunige Hülfe, doch erreichten nur wenige ligurische Barone und 300 mailändische Reiter und Bogenschützen die Stadt, ehe sie eingeschlossen ward. Der König sandte seinen Bruder Konrad, den Herzog Berthold von Zähringen, und den Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach voraus, um die Stadt zu erforschen. Er selbst konnte erst nachfolgen. Als wollte der Himmel selbst ihm Zeit geben, seinen Zorn abzukühlen, strömte unendlicher Regen herab, und der Tanaro überschwemmte alle Wege. Erst am vierten Tage vermochte er über den Fluß zu setzen. So hatten die Tortonesen Zeit, mit Allem aus der untern Stadt in die obere zu ziehen.

Die untere Stadt, nur zum Schein vertheidigt, wurde beim ersten Anlauf genommen. Die Stärke der Felsen sollte der König erst kennen lernen. Er selbst lagerte gegen die Abendseite der Stadt, Heinrich der Löwe gegen Mittag, das städtische Heer Pavia's gegen Morgen und Mitternacht. Ein Graben wurde gezogen, der Tortona von aller Verbindung mit dem Lande abschnitt.

Wie in einem einzigen Kerker sahen sich die Belagerten eingeschlossen. Die mannigfaltigsten Sturmwerkzeuge waren in Thätigkeit, der König versuchte Alles, um nicht an dieser Handvoll Bürger zu Schanden zu werden. Seine Wurfmaschinen waren so gut, daß ein abgeschnelltes Felsstück mitten in der Burg vor der Hauptkirche niederfiel und drei der vornehmsten Bürger zu Boden schmetterte. Einen Thurm, der nicht im Felsen wurzelte, und den der Römerkönig Tarquinius Superbus erbaut hatte, suchten die königlichen Schanzgräber zu untergraben; aber sie trafen auf Gegenminen und wurden in ihren eigenen Gängen verschüttet. In der untern Stadt war ein Bach; daß dieser den Belagerten nicht einmal getrübtes Wasser liefere, bewachte ihn der Sachsenherzog mit den Seinen Tag und Nacht. Es blieb denen in der Burg nur noch ein Brunnen auf der Seite, wo das Heer von Pavia stand. Der Wassermangel trieb die in der Burg täglich zu mörderischem Kampf. Alter Haß und die Verzweiflung brennenden Durstes waren immer siegreich. Der König sandte Verstärkung; dennoch drangen die Belagerten bis zum Brunnen jedesmal durch. Jetzt ließ der König die Leichname der Erschlagenen in den Brunnen werfen; aber auch diese Verunreinigung hielt den rasenden Durst der Belagerten nicht zurück.

Müde der langen Belagerung wollte ein gemeiner deutscher Kriegsmann ein Beispiel geben, die Burg zu ersteigen. Mit einer kleinen Streitart hieb er sich in einen der Felsen Fußtritte ein und stieg hinan. Ihn schreckten weder die anprallenden Steine des königlichen Wurfgeschützes, noch die Steine und Pfeile, die von der Burg herabregneten, er klimmte bis an den Fuß eines Thurmes hinan, streckte einen Bewaffneten zu Boden und stieg dann wieder zu den Seinen herab. Der König wollte den Kühnen

zum Ritter schlagen, aber der Plebejer antwortete: „Mein Stand genügt allen Wünschen.“ Der König beschenkte ihn fürstlich.

Das Osterfest nahte. Der König bewilligte einen Waffenstillstand. Am heiligen Abend that sich eine Pforte der Burg auf und herab zogen die Geistlichkeit und die Mönche in feierlichem Aufzug dem Zelte des Königs zu. Dieser sah sie von ferne und ließ sie fragen, was ihr Aufzug bedeute. Sie fielen auf die Kniee und weinend flehten sie bei den Wunden des Erlösers den König um Milde und Erlösung aus dem gegenwärtigen Elend, nicht für die Stadt, nicht für die Bürger, sondern für sich. Als der König vernahm, wie sich diese Priester feige von der Sache der Ihren lostrennen wollten, ließ er ihnen sagen, sie sollten ohne sein Antlitz zu sehen, in die Burg zurückkehren. Ein frohes Lächeln flog über das Gesicht des Königs; dieser Auftritt überzeugte ihn, daß die Bürger der Verzweiflung nahe seien. Diese aber, unbesiegt durch so viele Noth, zertrümmerten das stärkste königliche Wurfgeschütz. Schon waren wieder zwei Wochen seit dem Osterfest verflossen und die Belagerten wehrten sich unbesiegt durch tägliche Ausfälle. Da ließ der König in jenen Brunnen brennende Fackeln von Pech und Schwefel werfen, dadurch wurde das Wasser völlig ungenießbar. Nun, dem Verschmachten nahe, übergaben am dreiundsechzigsten Tage der Belagerung die Tapfern ihre Felsenburg. Der König versprach die Stadt, wie sie war, stehen zu lassen, den Bürgern wurde Leben und Freiheit zugesichert, und jedem so viel Habe als er zu tragen vermochte. Leichenhafte Schatten, zogen die Belagerten aus der Stadt und wandten sich nach Mailand. Der König ließ die Stadt plündern und zu Ruinen ausbrennen, denen von Pavia ließ er die Freude, das, was den Flammen widerstanden, vollends zu zerstören.

Von dem Schutt Tortona's hinweg, eilte der König nach Pavia. Die Straßen waren geschmückt, weiß gekleidete Jungfrauen zogen ihm entgegen und streuten Blumen, die schönsten der männlichen Jugend, die Priester, die Magistrate der Stadt, in festlichem Aufzug, begrüßten ihn als Triumphator, und drei Tage lang dauerten die Freudenfeste. Zu gleicher Zeit zogen, von Allen bewundert, und als Brüder begrüßt, die Heldentrümmer der Bürger Tortona's, mit Weib und Kind, wie die Schatten einer großen Vorzeit, in Mailand ein.

Mit sehr geschwächtem Heere, dessen Meutereien nur durch die strengsten Strafen unterdrückt werden konnten, zog der Kaiser Rom und der Kaiserkrone entgegen. Den Pabst wie die Römer überraschte seine Eile.

Nach mehrjähriger Verbannung war Pabst Eugen zu Ende des Jahres 1152 wieder in Rom eingezogen. Zwischen ihm und dem Volke war fortan Friede: der Freiheitsparoxismus der Römer war bereits im Fallen, Spaltung und Uneinigkeit unter ihnen, und selbst unter den Revolutionären

eine Partei, welche Anderes wollte, als Arnold von Brescia. Unter der kurzen Regierung des Nachfolgers von Eugen, Anastasius IV., hatte Arnold an Einfluß gewonnen; aber im Jahre 1154 ward Nikolaus Breakspeare, der Sohn eines englischen Mönchs, zum Pabste erwählt. Aus der niedern Sphäre des Bettelstudenten zu Paris hatte er sich bloß durch seine Talente auf den Stuhl Sct. Peters erhoben, unter dem Namen Hadrian IV. Als die Römer nach seiner Wahl von ihm Verzicht auf alle weltliche Herrschaft und Bestätigung der Republik verlangten, hieß er die Abgeordneten des Volks, ohne sie einer Antwort zu würdigen, sich von seinem Throne entfernen. Das Volk gerieth in Aufruhr, der Cardinal Guido wurde auf dem Wege zu Hadrian tödtlich verwundet. Arnold, der eben von Rom abwesend war, wurde schnell herbeigerufen. Der Pabst belegte die Stadt mit dem Kirchenbann und entwich nach Orvieto. Bis auf diese Stunde hatte die Hauptstadt der Christenheit diese geistige Zucht noch nicht erfahren. Jetzt mußte sich zeigen, ob Arnolds Geist durchgedrungen war. Die Ostern kamen, kein Priester ertheilte die Sakramente. Vom Palmsonntag bis zum Gründonnerstag schien wirklich der Gott Roms gestorben. Unheimlich wurde die Menge. Der Senat, um die Republik nicht ganz scheitern zu lassen, bat um Aufhebung des Bannes. Der Pabst bewilligte ihn nur unter der Bedingung, daß die Römer sich wieder dem heiligen Stuhle unterwärfen und Arnold und seine eifrigsten Anhänger ihm ausgeliefert würden. Die Verbannung ward zuerkannt, und versöhnt zog der heilige Vater mit allem Pomp in die Stadt ein. Das Volk jubelte; denn der Pabst las wieder Messe.

So wandte Arnold, Roms Gesetzgeber, dem Werke so vieler Jahre den Rücken. Bei Ocricula in Tuscien fingen ihn die Häscher der Kirche unter dem Cardinal Gerhard. Befreundete Grafen, seine Verehrer, entrissen ihn dem Cardinal und führten ihn auf eines ihrer festen Schlösser, wo er als Prophet geehrt und behandelt wurde. Indessen näherte sich der König Rom. Der Pabst verlangte, als erste Bedingung der Kaiserkrönung, daß ihm Arnold überliefert werde. Der König ließ einen der Grafen, die Arnold schützten, überfallen und gefangen nehmen. Die Auslieferung Arnolds an den König war der Preis seiner Freiheit. So war der gefürchtete Mann, der den Thron des Pabstes in seinen Fundamenten erschütterte, in der Hand Friedrichs. Ein Verehrer Arnolds, der Cardinal Octavian, eilte ins Lager des Königs nach Viterbo und sprach für Arnold. Aber seine Stimme vermochte nichts dem Pabst und seinen Gesandten gegenüber, welche Arnold als Hauptanstifter einer Empörung gegen den König schilderten. In Friedrichs Augen, der überhaupt den neuen Geist der Zeit haßte, mußte Arnold als gefährlicher Schwärmer erscheinen. Auch hatte er schon in Deutschland zugesagt, alle Feinde der Kirche zu unterdrücken. Dies wiederholte er jetzt. Voll Freude über dieses Entgegenkommen, begab sich

der Pabst in das Lager des Königs. Seit Kaiser Heinrich V. dem Pabst Paschal II. bei ihrer Zusammenkunft vom Pferde geholfen, verlangten die Päbste das Steigbügelhalten von dem deutschen Könige als schuldige Ehre. Wie Hadrian dem Zelte des Königs nahte, ging ihm Friedrich entgegen, unterließ aber den Bügel zu halten. Die Cardinäle sahen darin eine gefährliche Absicht und eilten in die feste Burg Castellara zurück. Hadrian kam nicht aus der Fassung, er nahm den ihm bereiteten Thron ein. Der König warf sich zur Erde und küßte ihm die Füße. Als er sich erhob, verweigerte ihm Hadrian den Friedenskuß. „Aus Ehrfurcht für die Apostel, meine Vorgänger, sprach er, haben die rechtgläubigen Kaiser, deine Vorgänger, dem heiligen Vater den Bügelge halten. Du hast mir diese schuldige Ehre nicht erwiesen. Ich fordere Genugthuung.“

Zum Bügel bin ich nicht verpflichtet, rief Friedrich, und Beide trennten sich. Da die Kaiserkrone am Steigbügel hing, und die älteren deutschen Fürsten gesehen hatten, wie Kaiser Lothar dem Pabste den Bügel hielt, so bequemte sich Friedrich nach langen Unterhandlungen. Eine neue Zusammenkunft wurde ausgemacht. Als der Pabst dem Könige nahe kam, sprang dieser vom Pferde und hielt dem Pabste mit der Miene heiterer Laune den Bügel; dafür gab ihm dieser den Friedenskuß.

Gleich darauf erschien eine römische Gesandtschaft vor dem König. In lächerlichem Pathos sprachen die Abgeordneten, und verlangten gar 5000 Pfund Silbers von dem Könige, für das Zujauchzen auf dem Kapitol. Der König, noch verdrießlich über die Steigbügelscene, ließ sie nicht ausreden und antwortete ihnen mit königlicher Rede.

Anfangs sprach der König ruhig, am Schluß aber zeigte er offen seinen Unwillen. Die Gesandten kehrten eilig zurück. Der König ahnte, daß die Bürger ihm mit Gewalt den Einzug in Rom wehren wollten. Der Pabst bestärkte ihn darin und rieth ihm in der nächsten Nacht die Tapfersten seines Heeres vorauszusenden, um die Peterskirche und die leoninische Burg zu besetzen. Der Cardinal Octavian möge den Deutschen den Weg zeigen. Der König befahl es so, Octavian konnte nicht ausweichen, und so wurde Arnolds einziger Fürsprecher bei dem Könige entfernt. Der König lieferte den Edeln aus.

Mit dem morgigen Tage war Octavian wieder bei dem Könige. Es war zu spät: Arnolds Feinde eilten, ihre Rache zu kühlen. Auf der hochgelegenen Stätte vor der Porta del Popolo ward ein Scheiterhaufen errichtet, ringsum ein Holz, an welches Arnold gehangen wurde. Eben dämmerte der Morgen, als die Flammen empor loderten. Mit seinen letzten Blicken konnte Arnold die Stadt übersehen, für die er so lange gearbeitet hatte.

Mit der Morgenröthe des 18. Juni zog der König in Rom ein;

der Pabst hielt selbst das Hochamt und setzte dem Könige die Krone auf. Mit der Krone auf dem Haupte kehrten der König und die Seinen in ihr Lager zurück.

Ganz Rom war in brausender Bewegung. Die Kunde von dem leidensvollen Tode Arnolds und von der, ohne ihre Zustimmung vollzogenen Kaiserkrönung, verbreitete Trauer und Zorn. Die Bürger sammelten sich im Senat und an andern Stätten. Der ersten Betäubung folgte Durst nach Rache. Kaum zogen die letzten Deutschen ab, als die bewaffneten Römer wüthend ihnen nachstürmten. Im deutschen Lager überließ sich eben Alles dem fröhlichen Schmause, als das Waffengeräusch sie aufschreckte. Heinrich der Löwe hatte den ersten Angriff der Römer auszuhalten; er zeigte, daß er nicht mit Unrecht den Löwen in Schild und Namen führte. Der Kaiser bekam Zeit, das Heer zu ordnen. Auf drei Punkten wurde gestritten. Den ganzen Tag schwankte der Kampf: jetzt schlugen die Römer die Deutschen bis in ihr Lager zurück, und jetzt wieder drängten die Deutschen die verworrene Römermasse bis zur Tiberbrücke. Der Kaiser selbst stürzte vom Rosse. Die Sachsen unter Heinrich dem Löwen machten ihm Luft. Am fürchterlichsten war der Kampf unter der Engelsburg. Die zwischen diese und die Tiber eingeengten Deutschen wären verloren gewesen, hätten nicht römische Damen sie gerettet. Diese stellten den Befehlshabern vor, wie schade es um die schmucken Ritter wäre, sie wegen der Tollheit des feigen Volkes zu Grunde zu richten, und die Befehlenden folgten den mitleidigen Damen und thaten nichts. Die Sonne neigte sich zum Untergange. Als wäre der Geist Arnolds in sie gefahren, so unerschrocken und kriegsmäßig kämpften die Römer. Endlich entschied Heinrich der Löwe. Durch zerbrochene Mauern brach er in die Stadt und faßte die Römer im Rücken; diese mußten weichen. Erschlagen, oder von der Tiber verschlungen, wurden gegen 1000 Römer, 200 gefangen, viele verwundet. Aber auch die Deutschen hatten das Schwert der Römer empfunden; unter den Verwundeten war Heinrich der Löwe. Der Kaiser eilte in sein Zelt und wusch und pflegte seine Wunden. Der Pabst ehrte ihn durch Geschenke und Bewilligungen. Der Kaiser hatte über die Republikaner gesiegt, aber sie nicht besiegt, und die Einigkeit zwischen Kaiser und Pabst ruhte auf schwachem Grunde.

Es erschienen vor Friedrich Gesandte des griechischen Kaisers mit großen Geschenken, um ihn zur Heerfahrt nach Apulien einzuladen. Dieser Zug aber war dem Kaiser unmöglich; sein Heer war zu schwach. Anhaltende Kämpfe und bösartige Seuchen, durch die ungewohnte Hitze herbeigeführt, hatten das deutsche Heer bis auf 1800 gepanzerte Ritter zusammengeschmolzen. Die Dienstzeit der Fürsten und Ritter war zudem abgelaufen; der Kaiser mußte sein Heer entlassen.

In drei Abtheilungen kehrten die Deutschen zurück, die einen zu

Schiff über Venedig, die Lombardei und Piemont, der Kaiser selbst durch die Romagna an Bologna vorüber, und ging zu Anfang Septembers über den Po.

In Verona war es alte Sitte, dem Kaiser, wenn er mit Heeresmacht nach Italien zog, oberhalb der Stadt eine Brücke über die Etsch zu schlagen. Rache gegen die Deutschen um der Verheerungen willen in Italien, glühte in den Veronesen. Sie banden die Barken der Brücke so locker zusammen, daß, wenn ein fester Körper dagegen trieb, die Seile rissen, die Brücke zusammenstürzen mußte. Ein starker Floß ward oberhalb der Brücke gebunden, welcher den Fluß hinabgetrieben werden sollte, während die Deutschen die Brücke beträten, um sie zu zertrümmern. Aber das Glück war den Deutschen günstig, das Zeichen zum Loslassen des Floßes ward zu spät gegeben; der letzte Deutsche betrat das jenseitige Ufer; der Floß prallte gegen die Brücke und krachend stürzte sie zusammen.

Die Geretteten waren zu unmächtig, sich zu rächen. Längs der Etsch setzten sie ihren Zug fort. Rechts rauschte die Etsch in grauser Tiefe, links zog sich an der schroffen Felsenwand ein so schmaler Fußpfad hin, daß nur ein Roß wandeln konnte. Ueber dem gefährlichen Pfad hingen drohende Felsen. Auf einem derselben, der sich glatt mit eingehauenen Stufen, auf der Ost- und Nordseite durch Gestrüpp und Abgründe geschützt, erhob, trotzte eine Burg. Ein veronesischer Edler hatte sie mit einer starken Schaar ritterlicher Raubgesellen besetzt. Wer durch diesen Paß zog, mußte schwere Summen zahlen, oder er ward mit Felsstücken zerschmettert und ausgeplündert.

Die erste Schaar der Kaiserlichen ließ der Ritter ruhig ziehen, um die andern sicher zu machen. Eine zweite Schaar kam. Von der Burg herab flogen Geschosse, Felsblöcke rollten über den Fußsteig, Pferde wurden verwundet. Zwei veronesische Ritter im Gefolge des Kaisers sandte dieser an die Räuber; die hörten sie nicht an und jagten sie mit Steinwürfen davon. Nun schickte der Kaiser deutsche Ritter und ließ ihnen befehlen, von ihrem Vorhaben abzustehen. Niemals, riefen die Räuber. Was sollte der Kaiser thun? wohin sich wenden? durch den reißenden Fluß gehen, der gewissen Untergang drohte? über die Felsen, welche nur den Vögeln zugänglich schienen? sollte er umkehren nach dem rachesüchtigen Verona? War der Kaiser der Falle auf der Brücke entgangen, so sah er sich jetzt wie in einem Käfig: die Burg mußte erobert werden, sollte er gerettet sein. Er ließ abpacken, Alles mußte sich waffnen. Dann forschte er die beiden Veronesen über die Burg und die Pfade zu ihr mit Fleiß aus. Sie machten den Kaiser auf einen Felsen aufmerksam, der furchtbar schroff, zackigt, neben Abgründen über die Burg hereinhing. Kein menschlicher Fuß mochte seit lange dort gewandelt haben; darum blieb er von den Rittern unbewacht. Ein enger Pfad führte von diesem Felsen in die Burg. Viele

Ritter erboten sich, unbemerkt den Felsen zu ersteigen. Aus ihnen wählte der Kaiser den starken Otto von Wittelsbach zum Führer und gegen 200 wohlgewaffnete Männer. Nach unsäglichen Mühsalen gelangen sie an den Fuß des Felsen. Wie mit dem Schwert abgeschnitten, ragt dieser vor ihnen in die Luft; nirgends ein Punkt zum Hinanklimmen. Der Wittelsbacher gebietet dem Kräftigsten, sich zu bücken, auf diesen steigt ein Anderer, auf diesen ein Dritter, und auf dieser natürlichen, beschwerlichen und gefährlichen Leiter gelangen sie auf den ersten Absatz. Aus Lanzen wird eine neue künstliche Leiter gemacht, Einer hilft dem Andern nach und unbemerkt gelangen Alle auf die Höhe des Felsen. Otto entfaltet jetzt die Fahne des Reichs, Alle erheben Siegesgeschrei, die im Thale erwidern es. Die in der Burg erfaßt gedankenlose Verzweiflung; sie wollen fliehen; aber nirgends ein Ausweg. Viele jagt die Todesfurcht gegen den Abhang des Felsen, und an den Zacken zerschellt, hauchen sie die Seele aus; die Andern würgt das deutsche Schwert. Von 500 entkam nur Einer, Zwölf wurden mit dem Hauptmann gefangen genommen. Der Kaiser verurtheilte sie zum Galgen; nur Einer, ein Franzose, ward begnadigt.

Der Kaiser zog weiter und erreichte ohne Gefahr das Vaterland.

Deutschland empfand die Abwesenheit seines Herrschers, und die kleinen Herren und Ritter überließen sich ungebunden ihrer Rauf- und Raubluft. Da trat der König unter sie. Wollte er die Bezwingung Italiens, seine Lieblingsidee, durchsetzen, so mußte er Deutschland in Ordnung und Frieden im Rücken lassen können.

Zu Worms versammelte um Weihnachten 1156 der Kaiser die Fürsten des Reichs und saß zu Gericht. Der Erzbischof von Mainz und der Pfalzgraf Hermann von Stahleck, die über dem Bisthum Worms im Kriege gewüthet hatten, wurden schuldig erfunden. Der Kaiser wählte eine Strafe, welche Eindruck machen mußte. Unter den Gesetzen der alten Franken und Schwaben fand sich eines, nach welchem für Landfriedensbruch, wenn nicht das Leben verwirkt war, der Freie einen Hund, der Dienstmann einen Stuhl, der Bauer ein Pflugrad, zum Schimpf bis in die nächste Grafschaft tragen mußte. Diese Strafe wandte Friedrich an. Der Pfalzgraf und zehn seiner Genossen wurden verurtheilt, Hunde zu tragen. Des Erzbischofs wurde geschont, aus Rücksicht für sein Alter und seine Stellung; aber die Grafen seiner Partei wurden auch zum Hundetragen verurtheilt. Diese ausgesuchte schimpfliche Strafe brachte einen solchen Schrecken über alle Reichsstände, daß die Fehdelustigsten gerne ruhig in ihren Schlössern saßen. Mit Freuden erkannten alle Gutgesinnten, daß ein König im Reiche war, der alle Glieder des Reiches dem Gesetz unterwarf.

Nun war noch die Befriedigung der Welfen nöthig. Der Löwe hatte

den Herzogshut Baierns in Italien wohl verdient. Aber erst nach langen Unterhandlungen verzichtete des Kaisers Oheim, Herzog Heinrich von Oesterreich, auf Baiern. Der Kaiser berief die Fürsten des Baierlandes nach Regensburg und ließ sie dem Löwen huldigen. Die Markgrafschaft Oesterreich wurde gänzlich von Baiern getrennt, zu einem eigenen Herzogthume erhoben, und als solches untheilbar, in männlicher wie weiblicher Linie erblich, dem älteren Herzoge Heinrich zugetheilt. So beschwor Friedrich den Dämon des Streites zwischen dem Hause der Welfen und Hohenstaufen.

Auch die Liebe übte in dieser beschäftigten Zeit ihr Recht über den Kaiser. Beatrix, die einzige Tochter des Grafen Reinald von Chalons, Besitzer von Hochburgund, war weit gepriesen wegen ihrer Schönheit und Sitte; man rühmte ihre wissenschaftliche Bildung in Sprachen und der Dichtkunst. Ihr Oheim hatte sie gefangen genommen und eingesperrt, damit sie entweder bald oder unvermählt stärbe, und ihm ihr ganzes Erbe bliebe. Der Kaiser als ächter Cavalier fühlte sich nicht nur zu ihrer Befreiung verpflichtet; er warb auch um sie. Ihr Oheim, erschreckt, gab sie frei, und Friedrich vermählte sich mit ihr im Mai 1156.

Fühlten alle Lande des deutschen Reiches die wohlthätigen Folgen der ordnenden Thätigkeit des Kaisers, so sahen viele Städte und Gaue sein königliches Wirken mit Augen. Jetzt war er hier, jetzt dort, und nirgends bloß zu seinem Vergnügen; überall beschäftigt, Frieden und Eintracht herzustellen. Bald war eine Ruhe im Lande, daß, wie ein Zeitgenosse sagt, es schien, als wären Menschen und Land, selbst der Himmel milder geworden.

Die östlichen und nördlichen Völker, welche die Herrlichkeit des Kaisers nicht freiwillig anerkannten, mußten sie fühlen. Als er im September 1157 einen großen Reichstag zu Würzburg hielt, erschienen vor ihm, außer den Fürsten des Reiches, Gesandtschaften aus England, Griechenland, Italien, Burgund, Dänemark, Ungarn, Frankreich und Spanien; alle brachten kostbare Geschenke.

Da der Süden für Heinrich den Löwen verschlossen war, so arbeitete es in ihm, ein großes Reich im Norden zu gründen; in der Wahl der Mittel dazu war er weit weniger gewissenhaft, als der Kaiser. Um sich Geld zu verschaffen, überfiel er die arglosen Friesen auf dem Markte zu Bremen und plünderte sie rein aus. Dann wollte er das ganze Land der Friesen, als eine leichte Beute, gewinnen; aber er scheiterte an dem Freiheitsmuth dieses Stammes und an den Bollwerken, mit welchen die Natur ihre Freiheit schirmte. Dem früher unterworfenen Theile der Slaven preßte er durch ungeheure Bedrückungen auch das Letzte, was sie hatten, fast das Blut ab, so daß das edle Volk in seinen Todeszuckungen mit Abscheu von

dem Christenthum sich abwandte, weil seine Bekenner solche Peiniger sein können.

Dem Kaiser dagegen gelang es, seine Hoheit mit jedem Tage mehr zur Anerkennung zu bringen. Das gespannte Verhältniß zu dem Pabste kam durch Hadrians Schuld zum Bruch. Als dieser sich neben nicht sehr zarten Vorwürfen über das Regentenverfahren des Kaisers beigehen ließ, von dem Kaiserthum, als einem Beneficium des päbstlichen Stuhles, d. h. in einem Ausdruck zu sprechen, der eben sowohl für die Bezeichnung einer Gefälligkeit, als eines Lehens gewöhnlich gebraucht wurde, mußte er von dem Kaiser und den geistlichen und weltlichen Fürsten eine Sprache hören, daß er erschrack und sich entschuldigte.

Hatte schon bei der Rückkehr vom ersten Zuge nach Italien der Kaiser beschlossen, bald mit größerer Macht wieder zu kommen, so mußte ihn der trotzige Geist Mailands, durch welches fast die ganze Lombardei gegen ihn eine feindliche Stellung annahm, noch heftiger dazu reizen. Schon bei seinem Vermählungsfest zu Würzburg war der zweite Zug nach Italien festgesetzt worden. Von Verona erschienen Gesandte, um die Gefahr abzuleiten; die Gründe ihrer Entschuldigung verstärkten sie mit großen Summen Goldes, und gelobten eidlich, all ihr Kriegsvolk dem Kaiser gegen die Mailänder zu stellen. Friedrich nahm Verona zu Gnaden an.

Schon zu Anfang des Jahres 1158 hatte der Kaiser Reinald und Otto von Wittelsbach vorausgesandt, um Freunden und Feinden, Jenen zur Ermunterung der Treue, Diesen zum Schrecken, ein sicheres Pfand der nahen Ankunft des Kaisers selbst zu sein, den Durchzug durch die Alpenpässe offen zu halten, und für das Einrücken des großen Heeres Alles vorzubereiten.

Diese beiden Männer spielen im Fortgang der Geschichte Friedrichs Hauptrollen. Nichts Ausgezeichnetes geschah, wobei dieselben nicht als die Ersten oder unter den Ersten genannt werden. Während seine Gesandten in Italien ihm vorarbeiteten, hatte der Kaiser in Deutschland Alles zur Heerfahrt bereitet. Um Pfingsten sammelten sich die Völkerschaften in dem großen Heerlager vor Augsburg. Es war ein Zusammenfluten von mehr als zwölf Nationen, so groß, wie es noch bei keiner Heerfahrt nach Italien geschehen war. Darum befahl der Kaiser, daß das Heer sich theile. Die Herzoge von Oesterreich und Kärnthen, die Ungarn, die Herren der östlichen Grenze, zogen durch Friaul; Berthold von Zähringen mit den burgundischen und lothringischen Vasallen über den Skt. Bernhard; viele Franken, Schwaben und Rheinländer über Chiavenna am Comersee hin. Der Kaiser selbst und mit ihm sein Freund, der Böhmenkönig Wladislav, Friedrich der Schwabenherzog, der Rheinpfalzgraf Konrad, des Kaisers Halbbruder, die Erzbischöfe von Mainz,

Trier und Köln, die Bischöfe von Eichstädt, Prag, Verden und Würzburg, der Abt von Fuld und andere Prälaten, eine ganze Schaar von Markgrafen, Grafen und Herren, diese alle nahmen ihren Weg durch Tirol. Glücklich kamen diese Heerschaaren über die Alpen. In den ersten Tagen des Juli stiegen sie in die schönen Ebenen Italiens hinab.

Mailand wurde in die Reichsacht erklärt. Der Markgraf Malaspina hatte Friedrichs Stellung zu dieser Stadt fein bezeichnet. Als ihn der Kaiser über der Tafel, um ihn als einen bekannten Städtefreund zu versuchen, um seine Ansicht wegen Mailands fragte, zeigte der Markgraf auf eine vor ihm stehende, mit einem Deckel verschlossene Torte. „So lange,“ sagte er, „der Deckel auf der Torte liegt, kannst Du nicht davon essen; Mailand aber ist Italiens Deckel und Schutz.“ Darum half vor dem Kaiser keine Rechtfertigung; Mailand mußte schuldig sein.

Um Zeit zu gewinnen, die Stadt aus ihrer Muthlosigkeit aufzurichten, sandten die Consuln eine Gesandtschaft an den Kaiser. Sie trafen ihn auf den Ruinen des von den Mailändern zerstörten Lodi, am 4. August. Der Kaiser ließ die Gesandten nicht vor sich. Durch den Erzbischof von Ravenna ließ er ihnen sagen: „Eure Worte sind zwar süß und demüthig, aber ihr tragt den Fuchs im Busen. Ihr habt die Kirchen Gottes und die Städte des Kaisers verwüstet, und mit dem Maß, mit dem ihr gemessen habt, wird euch wieder gemessen werden.“

Diese strenge Antwort mußte den Mailändern den Muth der Verzweiflung geben. Unterwerfung brachte ihnen gewissen Untergang; in tapferer Gegenwehr lag doch noch die Hoffnung des Sieges, wenigstens die Bürgschaft ehrenvoller Bedingungen.

Mit der Morgenröthe des 6. Augusts setzte sich das unermeßliche Heer in Bewegung, nach der Angabe von Freunden und Feinden mehr als 15,000 Ritter und gegen 100,000 Knechte, Fußgänger und Belagerungsarbeiter. Mit sieben Heersäulen, nach der Zahl der sieben Thore, umschloß der Kaiser die ungeheure Stadt. Gegen fünf Stunden im Umfange dehnten sich die Werke der stolzen Bürger. Um die Mauern, die erst kürzlich noch erhöht worden, schlang sich ein breiter, auch kürzlich erst noch vertiefter, ganz mit Wasser gefüllter Graben. Jedes Thor war eine kleine Festung. Von diesen Mauern herab schauten die Bürger ruhig zu, wie die kaiserlichen Legionen heranzogen, und die furchtbaren Kriegsmaschinen und Wurfgeschütze sich heran wälzten. Unter größern und kleinern Gefechten zog sich die Belagerung hin, nicht ohne bedeutenden Verlust für den Kaiser; die welschen Bogenschützen fehlten selten.

Noch war die Stadt nicht so eng eingeschlossen, daß nicht die Bürger sich einen Aus- und Eingang offen gehalten und selbst ihr Vieh außerhalb der Mauer geweidet hätten. Die Bürger lebten der Zuversicht, daß es unmöglich sei, ihre Stadt ganz einzuschließen, und hatten darum versäumt,

sich hinlänglich mit Vorräthen zu versehen. Der Kaiser verschloß nun aber jeden Ausgang, und jetzt erst fühlten die in der Stadt die Nachtheile der Einschließung. Mächtiger als die Hunderttausende des Kaisers von Außen, zehrten zwei Feinde von Innen an dem Marke der Stadt, Hunger und Seuche. Viele der trefflichsten Männer waren schon durch Gefecht oder Krankheit umgekommen. Der Kaiser hatte heimlich eine Partei in der Stadt, die bloß, weil sie nicht gerne bürgerlich war, kaiserlich gesinnt war. Der Adel, nur aus Noth städtisch, und eifersüchtig auf die, gleiche Rechte ansprechenden Gewerke, wünschte die Bürger gedemüthigt. Die Geistlichkeit hatte nicht vergessen, welche Freiheiten die neue Verfassung ihr entzogen hatte. Sie träumte mit der Rückkehr der Kaiserherrschaft die Rückkehr der guten alten Zeit. Alle Stimmen wurden jetzt laut, und die im Einverständniß mit dem Kaiser Stehenden wußten das Schwanken der Einen und den Unmuth der Andern schnell zu benützen. Einer der ersten des Adels in Mailand war der Graf Guido von Blanderate, der rieth öffentlich zur Unterwerfung. Die Consuln mußten mit den Vornehmsten der Stadt den Frieden nachsuchen, welchem der Kaiser um so weniger abhold war, als er selbst große Verluste erlitten. Die Mailänder versprachen, den Städten Lodi und Como die Freiheit wieder zu geben, dem Kaiser Treue zu schwören, den kaiserlichen Palast in der Stadt wieder aufzubauen, innerhalb sechs Monden 9000 Mark Silbers zu zahlen, auf alle Hoheitsrechte, wie Zölle, Weg- und Geleitgeld, Münzrecht, und alle ähnlichen, wenn sich noch sonst andere ergeben sollten, zu verzichten, und für all das 300 Geiseln zu stellen. Der Kaiser dagegen versprach, sein Heer von den Mauern Mailands wegzuziehen, ohne die Stadt zu betreten, das Recht der Mailänder, ihre Consuln selbst zu wählen, anzuerkennen und die Gewählten zu bestätigen, Mailands Verbündete in den Frieden mit aufzunehmen, und auch den Frieden mit den Feinden Mailands zu vermitteln. Auf Mailands höchsten Thurm pflanzte er, den Bürgern ein tägliches Mahnzeichen seines Sieges, die kaiserliche Fahne.

Als Friedrich in dem Friedensvertrag nicht bloß von solchen Hoheitsrechten redete, die als solche allgemein erkannt waren, sondern auch von andern ähnlichen, welche sich etwa noch als solche herausstellen dürften, hatte er bereits den Entschluß gefaßt, die *kaiserlichen Hoheitsrechte* aufsuchen und festsetzen zu lassen. Gleich darauf schrieb er auch einen großen *Reichstag* auf den *Roncalischen* Feldern auf den Martinstag aus, um auf demselben die Rechte des Kaisers und die Pflichten der Beherrschten genau zu bestimmen. Seine gelehrten Juristen hatten ihm ein überaus glänzendes Bild von dem Umfang der Hoheitsrechte vorgemalt, die dem Kaiserthum zustehen und von seinen Vorfahren vernachlässigt worden seien. Die Juristen, die er an seinen Hof berufen hatte,

waren die vier berühmtesten Rechtslehrer der Hochschule zu Bologna, Martin Josias, Jakobus Hugolinus, Bulgarius und Hugo de Porta Ravennate. Vor lauter Gelehrsamkeit wurde die Kleinigkeit des ungeheuren Unterschieds zwischen dem damaligen Kaiserthum und dem altrömischen von den rechtsgelehrten Herren übersehen, und indem sie das deutsche Kaiserthum für eine natürliche Fortsetzung des altrömischen erklärten, sprachen sie die ganze Allmacht jener Herrscher auch Friedrich zu.

Seine Juristen erklärten, nachdem sie sich klüglich achtundzwanzig Richter aus allen Städten beigesellt hatten: „Nach dem Buchstaben des Rechts gehören zu den Hoheitsrechten des römischen Kaisers alle Herzogthümer, Markgrafschaften und Grafschaften, die Wahl der Consuln der Städte, die Münzen, Zölle, Hafen- und Weggelder, die Lieferungen, Mühlen, Brücken, Fischereien, Dungstätten, Grund- und Kopfsteuern, überhaupt alle Nutzbarkeiten aus den Flüssen und dem festen Lande.“

In dem feierlichen Vertrage, auf welchen hin die Mailänder dem Kaiser sich unterworfen hatten, war die Wahl ihrer Consuln durch das Volk und die Unverletztheit ihres Gebiets ausdrücklich anerkannt und beschworen. Eingehüllt in den Mantel ungemeßner Königsmacht, glaubte er sich an den beschworenen Vertrag mit Mailand nicht mehr gebunden.

Reinald der Kanzler, Otto der Pfalzgraf und Gozwein, ein neubelehnter Graf, kamen nach Mailand, die Roncalischen Beschlüsse daselbst in Ausführung zu bringen. Die Mailänder beriefen sich auf den beschworenen Vertrag; die Gesandten des Kaisers erklärten diesen durch die Roncalischen Schlüsse für aufgehoben. Als es im Volke verlautete, daß der Kaiser in keiner Hinsicht den Vertragseid achte, da flutete die Menge in wildem Getümmel nach den Palästen, wo sie die Gesandten vermuthete. Schmähende Drohungen wurden ausgestoßen, Steine und anderes Wurfzeug flog gegen die Fenster, die Pferde ihres Gefolges wurden niedergestoßen. Die für ihr Leben unter dem tobenden Volke besorgten Gesandten entwichen in der Morgenfrühe aus der Stadt.

Mailand wurde zur Verantwortung auf das Schloß Marnika vorgeladen. Der Kaiser wagte Mailand nicht zu verdammen, und setzte eine neue Frist nach Bologna. Die Mailänder aber sahen, daß sie vor des Kaisers Gericht nicht gerechtfertigt werden würden; sie erschienen auf die folgenden Ladungen nicht mehr. Die Mailänder wurden in die Acht, ihre Stadt der gänzlichen Zerstörung verfallen erkannt. Sie rüsteten ihre Stadt zum letzten Kampfe. Statt den Angriff zu erwarten, griffen sie an. An demselben Tage, an welchem sie zu Bologna in die Acht und Aberacht erklärt wurden, donnerten bereits ihre Kriegsmaschinen gegen die Burg Trezzo. Sie war der Schlüssel zum Gebiet Mailands; auch hatte Friedrich den größten Theil der Gelder hier niedergelegt, welche er aus Italien zusammen

gebracht hatte. Nach drei Tagen hatten die Mailänder die Burg genommen. Sie zerstörten sie. Der Kaiser schwur, die Krone nicht eher wieder zu tragen, als bis das aufrührerische Mailand im Staube liege.

Während dem zogen die aufgebotenen und andere deutsche Zuzüge durch die Alpen heran. So sah der Kaiser zu Anfang des Juli 1159 wieder ein Heer von nahezu 100,000 Kriegern um sich versammelt. Mit dem einen Heertheil, worunter namentlich die Mailand feindseligen Lombarden, setzte er die Gefechte und die Verwüstung gegen diese Stadt fort. Mit dem andern Heertheil zog er in Person vor Crema, die Verbündete Mailands.

Die Stadt und die Zelte der Belagerer wiederhallten Tag und Nacht von dem Geräusch der Arbeiter an den Kriegsmaschinen, welche die in der Stadt zur Abwehr, die außen zum Angriff verfertigten. Bald fielen die Bürger heraus, bald stürmten die Kaiserlichen. Keinen Tag ruhte der Kampf. Das Glück war öfter den Belagerten günstig, als den Belagerern; es nützte diesen nichts, daß es ihnen gelang, eine Verschanzungslinie gegen die Stadt zu ziehen. Diese war von den Ausfallenden leicht zu übersteigen, die Belagerer aber verbluteten sich mit jedem Sturm unter großem Verlust an den unübersteiglichen Mauern der Stadt. Ihre Sturmdächer, ihr Wurfgeschütz, ihre Belagerungsthürme, wurden von den Bürgern immer wieder durch Steine oder Feuer zerstört. Es war nur ein Wille in ganz Crema: lieber frei zu sterben, als von der Gnade des Feindes ein Leben in Knechtschaft zu empfangen. Die Cremesen fielen oft heraus und zerstörten die Belagerungsarbeiten, in tapferem Kampfe. Im Ingrimm schnitten die Deutschen den verwundet oder todt auf dem Schlachtfeld Liegenden die Köpfe ab und spielten damit wie mit Bällen, indem sie sich dieselben mit Lachen und Spott zuwarfen. Als die in der Stadt dieses sahen, wollten sie hinter den Deutschen nicht zurückbleiben, zerrissen erbarmungslos auf den Mauern die Gefangenen Glied um Glied und warfen die Stücke in das Lager hinab. Der Kaiser war bei seiner Rückkehr außer sich vor Schmerz und Zorn; er schwur, daß die rasenden Bürger, die seine bisherige Milde und Geduld nicht zu bessern vermocht, nunmehr das jedem Gefangenen gewisse Blutgerüst zähmen solle. Sogleich ließ er die cremesischen Gefangenen im Angesichte der Stadt hängen. Die Bürger zur Vergeltung führten zwei deutsche Ritter auf die Mauer und kreuzigten sie.

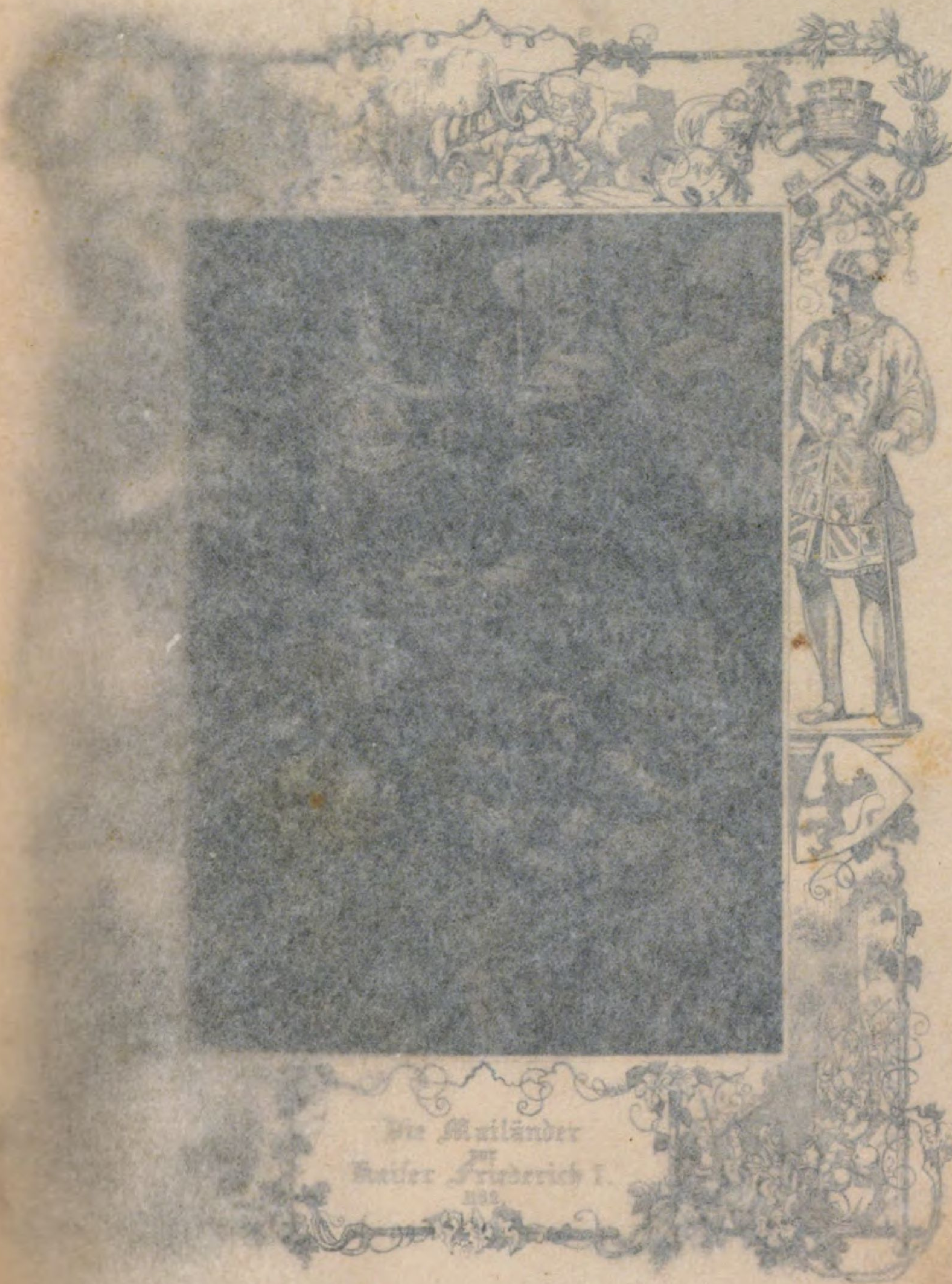
Die Cremesen vertauschten die kühnen Ausfälle mit der List. Sie fertigten Fußangeln und legten sie vor dem Wall umher. Arglos fingen sich die deutschen Krieger darin und wurden gefangen oder getödtet. Mit gleicher List verbrannten sie fleißig die Belagerungsmaschinen. Ihre Schlauheit reizte den Kaiser so sehr, als ihre Kühnheit. Er verzweifelte, die Stadt durch Hunger zu nehmen, denn sie hatte Ueberfluß an Früchten; es blieb ihm nur die Gewalt der Waffen. Sein Heer war der langen

Belagerung überdrüssig. Die Anstrengungen, die glücklichen Waffen der Bürger und Krankheiten hatten einen großen Theil desselben aufgerieben. Schon war es der sechste Monat der Belagerung, der Winter war regnerisch und die Kälte ungewöhnlich hart. Das Glück verließ die Bürger nicht, weil sie sich selbst nicht verließen.

Der Erste, dem der Muth entsank, oder den des Kaisers Versprechungen verlockten, war Markesi. Er, der bisher mit unerschöpflicher Erfindungskraft sein Vaterland vertheidigte, wurde jetzt zum Verräther an demselben. Er floh in des Kaisers Lager und diente jetzt dem Feinde seines Vaterlandes gegen die eigene Vaterstadt. Aber auch gegen seine Kunst wie gegen die furchtbarsten Stürme der Kaiserlichen vertheidigten sie sich fort, bis sie nicht mehr Leute genug hatten, die äußere Mauer zu besetzen. Sie hatten so gestritten, daß sie auf Achtung auch bei dem Feinde Anspruch zu haben glaubten, und nach wenigen Tagen ward ihnen in dem Antrage der Belagerer zu Unterhandlungen diese Anerkennung.

Sie durften frei mit ihren Waffen ihre Stadt verlassen, und mit Frau und Kindern und so viel Habe als sie tragen konnten, hinziehen, wohin sie wollten. Die Hülfsmannschaft aus Mailand und Brescia durfte eben so frei, doch ohne Waffen, abziehen. Am 7. Januar 1160 zogen die Cremesen, gegen 20,000 an der Zahl, hinweg von dem theuren Herd ihrer Väter. Die nicht zurückzuweisende Hochachtung für den Heldenmuth der Verbannten und der Anblick ihres Elends rührten selbst das starke Herz des Hohenstaufen zu Wehmuth und Mitleiden. Mit eigenen Händen soll er einen ermüdeten Kranken durch Schutt und Trümmer getragen haben. Die Cremesen wandten sich nach Mailand; ihr rückgewandtes Auge sah ihre Vaterstadt mit ihren Flammen den Himmel röthen. Aber die Hab- und Heimathlosen umschwebte, wie die Asche ihres Vaterlandes, eine Glorie, die bis in die fernsten Zeiten hinüber leuchten wird.

Unter mannigfaltigem Wechsel setzte **Mailand** die Fehde fort, da der Kaiser die meisten Deutschen hatte in die Heimath entlassen müssen. Mit dem Jahre 1161 erst zog ihm wieder ein deutsches Heer zu. In der Mitte des Frühlings stieg es über die Alpen herab in die Ebene der Lombardei, fast über 100,000 Mann. Aber doch wagte er nicht, durch das Schwert seiner Krieger Mailand zu besiegen, sondern nur durch Hunger. Der Hunger arbeitete sicherer für ihn, und die Noth des Hungers wußte er durch Schrecken und Grausamkeiten zu steigern. Er fing an die reifenden Saaten zu zerstören. Auf sieben Stunden im Umkreis verwüstete er alle Erntehoffnung der Bürger. Zehn Tage lang hatte sich die Verwüstung um die Stadt gewälzt, täglich waren die Mailänder, oft wiederholt an einem Tage, herausgefallen, aber sie hatten den überlegenen Feind nicht aus ihrem Gebiet zu vertreiben vermocht. Jetzt, da Alles wüste war, zog der Kaiser nach Lodi zurück.



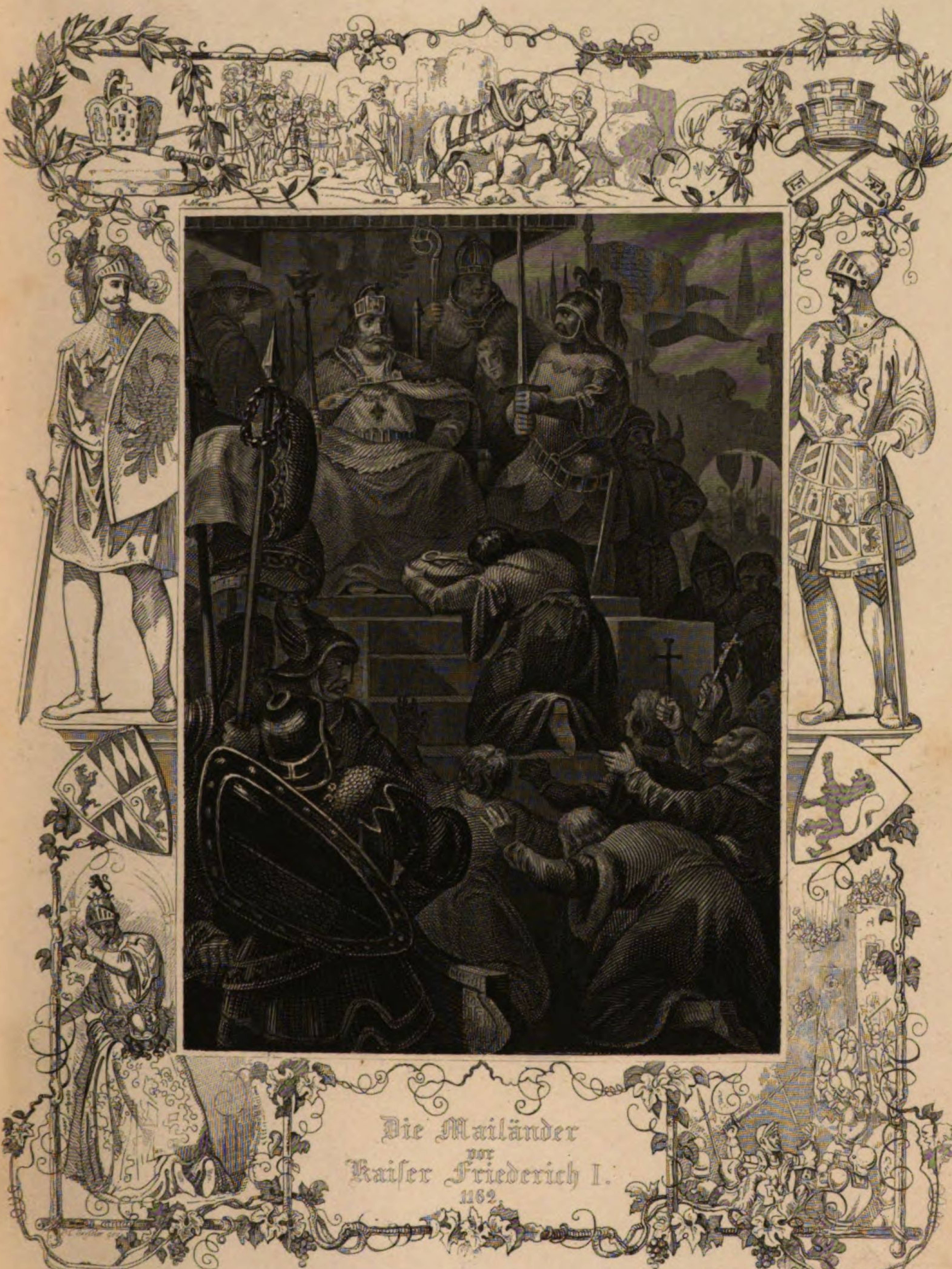
Die Mailänder
vor
Kaiser Friederich I.
1162.

Belagerung überdrüssig. [illegible] Waffen der Bürger und Kriegsherren hatten [illegible] aufgerieben. [illegible] Winter war [illegible] die Bürger [illegible]

[illegible] Kaisers Ver[illegible] unerschöpflicher [illegible] Verräther an [illegible] jetzt dem Feinde [illegible] Aber auch gegen seine [illegible] Kaiserlichen vertheidigten [illegible] die äußere Mauer [illegible] auch bei dem [illegible] Tagen ward ihnen [illegible] diese Anerkennung.

[illegible] verlassen, und mit Frau [illegible] hinziehen, wohin [illegible] Brescia durfte eben [illegible] Januar 1160 zogen die [illegible] von dem theuren Herd [illegible] für den Heldenmuth [illegible] selbst das starke Herz [illegible] Mit eigenen Händen [illegible] Trümmer getragen [illegible] ihr rückgewandtes Auge [illegible] röthen. Aber die [illegible] ihres Vaterlandes, [illegible] die bis in die [illegible] leuchten wird.

Unter mannigfaltigem Wechsel setzte Mailand die Fehde fort, da der Kaiser die meisten Deutschen hatte in die Heimath entlassen müssen. Mit dem Jahre 1161 erst zog ihm wieder ein deutsches Heer zu. In der Mitte des Frühlings stieg es über die Alpen herab in die Ebene der Lombardei, fast über 100,000 Mann. Aber doch wagte er nicht, durch das Schwert seiner Krieger Mailand zu besiegen, sondern nur durch Hunger. Der Hunger arbeitete sicherer für ihn, und die Noth des Hungers wußte er durch Schrecken und Grausamkeiten zu steigern. Er fing an die reifenden Saaten zu zerstören. Auf sieben Stunden im Umkreis verwüstete er alle Erntehoffnung der Bürger. Zehn Tage lang hatte sich die Verwüstung um die Stadt gewälzt, täglich waren die Mailänder, oft wiederholt an einem Tage, herausgefallen, aber sie hatten den überlegenen Feind nicht aus ihrem Gebiet zu vertreiben vermocht. Jetzt, da Alles wüste war, zog der Kaiser nach Lodi zurück.



Die Mailänder
vor
Kaiser Friederich I.
1162.

Im August begann der Kaiser wieder die Verbrennung der reifenden Hirsen- und Bohnenfelder, wie er früher das Aehrenfeld verbrannt hatte; dann legte er an den Verbindungsstraßen, die nach Mailand führten, mehrere Burgen an, und fuhr fort, jeden Gefangenen von Adel zu hängen, jedem anderen Ergriffenen die Hand abzuhauen, um Arme wie Reiche zu schrecken, die Stadt zu verlassen, und um dadurch Noth und Zwietracht und Zerrüttung im Innern derselben auf den Gipfel zu treiben. Dann ging er bei der Nähe des Winters nach Lodi zurück.

In der Stadt erreichte die Noth einen furchtbaren Grad. Noch sechs Monate rang sie mit Hunger, Seuchen, Frost und innerer Zwietracht, zuletzt selbst mit Wassermangel. Durch den Naturtrieb von Eseln, welche man durstig herumführte, und welche an den wasserreichen Stellen mit den Füßen scharrten, hatten die Kaiserlichen die unterirdischen Quellen entdeckt, welche Wasser in die Stadt führten, und dieselben abgeschnitten. Ein Pfund Rindfleisch kostete 136, ein Scheffel Salz 195 Liren. Der Zwiespalt unter den Bürgern, von welchen die Einen sich unterwerfen, die Andern männlich ausdauern wollten, erreichte den höchsten Grad. Vater und Sohn, Mann und Frau, Bruder und Bruder waren wider einander, und auf den Straßen floß im vater- und brudermörderischen Kampfe nicht selten Blut. Die Consuln Osa, Albert und Anselm von Orto mußten zuletzt dem Wuth- und Wehegeschrei Folge leisten und zu dem Kaiser nach Lodi gehen; denn es hieß, der Kaiser habe gesagt, daß er die Stadt in ihrem Zustande und allen Bürgern ihr Eigenthum lassen wolle. Der Kaiser sprach finster: „sie haben nichts von ihm zu hoffen, wenn sie sich nicht ohne Bedenken und Bedingung in Allem ihm unterwärfen, was er ihnen geböte.“

Des andern Tages, am 1. März 1162, erschienen neue Abgeordnete Mailands. Die Lebensmittel in der Stadt reichten kaum noch ein paar Tage. Mit bloßen Schwertern in Händen, warfen sie sich vor dem Kaiser zu Boden und übergaben ihm die Stadt auf Gnade und Ungnade. Am Sonntag darauf erschienen, auf Friedrichs Befehl, mit der vorigen Gesandtschaft mehr als 300 der vornehmsten Ritter; indem sie ihm den Fuß küßten, flehten sie um Gnade und klagten rührend schön ihr Schicksal. Unter ihnen war der Kriegsbaumeister Guindellino. Dieser überreichte dem Kaiser die Schlüssel, die Andern legten ihre Schwerter, 36 Bannerträger ihre Fahnen zu den Füßen des Kaisers. Er befahl, sie alle in Gewahrsam zu halten. Der Kaiser sandte ein Gebot in die Stadt, nach welchem nach zwei Tagen 1000 Krieger zu Fuß mit dem Fahnenwagen, der Stadtfahne und 94 andern Fahnen heranzogen. Friedrich saß noch bei der Tafel, als sie anlangten. Bei strömendem Regen mußten sie warten, bis das Mahl vollendet war. Endlich zogen sie durchnäßt in Neu-Lodi zum Palast des Kaisers herein. Auf dem Fahnenwagen standen die Musiker mit den ehernen

Posaunen. Mit ihren letzten hinsterbenden Klängen wurden sie zu den Füßen des Kaisers gelegt. Ebenso legte jede der in düsterem Schweigen vorüberziehenden Schaaren ihre Fahne nieder. Der Fahnenwagen nahte. Mitten aus demselben stieg ein hoher eiserner Mastbaum empor, auf seiner Spitze ein großes Kreuz, unter demselben flatterte die weiße, mit rothen Kreuzzeichen geschmückte Stadtfahne. Auf ein Zeichen ließen die Führer des Caroccio im Angesichte des Kaisers die Bänder nieder, womit der Baum befestigt war; zum Zeichen, daß Mailand seine letzte Ehre ihm opfere, neigte sich der Freiheitsbaum der Stadt vor dem kaiserlichen Throne bis zur Erde. Da stürzten Alle wie ein Mann auf ihr Angesicht, um Gnade rufend. Als sie sich wieder erhoben, sprach einer der Consuln aus der Fülle des Herzens zum Kaiser. Als er geendet, fiel wieder Alles nieder und rief mit ungeheurem Klaggeschrei die kaiserliche Gnade an. Alle, die es hörten, wurden bis zu Thränen erschüttert; über des Kaisers Angesicht lief keine Bewegung. Da trat der Graf von Blanderate hervor, wohl im Innern zerrissen über seinen früheren Verrath, und flehte für Mailands Bürger; mit ihm stürzte wieder Alles, Gnade rufend, vor dem Kaiser nieder; aber er allein blieb fest und kalt, wie ein Fels. Dann trat Reinald, der Erzbischof von Köln, vor und verlas die Unterwerfungsakte; auf seine Frage, ob sie sich auf Gnade und Ungnade ergeben, antworteten alle Mailänder mit gebrochenem Herzen Ja. Der Kaiser versprach, er werde sich berathen und ihnen zu gelegener Zeit seine Gnade zuwenden. Des andern Tages antwortete der Kaiser, er wolle den Anfang mit der Gnade und mit dem Gericht machen: Alle haben das Leben verwirkt, aber er wolle der Barmherzigkeit Raum geben. Er befahl, zu den früheren Geiseln noch so viele zu stellen, daß die Zahl 400 voll würde. Den gemeinen Kriegern befahl er, an den Thoren der Stadt die Mauern so weit niederzureißen und den Graben damit auszufüllen, daß er in breiten Heersäulen mit seinem ganzen Heere in die Stadt einziehen könne. Er sandte sechs Deutsche und sechs Lombarden, um von dem ganzen Volke den Eid der Huldigung zu empfangen. Die Mailänder thaten Alles. Friedrich widerrief die Reichsacht, aber anstatt in Mailand einzuziehen, wandte er sich nach Pavia. Am 19. März erst erhielten die Consuln den Befehl, binnen acht Tagen von allen Personen die Stadt räumen zu lassen. Sie thaten es in ahnungsvoller Trauer. Der Erzbischof und die Erzpriester waren schon Tags zuvor nach Genua zu dem neuen Pabste Alexander III. geflohen. Sechs Tage lang dauerte die Auswanderung der Mailänder. Im Freien gelagert, nicht weit von dem Wallgraben, erwarteten sie die Gnade des Kaisers, im Glauben, daß er ihnen gestatten werde, sogleich wieder in die Stadt zurück zu kehren. Endlich, am 26. März, erschien der Kaiser wieder mit dem Heere vor der Stadt und sprach das Endurtheil: Mailand, die Blume Italiens, solle

in Staub zerfallen. Sie wurde verurtheilt, vom Angesichte der Erde zu verschwinden, und ihre Bürger in vier Flecken, Jeder zwei Meilen vom Andern, sich anzubauen.

Die Mannschaft der Städte, welche Mailand am bittersten haßten, wurde befehligt, die Zerstörung auszuführen. Die aufsteigenden Rauchwolken verhüllten Tagelang den Himmel in undurchdringlichem Trauerschleier, und das Jammergeschrei der draußen auf dem Feld im Elend weilenden Bürger, die vor ihren Augen die Gräber ihrer Väter und ihre Wiegen untergehen sahen, verschlang, wie den Jubel der Zerstörer, das Geprassel und Zischen der Flammen, das Krachen und Brechen der Häuser und Thürme. Doch blieben größtentheils unzerstört die Ringmauern, ein Riesenbau, es blieb der Römerbogen, es blieb der 245 Ellen hohe Glockenthurm der Marienkirche, ganz von Quadern erbaut und von wunderbarer Schönheit. Aber auch ihn ließ nach wenigen Tagen der Kaiser umstürzen, weil er, ausgebrannt, sich auf die Kirche herabsenkte und einen Theil derselben eindrückte. Es blieben die Kirchen des Mauritius, Ambrosius, Laurentius, Nazarius, die Marienkirche und andere verschont, aus Scheu vor dem Heiligen oder durch die Festigkeit ihres Baues. Ebenso blieben viele Paläste des Adels verschont und viele Gebäude in den Vorstädten, wohl aus Rücksicht für ihre gut kaiserliche Gesinnung. Aber was jetzt nicht geschah, holten im Laufe des Sommers die feindseligen Städte nach: dreimal kehrten sie zurück, bis die Mauern und Thürme ganz zerbrochen und der Graben ausgefüllt war. Fast die ganze Lombardei arbeitete an diesem Werke der Zerstörung. Später lief eine Sage durch die Lande, die Zerstörer haben, wie über ein Ackerfeld, über die Brandstätte kreuzweis einen Pflug gezogen, und in die Furche Salz gestreut, als auf eine verfluchte Stätte, die keinen Fruchtsamen empfangen, keine Frucht mehr tragen sollte.

Mit dem Sturze Mailands, verzweifelnd an ihrer Sache, unterwarfen sich alle freien Städte dem Kaiser. Froh seines Sieges, in stolzem Selbstgefühl, Italien unter sich, Deutschland beruhigt hinter sich, sein Name als des stets Siegreichen überall gefeiert oder gefürchtet, die Arme frei, beide Sicilien zu erobern — so stand Friedrich und mit ihm das Haus der Hohenstaufen, die Kaisermacht auf dem Gipfel des Glücks und des Glanzes: aber die geheimnißvolle Hand, die das Uebermaß straft und die Schalen der Wage hält, faßte schon die goldene Locke seines königlichen Hauptes.

Nach fünfthalbjähriger Abwesenheit kehrte Friedrich nach Deutschland zurück. Die Deutschen sahen wieder den Thron von Stadt zu Stadt wandern; jetzt sollten sie auch sehen, wie ihr König durch den langen Aufenthalt in Italien umgewandelt war, und wie er die Grundsätze, als deren Opfer schöne Städte in Italien in den Staub sanken, auch nach

Deutschland herüber gebracht hatte. Doch bald riefen den Kaiser neue Bewegungen in Italien von Deutschland ab. Dort schalteten die deutschen Vögte des Kaisers alle wie kleine Tyrannen. Die Vögte sahen, daß des Kaisers Ohr den Klagen gegen sie verschlossen blieb, und schalteten noch gewaltthätiger als zuvor. Der Kaiser wechselte zwar einige, aber nicht zum Glücke der Bedrückten, denn die Neuen brachten dahin, wo die Frühern schon bis aufs Blut ausgesaugt hatten, frischen Heißhunger. Die Unterdrückten griffen, da sie sahen, wie der Kaiser ihnen nicht helfen wollte, zur Selbsthülfe. Sie erschlugen oder verjagten ihre Vögte; sie schwuren in einen Bund zur Rettung des Vaterlandes. Und wie erschrack der Kaiser, als diejenigen, die ihm bisher am getreuesten beigestanden, die Lombarden zu unterjochen, als Pavia und Cremona, ihm ins Angesicht erklärten, daß sie ihn ganz verlassen würden, wenn er nicht die Freiheit ihrer Städte wieder herstelle, wie sie unter seinen Vorfahren gewesen sei.

Es drängte Friedrich im Innern, eine neue Heerfahrt nach Italien vorzunehmen; doch nur langsam gelang es ihm. Dann eilte er über die Alpen, entschlossen, gerade auf Rom zu ziehen, um den Pabst Alexander zu stürzen, und den von der deutschen Partei gewählten Pabst auf den Stuhl zu setzen.

Am 11. Januar 1167 brach der Kaiser auf gegen Rom. Reinald und Christian, der neue Erzbischof zu Mainz, zogen durch Toscana voraus und machten ihm Bahn. Am 24. Juli vereinigte Friedrich alle seine Heertheile auf dem Monte Malo, im Angesichte Roms, des andern Tags griff er die leoninische Vorstadt an; nach schwachem Widerstande drang er durch den Zwischenwall von Sct. Peter in Rom ein. Alexander entwich heimlich nach Benevent. Die Römer aber schwuren dem Kaiser Gehorsam, und dieser bestätigte den Senat und alle Rechte des Volkes.

Nun hatte der Kaiser den Arm frei, den Lombardenbund zu erdrücken. Sein Geist flog höher als je. Sein Pabst, Paschalis III. saß auf des Apostels Stuhl, er selbst stand mit einem siegreichen Heere als anerkannter Herr in der Weltstadt; er hatte der Welt abermals gezeigt, daß er könne, was er wolle. Wenige Tage seit dem Siege waren vergangen. Heftiger Regen wechselte mit glühendster Sonnenhitze. Die aufsteigenden Dünste entwickelten das in Rom gewöhnliche Sumpffieber, und plötzlich, wie vom Engel des Herrn geschlagen, lag des Kaisers siegreiches Heer darnieder. Viele, die am Morgen gesund und wohl auf die Straße gingen, fielen auf einmal nieder und starben, ehe Hülfe angewandt werden konnte. Von den Häuptern der Fürsten bis zum geringsten Knecht herab ging der Todesengel mit gleicher Strenge. Friedrich sah die ungeheure Todesernte, 25,000 der besten Krieger gefallen um sich her. Er floh in der Mitte des August von Rom hinweg.

Die Pässe der Apenninen waren von Lombarden besetzt. Zwischen der Meeresküste und dem Gebirge, in welchem seine bittersten Feinde ihn erwarteten, eingezwängt, ohne Macht, den Durchzug durch Pontremoli zu erzwingen, wäre der Kaiser verloren gewesen, hätte nicht der Markgraf Obizzo Malaspina ihn links der Meeresküste, mit Zurücklassung des Gepäcks, auf abseiten Wegen, durch sein eigenes Gebiet, bald da, bald dorthin abbeugend, die Engpässe hindurch geführt und so am 12. September glücklich nach Pavia gebracht. Gern hätte der Kaiser sein kaiserliches Ansehen, welches ein längerer Aufenthalt in Italien wenig heben konnte, über die Alpen hinüber gerettet, aber alle Pässe waren von den Verbündeten besetzt, überall folgten ihre Kundschafter seinen Bewegungen. Durch Gold und große Verheißungen stahl sich der Kaiser im März 1168 heimlichst mit Wenigen durch die Gebirge Savoyens aus dem Lande.

Fast sieben Jahre weilte Friedrich in Deutschland. Eine Hausmacht sich hier zu gründen, die ihm jenseits der Alpen bis jetzt mißlungen war, blieb sein vorzüglichstes Geschäft in diesem Zeitraum. Ihm gelang es, das Kaiserthum in Deutschland zu einer Wahrheit zu erheben. Dafür zeugen die Ereignisse: sein Wort ward Gebot, er trat auf und es ward Ruhe. Aber Italien, das schöne Land, war mitten in der Arbeit für das Heimathland der letzte Zielpunkt seiner Wünsche und seines Strebens. Sich diejenige Macht zu verschaffen, um mit der Hoffnung des Sieges den großen Kampf auszufechten, den er für die Herrlichkeit des Kaiserthums mit dem Pabstthum und Bürgerthum so lange geführt, und aus dem er zuletzt so unrühmlich hinweggegangen, dafür arbeitete sein stolzer Geist Tag und Nacht. Er war bald gerüstet für sich; aber die deutschen Fürsten für seine Sache zu waffnen, kostete ihm die Mühe vieler Jahre. Ein Zwischenzug nach Polen lieferte ihm durch große Kriegssteuern die Geldmittel, im September des Jahres 1174 den vierten Heerzug nach Italien anzutreten, mit großer Heeresmacht, so daß er den Lombardenbund leicht zu zerstäuben hoffte.

Aber wie ganz anders fand er Italien! Das waren nicht jene Italiener mehr, die sich unter sich selbst zerfleischten; das war ein Bürgerbund, der sich bewußt war, Söhne eines Stammes, eine Nation zu sein. Auch ohne die Verfassung eines geregelten Bundesstaates, nur durch das lockere Band eines Staatenvereins zusammengehalten, war der Bund in den ersten Jahren durch Gefahr, Begeisterung und ein Interesse unauflöslich geknüpft, und blühender und stärker stieg jede der zerstörten Städte empor. Mailand selbst, an dessen Wiederaufbau alle Bundesstädte mitgeholfen hatten, bot einen bewundernswerthen Anblick. Die Ringmauern waren größer, ausgedehnter, die Wallgräben waren über 60 Fuß breit, die Thore aus gewaltigen Quadern erbaut, mehrere aus Marmor, und

die kunstreiche Hand patriotischer Bildhauer hatte die Portale mit den größten Scenen des Freiheitskrieges geschmückt. Im Innern der Stadt zeugten Anstalten aller Art zum allgemeinen Besten für den Fortschritt des bürgerlichen Geistes.

Ein halbes Jahr lang belagerte der Kaiser vergeblich Alexandria, die neue vom Bunde gemeinsam erbaute Bundesfestung. Das Jahr verging ohne einen Sieg für ihn. Er hatte Verstärkungen aus Deutschland, wozu er in wiederholten Botschaften die deutschen Fürsten ermahnte, sicher bis zum Herbste erwartet; aber diese erschienen nicht. Schmerzlich niederschlagend traf ihn die Botschaft, daß Deutschlands erster Fürst, Heinrich der Löwe, jeden Beistand weigere. Noch ein Mittel versuchte er, er lud ihn ein zu einer persönlichen Zusammenkunft in Chiavenna am Comersee. Aber nur zu bald offenbarte der Löwe, daß er vorzog, für sich selbst im Norden, als für den Kaiser in Italien zu arbeiten.

In den Fasten kam Heinrich mit dem Kaiser in Chiavenna zusammen. In tiefem Geheimniß gelang es dem Kaiser, der Aufmerksamkeit der Lombarden seine Abreise von Pavia zu entziehen und glücklich durch das Mailändische hindurch den Ort der Zusammenkunft zu erreichen. Heinrich kam aus dem nahen Baiern. Friedrich ging dem Kommenden mit offenen Armen entgegen. Der Welfe entschuldigte sich, er sei zu alt zu schweren Feldzügen, die Strapazen seines bisherigen Lebens haben ihn vor der Zeit gealtert, er wolle den Kaiser mit Geld und Anderem gerne unterstützen, wenn er ihm dafür die Harzstadt Goslar opfere; doch möge derselbe ihn selbst in Gnaden von dem Zuge entbinden. Leicht entkräftete der Hohenstaufe den von seinem frühe Gealtertsein hergenommenen Grund, denn der Löwe war erst 47 Jahre alt; ebenso den Grund, daß er in seinen Landen Feinde zu fürchten habe. Das wichtige Goslar mit den Bergwerken des Harzes war schon lange das Ziel von Heinrichs Sehnsucht; mit dieser Stadt wäre er nicht nur Herr des ganzen Harzes geworden, sondern der Kaiser hätte damit seinen letzten Haltpunkt im Norden, ja das ganze nördliche Deutschland aufgegeben.

Der Herzog dachte jetzt nicht an das Gute, das ihm der Kaiser gethan, nur an das, wodurch er sich gekränkt glaubte. Des Hohenstaufen Bedrängniß, vielleicht sein Untergang in Italien stand ihm vor Augen: traf des Kaisers Untergang ein, so strahlte für ihn die Kaiserkrone; die Welfen stiegen, wo die Hohenstaufen fielen. Der Herzog weigerte standhaft den Zuzug. Immer bänglicher ward es vor dem Hohenstaufen: draußen lag Chiavenna mit seinen Lorbeer- und Orangenwäldern; er sah das schöne Italien, es galt den Preis seines Lebens, und er warf sich nieder, er, der Kaiser, vor dem Herzog, der Freund vor dem Jugendfreunde, und beschwor ihn knieend, ihn in dieser Noth nicht zu verlassen. Der Herzog

erschrack, er hob eilend den Kaiser auf. Auch die fußfällige Bitte änderte des Herzogs Entschluß nicht; nur verwirrt, nicht erschüttert, stand er da; und der Kaiser wandte sich hinweg. Der Herzog ritt Baiern zu. Sein wartete jetzt die Krone oder der Untergang.

In den ersten Tagen des Frühlings 1176, bald nach der unglücklichen Zusammenkunft, sammelte des Kaisers Getreuer, der Erzbischof von Köln, die Schaaren der Fürsten, die ihren Kaiser in der Noth nicht verließen. Aber sein schönes Heer, seine ganze Kriegsrüstung verlor er in einer Schlacht gegen die Lombarden, in der Schlacht bei Legnano am 30. Mai 1176. Seine Umgebungen, wie die Italiener, sahen großentheils den Finger Gottes in dem unerwarteten Unglück, und Einzelne erklärten ihm geradezu, wenn er nicht eile, seinen Frieden mit der Kirche zu machen, können sie ihm nicht länger folgen.

Jetzt mußte Friedrich seinen Frieden mit den Lombarden oder mit dem Pabste machen, oder eigentlich mit beiden. In der Mitte des Mai wurde ein Congreß zu Venedig eröffnet. Am 1. August versammelte sich derselbe zum letztenmal. Von allen Seiten wurde der Friede beschworen: der Kaiser erkannte Alexander als den rechtmäßigen Pabst und die Freiheit des Lombardenbundes an.

So endete der zweiundzwanzigjährige, durch große Scenen des Heldenmuths und unerhörte Gräuel, durch die größten Wechsel des Glückes ausgezeichnete Kampf. Noch elf Monate weilte der Kaiser, seine Finanzen ordnend, in Italien. Nach vierjähriger Abwesenheit begrüßte er Deutschland wieder, im September 1178.

Heinrich der Löwe hatte seit Jahren her willkürlich Jeden, der seiner Herrsch- und Habsucht widerstand, in den slavischen Ländern, in Sachsen, in Baiern, zu Boden gedrückt; er hatte mit Erb und Eigen als mit Gütern seiner Lehensleute geschaltet; er hatte die Erbschaft von Assel und Oldenburg widerrechtlich erworben, in die Rechte und Freiheiten der Bisthümer und Erzstifte sich Eingriffe erlaubt, und freie Grafen des Reiches seine Vasallen genannt und als solche behandelt, überhaupt durch seinen Stolz fast alle Fürsten und Herren gegen sich erbittert. Darum kam er nicht auf den Reichstag zu Worms, wohin ihn der Kaiser lud. Seine Feinde erschienen um so zahlreicher. Sein Nichterscheinen wurde als Verachtung der kaiserlichen Majestät und des Reiches erklärt; er habe sich schon früher des Verbrechens beleidigter Majestät schuldig gemacht und verdiene strenge Bestrafung. Jeder neue Kläger, der sich gegen den Abwesenden erhob, rief die Klagen einer ganzen Reihe anderer auf. Am heftigsten verklagten ihn die geistlichen Fürsten. Der Kaiser zeigte sich ruhig, besonnen. Er lud den Löwen zum zweitenmal nach Magdeburg auf das Johannisfest. Dieser aber rüstete sich zum Kampfe und folgte der zweiten

Ladung nicht. Zum drittenmal wurde er nach Goslar geladen; auch auf diese Ladung erschien er nicht. Da sprach der Kaiser, unter Zustimmung der Fürsten, die Acht aus, und ihn aller Ehren und Lehen verlustig. Heinrich behauptete, als geborener Schwabe könne er nach altem Rechte nur auf schwäbischem Boden gerichtet werden. Der Kaiser setzte ihm einen vierten Tag, er lud ihn auf schwäbischen Boden in die Hauptstadt Ulm. Auch diese vierte Ladung verachtete der Löwe. Darauf wurde die Acht wiederholt ausgesprochen.

Der Kaiser griff selbst zuerst nach seinen Erbgütern in Baiern und Schwaben, und verschmolz so das ganze altwelfische Erbe in diesen Landen mit der Hausmacht der Hohenstaufen. Im Norden waren die Fürsten längst beschäftigt, den ihnen preisgegebenen Löwen zu zerreißen. Nach fast zweijährigem verzweifeltem Kampfe unterlag der Welfe und unterwarf sich ganz der Gnade des Kaisers. Seine Herzogthümer waren längst an Andere gegeben, für ihn verloren. Es galt nur seine durch die Acht verfallenen Erblande sich und seinen Söhnen zu retten.

Als der Hohenstaufe, den bittern Schmerz der Verwundung in der Seele, von Chiavenna nach Pavia eilte, und diesen in den Busen seiner Gemahlin ausschüttete, sprach sie zu ihm: „Richte dich auf, Herr, gedenke dieses Fußfalls und Gott im Himmel wird dessen auch gedenken!“ Als der Löwe vor die Reichsversammlung trat, sank er nieder aufs Knie zu den Füßen des Kaisers. Dieser hob ihn auf von der Erde und gab ihm den kaiserlichen Kuß. Thränen glänzten in den Augen des Hohenstaufen, als er den Löwen so vor sich knieen sah. Viele Fürsten mochten bei dieser Bewegung des Kaisers für den sichern Besitz der ihnen früher zugewiesenen Beute fürchten. Aber diesen hielt ja, wenn auch nicht andere wichtige Gründe gewesen wären, sein Eid, den er früher bei seinem Throne geschworen, davon ab, den Löwen nie in seine früheren Würden wieder einzusetzen, wenn nicht alle Fürsten zustimmten. Nur seine Erblande, Braunschweig und Lüneburg, wurden ihm zu freiem Besitz zurückgegeben; aber er mußte schwören, das Reich zu meiden, und binnen drei Jahren nicht in dasselbe zurückzukehren, wenn nicht der Kaiser ihn zurückrufe. Er ging an den Königshof seines Schwähers, des Königs von England, der damals auf seinen französischen Besitzungen in der Normandie weilte.

Es war noch immer der Lieblingsgedanke **Friedrichs**, in dem schönen **Süden** zu herrschen, Italiens gesegnete Lande und glückliche Meere nicht bloß dem Namen nach, sondern in Wahrheit mit dem deutschen Reiche zu verbinden. Er sah, auf dem bisherigen Wege war es nicht für ihn möglich. Seit dem Vertrage zu Venedig pflegte er freundliche Verhältnisse mit dem Normannenkönig, und daran knüpfte sich in seinem Geiste der Plan, das schönste Reich der Welt, das ihm mit den Waffen zu gewinnen

nicht gelang, die Krone von Neapel und Sicilien, durch die heirathstiftende Politik seinem Hause zu gewinnen. Zwischen dem deutschen Reiche und dem blühenden Süden Italiens lagen die freien Bürgerstädte des Lombardenbundes. Ihre Feindschaft sperrte die Verbindung Neapels mit Deutschland; ihre Freundschaft ward eine eben so starke als natürliche Verbindungsbrücke. Der mit den Lombardenstädten nur auf sechs Jahre geschlossene Friede wurde von ihm darum gerne in einen ewigen verwandelt, auf dem großen Tage zu Konstanz am 25. Juni 1183. Die Lombarden wurden von da an seine treuesten Bundesgenossen.

Zu Mainz hielt er, da sein Reich beruhigt war, einen großen Tag. Es sollte ein großes Nationalfest, nicht sowohl ein Reichstag sein. Es erschienen alle weltliche Fürsten, alle Großwürdenträger der Kirche mit den glänzendsten Gefolgen, Philipp, der Kölner, allein kam mit 4000 Reisigen; es erschienen Aebte und Priester in Schwärmen; man zählte 40,000, nach Andern sogar 70,000 Ritter. Die Fluth des Volkes, das von allen Seiten zusammenströmte, war nicht zu überschauen. Selbst von den Küsten der Slaven, herüber von Frankreich und England, aus den Ländern der Alpen und Pyrenäen kamen neugierige Fremde zum Feste. Gesang und Tanz, Turnier und Spiele aller Art verherrlichten die festlichen Tage. Der königlich heitere Kaiser, zur Seite die schöne, Allen freundliche Kaiserin, um sich fünf blühende Söhne, das war ein schöner Anblick für jedes deutsche Auge, in dem Meere von Lustbarkeiten und Schauspielen, welche die Herzen und die Sinne erfreuten.

Seine große Absicht auf die sicilische Krone erreichte er glänzend. Constantia, die Tochter des Königs Roger I. von Sicilien und Tante Wilhelms II., des regierenden Königs, die bisher im Kloster gelebt, ergriff mit Freuden, obwohl elf Jahre älter als der zwanzigjährige Kaisersohn Heinrich, dessen dargebotene Hand. Am 27. Januar 1186 wurde in der großen Lombardenstadt Mailand die Vermählung gefeiert, mit außerordentlicher Pracht.

Der Pabst erregte ihm zwar, als er dieses Wachsthum der kaiserlichen Macht sah, Feinde in Deutschland selbst; aber Friedrich hielt sie nieder, und die kleineren Fehden und Leidenschaften, die das Reich bewegten, standen zudem auf einmal still, von der schrecklichen Kunde verschlungen, die aus dem Morgenland erscholl: Jerusalem, die heilige Stadt, war in die Hände der Ungläubigen gefallen! Der große Sultan Saladin hatte es erobert. Der Fall der heiligen Stadt ging wie ein zweischneidiges Schwert durch das Herz der Christenheit. Der Kaiser und mit ihm viele Fürsten nahmen das Kreuz. Nach trefflichen Vorbereitungen trat er den Kreuzzug an, und weil besonnener als alle Vorgänger, auch glücklicher und siegreicher als alle. Aber vollenden sollte er ihn nicht.

Das Kreuzheer kam unverletzt durch die Gebirge Ciliciens, und unweit Seleucia, an den Ufern des Kalykadnus, lagerte es. Hier wollte der Kaiser mehrere Tage ruhen. Lieblich und grün waren die Ufer des Stromes. Der Strom selbst nicht sehr breit, aber als Bergstrom reißend. Der Tag war heiß. Sich zu erfrischen und den Staub und Schweiß der letzten Tage in dem kühlen Gewässer abzuwaschen, legte der greise Kaiser nach fröhlichem Mahle die Rüstung ab und warf sich, von Jugend an ein guter Schwimmer, in den Fluß. Er schwamm, kräftig rudernd; plötzlich versank er in einem Strudel, vom Schlag getroffen. Zwei seiner Ritter, Ludolf und Wildbrand von Hallermund, sächsische Grafen, und der Bischof Heinrich von Basel schwammen ihm zu Hülfe, der Strudel wurde ihr Grab, der Kaiser aber von einem andern Ritter, der zu Pferd in den Fluß sich stürzte, todtesblaß und besinnungslos herausgezogen, als er, vom Strome fortgetrieben, mit dem Haupte an einen vorstehenden Baum zu hängen kam. Ohne Grenzen war der Kummer und die Bestürzung aller Kreuzfahrer. Alle Mittel schienen fruchtlos, den Erstarrten wieder zu beleben. Gegen Sonnenuntergang erst schlug der alte Held die Augen auf; aber es war der Abschiedsblick des Sterbenden. Die Erkältung im kalten Wasser gab ihm einen schnellen Tod. Nach wenigen Worten an die ihn wie vernichtet umstehenden Freunde und Genossen seiner Thaten schloß er für immer die Augen, am 10. Juni 1190, im neunundsechzigsten Jahre seiner großen Laufbahn. Nach seinem Tode zerstreuten sich hoffnungslos die Meisten in die Heimath; viele starben an Seuchen; nur 7000 zogen fort ins heilige Land.

„Hätte Gott nicht,“ sagten die Sarazenen, „den Kaiser des Abendlandes im Augenblicke, da er in Syrien einbrechen wollte, hinweggenommen, so dürfte später von Syrien und Egypten gesagt worden sein: hier herrschten einst die Moslims.“ Noch Jahrelang nachher blieb die Hoffnung im Volke auf seine Wiederkehr aus dem Morgenlande, und es bildete sich für alle Folgezeit die Sage aus vom Kaiser Rothbart, wie er, vom Morgenlande zurückgekehrt, in der goldenen Aue im Kyffhäuser Berge schläft. Sein silberner Bart ist ihm durch die steinerne Tafel gewachsen, so lange schon träumt und schläft er, bis die Stunde schlägt, wo er wieder erwachen und seines Volkes Herrlichkeit erneuen wird.

Heinrich VI.

Ehe Kaiser Friedrich den Kreuzzug ins Morgenland antrat, hatte er seinem Erstgeborenen die Nachfolge und die Huldigung als König der Deutschen verschafft. Heinrich dem Löwen sicherte König Heinrich VI. seine Stammlande, seinem Sohne die Nachfolge in der rheinischen Pfalz. Gerne gab Heinrich VI. dieses; denn ihn drängten größere Gedanken: die Gewalt der Krone in Deutschland und Italien zu erweitern, und sie erblich zu machen.

Dazu boten die Verwirrungen, welche nach dem Tode Wilhelms II. im November 1189, des letzten Normannenkönigs, in Sicilien und Neapel entstanden, Gelegenheit. Während die deutsche Partei, den Erzbischof Walther von Palermo an der Spitze, den Hohenstaufen Treue schwor und den Erbvertrag billigte, wählte die Mehrheit des Adels und der Städte, unter der Leitung des Kanzlers Matthäus, Tankred, den Grafen von Lecce, einen Seitensprossen des alten Fürstenhauses, an das Reich, entschlossen, die Unabhängigkeit desselben mit allen Kräften zu vertheidigen, im Jahre 1190. Da zog König Heinrich mit starkem Heere über die Alpen, beruhigte die mißtrauischen Lombarden durch Geschenke und Verheißungen und zog auf Rom. Die Römer versprachen den Pabst Cölestin III. zur Kaiserkrönung zu zwingen, wenn er ihnen das verhaßte Tusculum preisgebe. Und des großen Friedrichs entarteter Sohn gab sie ihrer feigen Rache preis, die edle Stadt, die seinem Vater und ihm immer treu gewesen, die seinem Hause so große Opfer gebracht, welcher er selbst erst vor Kurzem das Wort seines königlichen Schutzes gegeben. Er zog seine Besatzung aus der vertrauten und vertrauenden Burg heraus, überlieferte dieses Asyl des Reiches gegen Roms Widerspenstigkeit den Feinden, und lud so unauslöschliche Schmach auf sich und das Reich. Die Römer strömten heraus, was Füße hatte, in derselben Stunde am heiligen Charfreitag, brachen die Thürme und Mauern, und zerstörten die alte edle Stadt mit Feuer. Viele Bürger wurden erschlagen, fast alle an Füßen, Händen oder andern Gliedern schauderhaft verstümmelt und mißhandelt. Neben und über dem Grabe ihrer Vaterstadt bauten sich die verrathenen und überlebenden Einwohner, die treuen Söhne des Reiches, zum ärmlichen Obdach Laubhütten, und der Name Frascati, den diese Laubhütten der Tusculaner von da an haben, vererbt die nie zu rechtfertigende That des Königs auf die späteste Nachwelt.

Das Drängen der Römer bezwang Cölestins Zögern, er krönte

Heinrich und Constantia am 15. April mit der kaiserlichen Krone. Dann brach er auf nach Apulien. Freudig strömte ihm die deutsche Partei zu; die Gegner, Herren und Städte, erschracken. Bald lag Alles bis Salerno und drüber hinaus, nur Neapel nicht, widerstandlos zu den Füßen des schrecklichen erbarmungslosen Triumphators und seiner Heerführer. Vier Monate lang lag der Kaiser mit seinen Fürsten vor Neapel. Da erlag das deutsche Heer dem Klima und den Genüssen des schönen Landes. Eine Seuche brach aus, deren Wuth bald so hoch stieg, daß der Kaiser an nichts mehr denken konnte, als sich zurückzuziehen und die Trümmer des Heeres zu retten. Nur von wenigen Plätzen aus führte die deutsche Partei den kleinen Krieg fort.

Diese günstige Zeit wurde von den Siegern nicht benützt. Statt übereinstimmend zu handeln, sanken sie vielmehr, aus Eifersucht und Eitelkeit, in wachsenden Hader, und mit Tankreds Tod, im Jahre 1194, verloren sie auch das letzte schwache Band äußerer Einheit. Der Kaiser, davon benachrichtigt, warb, zum Theil mit dem Lösegeld Richards Löwenherz, ein neues, stattliches Heer, welches Graf Diepold, Marquard von Anweiler und Berthold von Königsberg, als die waffenkundigsten Ritter, befehligten. Mit Genehmigung des Pabstes nahm er zahlreiche Schaaren zuchtloser Pilgrimme aus allen Landen in Sold. Die Flotte verstärkte er durch Zuzüge von Genua und Pisa. Darauf nöthigte er, von der Land- und Seeseite anstürmend, nach kurzer Gegenwehr, Neapel und Salerno zur Uebergabe. Bald Meister von Apulien, Calabrien und Campanien, schlug er den sicilischen Adel bei Catana aufs Haupt und empfing zu Palermo, das er mehr durch List als Gewalt gewann, am 21. Oktober die feierliche Krönung.

Der Kaiser blickte zu scharf, als daß er in der Unterwerfung und in der Ehrfurcht der Sicilianer etwas anderes gesehen hätte, als den Schrecken einer durch seinen raschen Sieg eingeschüchterten Nation. Noch lebten die Häupter der Unabhängigkeitspartei; noch der junge normannische König, und die andern Sprossen des alten Königshauses; noch die Liebe und Anhänglichkeit so vieler Großen an dasselbe. Er fürchtete, es möchte der Rache und Verzweiflung der alten Königspartei gelingen, seinen neuen Thron zu unterhöhlen. Ihnen zuvorzukommen, ließ er alle ihm verdächtigen Großen gefangen nehmen, und in Ketten und Bande werfen, Geistliche und Weltliche ohne Unterschied. Alle Glieder der königlichen Familie ließ er ergreifen und einkerkern, als diejenigen, in deren Interesse die Verschwörung gegen ihn angezettelt sei. Ein Blutgericht war niedergesetzt. Das Blutgericht war in wenigen Stunden fertig. Nach dem Urtheil desselben wurden die Gräber des Königs Tankred und seines Sohnes Roger erbrochen, ihre Leichname ausgegraben, und ihnen als Thronräubern und Hochverräthern

die Kronen vom Haupte gerissen. Mehrere, welche bei ihrer Krönung mitgewirkt, Bischöfe wie weltliche Herren, als die treuesten Anhänger des alten Hauses bekannt, wurden zu langsamem Feuertod verurtheilt, Andere im Meer ertränkt, Einer lebendig scalpirt, Andere, mit Hebebäumen durchbohrt, bis an den Oberleib in die Erde eingegraben, Andere gehängt, der Großadmiral Margaritone und ein Graf Richard, ein in Wissenschaften tief gelehrter Mann, mit vielen Andern geblendet und zu ewigem Gefängniß nach Deutschland abgeführt. Der minderjährige König Wilhelm ward geblendet, nach Einigen auch entmannt, und auf die alte Welfenburg Hohenems im Vorarlberg zu ewiger Gefangenschaft geführt, aus der ihn nach fünf Jahren der Tod erlöste; die edle Königin Sybilla, seine Mutter, mit ihren drei kleinen Töchtern, Constantia, Alexia und Mardonia, in dem festen Kloster Homburg im Elsaß eingesperrt, und zwei ihrer Vettern wurden in der unersteiglichen Felsenburg Trifels in Haft gelegt, deren unterirdische Gefängnisse ihr Grab wurden. Der Erzbischof von Salerno und seine Brüder wurden dem Grafen Wenzel von Berg-Schelklingen zur Bewachung in einem seiner festen Schlösser übergeben, und, wie sie, viele Freunde des königlichen Hauses, geblendet oder verstümmelt, in die Gefängnisse deutscher Burgen weggeschleppt und ihre Güter eingezogen.

So vollendete der Kaiser die Vertilgung des normannischen Königshauses, und in den Führern derselben auch die Vertilgung der Unabhängigkeitspartei. Selbst Freunde der Hohenstaufen hätten mehr Schonung gewünscht, und Manche konnten die Ahnung nicht unterdrücken, daß der Gott der Gerechtigkeit eine tragische Vergeltung dereinst über das Haus Hohenstaufen verhängen könnte. Von da an blieb dem Kaiser Heinrich VI. der Name eines Tyrannen.

In den Tagen, da das Bluturtheil über so viele edle Häupter gesprochen ward, am Stephanstag 1194, gebar Heinrichs Gemahlin, Constantia, ihm einen Sohn, den nachmaligen großen Kaiser Friedrich II. Die Zeitgenossen hielten den Tag der Geburt des Kaisersohnes, der mit dem grausen Blut- und Vertilgungsgericht zusammentraf, für keinen von glücklicher Vorbedeutung.

Als Heinrich VI. Siciliens Krone auf seinem Haupte befestigt sah, griff sein hochfahrender, entwürfeschwangerer Geist sogleich nach drei neuen Kronen, nach der Krone des griechischen Kaiserthums, nach der Krone Jerusalems und nach einer von ihm erst neu zu schaffenden, nach einer Erbkrone der Deutschen. Diese Gedanken reiften noch in ihm unter Italiens Himmel; in den großen Schätzen, die er mit sich führte, sah er die Mittel zu ihrer Verwirklichung. Wie das Kreuz so oft dazu gedient, dem römischen Stuhle seine Macht zu mehren und die Hemmungen seiner Macht aus dem Wege zu räumen, so wollte der Kaiser jetzt auch von seiner Seite

das Kreuz benützen, um eben so große als verschiedenartige Vortheile daraus zu ziehen.

Seit einem Jahre nämlich predigten Priester und Cardinäle durch ganz Europa das Kreuz; ein Enthusiasmus ergriff viele Fürsten, Edle und Städte, einen neuen Kreuzzug zu unternehmen. Diesen Enthusiasmus für seine weltlichen Zwecke auszubeuten, das war es, was den Kaiser trieb. Um die ganze Macht des Kreuzheeres in Apulien unter seinem Banner zu versammeln, versprach er unentgeldliche Ueberfahrt für Alle auf seinen Schiffen bis ins Morgenland. Durch diesen vorgespiegelten Enthusiasmus für die Sache des Kreuzes hoffte er Mehreres zu erreichen. Durch das Kreuzheer gedachte er seine Herrschaft in Apulien und Sicilien noch fester zu gründen; war dies geschehen, durch dasselbe das heilige Land und die Krone Jerusalems für sich zu erobern, und endlich durch die Beschäftigung der Welt mit dem Kreuzzug und durch die Abwesenheit so vieler Fürsten und Herren aus dem deutschen Reiche es sich leichter zu machen, die Erblichkeit der deutschen Krone in seinem Hause durchzusetzen und zu begründen.

Der Kaiser war klug genug, nicht gleich Anfangs offen mit seinem Begehr hervorzutreten; auf keinem Reichstag brachte er es vor die Reichsversammlung; sondern er gewann heimlich, nach und nach, einzeln die Fürsten durch sein sicilisches Gold. Um den inneren Zwistigkeiten vor und nach der Wahl, um den Nachtheilen für das Allgemeine, welche immer bei längerer Verwaisung des Thrones hervorgetreten, für immer zu begegnen, dem Reiche eine Regierung nach gleichmäßigen Grundsätzen, was bei dem Wechsel des Herrscherstammes nicht möglich sei, und dadurch mehr Festigkeit im Innern, mehr Macht nach Außen zu geben, solle, sagte er, die Wahl aufhören, und des Kaisers Nachfolger auf dem Thron immer sein nächster Erbe sein. Dagegen versprach er dem deutschen Reiche Sicilien, Calabrien, Apulien und das Fürstenthum Capua für immer einzuverleiben, daß alle Lande von den Küsten der Ostsee bis an die äußerste Spitze Siciliens unter einem Herrn erblich vereinigt wären; auch alle größern Reichslehen, die es noch nicht wären, den Fürsten erblich, selbst in weiblicher Linie, zu überlassen. Den Geistlichen bot er, auf das Recht, nach dem Absterben der Bischöfe und Aebte ihre beweglichen Güter zur kaiserlichen Kammer einzuziehen, das sogenannte Spolienrecht, zu verzichten, und somit auch den bischöflichen Stühlen eine Art von Erbe zu lassen. Zweiundfünfzig Fürsten des Reichs gaben ihre Zusage mit Brief und Siegel; nur die Sachsenfürsten ließen sich nicht gewinnen. Sie hatten ihre Besitzungen längst erblich; sie hielten das Wahlreich für den besten Schutz gegen die Uebermacht eines Fürstengeschlechts, und die Erblichkeit für die Brücke zur Unumschränktheit: das ließ sie alle Vortheile des Vorschlags für das Reich als großes Ganzes übersehen. Die Bischöfe und Geistlichen niedern Ranges wurden

zwar durch des Kaisers vortheilhaftes Anerbieten gelockt, nicht aber die beiden größten geistlichen Wahlfürsten, der von Mainz und Köln. Sie übersahen die persönlichen Vortheile und die des Reiches über den Nachtheilen, welche aus der Erblichkeit der Kaiserkrone für die Kirchenmacht erwachsen mußten. War die Krone nicht mehr der Wahl unterworfen, so verloren sie, die ersten geistlichen Wahlfürsten, ihren bei jeder Wahl bedeutenden Einfluß auf Kaiser und Reich, und das Haupt der Kirche, der Pabst, einen bedeutenden Theil seiner Stellung zum Kaiser. Durch die Erblichkeit der Krone mußte die Krönung durch den Pabst zur bloßen Ceremonie herabsinken. Der römische Hof aber sah in der Weihe und Krönung ein Recht der Kirche, den Kaiser zu bestätigen oder zu verwerfen. Darum, weil er diesem angeblichen Recht nicht entsagen wollte und konnte, erhob auch Cölestin ernsten Widerspruch. Der Kaiser gab es jetzt auf, sein Vorhaben durchzusetzen, und begnügte sich vorerst mit der Zustimmung für die Wahl seines Sohnes Friedrich Roger zum römischen König. Anderthalb Jahre war Friedrich alt, als er, noch nicht getauft, auf dem Reichstag zu Worms, unter dem einzigen Widerspruch des Kölners, von den Fürsten des Reiches zum Könige gewählt ward.

In Apulien trat bereits ein bedrohlicher Geist gegen die fremde Herrschaft unverkennbar hervor. Freigebig mit seinem Golde, hatte Heinrich überall die tapfersten Männer in seinen Sold genommen, und durch ihre Macht und den Schrecken des Kreuzheeres erstickte er die Unruhen, selbst den Geist des Widerstandes. Das Glück lieferte ihm die Häupter der Patrioten in die Hände. Es war namentlich Richard, der Graf von Acerra, der Kaiserin naher Verwandter, die Seele und der Mittelpunkt der nationalen Bewegungen. Er ließ den Gefangenen an den Schweif eines Pferdes binden, durch die Straßen von Capua schleifen, und dann mit den Füßen an den Galgen hängen. Noch am zweiten Tage lebte der Unglückliche. Mitleidiger als sein Herr, hing des Kaisers Hofnarr ihm einen Stein um den Hals, um die Leiden des Gemarterten schnell zu enden. Einer der sicilischen Großen, Jordano, stand bei der Kaiserin in höchster Gunst. Es ward dem Kaiser gesagt, Constantia habe ihm Kleinodien gesandt, und er habe sich, wenn die Nationalpartei siege, der Hoffnung des Thrones und einer Vermählung mit der Kaiserin gerühmt. Der Kaiser ließ den Unglücklichen zu unerhörter Qual verurtheilen. Er ward auf einen glühenden eisernen Thron gesetzt, mit einer glühenden eisernen Krone sein Haupt bekränzt, diese mit scharfen Nägeln auf seinem Scheitel befestigt, und die kaiserlichen Diener trieben ihren Hohn mit ihm. Andere ließ er hängen, verbrennen oder sonst zu Tode martern.

Das Königreich war beruhigt, der Kaiser entließ nun mit großen Geschenken die Kreuzfahrer, welche zur Unterdrückung des Landes mitge-

wirkt. Statt sich selbst an die Spitze des Kreuzheeres zu stellen, übergab er die Leitung desselben seinem Kanzler, Konrad von Hildesheim, und seinem Marschall, Heinrich von Calendin, und versah sie mit vielem Gelde, seine großen Plane im Morgenlande auszuführen. Er wollte eine Kaiserherrschaft gründen, deren Flügel so weit reichten, als zur Zeit der altrömischen Imperatoren, vor deren Richterstuhl Könige vor Gericht sich stellen müßten. Ein neues Recht, eine neue Ordnung, neue Gewalten schuf der Kaiser in dem unter seinen Vorgängern so lange ordnungslosen und verworrenen Sicilien. Der Geist der Nationalität sträubte sich dagegen, die Unterdrückten empörten sich aufs Neue. Während der langwierigen Belagerung einer Veste jagte Heinrich, sich zu zerstreuen, in den nahen Forsten. Erhitzt vom Jagen, trank er an einem schwülen Augusttage unvorsichtig hastig aus einer kalten Quelle, siechte von Stund an sichtbar hin, und war am 28. September 1197 eine Leiche, nach kaum zurückgelegtem zweiunddreißigsten Lebensjahre.

Heinrich verhielt sich zu seinem Vater wie der römische Tiberius zu dem großen Julius Cäsar. Und auch seine äußere Größe hätte er unstreitig nicht erreicht, hätte ihm nicht sein Vater Alles vorbereitet und eingeleitet, und dazu Veteranen und Marschälle hinterlassen, welche sich unter ihm gebildet hatten, und in welchen sein großer Geist nachwirkte. Aber Eines bleibt ihm unverkümmert: er war ein ächter Ghibelline, mehr als sein Vater, fern von jedem kirchlichen Vorurtheil seiner Zeit, der die Macht und das Ansehen des Kaiserthums wahrte gegen die Anmaßungen des apostolischen Stuhles, wie nur irgend Einer vor und nach ihm.

Philipp.

Nach des Kaisers Tode hatten die deutschen Beamten und Kriegsleute keine sichere Stätte mehr auf dem fremden, mißhandelten Boden. Sie flohen mit ihrem Raub theils nach dem mittleren Italien, theils nach Deutschland. Nur wenige Deutsche blieben zurück: Wilhelm Kapperone in Sicilien, Friedrich in Calabrien, Diepold und seine Waffengenossen in Apulien: diese kaiserlichen Feldhauptleute behaupteten sich in den festen Plätzen; Marquald versicherte sich Ravenna's, Konrad Spoleto's. Die Zügel der Regierung aber ergriff Constantia im Namen ihres Sohnes; ihr und seines Bruders Philipps Treue hatte der sterbende Kaiser die Vormundschaft empfohlen.

War in Italien, mit wenigen Ausnahmen, die Stimmung allgemein gegen die Hohenstaufen, so war in Deutschland die Stimmung wenigstens nur getheilt; es waren zwei Parteien: die hohenstaufische; zu ihr gehörten Alle, welche durch die Fürsten dieses Hauses gewonnen hatten, oder zu gewinnen hofften; und die welfische; zu ihr gehörten Alle, welche durch jene verloren hatten, und die ersten Fürsten der Kirche. Philipp sah, wenn er sie nicht nahm, die Krone für seinen Neffen und sein Haus verloren. So willigte er ein, die ihm von seiner Partei gebotene Krone anzunehmen. Die Wahl geschah am 6. März 1198. Er war unter allen deutschen Fürsten der reichste, mächtigste und erlauchteste. Sein Landbesitz zählte die meisten Dienstmannen, Städte, Schlösser und Flecken; seine Schatzkammer barg unermeßliches Gold, Silber und köstliches Gestein: seine Persönlichkeit war eine Krone werth.

Die Gegner wählten den Welfen Otto, den zweiten Sohn Heinrichs des Löwen; der Löwe war seit zwei Jahren todt. Er hatte die Gedanken des Ehrgeizes ruhen lassen, und die letzte Zeit so zu benützen gestrebt, daß er dadurch „die himmlische Gnade des Königs der Könige gewänne.“ Otto fand zu Köln bereits mehr Fürsten, als zuvor für ihn gewesen; denn manche waren indessen aus dem heiligen Lande heimgekehrt. Auch sie hatten ihren im Morgenlande für Friedrich II. erneuerten Eid den veränderten Verhältnissen geopfert. Aber alle diese Fürsten, bis auf einen, waren aus den Niederlanden.

So waren zwei Könige in Deutschland, und durch sie dieses selbst entzweit. Was Heinrich VI. durch Einführung der Erbmonarchie hatte verhüten wollen, war jetzt da: eine unheilvolle Zerrüttung des Reiches; fremde Mächte mischten sich in seine inneren Verhältnisse, England, Frankreich, der römische Stuhl; der letztere mit einem Einfluß, wie er ihn nie zuvor gehabt. Das Feuer des Krieges wüthete durch die deutschen Gauen, am Ober- und Niederrhein, in Lothringen und Schwaben, in Franken und Thüringen. Die alte Zwietracht zwischen dem Hause der Welfen und der Waiblinger war wieder entfesselt, und Fürsten und Edle, Städte und Geistlichkeit waren welfisch oder hohenstaufisch, aber alle wider einander maßlos in Gewaltthaten und Freveln; selbst das Herz der Familien spaltete der Zwist der beiden Könige um den Thron in feindliche Hälften.

Damals saß Innocenz III. auf dem päbstlichen Stuhle. Wie Gregor VII. der Schöpfer der Unabhängigkeit der Kirche von der weltlichen Gewalt geworden, so strebte Innocenz der Begründer der Oberhoheit der Kirche über Könige und Fürsten zu werden und den Bau der Hierarchie abzuschließen. Die Mittel dazu suchte und fand der Scharfsinn seines kühnen und schöpferischen Geistes, der die Menschennatur und seine Zeit durchschaute, in vier Stücken: in der Schaffung eines in sich geschlossenen

souveränen Kirchenstaates; in der Bildung eines zu unbedingtem Gehorsam verpflichteten, zahlreichen und gut organisirten stehenden Heeres von Geistlichen, der Mönchsorden, welche die wirksamste Lehenmiliz des souveränen Kirchenstaates wurden; in der Feststellung der Lehren und Bräuche der römisch-katholischen Religion, und in der Begründung von Gerichtshöfen zur Hut der Reinheit des einen Glaubens.

Von Anfang an hielt Innocenz sein Auge auf den großen Parteikampf in Deutschland gerichtet, scheinbar parteilos; er hütete sich, voreilig sich einzumischen, in der Hoffnung, bei steigender Verwirrung werden die Fürsten endlich selbst um seinen Rath sich an ihn wenden und die Entscheidung in seine Hand legen müssen. Doch lag es mehr in der Politik des römischen Hofes, einen Welfen, als einen Hohenstaufen auf dem Throne der Deutschen zu sehen. Auch fürchtete Innocenz, wenn die Krone auf Philipps Haupte bliebe, möchte sie erblich werden.

Der Krieg aber zwischen dem Welfen und Hohenstaufen zog sich zwei Jahre lang ohne bedeutende Waffenerfolge hin. Es wich eine Stütze nach der andern unter dem Throne des Welfen. Des Hohenstaufen thätigster und einsichtsvollster Rath, Diethelm von Konstanz, wußte Wege zu finden, auch den Hauptpfeiler, auf dem Otto's Königthum ruhte, zu untergraben. Das war der stolze und staatskluge Adolph, Erzbischof von Köln. Dieser, längst seiner hoffnungslosen Sache müde, da das englische Geld, das ihn früher warm hielt, ausblieb und Otto sich mehrmals mit ihm überwarf, war eine reife Frucht, die gleich beim ersten Zauberklang des hohenstaufischen Goldes abfiel. Philipp sicherte ihm das von Otto ihm Verliehene zu, außerdem noch neue Güter und 5000 Mark, dazu 9000 Mark, um den Herzog von Brabant und die andern lothringischen Fürsten und Herren zu gewinnen. Nun zog Philipp mit großer Pracht, und mit ihm der größte Theil der Reichsfürsten, in Aachen ein. Dann legte er, um einen der größten Einwürfe des Pabstes zu entkräften, den königlichen Namen und Schmuck ab und erklärte, nur wenn er einstimmig gewählt würde, dieselben wieder anzunehmen. Nach der Wahlförmlichkeit empfing er im Dome durch den Erzbischof Adolph mit seiner Gemahlin nach der Sitte die Salbung und Krönung. So war er am rechten Ort und vom rechten Manne gekrönt. Durch Kölns Unterwerfung, das sich erst nach langer Gegenwehr ergab, ward er im ganzen deutschen Reiche als König anerkannt, den kleinen Bezirk der Erblande des Welfen ausgenommen.

Auf glänzenden Hoftagen zeigte Philipp nicht bloß den König, sondern auch die Neigung seines königlichen Gemüthes, sich mit seinem Volke zu freuen. Und auch ihn erfreute das Volk. Die Bürger von Köln baten ihn, das Osterfest in ihrer Stadt zu feiern, und freudig zog er am Vorabend des Festes in ihre Mauern ein, unter lautem, herzlichem Jubel

des Volkes. Er wußte die edeln Bürger zu ehren, deren treues Herz und tapferes Schwert er als Feind erprobt hatte. Nichts fehlte ihm mehr, als daß auch der heilige Vater seine Rechte anerkannte, die Kaiserkrone auf sein Haupt setzte, und so ihm in den Augen der Zeitgenossen die letzte heilige Weihe, dem Reiche den Frieden gab. Darum sandte Philipp eine glänzende Gesandtschaft nach Rom. Innocenz mußte erkennen, daß der Sieg der Sache der Hohenstaufen entschieden war. Er mußte sich scheuen, es aufs Aeußerste kommen zu lassen, und zuletzt als unmächtig vor der Welt zu erscheinen. Um so angenehmer war ihm Philipps Entgegenkommen.

Wie Otto sah, daß das letzte Stück deutscher Erde ihm unter den Füßen zu weichen drohte, und daß der geistliche Arm, der ihn bisher hielt, sich mehr und mehr von ihm abzog, fing er an, sich zu einer Ausgleichung zu neigen. Ueber das Einzelne sollten weitere Verhandlungen zu Rom eröffnet werden, während dem Waffenruhe auf ein Jahr sein. Im Frühlinge 1208 gingen die Gesandten aller Parteien über die Alpen nach Rom, um in Gegenwart des Pabstes selbst die Unterhandlungen über den Frieden und die Kaiserkrone zu vollenden.

Samstags vor Johannes des Täufers Fest feierte Philipp zu Bamberg die Vermählung seiner Nichte, der Tochter seines Bruders Otto, des Herzogs von Burgund, mit dem Herzog von Meran. Mit großer Pracht ward die Braut abgeholt und zum Altar geführt. Es herrschte den ganzen Sommer über eine drückende Hitze, die zur Zeit der Ernte viele Menschen hinraffte. Um sich gegen dieselbe zu erleichtern, ließ sich der König, und Manche aus seinem Gefolge, auf beiden Armen zur Ader, und legte sich Nachmittags im innern Gemach der bischöflichen Pfalz auf ein Ruhebett. Bei ihm befanden sich Konrad von Speier, sein Kanzler, Heinrich von Waldburg, sein Truchseß, und sein Kämmerer, und er erheiterte sich mit ihnen in gutem Gespräch. Eben ging der Kanzler hinaus, als Pfalzgraf Otto von Wittelsbach mit reisigem Gefolge in die Burg ritt, und allein zum König hinauf ging. Otto war bei dem Adel nicht beliebt. So tapfer er als Krieger war, so streng war er in seinem Richteramt als Pfalzgraf. Er übte die Gerechtigkeit unparteiisch gegen hohe wie gegen niedere Räuber, und das in seinem Amte vergossene Blut mancher adeligen Frevler trug ihm der Haß der Verwandten als schwere Blutschuld nach. Bei Philipp dagegen genoß er große Gunst und ganz besonderes Vertrauen. Nicht nur hatte er unter Philipps Vater und Bruder, und in den gefährlichsten Zeiten des Königs selbst, wo die Farbe zu ändern zur Mode geworden war, unwandelbare Treue, seltene Tapferkeit und Geschicklichkeit erprobt: er war bei Philipp, der heitere Unterhaltung liebte, auch wegen seiner Scherze und geselligen Künste sehr beliebt. Ohne Umstände, wie gewöhnlich, wurde ihm, dem nahen Verwandten, der Zutritt in des Königs

Gemach gestattet. Der König erwartete von ihm angenehme und belustigende Unterhaltung, wie er es von dem Pfalzgrafen gewohnt war. Als dieser hörte, daß der König zur Ader gelassen, fing er seinen Scherz damit an, daß er sich dem Könige mit bloßem Schwerte näherte, als wollte er die Rolle des Wundarztes spielen und nachbessern, was derselbe nicht genug gethan. Er hatte, so wird ausdrücklich erzählt, sonst oft vor den Augen des Königs mit bloßem Schwerte seine Künste und Scherze getrieben. Der König, dem diesmal dieser Scherz nicht behagte, rief: „Thu das Schwert weg, und laß jetzt dieses Spiel.“ Der Pfalzgraf, wohl in aufgeregtem Zustande vom Hochzeitstrunk her, ließ nicht sogleich von dem gefährlichen Spiel ab. Der Truchseß suchte ihn von dem König wegzuziehen, durch diese Bewegung und die Bewegung des Königs ward jener an der Wange, dieser am Halse, von dem bloßen Schwerte des Pfalzgrafen geritzt. Alle Zeugnisse Gleichzeitiger stimmen darin überein, daß des Königs Verwundung nichts als ein ganz kleiner Ritz am Halse war, aber dieser Ritz hatte verhängnißvoll gerade die Pulsader getroffen und sie durchschnitten. Der König erhob sich vom Ruhebette, that einige Schritte und fiel dann zu Boden, schnell zu Tode sich blutend. So ward der Hohenstaufe, gerade als er nach zehnjährigem Kampfe nach dem Ziel desselben, nach der Kaiserkrone, faßte, ahnungslos vom Schicksal hinweggerafft, im dreiunddreißigsten Jahre. Als die Trauerbotschaft in das Gemach der Königin drang, stürzte sie vor Schmerz ohnmächtig nieder. Sie war eine Griechin und hatte ihren Gemahl zärtlichst geliebt, eine zarte Rose des Morgenlandes, wunderbar durch Schönheit und Geist. Sie hieß Irene, und war Isaak Angelus, des griechischen Kaisers, Tochter. Tankreds Sohn, der früh verblühte König Roger, hatte sie sich einst aus Constantinopel zur Gemahlin erbeten, und als die Braut in Palermo anlangte, hatte sie sich als Wittwe gefunden, ohne einen Gemahl umarmt zu haben. Als der sechste Heinrich das Haus Tankreds vertilgte, war sie allein seiner Wuth entgangen. Der Ruf der Schönheit und des unglücklichen Schicksals der griechischen Kaisertochter hatte das Herz des Hohenstaufen Philipp gerührt, und er liebte sie, ehe er sie sah, und warb um ihre Liebe; so hatte er sich mit ihr vermählt.

Hochschwanger, sicilische Scenen fürchtend, ließ sie sich in Eile auf das feste Bergschloß Hohenstaufen führen. Ihr Geleiter war der treue Anhänger ihres Hauses, Graf Ludwig von Württemberg. Sie überlebte so große Trübsal nicht lange. Die Sehnsucht nach dem, der ihr im fremden Lande der einzige Trost gewesen, und eine vorzeitige Niederkunft beschleunigten ihr Hinwelken. So starb nach zwei Monaten die schöne Blume des Morgenlandes, „die Rose ohne Dorn, die Taube sonder Gallen,“ auf dem Gebirge Schwabens. Von frühe an unter Mord und Gräueln erblüht, hatte sie im deutschen Lande unter Stürmen und Waffen-

getöse ein stilles Leben der Liebe geführt, bis Schrecken und Gram ihren Kelch zerstörten. Acht Tage vor ihrem Tode stellte sie dem Kloster Adelberg, unweit dem Staufen, wo ihr Gemahl erzogen worden war, noch einen Schenkungsbrief aus, der mit den Worten anfängt: „Die Gerichte des Herrn sind unerforschlich.“ Zu Bamberg im Dome ward der König, sie selbst in der Hohenstaufengruft zu Lorch beigesetzt, beide augenfällige Beispiele der Nichtigkeit der irdischen Dinge.

Philipp war ein Fürst gewesen, über die Maßen mild und leutselig, königlich freigebig mit Gütern und Schätzen seines Hauses, fern von allem Stolz, voll Ritterlichkeit, aber auch voll Haß gegen die Entartung des Ritterthums und seine Schänder, ein guter Feldherr, der aber gerne das Reich in Gerechtigkeit und Frieden verwaltet hätte, für jeden Bittenden zugänglich und ein Freund der Wissenschaft. Sein zarter schlanker Körper war durch Leibesübung gekräftigt, blondes Haar wallte in reichen Locken von seiner Scheitel, und Anmuth und Heiterkeit und etwas, das alle Herzen gewann, lag auf seinem Angesichte; diese Vorzüge rühmen selbst seine Feinde ihm nach. Darum das allgemeine Leid bei seinem Tode und der Schreckens- und Weheruf. Denn allgemein glaubte man, daß der König von dem Pfalzgrafen und andern Verschworenen absichtlich und meuchlerisch ermordet worden sei.

Die seltsamsten Mährchen fanden Glauben. Niemand gedachte der einen einfachen Thatsache, daß Otto von Wittelsbach bis auf die letzte Zeit von dem Könige zu den wichtigsten Aufträgen gebraucht wurde, und daß er bis zur letzten Stunde sein Vertrauter, sein Lieblingsgesellschafter war, an dessen Unterhaltung er besondern Gefallen fand, der unangemeldet jeden Augenblick freien Zutritt zu ihm hatte; Niemand daran, daß ein absichtlicher Mörder mit einem Schlachtschwert wie das des Pfalzgrafen, sein Opfer nicht wohl bloß geritzt, sondern gut getroffen hätte; Niemand daran, daß der Mord keine That war, sondern ein Ungefähr, ein Schicksal, welches aus dem unvorsichtigen Scherze eines vom Hochzeitsmahl Halbtrunkenen blutigen Ernst machte.

junge Braut, Beatrix, in die Versammlung, dem Thron gegenüber. Kindheit und Jungfräulichkeit stritten in ihrer schönen Gestalt, und dieses Streiten und Ineinanderfließen beider erhöhte das Wunderbare ihres Reizes. Die Fürsten fragten sie um ihre Zustimmung, und erröthend gab sie ihr Ja. Da stieg der König vom Throne, verneigte sich vor ihr und überreichte ihr einen kostbaren Ring, sie steckte ihn an den Finger zum Zeichen der Verlobung, und er umarmte und küßte sie im Angesichte der Fürsten. Dann führte er sie zu einem für sie bereiteten Sitze dem Thron gegenüber, zwischen den Cardinallegaten; sie setzte sich, die Fürsten ließen sich gleichfalls auf ihre Sitze nieder, der König stieg wieder auf seinen Thron und rief zu der Versammlung: Seht da eure Königin, ehrt sie, wie es ihr gebührt! Nach den Festen wurde die königliche Braut und zu ihrer Gesellschaft eine ihrer Schwestern mit glänzendem Geleit nach Braunschweig geführt, wo Heinrich, der Pfalzgraf zu Rhein, der Gemahl ihrer verewigten Muhme Agnes, Hof hielt; der König aber blieb in Franken, um sich zur Fahrt nach Italien, zur Reise nach der Kaiserkrone vorzubereiten. Otto eilte, Italien selbst zu erreichen. In Mailand begrüßte ihn die Bevölkerung mit Oelzweigen und Lobgesängen. Die Furcht vor seinem starken Heere brachte das ganze Land zu seiner Unterwerfung, und große Summen in seinen Schatz. Vor Viterbo kam ihm der heilige Vater entgegen und küßte ihn freundlich auf den Mund, und beide weinten vor Freude. Am ersten Oktober sah die ewige Stadt die Zelte des königlichen Heeres vor ihren Mauern.

Ceremoniöser als je ward die Kaiserkrönung Otto's vollzogen. Jetzt, da er die Kaiserkrone auf seinem Haupte fühlte, ließ er die Maske fallen, und er, in welchem Innocenz nur den in Allem gehorsamen Sohn der Kirche gesehen, erklärte dem Ueberraschten, daß er nach seinem Krönungseid, nach welchem er keine Schmälerung des Reiches zugeben, sondern dasselbe allezeit mehren müsse, das, was er vor der Krönung dem Pabste versprochen, weder halten könne noch dürfe. Die versammelten Rechtslehrer erklärten, der Eid, den der Kaiser für die Abtretung jener Lande an die Kirche geschworen, sei von ihm als Neuling, der von der Sache noch keine Kenntniß gehabt, geleistet worden, und darum nicht verbindlich, und er habe alles Recht, nicht bloß die mathildischen Güter, sondern auch Unteritalien und alle weltlichen Güter, welche die Kirche anspreche oder besitze, unter die Hoheit des Reiches zurückzuziehen.

Erfolglos verhallten die Mahnungen des Pabstes. Der Kaiser fiel sogar in Campanien ein, unterwarf sich die meisten Städte der Kirche und schloß Rom selbst von aller Verbindung mit der übrigen Welt zu Lande ab, während an der Küste seine Freunde, die Pisaner, kreuzten. Dann drang er in die Besitzungen des sicilischen Königs, deren Unverletztheit er


Kaiser Philipps Tochter
Beatrix
vor König Otto IV.
1208.

junge Braut, Beatrix, in die Versammlung, dem Throne gegenüber. Kindheit und Jungfräulichkeit stritten in ihrer schönen Gestalt, und dieses Streiten und Ineinanderfließen beider erhöhte das Wunderbare ihres Reizes. Die Fürsten fragten sie um ihre Zustimmung, und erröthend gab sie ihr Ja. Da stieg der König vom Throne, verneigte sich vor ihr und überreichte ihr einen kostbaren Ring, sie steckte ihn an den Finger zum Zeichen der Verlobung, und er umarmte und küßte sie im Angesichte der Fürsten. Dann führte er sie zu einem für sie bereiteten Sitze dem Throne gegenüber, zwischen den Cardinallegaten. Sie setzte sich, die Fürsten ließen sich gleichfalls auf ihre Sitze nieder, der König stieg wieder auf seinen Thron und rief zu der Versammlung: Ehret sie als eure Königin, ehrt sie, wie es ihr gebühret! Nach dem Feste wurde die königliche Braut und zu ihrer Gesellschaft eine ihrer [illegible] mit glänzendem Geleit nach Braunschweig geführt, wo [illegible] ihrer verewigten Muhme Agnes [illegible] in Franken, um sich zur Fahrt nach Italien [illegible] vorzubereiten. Otto eilte [illegible] begrüßte ihn die Bevölkerung mit [illegible] seinem starken Heere brachte [illegible] und große Summen in seine [illegible] Vater entgegen und küßte [illegible] vor Freude. Am ersten [illegible] königlichen Heeres vor ihren Mauern.

[illegible] Otto's vollzogen. Jetzt, [illegible], ließ er die Maske fallen, [illegible] im Allem gehorsamen Sohn der Kirche [illegible], daß er nach seinem Krönungseid [illegible] des Reiches zugeben, sondern [illegible] vor der Krönung dem Pabste [illegible]. Die versammelten Rechtslehrer erklärten, der Eid, den der Kaiser für die Abtretung jener Lande an die Kirche geschworen, sei von ihm als Neuling, der von der Sache noch keine Kenntniß gehabt, geleistet worden, und darum nicht verbindlich, und er habe alles Recht, nicht bloß die mathildischen Güter, sondern auch Unteritalien und alle weltlichen Güter, welche die Kirche anspreche oder besitze, [illegible] Reiches zurückzuziehen.

Erfolglos verhallten die Mahnungen des Pabstes. Der Kaiser fiel [illegible] Campanien ein; unterwarf sich die meisten Städte der Kirche und [illegible] selbst von aller Verbindung mit der übrigen Welt zu Lande [illegible] der Küste seine [illegible], die Pisaner, kreuzten. Dann [illegible] Königs, deren Unverletztheit er



Kaiser Philipps Tochter
Beatrix
vor König Otto IV.
1208.

früher auch angelobt hatte, in Apulien ein. Der Frühling sah Apulien, Calabrien, alle Städte und Burgen bis nach Tarent seinen Waffen unterworfen, und schon rüstete er sich, nach Sicilien selbst überzusetzen, um auch diese königliche Insel an das Reich zurückzubringen, und das Königskind auf dem Throne Palermo's, den letzten männlichen Sprößling des seinem Hause altfeindlichen hohenstaufischen Stammes vom Throne zu stürzen.

Plötzlich zuckten von allen Kanzeln die Bannstrahlen nach dem Haupte des Welfen, als eines Meineidigen. Gleich darauf schlug in sein stolzes Sicherheitsgefühl, in seinen Siegesjubel die Zeitung, daß ein großer Theil der deutschen Fürsten sich von ihm losgesagt, und den Hohenstaufen Friedrich II. auf den Thron berufen habe. Durch Siegfried, den Erzbischof von Mainz, den Legaten in Deutschland, sandte Innocenz ein Schreiben an die deutschen Fürsten, worin er sie vor den Planen Otto's warnte, der es ihnen ebenso zu machen gedenke, wie sein Großvater und sein Oheim den Großen Englands, worin er sodann denselben, in welchem sich geirrt zu haben er selbst zuerst büße, verfluchte und bannte, mit allen seinen Anhängern, Alle ihrer Verpflichtung gegen ihn los und ledig erklärte und sie auf ihres vorigen Kaisers Sohn, Friedrich von Sicilien, hinwies, dem sie schon in der Wiege als ihrem Könige gehuldigt.

Otto hatte zuviel von der gewaltthätigen Weise seines Oheims Richard; er nannte selbst Erzbischöfe nie anders als Pfäfflein, Klosterprälaten nur Mönche; und wie mit seinem Glücke sein Stolz reißend gewachsen und mit seinem sonst so kirchlichen Sinn eine gewaltige Umwandlung vorgegangen war, so gewiß trug er sich auf seiner Siegesbahn mit dem Gedanken, ähnliche Reformen im Geistlichen und Weltlichen in Deutschland durchzuführen, wie seine englischen Verwandten jenseits des Kanals. Sein Kanzler, der seine Absichten wissen mußte, Konrad von Speier, entdeckte den Mißvergnügten und den andern zu Nürnberg Versammelten, wie der Kaiser damit umgehe, das ganze Reich mit einer jährlichen Steuer zu belasten, Geistliche wie Weltliche, und den Erzbischöfen künftig bei Reisen nicht mehr als zwölf Pferde, den Bischöfen nur sechs, einem Abt nur drei zu gestatten.

Nun erklärten die meisten Fürsten in Ober- und Niederdeutschland den Welfen des Thrones verlustig und erneuerten den Eid, den sie dem Sohne Heinrichs VI. in der Wiege geleistet. Das Haupt der Mißvergnügten in Schwaben, jener Graf Heinrich von Neuffen-Graispach, und mit ihm Anselm von Justingen, ein alter treuer Hausvasalle der Staufen, beide beredte, in Unterhandlungen gewandte Männer, wurden erwählt, diesen Beschluß nach Italien und Sicilien zu tragen, die dortigen Freunde des großen Kaiserhauses zu vereinen und den jungen König zum Empfang der Krone einzuladen.

Als Kaiser Otto im November 1211 in Unteritalien diese Nachrichten erhielt, eilte er, die Lombardei zu erreichen. Auch die Städte, welche sich nicht offen gegen ihn erklärten, zeigten sich wenigstens kalt, und nur Bologna und Mailand zeigten Treue. Verzweifelnd eilte er im rauhen Winter über die Alpen.

In Deutschland überraschte seine Ankunft. Während des für und wider ihn schwankenden Kampfes vollzog er seine Vermählung mit Beatrix. Dieses Band sollte die Wankenden in Schwaben seiner Partei erhalten. Die Tochter Philipps und Irene's war nahe an fünfzehn Jahre alt, ihre Schönheit vollendet. Zu Nordhausen ward am 7. August 1212 das Hochzeitfest gefeiert, aber schon in der vierten Nacht darauf war „die Rose, der schönen Mutter schöne Tochter, dahin,“ nicht ohne Verdacht, von einer welschen Buhlerin des Kaisers vergiftet worden zu sein. Dies war ein großes Unglück für den Kaiser. Heimlich verließen ihn alle Schwaben und Baiern; und als er von der Leichenfeier in das Lager zurückkam, fand er kaum noch die Hälfte seines Heeres. Als die schöne Beatrix, die Hohenstaufin, ihr Auge schloß, ging des Welfen Stern unter.

Vergebens hatte Otto gesucht, in der Lombardei Friedrich den Weg zu verlegen. Vergebens war er in Eilmärschen nach Schwaben gezogen, um Friedrich den Eintritt in Deutschland zu sperren. Sein Glück hatte ihn verlassen. Er rüstete sich ein Heer; aber statt mit diesem sich das Reich wieder zu erringen, ließ er sich zur Theilnahme an einem Kriege gegen den König Philipp August von Frankreich verleiten. In einer Schlacht gegen denselben, bei Bovines in Flandern, ward Otto's Macht gebrochen. Er floh und wandte sich an den Hof seines Schwähers des Brabanters. Bald darauf versuchte er sein Glück gegen den Dänenkönig bei Hamburg, das ihm gerne seine Thore öffnete. Auch hier mußte sich Otto zurückziehen. Langsam und ruhmlos verglomm sein Licht. Noch drei Jahre lebte er zu Braunschweig, als Kaiser ohne Reich. Er starb am 19. Mai 1218 im dreiundvierzigsten Jahre seines Alters auf einem Ausflug auf der Harzburg. Vor seinem Ende legte er noch ein klägliches Bekenntniß seiner Sünden gegen den heiligen Stuhl ab; sein letzter Gedanke war ein Gedanke an das deutsche Volk. „O Gott, seufzte er sterbend, gib einen guten Herrn, der dein Volk regiere.“

Friedrich II.

Der Schwabenritter Anselm von Justingen war am Hofe zu Palermo angekommen, mit Briefen vom heiligen Vater und der Wahlurkunde der Fürstenversammlung zu Nürnberg. Die Gemahlin des Königs und seine Räthe boten Allem auf, ihn von der Annahme der angebotenen Krone zurückzuhalten. Friedrich aber, ein Fürst, der nach zurückgelegtem vierzehnten Jahre für volljährig erklärt werden konnte; der sich bald nach seinem Regierungsantritt mit Constantia, der Tochter des Königs von Arragonien, der jungen und reizenden Wittwe des Königs von Ungarn, vermählte — Friedrich war bereit; keine Gefahr hielt ihn ab, die größte Krone der Welt zu übernehmen. Er ließ seinen Sohn Heinrich als seinen Nachfolger auf Siciliens Thron krönen. Seine Gemahlin ernannte er zur Reichsverweserin. Am 18. März 1212 reiste er ab, zunächst nach Rom, wo er vom Pabst Unterstützung mit Rath und That fand.

Der Graf von Neuffen-Graispach war in der Lombardei geblieben, um hier für Friedrich und die Deutschen zu wirken; seine Erfolge waren glücklich; doch Bologna und Mailand waren nicht zu gewinnen. Sie suchten ihm die Pässe zu sperren; Friedrichs günstiger Genius führte ihn jedoch glücklich in fast abenteuerlicher Fahrt über die rauhesten Bergjoche, durch die wildesten Schluchten hinüber nach Sct. Gallen.

Nun lag Alles am Besitz von Konstanz, dem Schlüssel zu Schwaben. Gewann der Kaiser Otto diese Stadt, so war Friedrichs Gefangenschaft oder Untergang fast unvermeidlich. Jugendlich keck bestieg Friedrich sein Roß und jagte Konstanz zu, nur sechzig Reisige in seinem Gefolge. Die Thore öffneten sich. Nach drei Stunden rückte Otto mit starkem Gefolge an. Ihm blieben die Thore verschlossen. Friedrichs Liebenswürdigkeit, der Zauber seines Genius, die Anwesenheit der päbstlichen Legaten, gewannen ihm schnell die Bürger und den Bischof der Stadt.

Da sah nun der junge König zum erstenmal die lachenden Ufer des Bodensees, das schöne Grenzgelände seines väterlichen Herzogthums; da sah er sie, die treuen, starken Männer von Schwaben; da vernahm er den herzlichen Willkomm der alten Freunde seines Hauses, die von allen Seiten herzuströmten mit ihren Mannen, und bald sah Friedrich ein großes Heer um sich. Er zog über Basel den Rhein abwärts. Seine königliche Freigebigkeit und seine herzgewinnende Anmuth sammelte eine immer größere Streitmacht um ihn. Sein Zug durch Deutschland war ein Triumphzug. Er gewann den Schwäher des Kaisers Otto, den Herzog von Brabant; er gewann den Dänenkönig für sich.

So stand Friedrich als Sieger über dem Welfen. Mit ihm feierte auch Innocenz einen großen Sieg. Dieser Triumph, den er im deutschen Reiche gewann, war ein glänzender Schlußstein des Baues der Kirchenherrschaft. Dem gemäß war es ihm unerträglich, daß die Christenheit Asiens außer dem Schutz des apostolischen Thrones stehen sollte. Innocenz strebte, die Glorie eines Befreiers des heiligen Grabes um sein Haupt zu ziehen, und zugleich die jugendliche Kraft des Hohenstaufen von dem Platz fern zu halten, wo er die Kirchenherrschaft befestigen wollte. Er drang in einer Kirchenversammlung auf einen allgemeinen Kreuzzug ins heilige Land. Acht Monate nach diesem Tage war er nicht mehr.

Sein Tod befreite Friedrich von persönlicher Abhängigkeit und von gewichtigen Rücksichten, welche Dankbarkeit und die Verhältnisse ihm auferlegt hätten. Von seiner Mutter unter die Vormundschaft des Pabstes gestellt, war der Kaiser gleichsam unter seinen Augen aufgewachsen; seine Hülfe hatte ihm den erblichen Thron erhalten und die deutsche Krone wieder gewonnen. Darum hatte Friedrich dem römischen Stuhle Zugeständnisse gemacht, die seinem und seiner Ahnen Geist so ganz widerstrebten. Darum gab er bei seinem Eintritt in Deutschland Freiheit der geistlichen Wahlen und der Berufungen nach Rom, Verzicht auf den Nachlaß der Bischöfe, Hülfe zur Ausrottung der Ketzer, die Erwerbung oder Erhaltung aller Besitzungen und Rechte des römischen Stuhles, welche früher von Otto zugesagt worden, dazu noch Korsika und Sardinien; darum versprach er feierlich vor seiner Krönung, Sicilien und Neapel nicht mit dem deutschen Reiche zu vereinigen, sondern, sobald er die Kaiserkrone empfangen hätte, seinem Sohne Heinrich dieses Königreich, das er von der römischen Kirche erhalten müßte, abzutreten; darum hatte er das lästige Gelübde des Kreuzzugs übernommen. Das Alles widersprach so sehr der Politik seines Hauses, als dem Blut in seinen Adern.

Es ist gewiß, daß der große Gedanke seines Großvaters auch in Friedrich frühe aufblitzte, Italien und Deutschland als ein Kaiserreich zu beherrschen und zu dem Ende die Lombarden zu unterwerfen. Für ihn lagen die Umstände günstiger, als für irgend einen Andern. Er war für die Italiener kein ausländischer Barbar; sein Erbreich und Deutschland schlossen Ober- und Mittelitalien ein; in Sicilien hatte er eine Fundgrube ungeheurer Mittel, reiche Geldquellen des Handels und eine Flotte.

Zuerst ließ er sich angelegen sein, Ruhe und Ordnung im deutschen Reiche herzustellen. Das Glück begünstigte ihn auch hierin. Die Besitzungen seines Hauses, durch Philipps Veräußerungen sehr geschmälert, wurden bedeutend bereichert durch den Tod Herzogs Berthold V. von Zähringen. Im Frühlinge 1216 ließ er seine Gemahlin und seinen Sohn nach Deutschland kommen. Diesem die Nachfolge auf dem deutschen Throne zu sichern,

daran arbeitete er eifrigst. Als von diesem Beginnen etwas in Rom verlautete, drang Honorius III., der indeß Pabst geworden, sogleich auf Ausführung des Kreuzzuges. In Schwaben hielt die allgemeine Stimme jeden neuen Zug für thöricht und überflüssig. Dem Hohenstaufen selbst, dem jeder Religionskrieg ein Gräuel war, fiel es nicht ein, die Gräuel des Kriegs in ein von gesittetem Volke glücklich beherrschtes Land zu tragen; er verbarg seine wahre Gesinnung und schrieb dem Pabst ausweichend, scheinbar bereit, wenn die Schwierigkeiten beseitigt wären, den Kreuzzug zu unternehmen. Der Pabst setzte dazu eine Frist und gab sich zufrieden. Friedrich aber lag Anderes am Herzen, als ein Kreuzzug.

Es war im April 1220 auf einem großen Reichstag zu Frankfurt, auf welchem der Kaiser den geistlichen Fürsten für verheißene Freiheiten eine Urkunde ausstellte; diese dagegen entsprachen seinem Wunsche und wählten den neunjährigen Prinzen Heinrich zu seinem Nachfolger im deutschen Reich und Kaiserthum. Diese Wahl war gegen die Zusagen, welche Friedrich dem römischen Stuhle gemacht hatte. Der Pabst wußte nicht, wie er sich benehmen sollte. Friedrich wartete einen Monat nach dem andern, ob der Pabst sich äußern würde. Eine Frist des Kreuzzuges verstrich nach der andern, nichts erfolgte. Jetzt glaubte der Hohenstaufe seines Spieles sicher zu sein. Er schrieb dem Pabst, die Wahl seines Sohnes sei ohne sein Wissen vorgenommen worden, er schrieb im Tone alter Ergebenheit.

Nun verließ Friedrich nach achtjährigem Aufenthalt Deutschland. Sein Sohn Heinrich sollte hier erzogen werden; er blieb unter der Vormundschaft des Erzschenken und Burgvogts zu Winterstetten. Mit einem kleinen Heere stieg Friedrich über die Alpen in die Lombardei hinab. Mailand barg seine Abneigung gegen den Hohenstaufen nicht. Dieser umging die verhaßte Stadt und die lombardische Krönung unter einem Vorwand. Dagegen suchte er seines Hauses alte Freunde, die Ghibellinen, wieder an sich zu fesseln.

Je näher der König Rom kam, desto mehr nahm sich der Pabst zusammen, seiner Stellung und seinen Verpflichtungen auf dem Stuhle Sft. Peters treu zu bleiben. Wenn Friedrich zu Zugeständnissen, zur Annahme päbstlicher Forderungen gezwungen werden sollte, so mußte es jetzt geschehen. Honorius sandte ihm den Bischof von Tusculum entgegen und ließ ihn an die sonst gegebenen Versprechungen mahnen. Friedrich gab die schönsten Worte: es blieb ihm, wenn er des Kreuzzugs enthoben sein, die Kaiserkrone ohne Streit erhalten, und seinem Erbreich die nöthige Sorge weihen wollte, nichts Anderes, als die Forderungen des Pabstes anzunehmen. Wie der Pabst, unter dem Schein der Freundschaft, ihm in der Noth seiner Jugend und jetzt vor der Krönung Zugeständnisse erpreßte, die Friedrichs ganzem Wesen entgegen waren, so glaubte er solcher heuchlerischen Freundschaft geschmeidige Zuvorkommenheit entgegenstellen zu dürfen.

Unter ungeheurem Jubel zog der König mit der Königin in Rom ein. Honorius krönte ihn und Constantia am 22. November 1220 mit der kaiserlichen Krone. Darauf empfing er noch einmal das Kreuz und versprach im nächsten Frühling einen Theil seines Heeres ins heilige Land vorauszuschicken und im August selbst nachzufolgen.

Nach einem Aufenthalt von nur wenigen Tagen verließ Friedrich Rom. Am 15. Dezember 1220 betrat er als Kaiser sein Erbreich. Hier widerspenstige Große zu demüthigen, Ordnung und Bildung einzuführen, war seine erste Sorge. Ein neues Gesetzbuch ward ausgearbeitet, eine Art von ständischer Verfassung ward eingeführt, in Neapel eine Hochschule gestiftet, welche mit größern Freiheiten ausgestattet wurde, als selbst Paris und Bologna es waren. Bei diesem Allem stand Friedrich ein Freund, ein verwandter Geist hülfreich bei. Dies war Pietro de Vigne, einem Städtchen Capua's. Aus geringem Stande, von heißem Durst nach Wissenschaft getrieben, war er so arm, daß er sich seinen Lebensunterhalt erbetteln mußte, als er zu Bologna die Rechtswissenschaft studirte. Diesem glänzenden Genie, dessen Talente sich besonders in der Rechtswissenschaft und in der Rede- und Dichtkunst entfalteten, begegnete Friedrich auf der Reise. Noch nie hatte Friedrich einen Geist gefunden, dessen Weltansicht so mit der seinigen übereingestimmt hätte, er mußte ihn bewundern; aber im Wesen und in der Seele Pietro's war etwas, das sein innerstes Herz ergriff, das er lieben mußte. Es lag eine ganze Zukunft in dem Augenblick, da Friedrich Pietro erkannte, und eine ganze Reihe von Ideen und Begebenheiten, welche von jetzt an die Welt bewegten, gingen aus der Verbindung des Bettelstudenten mit dem Könige hervor. Friedrich gab Pietro die Stelle eines Geheimschreibers, seine wahre Stellung war die eines Freundes, eines Vertrauten, welchem sich der König mit aller Gewalt des ersten Jugendfeuers hingab. Pietro's Geist übte große Gewalt über Friedrich, und der königliche Freund ward der Schüler des kaum fünf Jahre ältern Plebejers. Dieser glühte, den schon zuvor dafür geneigten Friedrich noch mehr zu entzünden, die Nachtgespinnste des hierarchischen Despotismus aus dem Leben der Menschheit zu verbannen. Mit Sicilien sollte die Umschaffung beginnen.

Während solcher Plane konnte Friedrich an keinen Kreuzzug denken. Der Pabst klagte bitter über unehrerbietiges Betragen gegen höhere und niedere Geistliche. Eine Besprechung des Königs und des Pabstes legte die Beschwerden bei. Der Kaiser verpflichtete sich, wenn er nicht im August 1227 den Kreuzzug ausführe, in den Bann verfallen sein zu wollen, 100,000 Unzen Goldes in die Hände des Königs von Jerusalem, des Patriarchen und des Großmeisters niederzulegen, und sie entweder beim wirklichen Antritt des Kreuzzugs zurück zu empfangen oder im Fall des Säumens sie zu verlieren.

Es erglühte ein gewaltiger Eifer der Rüstungen. Dem Hohenstaufen war es Ernst damit. Der Großmeister des Deutschordens war an den kaiserlichen Hof gekommen. Er zeigte dem Kaiser, wie mit geringem Aufwand von Zeit und Mitteln der Zug ins Morgenland auszuführen, wie die Krone Jerusalems durch die wichtige Lage des heiligen Landes, die höchsten Vortheile des Handels in sein Erbreich brächte. Was keine Bitte und Drohung des Pabstes vermochte, bewirkten des Großmeisters Plane. Sie faßten Wurzel in dem König. Seine Gemahlin Constantia war im Jahre 1222 gestorben. Er vermählte sich aufs Neue mit Jolantha von Jerusalem im November 1225. Der Pabst war voll Freude darüber. Der Kaiser fügte seinem Wappen das Kreuz, seinem Titel den Namen eines Königs von Jerusalem bei.

Indeß hatten die Städte der Lombardei eifrig für ihre republikanische Freiheit gesorgt. Es fehlte ihnen wenig mehr zu ihrer Unabhängigkeit. Die Bürger stritten den kaiserlichen Statthaltern jede Ausübung kaiserlicher Oberhoheit ab, und Mailand hatte, durch offene Feindseligkeit, Friedrichs Zorn gereizt. Er gedachte, die bis zum Kreuzzug gestellte Frist von zwei Jahren zu benützen, den kecken Bau der Freiheit zu stürzen. Unter dem Vorwand eines Reichstags zu Cremona an Ostern 1226 zog er nach Oberitalien. Seinen Sohn Heinrich, den deutschen König, berief er mit Heergefolge auch dahin. Die Lombarden besetzten alle Päsſe so stark, daß die Deutschen nach sechswöchentlichem Stillliegen umkehren mußten. Ohne ein deutsches Heer war Friedrichs Macht zu schwach zum Kampfe. Der Kaiser, in Verlegenheit, wollte den Pabst gewinnen und ging nun auf alle bisher bestrittenen Forderungen desselben ein: da starb Honorius; ihm folgte Gregor IX., ein Neffe des dritten Innocenz. Sein Erstes war, auf den Kreuzzug zu dringen, und Friedrich mußte endlich daran; denn der Ablauf auch der äußersten Frist war vor der Thüre, und er selbst, wenn er nicht abfuhr, im Bann.

Tausende von Kreuzfahrern sammelten sich lange vor der bestimmten Zeit in Friedrichs Landen; er beschleunigte so sehr er konnte ihre Einschiffung; während der Zurüstungen aber erkrankten und starben viele. Er schiffte 40,000 ein, und folgte am 8. September 1227 mit dem Landgrafen von Thüringen: Beide erkrankten, kehrten um und landeten am dritten Tage bei Otranto.

Der Pabst wüthete, als er diesen Ausgang vernahm. Er verkündete laut, absichtlich habe der Kaiser so lange die Kreuzfahrer dem ungewohnten Klima preisgegeben, seine eigene Krankheit erdichtet, er selbst sei ein gottloser Heuchler. Er schleuderte den Bannfluch auf Friedrich, auf alle seine Lande.

Nun war der große Riß zwischen dem Priester- und Kaiserthum offen-

bar. Rücksichtslos deckte Friedrich das politische System des Pabstthums und das Verfahren des jetzigen Pabstes in Schwaben an alle Fürsten und Völker auf. Dann verdoppelte er seine Rüstungen zum Kreuzzug, um ihn im Frühjahr antreten zu können. Nachdem er die Reichsangelegenheiten geordnet hatte, ging er am 11. August 1228 unter Segel. Glücklich landete er am 8. September in Acre. Der Hohenstaufe war früher in freundliche Verbindung mit El Kamel, dem Sultan von Egypten, getreten; dieser war indeß in den Besitz von Palästina gekommen. Friedrich ließ dem Sultan sogleich seinen Gruß und seine Ankunft melden. Kamel sandte dem Kaiser kostbare Geschenke zur Begrüßung. Die Christen empfingen ihn jubelnd. Eben war Friedrich im Begriff, seine Stellung im Morgenlande günstig zu nehmen, als zwei Bettelmönche erschienen, welche der Pabst mit dem Befehl an alle Großmeister und Christen sandte, sich aller Gemeinschaft mit dem Verfluchten zu enthalten.

Seinen Todfeind zu vernichten, galt dem heiligen Vater mehr als das heilige Land. Kam der Kaiser mit Ruhm aus dem Morgenlande zurück, so war der päbstliche Bannfluch vernichtet. Das Gift, welches die Bettelmönche mitbrachten, wirkte allerdings in der Nähe des heiligen Grabes stärker als im Abendland. Nur Wenige hielten treu zum Kaiser; die Templer, die Johanniter, die meisten Pilger verließen sein Heerlager. Friedrichs Lage war verzweifelt. Sein Geist und sein Muth verließen ihn nicht. Nicht in seinem, im Namen Gottes gebot er von jetzt an, und mit seinen treuen Deutschen und seinen andern Schaaren, zusammen ein kleines Häuflein, zog er nach Cäsarea.

Hermann von Salza war in Accon zurückgeblieben, um für den Kaiser zu wirken. In den Ritterorden erwachte der Stolz, in Allen die Habgier: sie eilten dem Kaiser nach; als sie ihn eingeholt, lagerten sie sich abgesondert. Der Kaiser war in Unterhandlungen mit Kamel getreten. In Folge dieser, gab der Sultan Jerusalem und sein ganzes Gebiet an die Franken; jedoch wurde den Moslims der Besuch der heiligen Stadt, die Hut des Tempels Salomo, sowie die Erhaltung ihrer Moscheen zugestanden, und ein Stillstand auf zehn Jahre geschlossen. Er zog dabei weder einen Großmeister, noch den Patriarchen zu Rath.

Am 17. März zog der Hohenstaufe feierlich in die heilige Stadt ein. Wallfahrend ging er mit seinen Getreuen zum heiligen Grab. Kein Priester der Kirche ließ sich bewegen, die Messe vor ihm zu lesen. Darum begab sich Friedrich erst nach derselben in die Kirche und dankte dem Himmel für den glücklichen Erfolg der Kreuzfahrt. Dann trat er, unbekümmert um der Priester Segen und Weihung, zum Altar, und setzte sich, als dem rechtmäßigen Könige von Jerusalem, die Krone aufs Haupt. Hermann von Salza hielt eine Rede, welche die Verdienste seines Herrn auf



bar. Rücksichtslos deckte [illegible] das [illegible] System des Pabstthums und das Verfahren des [illegible] in Schwaben an alle Fürsten [illegible] Völker auf. [illegible] zum Kreuzzug, um [illegible] [illegible] die Reichsangelegenheiten [illegible] 1228 unter Segel. [illegible] [illegible] Der Hohenstaufe war früher [illegible] [illegible] Sultan von Egypten [illegible] [illegible] Palästina gekommen. Friedrich [illegible] Ankunft melden. [illegible] Die Christen [illegible] [illegible] Begriff, seine Stellung [illegible] [illegible] erschienen, [illegible] [illegible] und Christen sandte, [illegible] zu enthalten.

[illegible] galt dem heiligen Vater mehr [illegible] [illegible] aus dem Morgenlande [illegible] [illegible] vernichtet. Das Gift, welches [illegible] [illegible] allerdings in der Nähe des heiligen Grabes [illegible] Nur Wenige hielten treu zum Kaiser; die Templer [illegible] die meisten Pilger verließen sein Heerlager. Friedrich [illegible] war [illegible]. Sein Geist und sein Muth verließen ihn nicht. [illegible] im Namen Gottes gebot er von jetzt an, und mit seinen [illegible] Deutschen und seinen andern Schaaren, zusammen ein kleines Häuflein, zog er nach Cäsarea.

Hermann von Salza war in Accon zurückgeblieben, um für den [illegible] zu wirken. In den Ritterorden erwachte der Stolz, in Allen die [illegible] sie eilten dem Kaiser nach; als sie ihn eingeholt, lagerten sie sich [illegible] sondert. Der Kaiser war in Unterhandlungen mit Kamel getreten. [illegible] Folge dieser, gab der Sultan Jerusalem und sein ganzes Gebiet [illegible] Franken; jedoch wurde den Moslims der Besuch der heiligen Stadt, [illegible] Hut des Tempels Salomo, sowie die Erhaltung ihrer Moscheen [illegible] standen, und ein Stillstand auf zehn Jahre geschlossen. Er zog [illegible] weder einen Großmeister, noch den Patriarchen zu Rath.

Am 17. März zog der Hohenstaufe feierlich in die heilige Stadt [illegible] Wallfahrend ging er mit seinen Getreuen zum heiligen Grab. Kein [illegible] der Kirche ließ sich bewegen, die Messe vor ihm zu lesen. Darum [illegible] Friedrich erst nach derselben in die Kirche und dankte dem Himmel [illegible] glücklichen Erfolg der Kreuzfahrt. Dann trat er, unbekümmert [illegible] Segen und Weihung, zum Altar, und setzte sich, [illegible] Könige von Jerusalem, die Krone aufs Haupt. [illegible] [illegible] welche die Verdienste seines Herrn auf



Nürnberg, Carl Mayer's Kunst-Anstalt.

eine bescheidene, seine Stellung zum Pabst auf milde Weise berührte. Die Deutschen stimmten den feierlichen Gesang an.

Jetzt gingen, verletzt an Stolz und Habgier, die Templer, Johanniter und der Patriarch aufs Aeußerste in offener Feindseligkeit und hinterlistigem Verrath. Am Tage nach der Selbstkrönung des Kaisers erschien der Erzbischof von Cäsarea in Jerusalem, und sprach über die Stadt und alle heiligen Orte den Bannfluch, als entweiht durch die Gegenwart eines Gebannten. Auch der Kaiser trat jetzt mit Strenge gegen diese seine Gegner auf, und es darf nicht wundern, daß seine Abneigung gegen das Priesterthum aus diesen Erfahrungen neue Nahrung zog, und seine Vorliebe zu den Bekennern des Islams, unter welchen er sittlich und menschlich schönere Gestalten fand, immer mehr wuchs.

Sobald Friedrich die heilige Stadt mit hinlänglicher Besatzung geschirmt hatte, schiffte er sich in Begleitung Hermanns von Salza ein. Die Zustände im Abendlande riefen laut nach seiner Gegenwart.

Als Gregor seine Bannflüche durch die beiden Bettelmönche ins Morgenland sandte, gingen andere seiner Boten durch alle Orte des Abendlandes, um Fürsten und Volk gegen den Kaiser zu erregen. Im Norden von Europa gelang es ihm nicht, aber im Herzen Apuliens erhob sich die Fahne der Empörung. Immer Mehrere verließen den Kaiser, und wie Heuschrecken überzogen die Rotten der päbstlichen Schlüsselsoldaten Unteritalien. Da erscholl die Botschaft: der Kaiser sei glücklich in Brindisi gelandet.

Der Pabst versuchte alle Mittel, die Nationen zum Abfall von Friedrich zu bewegen. Dieser stand da im Siegeskranz des Wiedereroberers des heiligen Grabes, und bald sah er ein Heer um sich, mit welchem er die päbstlichen Schaaren aus seinem Erbreich verjagte. Das Land unterwarf sich wieder seinem Kaiser und zugleich erhoben sich die Ghibellinen in Rom. Der Pabst sah sich in schwieriger Stellung, es blieb ihm nichts, als des Kaisers Versöhnungsanträgen Gehör zu geben. In des Kaisers größere Plane paßte jetzt Frieden, nicht die Fortsetzung des Krieges mit dem Pabste. Es kam nach längeren Unterhandlungen der Frieden von San Germano zu Stande, vermittelt und gewährleistet durch Hermann von Salza und die deutschen Fürsten.

Jetzt hielt der Hohenstaufe den Zeitpunkt für günstig, seine Plane mit der Lombardei durchzusetzen. Das Verhältniß zum Pabst, obschon äußerlich freundschaftlich, blieb ein gespanntes. Gregors geheime Umtriebe gingen dahin, das Mißtrauen gegen den Kaiser bei den Lombarden zu nähren und die Unterhandlungen zu verzögern, damit der Pabst einen Rückhalt gegen den Kaiser im Lombardenbund behielte, und dieser sich noch mehr befestigen könnte, bis der offene Kampf ausbräche.

Auch nach Deutschland erstreckten sich die geheimen Intriguen der Lombarden und des Pabstes. König Heinrich, dessen Ehrgeiz schon lange nach Alleinherrschaft gestrebt, trat in offener Empörung gegen seinen Vater auf. Er sammelte seine Partei zu Boppard am Rhein. Auf diese Kunde schrieb der Kaiser an die deutschen Fürsten; den Pabst, der nun in seinem eigenen Netz gefangen war, bestimmte Friedrich, den Bannfluch über die Empörer auszusprechen. Nach Ostern 1235 eilte Friedrich selbst nach Deutschland. Heinrich unterwarf sich, bekannte seine Schuld und legte die königliche Gewalt in des Kaisers Hände. Er ward zu Gnaden angenommen, erhielt aber die Königskrone nicht zurück. Zur Verzweiflung dadurch gebracht, griff er zum Aeußersten; aber er ward gefangen, in Fesseln gelegt und in die Hut des Baiernherzogs gegeben. Mit Frau und Kindern ward er auf verschiedene Festen Italiens gebracht, wo er nach wenigen Jahren vor Kummer starb.

Während der Kaiser seinen Erstgeborenen mit Fesseln belud, feierte er mit außerordentlicher Pracht seine dritte Vermählung mit der so schönen als geistreichen Isabella von England, zu Worms am 20. Juni 1235. Von den Festen weg, zog Friedrich nach Schwaben; den Winter brachte er im Elsaß zu, und befestigte seine Macht. Als die Lombarden und der Pabst sahen, daß der Kaiser in Deutschland gesiegt hatte, schlossen sie ihr Bündniß fester. Ezelin, des Kaisers Eidam, welcher sich zum Herrn von Verona gemacht hatte, begann den Kampf, und im August 1236 zog der Kaiser selbst mit 3000 deutschen Reitern nach Verona herab, wo er sich mit Ezelin und den Heerhaufen der andern Ghibellinen vereinigte. Die Kämpfe der kaiserlichen Partei waren glücklich. Um den Kaiser, der jede Vermittlung des Pabstes als heuchlerisch zurückwies, in seinem Vordringen zu unterbrechen, wollte Gregor den Hohenstaufen ins heilige Land schicken. Friedrich lachte dieses Befehls, drang vor und stieß am Oglio, bei Corte Nuova auf das Lombardenheer. Die Schaaren des lombardischen Bundes wurden bald gesprengt; es blieb ihnen nur die Flucht. Selbst den, seiner Zierrathen entblößten Fahnenwagen erbeutete Friedrich am andern Tag. Unter den Gefangenen war der Podesta von Mailand. Er ward auf den Fahnenwagen gebunden und durch die Straßen Cremona's geführt. Dieser Schlag lähmte alle freien Städte; alle eilten ihre Fahnen und Thorschlüssel zu den Füßen des Siegers zu legen. Ihre Eile entwaffnete seine Rache; nur das verhaßte Mailand sollte von ihr getroffen werden, und Friedrich rüstete seine ganze Macht, um auf Mailands Trümmern die Unterwerfung Italiens zu vollenden.

Als Mailand den Abfall fast aller seiner Bundesgenossen sah, erbot sich auch diese Stadt, ihn als Herrn anzuerkennen. Nur eines ihrer großen Rechte behielt sie sich vor, ihre städtischen Obrigkeiten selbst zu wählen,

um von diesen ihr Gemeindewesen verwalten zu lassen. Friedrich verlangte Unterwerfung auf Gnade und Ungnade. Damit ging er über das Maß hinaus, über welches hinaus Keiner geht, ohne daß die Nemesis nach seinem Haupte greift; Vielen, die groß von ihm dachten, erschien er von da an als ein unerbittlicher Gewaltherr.

Die Abgesandten brachten Friedrichs Forderung unbedingter Unterwerfung nach Mailand zurück. „Lieber mit dem Schwert in der Hand sterben, als durch das Elend des Kerkers oder durch Henkershand,“ riefen einmüthig die Bürger. Gleich dachten Bologna, Brescia und Piacenza. Sie rüsteten sich zum Kampf auf Leben und Tod.

Der Hohenstaufe wußte die Schwere dieses Kampfes zu würdigen. Zuerst griff er Brescia an, und, während dies belagert ward, waren Einzelkämpfe durch die ganze Lombardei. Die Leidenschaften der Kämpfenden stiegen aufs Höchste. Die furchtbaren Scenen des Kampfes zwischen Friedrich I. und Crema wiederholten sich vor Brescia. Da fing das kaiserliche Heer an zu leiden, sowohl vom Mangel als von der Witterung. Der Winter war vor der Thüre: der Kaiser sah sich gezwungen, seinen Zeug in Brand zu stecken und den Rückzug nach Cremona anzutreten. Dahin war der Ruf der Unüberwindlichkeit der kaiserlichen Waffen, die freien Bürger aber strahlten im Siegesglanz. Noch während des Kampfes trat der Pabst offen für den Bund auf. Im Namen des heiligen Vaters verbreiteten die Bettelmönche nach allen Seiten das Ungereimteste und die fürchterlichsten Beschuldigungen gegen den Kaiser. Und abermals schleuderte der Pabst am Palmsonntag 1239 den Bannstrahl wider den Kaiser. Dieser übersah das Gefährliche, welches dieser offene Bruch des Pabstes für ihn hatte, so wenig, daß er Alles versuchte in Güte wegzukommen. Der Pabst aber, als er sah, daß seine Verketzerungen den meisten Eindruck machten, fuhr fort, neue zu verbreiten. Doch Friedrichs kluge Gegenmaßregeln und seine siegreichen Waffen vereitelten die Absichten seines Gegners. Schlag auf Schlag traf den, zuletzt in Rom eingeschlossenen Pabst. Trotzig verwarf er jeden Versöhnungsvorschlag des Kaisers. Der letzte Schlag, der Fall seiner festesten Burg, warf ihn in die Grube. Er starb am 21. August 1241.

Schmerzlich fühlte der Kaiser die Veränderung, die nun der Kampf annahm. In der Person Gregors bekämpfte er indessen die Herrschaft der Kirche, und er war eben im Begriff, diese zu Boden zu werfen: da entzog ihm der Tod den sichtbaren, der Welt verächtlich gewordenen Feind, und an seine Stelle trat die Idee der Kirche, etwas in den Augen der Christenheit Geheiligtes. Um an der Pabstwahl Theil nehmen zu können, ließ er zwei gefangene Cardinäle frei, aber der neugewählte Pabst Cölestin IV. starb schon nach siebzehn Tagen an Alter und Schwäche.

Sieben Vierteljahre verzögerten die Cardinäle eine neue Pabstwahl,

bis der Kaiser sie dazu zwang, worauf am 25. Juni 1243 Sinibald Fiesko als Innocenz IV. den päbstlichen Stuhl bestieg. Der Kaiser verlor unter den Cardinälen einen Freund an ihm; auf dem päbstlichen Stuhl fand er ihn als seinen Feind wieder. Innocenz saß kaum in Rom fest, so ward sein Ton gegen Friedrich bedrohlich; er bestätigte sogleich den Bannfluch Gregors wider Friedrich. In Viterbo verschwor sich der Pabst mit den Welfen, und brachte die Stadt zum Abfall von dem Kaiser; dieser suchte sie durch Gewalt der Waffen wieder zu gewinnen, aber er mußte sich mit Verlust zurückziehen. Nun fielen viele Städte und Edle von des Kaisers Sache ab. Auch aus dem heiligen Lande kamen schlimme Botschaften: die Macht der Christen war dort, wegen der Friedensbrüchigkeit der Templer, durch die Mameluken für immer gebrochen. Auch dieser Unfall ward dem Kaiser zur Last gelegt. Nun strebte Friedrich nach Aussöhnung mit der Kirche. Nach langen Verhandlungen wurden dem Kaiser harte Bedingungen vorgelegt; er nahm sie an. Das hatte der Pabst nicht erwartet; um die weiteren Unterhandlungen zu verzögern, wollte er mit dem Hohenstaufen in Sutri persönlich zusammenkommen. So lange dies öffentlich veranstaltet wurde, eilte Innocenz heimlich über Genua, wo er schwer erkrankte, durchs Gebirge nach Lyon am 2. Dezember. Sogleich schleuderte er aufs Neue den Bannfluch wider Friedrich und berief zugleich eine Kirchenversammlung nach Lyon. Vergebens bot Thaddäus von Suessa, des Kaisers Abgesandter, all seine Beredsamkeit und Gewandtheit auf; der Endspruch des Pabstes, nach den bittersten, wahren und falschen, Anschuldigungen des Kaisers, war: daß er seiner Kronen und Reiche verlustig, jeder Unterthan seines Eides ledig, Deutschland zu neuer Königswahl verpflichtet sei; Sicilien aber erklärte er als ein Erbe des heiligen Petrus, das nun als Lehen der Kirche anheimgefallen sei; und alle Verbündete des Kaisers belegte er mit dem gleichen Bann.

Dieser Spruch, bei welchem so wenig die Rechtsformen beachtet wurden, brachte dem Pabste keinen Vortheil; wohl aber dem Kaiser. Jetzt war er jedem Aussöhnungsversuch, jeder Halbheit enthoben und für seine Waffenmacht lag Alles günstig. Die meisten Städte der Lombardei fielen ihm zu, und nur Anderes, das ihm jetzt wichtiger war, hielt ihn ab, Mailand zu erobern. Denn, wie er früher, um die Kaiserkrönung und andere Vortheile vom Pabste zu gewinnen, dessen Edikte gegen den Aufschwung des freien Geistes, gegen die Ketzer unterzeichnete, so trat der Hohenstaufe jetzt als Beschützer des freien, religiösen Geistes, als Schirm und Freund der Ketzer offen auf. Indeß er auf diese Weise den päbstlichen Stuhl zu untergraben suchte, schreckte ihn die Entdeckung einer furchtbaren Verschwörung auf, die, in seiner Nähe angelegt, Sicilien empören, ihn selbst verderben sollte. Bettelmönche zogen verkappt durch

Sicilien und bearbeiteten das Volk gegen den Kaiser; es gelang den Päbstlichen viele Große in die Verschwörung zu ziehen; der Kaiser selbst sollte an seinem Hofe zu Grosseto im Toskanischen ermordert werden; zu gleicher Zeit sollte sich die Fahne des Aufstandes in Neapel und Sicilien erheben. Als der Kaiser selbst erschien, kehrten die Meisten zu ihrer Pflicht zurück; bald war die Verschwörung gedämpft. Die Anführer derselben wurden zu grausamen Strafen verurtheilt. Abermals stand Friedrich siegreich; aber dieser schwarze Anschlag hatte sein inneres Leben getroffen; seine Seele ward düster; seine Gesundheit litt. Da brach abermals ein Schlag über ihn herein: Enzio, sein natürlicher Sohn, welchen ihm seine geliebte Bianca Lancia geboren, fiel in die Gefangenschaft der Bolognesen. Alles versuchte der Kaiser, ihn zu befreien; mit Gewalt vermochte er jetzt nichts; Krankheit fesselte ihn in Apulien ans Lager.

Fast vierzig Jahre hatten Friedrich der Kaiser und Pietro der Bettelstudent in Freundschaft und Treue zusammengelebt. Die kaiserliche Gunst erhob Pietro de Vigne von Stufe zu Stufe, der Neid konnte seinem Glücke nicht fehlen, und die Hofintrigue konnte es nicht ertragen, daß ein Einziger ununterbrochen und allein die Schlüssel zum Herzen des Fürsten haben sollte. Auch entging er den Versuchungen nicht, die einem so hoch Gestellten nahe liegen. Die Verleumdungen der Höflinge gegen den Günstling fanden keinen Anklang bei Friedrich; doch endlich drängten sich auch zwischen sie Mißverständnisse; und als Pietro sich in der Gunst seines Herrn gesunken glaubte, trat der Versucher vor ihn. Geheime Unterhandlungen zeigten ihm, wenn er seinen Herrn verriethe, den Preis fürstlicher Macht. Er gab keine Entscheidung: da wandten sich die päbstlichen Unterhändler an den Arzt Pietro's; er selbst hatte seine Geschicklichkeit dem Kaiser gerühmt, und dieser gebrauchte ihn in einer Krankheit. Es kam eine Warnung an den Kaiser, und es zeigte sich, daß der Arzt ihm Gift statt der Arznei reichen wollte. Da rang Friedrich verzweiflungsvoll die Hände. Pietro ward verhaftet, seine Feinde saßen über ihn zu Gericht, Friedrich glaubte an seinen Verrath; sein Todesurtheil konnte er aber nicht unterschreiben, er ließ ihn blenden. Pietro ließ sich nach Pisa führen; verzweifelnd endete er dort sein Leben.

Krankheit, Trauer und Gram nagten an dem Leben des Kaisers. Unglückliche Botschaften aus Deutschland und die Umtriebe des Pabstes rissen ihn aus diesem Zustand empor; noch einmal durchflammte ihn neue Kraft zum Leben und zum Siege. Mehrere Städte der Lombardei wandten sich ihm zu. Seine Waffen im obern Italien waren glücklich, Mailand war von den Ghibellinen fest eingeschlossen, Bologna zeigte sich zum Frieden geneigt, und er gewährte einen Waffenstillstand, bis er selbst nach dem obern Italien käme. Der Pabst sank in der öffentlichen Meinung immer

mehr; sein Uebermuth, seine Erpressungen, die Laster seines Hofes machten ihn zum Abscheu, sowohl der Fürsten als des Volkes. Er schien dem Angriff, zu welchem sich der Hohenstaufe rüstete, nicht widerstehen zu können. Schon überschwemmten des Kaisers siegreiche Garden den Kirchenstaat, als er von einer neuen Krankheit, der Ruhr, ergriffen wurde. Unter Blumen zu sterben, war ihm geweissagt worden, er glaubte jetzt die Erfüllung dieser Prophezeihung für nahe, Firenzuola (klein Florenz, Blumenstadt) hieß das Schloß, worin er sich befand. Isabella war am 1. Dezember 1241 gestorben. Auf dem Krankenbette ließ er sich noch mit seiner Geliebten, der schönen Bianca Lancia, der Mutter seiner geliebtesten Kinder, Enzio, Manfred, Violanthe und Salvaggia, trauen. Am 7. Dezember machte er sein Testament. Mit Liebe und Vorsorge gedachte er seiner Kinder, Freunde, Diener und Völker. Dann beichtete er und ward von dem Erzbischof von Palermo wieder in den Schooß der Kirche aufgenommen. Am 13. Dezember 1250 verschied er.

Friedrich war Held, war Feldherr; keiner that es ihm zuvor in schöner Ritterlichkeit. Seinen erhabenen Geist, seine hohe Weisheit, die ihm als Regent eigen waren, hat er als in einem leuchtenden Denkmal seiner Zeit und der Nachwelt hingestellt, in der Gesetzgebung, durch die er sein Erbreich umbildete. Besonders auch schuf und pflegte er treffliche Anstalten für Wissenschaft, Kunst und jede Förderung des Lebens. Er selbst war reich an Kenntnissen; er sprach und schrieb Griechisch, Lateinisch, Deutsch, Italienisch, Französisch und Arabisch. Von Jugend auf suchte und liebte er die Wissenschaft; treffliche Werke zu lesen, zu sammeln, zu verbreiten war seine Lieblingsbeschäftigung. Durch Nachsuchungen in seinen Landen und Ankauf in Syrien sammelte er viele Erzeugnisse der Wissenschaft und Dichtkunst, und verbreitete sie, um die Menschen dadurch aufzuklären. Viel that er, richtigere Kenntniß der Natur, als eines der besten Gegengifte gegen den Aberglauben, zu verbreiten. In diesem Sinne hielt er eine Menagerie, worin die Thiere aller bekannten Welttheile waren. Er selbst schrieb, ein Freund der Falkenjagd, ein Buch über die Natur der Falken und der Vögel überhaupt. Selbst die Geheimnisse des Meeres reizten ihn. Neuen Entdeckungen im Gebiete der Wissenschaft fehlte nie die königliche Belohnung. Seine Feinde säumten nicht, auch seine wissenschaftlichen Versuche zu den übelsten Nachreden zu mißbrauchen; und die Bettelmönche logen, er habe Kinder aufziehen, aber nie in ihrer Gegenwart sprechen lassen, um zu erfahren, ob und welche Sprache sie von selbst sprechen würden. Aber die Kleinen haben sterben müssen, weil man sie nicht mit Liedern eingeschläfert habe, und eine solche unmenschliche Stille unerträglich sei. Auch mit Zauberern und bösen Geistern umgab ihn der Volksglaube. Die Mathematiker oder Sterndeuter, die Naturphilosophen

des Mittelalters, die er in seiner Umgebung hatte, gaben Anlaß dazu. Aus allen Landen lockte er Gelehrte und Künstler in die seinigen; in den letztern suchte er das wissenschaftliche Talent und Verdienst auf, um es zu belohnen und zu gebrauchen. Sein philosophischer Geist erhob ihn frühe über den Glauben seiner Zeit; doch ging er zuletzt bis zum Unglauben fort. Große Vorliebe hatte er für die Sarazenen, die ihm auch, da er viele in seinen Landen ansiedelte, unter Allen am treuesten blieben. Würdig der Wissenschaft, die er beschützte und pflegte, stand er da, ein freier Geist, der seine Zeit zum Denken und zu freierem, geistigem Leben emporreißen wollte. Wie seine religiöse Lebensansicht, so war auch seine sittliche frei, frei bis zu jenem Uebermaß, das alle genialen Menschen für sich in Anspruch nehmen.

Aber als Sohn des Südens muß Friedrich gemessen werden, nicht als Sohn des kalten Nordens, wenn man den Maßstab an seine Sitten legen will. Von der Natur des glühenden Südens lernte er seine Moral, seine Ansicht von Zweck und Wesen des Daseins. Die Poesie, die im Leben der Völker keine Stätte fand, die Poesie eines goldenen Alters der Natur, wie sie in den alten Gesängen lebte, schien zu seinem Hofe herabgestiegen zu sein. Alle ihre Genien, die Schönheit, die Liebe, der Genuß, der Witz, die Grazie, die Musen des Saitenspiels und des Gesanges verherrlichten ihn. Hier saß er, das Diadem um die schöne geistreiche Stirn, wie ein König der Schönheit aus der Märchenwelt, und um ihn her als duftende Blumen die schönsten und geistreichsten Damen seines weiten Reiches. In der Gunst der Frauen, in der Liebe der Schönheit suchte und fand er den schönsten Lohn seiner Arbeiten. Man hat ihn in der Leidenschaft für das schöne Geschlecht mit Salomo verglichen, aber er ging nie in einem Wollustmeer unter. Um seine Tafel gaukelten Wohlleben, Geist und Witz, Schalkheit und lose Scherze. Aber unmittelbar, augenblicks reißt er sich aus dieser glänzenden Lust los und waffnet sich zum blutigen Streit. Keiner der Tausende seines Heeres trug die Glut der Sonnenhitze, die Strapazen des Marsches jetzt durch heißen Sand, jetzt durch die Gebirge der Alpen über Felsen und Gletscher besser als er; keiner war, wenn es erfordert wurde, mäßiger und strenger gegen sich selbst. Seine Regierung war so arbeitsvoll und kämpfereich, daß der Ernst sich von selbst einstellte, so sehr ein ununterbrochener Kampf, daß er den Augenblick haschen und sich an den schnellen Wechsel des Scherzes und des Ernstes gewöhnen mußte. Nie vergaß er über dem Einen das Andere. Die Kriege, die seine Kassen erschöpften, seine Entwürfe, die Geld forderten, machten ihn zum pünktlichen Wirthschafter. Die feinen Italiener liebten an ihm seine italische Bildung, die nichts von dem rauhen Deutschen zeigte; unter den Deutschen war er Deutscher, er pries sie als seine

Treuesten, und sie bewunderten in ihm den freigebigen Enkel ihres alten Heldenkaisers Rothbart. Die Natur hatte sein Angesicht so anmuthig gebildet, daß er Alle, die ihm naheten, bezauberte, und das heitere Antlitz überflog nur dann die Wolke des Ernstes, wann er zürnen oder strafen mußte. Jedoch in den langen Kämpfen verhärtete sich sein einst so schönes und liebenswürdiges Gemüth immer mehr, wie er in der Verfechtung seiner kaiserlichen Machtvollkommenheit oft bis zur despotischen Eigenmacht sich fortreißen ließ. Um die Welt mit seinem Ideal einer Monarchie zu beglücken, mußte er die Freiheit der Lombarden kreuzigen, und seine Sicilier, das Land seiner Geburt, seine eigene Schöpfung, mit immer gesteigerten Lasten beschweren.

Und wie bei seinem Großvater, so ging es nach seinem Tode auch bei ihm: Viele, die in weiter Ferne von dem Schauplatz seines Endes lebten, glaubten nicht an seinen Tod, und besonders im deutschen Lande erhielt sich noch viele Jahre die bedeutsame Sage, daß der große Friedrich nicht wirklich gestorben sei, sondern, müde der Feindseligkeiten und Verwirrungen, und in Folge von Weissagungen künftiger Unglücksfälle, wenn er länger in Italien bliebe, Europa verlassen habe und in den schönen Gefilden des Morgenlandes mit wenigen Getreuen ein glückliches Leben der Poesie und Liebe lebe.

Konrad IV.

(Heinrich Raspe. Wilhelm v. Holland. Richard v. Wallis. Alphons v. Castilien.)

Während des heftigen Kampfes zwischen Kaiser Friedrich und Innocenz IV. hatte der Letztere mehrere Versuche gemacht, in Deutschland selbst einen Gegenkaiser aufzustellen, um die Hohenstaufen in diesem Kern ihrer Macht zu schwächen, überall waren seine Legaten thätig gewesen mit den glänzendsten Versprechungen, mit Bestechungen, selbst mit Drohungen; aber es wollte kein deutscher Fürst seinem Kaiser den geschworenen Eid brechen, um als Mann des Pabstes um den Preis einer Scheinkrone zu dienen; mehr noch schreckte die Macht der kaiserlichen Partei in Deutschland davon ab, an deren Spitze Friedrichs Sohn, Konrad, der erwählte römische König, thatkräftig stand. Zuletzt war es Heinrich Raspe, Landgraf von Thüringen, dem der Pabst die Kaiserkrone aufdringen wollte. Der

Thüringer, ein Verwandter der Hohenstaufen, war ein in den Gehorsam der Kirche von Jugend an eingewöhnter Mann, und bei dem Rufe großer Tapferkeit sehr lenkbar und gutmüthig. Auch er wollte lange nicht an die Krone, er wollte nicht an Friedrich, seinem Kaiser, zum Verräther werden. Jetzt ließ Innocenz in Deutschland das Gerücht verbreiten, der Kaiser sei todt; Raspe zweifelte noch; da ließ Innocenz durch einen Geistlichen die Wahrheit des Gerüchtes mit einem körperlichen Eide bekräftigen. Raspe ließ sich überwinden, die deutsche Krone anzunehmen, im Mai 1246. Der Pabst versah ihn mit Geld, und dieses Geld und die Predigten der Deutschland durchziehenden Bettelmönche warben ihm ein Kriegsvolk. Bei Frankfurt am Main aber kam König Konrad, der Reichsverweser, mit Uebermacht über ihn. Päbstliches Geld und päbstliche Versprechungen verlockten mehrere schwäbische Große in Konrads Heer zum Verrath, sie gingen gleich im Anfang der Schlacht zu Raspe über, und Konrad mußte sich zurückziehen. Um so treuer hielten die deutschen Städte an den Hohenstaufen, und von ihnen und seinem Schwäher, Herzog Otto dem Erlauchten von Baiern, eifrig unterstützt, erhielt Konrad schnell wieder die Oberhand über den König des Pabstes. Bei Ulm schlug Konrad seinen Gegner so aufs Haupt, im Februar 1247, daß er von der Donau hinweg bis Thüringen floh, und auch in demselben Monat auf der Wartburg starb, unglücklich genug, da die frühere Ehre seines Namens vor ihm gestorben war und man ihn in Deutschland nur spöttisch den Pfaffenkönig nannte.

Trotz des schmählichen Ausgangs dieses Gegenkönigs ließ sich im Oktober desselben Jahres ein zweiter Vasall der deutschen Krone, Graf Wilhelm von Holland, durch den Pabst und die geistlichen Großen Deutschlands verlocken, den deutschen Königsnamen anzunehmen: der jugendliche Ehrgeiz des Grafen maß seine Kräfte und die Kräfte des Hohenstaufen nicht. Nicht des Holländers Macht, wohl aber der fast allgemeine Ungehorsam der Grafen und Herren in Deutschland, welche die Zerrissenheit des Reiches benützen wollten, sich zu kleinen Souveränen auszubilden, lähmte eine kurze Zeit die Thätigkeit König Konrads; aber als dieser bei seinem Vater jenseits der Alpen hinreichendes Geld geholt hatte, trieb er den Grafen von Holland und seine Partei überall auseinander, und jagte den Erstern hinter die Moräste der Zuydersee.

Der Tod Kaiser Friedrichs wurde von dem Pabste dazu benützt, dem geschlagenen Königthum des Grafen von Holland auf anderem Wege aufzuhelfen. Er spielte jetzt den Verfechter der Freiheit der Fürsten und Völker. Nicht nur die Sicilianer, deren rechtmäßiger König jetzt Konrad durch Erbfolge war, rief er in den weichen Schooß der Kirche zurück, wo Frieden und Freiheit ihrer warten, sondern auch die deutschen

Fürsten und Herren forderte er auf, von ihrer Freiheit Gebrauch zu machen: nicht Konrad, keiner der Söhne Friedrichs haben ein Recht an die deutsche Krone, denn nicht die Erbfolge, sondern die Wahl gelte im deutschen Reich; darum sei Graf Wilhelm von Holland der einzig rechtmäßige König der Deutschen, indem er durch freie Wahl ans Reich gekommen sei und nicht durch Erbfolge. Zugleich ließ er gegen Konrad, jetzt als der Vierte dieses Namens Selbstherrscher des deutschen Reiches, durch Schaaren von Bettelmönchen das Kreuz predigen, und schrieb einzeln an die deutschen Fürsten mit eigener Hand, um sie zum Abfall von den Hohenstaufen zu stimmen. Er hatte dem ganzen hohenstaufischen Hause den Untergang geschworen. Dadurch förderte er äußerste Verwirrung in den politischen Verhältnissen Deutschlands und eine sittliche Ruchlosigkeit, die jedes Mittel zur Rache an den gebannten, ketzerischen Hohenstaufen für erlaubt, ja für geheiligt achtete. Der Bischof von Regensburg verschwor sich, den König Konrad meuchlings zu morden, als dieser in der ihm getreuen Stadt einzog. Der König hatte eben den Bischof und seine Partei besiegt, ihn selbst gefangen, aber ihm großmüthig die Freiheit wieder gegeben. Nach fröhlichem Mahle im Kloster des heiligen Emeran legte er sich zur Ruhe. Um Mitternacht drangen bewaffnete Rotten, die sich ins Kloster geschlichen, im Einverständniß mit den Mönchen und geführt von dem Dienstmann des Bischofs, einem von Hohenfels, gegen die Gemächer des Königs. Ein getreuer desselben, Friedrich von Ensisheim, als er seinen Herrn durch die Flucht zu retten unmöglich sah, legte sich, nachdem er ihn unter einer Bank sich zu bergen überredet hatte, selbst in das Bett des Königs, und empfing schweigend die Dolchstöße der Verschworenen, die bereits sechs Ritter im Vorsaal getödtet hatten und in ihm jetzt den König zu tödten glaubten. Der so gerettete König zog am andern Morgen einen Theil der Verschworenen und das Kloster zur gebührenden Strafe; die Hauptverbrecher waren entflohen, aber der von Hohenfels wurde auf freiem Felde vom Blitz erschlagen. Daß König Konrad Freunde fand, die sich aus Treue für ihn aufopferten, konnte als Zeugniß gelten für die Liebenswürdigkeit seines Charakters; aber daß der König vom Vasallen, der Freund vom Freunde an Großmuth sich übertreffen ließ, das zeugte, daß der große Sinn der Hohenstaufen vorüber war.

Sein Gegenkönig Wilhelm von Holland trat ihm abermals bei Oppenheim am Rhein gegenüber; Konrad verlor die Schlacht und mußte sich nach Schwaben zurückziehen. Er sah, jetzt auf dieser Seite den Kampf fortzusetzen, dazu lagen die Verhältnisse des Augenblicks nicht günstig; jenseits der Alpen forderte sein Erbreich Neapel und Sicilien seine Gegenwart; um würdig dort erscheinen zu können, wurden die meisten Güter des hohenstaufischen Hauses, die im südlichen Deutschland umherlagen,

von ihm schnell verpfändet oder verkauft, und damit ein stattliches Kriegsvolk angeworben; seine Gemahlin Elisabeth ließ er unter dem Schutze ihres Vaters, Herzogs Otto des Erlauchten von Baiern, ihn ernannte er auch zum Reichsverweser, und zog so mit seinem Heere nach Italien, im Herbste 1251. Schon bei Mantua sammelten sich in großer Zahl die Anhänger der Hohenstaufen um ihn; voll Freude darüber schrieb er nach Deutschland, daß in Italien bald Alles glücklich geordnet, und er wieder bei Ihnen sein werde. Doch war Mittelitalien durch Pabst Innocenz selbst, der im Frühling dieses Jahres dahin zurückgekehrt war, fast ganz welfisch gestimmt und aufgeregt, und Konrad zog darum nicht zu Land Italien hinab, sondern schiffte über das adriatische Meer, und landete zu Ende des Jahres 1252 in Apulien.

In dem Erbreich der Hohenstaufen hatte Manfred, Kaiser Friedrichs natürlicher Sohn von der jenem noch in den letzten Tagen angetrauten Bianca Lancia, durch seines Vaters Testament Fürst von Tarent und Statthalter über Italien, gewaltet. Volk und Große Neapels gährten, von dem Pabste aufgereizt, aber Manfred hatte das Land bald beruhigt, nur die Hauptstadt Neapel hatte sich bis zur Landung Konrads mit wenigen festen Plätzen noch nicht unterworfen. Schnell fielen jetzt die letztern, und am 1. Oktober 1253 ergab sich auch die Hauptstadt, nachdem sie die engste Einschließung, wiederholte Bestürmungen und eine furchtbare Hungersnoth durchgemacht hatte, auf Gnade und Ungnade. Konrad befahl, keinen Neapolitaner zu tödten oder zu plündern, aber die Thürme und Mauern der Stadt wurden gebrochen, und die Häupter des Abfalls büßten nach peinlicher Untersuchung theils mit dem Leben, theils mit ungeheuern Geldstrafen; es war ein schweres Gericht über die schöne Stadt, nicht ohne große Schuld, denn für sie hatte Kaiser Friedrich mehr gethan, als für irgend eine andere. Noch während der Bedrängniß der Stadt versuchte der Pabst ihr, da er anders nicht konnte, wenigstens durch Fürbitte bei Konrad hülfreich zu werden, aber er erhielt die Antwort, er möge sich um seine Glatzköpfe kümmern und nicht um Dinge, die ihn nichts angehen. Jetzt bot zornig der Pabst die Krone Siciliens wie ein erledigtes Kirchenlehen an die Herren Europa's aus, aber es zeigte sich kein Liebhaber unter solchen Umständen. König Konrad hatte durch die Geldstrafen, durch Brandschatzungen der abgefallenen Plätze und durch Steuern sich bedeutende Geldmittel gesammelt, sein Sieg in Neapel und Sicilien war entschieden; ohne Sorge konnte er dieses sein Erbreich hinter sich lassen, und die Heimkehr nach Deutschland antreten: aber im Lager bei Lavello in Capitanata endete ein hitziges Fieber im siebenundzwanzigsten Jahre sein kurzes, aber thatenreiches Leben, am 21. Mai 1254.

Konrad IV. war der letzte König der Deutschen aus dem großen

Hause der Hohenstaufen. Er war Staatsmann und Feldherr zugleich; das theilte er mit seinem großen Vater; war dieser vom Drange nach Ruhm und Unsterblichkeit voll, so war Konrad nur ehrgeizig. Die Poesie im Charakter des Vaters gebrach dem Sohne, und in der Habsucht und dem strengen Ernste glich dieser, ganz das Gegentheil des Vaters, nur dem Großvater. Aber der Großvater war, wie der Vater, wenigstens dankbar gegen die Seinen: Konrad zeigte gegen seinen Halbbruder Manfred und dessen Anverwandte schnöden Undank, so viel Manfred auch für ihn gethan hatte. Er fürchtete den Bruder, und entfernte ihn von der Verwaltung des Reiches; sie kamen so auseinander, daß die Sage Glauben finden konnte, als hätte Manfred oder seine Familie durch Gift den Tod Konrads beschleunigt. Die Schmerzen des sterbenden Königs steigerten sich oft bis zur Verzweiflung, so daß er in Augenblicken dem Tage seiner Geburt und der römischen Kirche fluchte, als hätte er selbst der letztern eine Schuld an seinen tödtlichen Schmerzen im Innern zugetraut.

Jetzt war von dem gewaltigen Stamm der Hohenstaufen nur noch ein zweijähriger, vollbürtiger Zweig übrig, des verstorbenen Konrads Sohn gleichen Namens, den die Italiener Conradin, den kleinen Konrad, nannten. Den Markgrafen Berthold von Hochberg hatte der sterbende Vater zu seinem Vormund in Sicilien gesetzt, aber er vermochte das sicilische Reich für ihn nicht zu behaupten. Der Pabst gab Neapel und Sicilien an den Fürsten von Tarent, an Manfred, als ein Lehen der Kirche zur Verwaltung, er selbst, der heilige Vater, aber, spielte den König Siciliens und schlug seinen Hof abwechselnd zu San Germano und zu Neapel auf. Einen Priester zum Oberherrn zu haben, den Uebermuth der päbstlichen Höflinge täglich sehen und fühlen zu müssen, das verdroß und reizte den eingeborenen Adel. Der Pabst, hieß es, mag sich mit dem geistlichen Wesen begnügen, das weltliche Regiment dem Sohne des Kaisers überlassen! Gott erhalte Manfred für unsere Freiheit. An der Spitze der deutschen Ritter, der tapfern, von seinem Vater herüber gepflanzten Sarazenen und des eingeborenen Adels, vertrieb Manfred die Päbstlichen aus dem sicilischen Reich; Innocenz starb kummervoll, und Bianca's herrlicher Sohn waltete nun als Statthalter seines Neffen Conradin. Bald brachten Boten die Zeitung, das Königskind sei bei seiner Mutter im Baierlande gestorben. Im ganzen sicilischen Reiche wurden Trauerfeierlichkeiten angeordnet, und die Großen des Reiches riefen Manfred als König aus. Am 11. August 1258 ließ er sich zu Palermo krönen, und nachdem er vier Jahre lang sich Statthalter genannt hatte, nannte er sich jetzt König von Neapel und Sicilien. Elisabeth, die Königin Wittwe in Baiern, sandte eilig die wahrhafte Botschaft nach Italien hinab, daß Conradin noch lebe. Manfred antwortete, er habe das verwaiste

Reich zweien Päbsten mit den Waffen abgekämpft, und er begehre darum, da Conradin ohne dies noch ein zartes Kind sei, die Herrschaft für seine Lebenszeit; nach seinem Tode solle ihm sein Neffe darin folgen, und damit er sich frühe an die Sitten der Italiener gewöhne, denen die deutsche Art nicht gefalle, solle die Mutter das Kind ihm senden, er wolle ihn wie seinen eigenen Sohn halten. Aber die mißtrauische Mutterliebe argwöhnte welsche Tücke hinter dem Antrag des Oheims; sie wagte nicht, den Sohn ihm folgen zu lassen. Was weiter von Manfreds königlichem Walten als Gesetzgeber und Regent, seinen liebenswürdigen Sitten, seiner Genialität, seinem Eifer für Kunst und Wissenschaft und seinem gesangreichen Hofe, der noch poetischer war, als der seines Vaters, von seiner Gerechtigkeitspflege, seiner Thätigkeit für Ackerbau, Handel und Gewerbfleiß, endlich von seinen kriegerischen Unternehmungen auf Mittel- und Oberitalien zu sagen wäre, liegt außer den Grenzen dieser Blätter, und wird von uns an einem andern Orte im Einzelnen erzählt werden: nur seinen Ausgang müssen wir hier noch berühren. Nachdem er elf Jahre mit wachsendem Ruhme regiert hatte, verlor er Thron und Leben nach heldenmüthigem Kampfe in der Schlacht bei Benevent gegen Karl von Anjou, dem der Pabst das sicilische Reich als Lehen angeboten hatte, wenn er es erobern würde. Die Franzosen aber hausten so in den eroberten Landen, daß die Eingeborenen mit Sehnsucht nach Norden sahen, wo im fernen Deutschland Conradin indeß zum Jünglinge herangeblüht war, den sie als ihren Retter erwarteten.

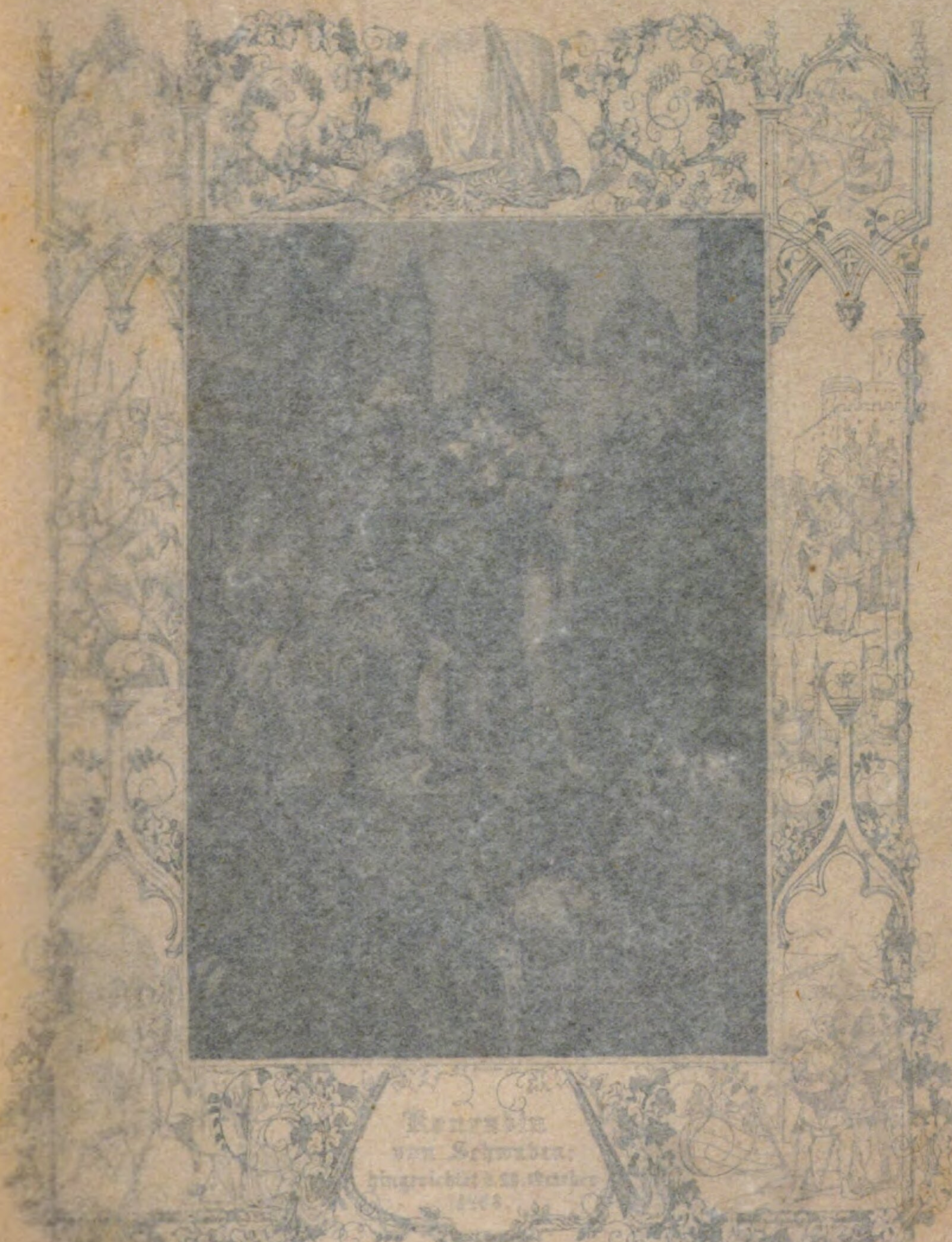
In Deutschland war indessen die Verwirrung allgemein: die Fürsten und das Volk, Adel und Geistlichkeit waren in argem sittlichem Verfall, und das Reich lag wie in Trümmern. Wilhelm von Holland, als König im Reiche eine Null, war im Januar 1256 von den Westfriesen, deren Freiheit er brechen wollte, in einen Hinterhalt gelockt worden, und sein Ehrgeiz hatte schon in seinem siebenundzwanzigsten Jahre ein frühes Ende gefunden: ohne ihn zu kennen, ohne darum auf seine Bitten um Schonung seines Lebens zu hören, hatten ihn die friesischen Bauern erschlagen. Darauf hatten die geistlichen und weltlichen Großen die deutsche Königskrone feil geboten, und die beiden Parteien, in die sie sich theilten, hatten zu gleicher Zeit sich Könige gemacht, die Einen einen Bruder des englischen Königs, Richard von Cornwall, die Andern Alphons von Castilien, den Sohn einer Tochter Philipps des Hohenstaufen. Beide waren nicht einmal Parteihäupter, geschweige deutsche Könige, sie gaben nur jeder seiner Partei seinen Namen, und die Partei gönnte ihm dafür den königlichen Namen. Richard besuchte dreimal Deutschland und verschwendete an die deutschen Fürsten sein Geld; als er nichts mehr zu geben hatte, ging er wieder heim, die Fürsten wurden unzufrieden mit ihm und er mit ihnen. Alphons sah den deutschen Boden niemals. Das Geld jedoch, das sich die Kurfürsten für

das Geschenk des königlichen Schattens von den fremden Liebhabern der deutschen Krone hatten zahlen lassen, floß nur in wenige Kassen: denn waren früher alle Fürsten im Kur- oder Wahlrecht gewesen, so hatten sich jetzt sieben größere Fürsten das Wahlrecht allein angemaßt; wo sonst die große Zahl deutscher Fürsten als Kurfürsten den König erkoren, wählten jetzt nur sieben, die den Namen Kurfürsten ausschließend für sich ansprachen.

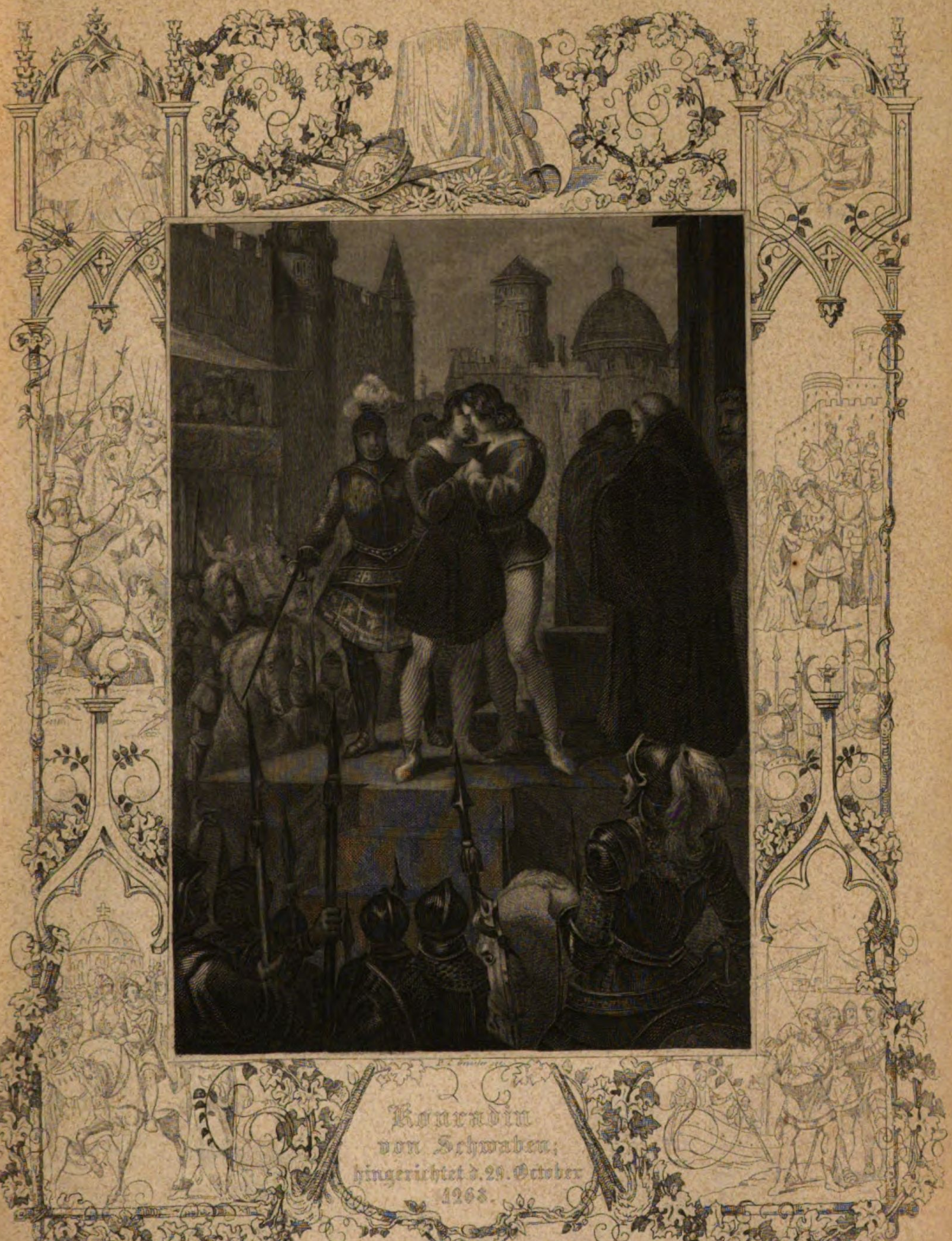
So lag Deutschland und Italien, als Boten aus dem letztern Lande zu Conradin kamen, und ihn aufriefen, über die Alpen zu kommen und sein Erbreich Sicilien einzunehmen. Alle Ghibellinen Italiens würden für ihn in die Waffen treten, schrieben sie ihm, so sehr seien die Franzosen verhaßt, das Glück werde ihm nicht fehlen.

Conradin stand in der ersten Blüthe als ein junger, einsamer Baum unter den ungeheuern Ruinen seines Hauses. Das Herzogthum Schwaben, das ewige Erbe seines Geschlechts, hatte schon der Schattenkönig Wilhelm von Holland, weil es Konrad IV. verwirkt habe, zum Reich eingezogen, und die herzoglichen Aemter und Güter unter seine Anhänger vertheilt; die meisten hohenstaufischen Lehen und Eigengüter waren schon zuvor verloren gegangen; die letzten hohenstaufischen Fürsten hatten sie theils selbst verkauft, verpfändet oder verschenkt, theils hatten die größern Vasallen in der Verwirrung des Reiches sie an sich gerissen; selbst die mütterlichen Verwandten Conradins, die Baierfürsten, scheuten sich nicht, daran Theil zu nehmen. Dem letzten Willen seines Vaters gemäß, war Conradin von dem Bischof von Konstanz, Eberhard Truchseß von Waldburg, erzogen worden; in frühester Jugend schon erklangen die Saiten seiner Hand, und süße Lieder entquollen seiner Phantasie, als er noch so jung war, daß er sich selbst noch ein Kind nennt, und auch die Liebe überkam so frühe sein Herz, daß er klagt, „die Liebe lasse es ihn sehr entgelten, da er der Jahre noch sei ein Kind.“ Die Poesie des Geistes, der in seinem Großvater waltete, war auch in und mit ihm; dem Großvater glich er auch an wundersamer Schönheit des Leibes, an Sinn für gelehrte Bildung, wie an kühnem Muth, an frühreifem hellem Verstand und ritterlicher Sitte. Nach dem Tode des Schattenkönigs Wilhelm von Holland schöpften die Freunde des hohenstaufischen Hauses neue Hoffnungen, Conradin an das Reich zu bringen. Pabst Urban IV. bedrohte den Bischof mit Bann und Entsetzung, wenn er für die Erhebung Conradins wirken würde, dieses Abkömmlings der Feinde der Kirche und des heiligen Glaubens: ein böser Baum bringe böse Früchte. Pabst Clemens IV. verstärkte die Drohungen gegen alle, die ihm anhängen würden: der kleine Funke Conradin, der zarten Alters, aber reif an Bosheit sei, könnte leicht den alten Brand wieder erwecken und dem Beispiel des Großvaters folgen.

Conradin verließ die Geliebte, des Markgrafen Dietrich von Meißen


Konradin
von Schwaben;

Conradin verließ die Geliebte, des Markgrafen Dietrich von Meißen


Konradin
von Schwaben;
hingerichtet d. 29. October
1268.

zarte Tochter, der er sich so eben erst vermählt hatte, die ängstlich sorgende Mutter, das stille häusliche Glück, und ging über die Alpen, im Herbst 1267. 10,000 kriegerische Männer begleiteten ihn, meist Schwaben und Baiern; 100,000 Goldgulden, welche die Ghibellinen Mittelitaliens ihm zum Geschenke gesandt hatten und das Geld, das er durch Verkauf oder Verpfändung der meisten ihm noch übrigen Güter zusammengebracht hatte, sowie die Hoffnung auf gute Beute und Abenteuer hatten ihm dieses Heer folgen lassen. Aber sein dreimonatliches Verweilen in Oberitalien machte, daß Viele aus Geldmangel wieder heimkehrten, Viele aus Mißmuth oder weil sie die Lust an dem gefährlichen Abenteuer verloren hatten. Mit nur 3000 Kriegsgenossen zog er weiter, aber fast täglich verstärkt durch italienischen Anhang. In mehreren Gefechten siegte er. Seine Partei in Sicilien gewann fast die ganze Insel, Neapel und Calabrien; die treuen Sarazenen seines Großvaters erhoben sich für ihn, und Rom empfing ihn als König und Kaiser, als Befreier von den Leiden der Knechtschaft. Die Schlacht bei Tagliacozzo, am 23. August 1268, entschied seinen Sieg über die Franzosen: aber er ließ sich in einen Hinterhalt locken, und der Sieg verwandelte sich in eine vollkommene Niederlage. Conradin mit mehreren Begleitern auf der Flucht, wurde durch Verrath gefangen, und Karl von Anjou ließ ihn, den letzten Sprossen des großen Kaiserhauses, den Enkel seines Lehensherrn, und mit ihm seinen gleichalterigen Freund Friedrich, den Sohn des Markgrafen Hermann von Baden und der Babenbergerin Gertrud, den rechtmäßigen Erben des von dem Böhmenkönig Ottokar ihm entrissenen Herzogthums Oesterreich, nebst dreizehn deutschen und italienischen Herren auf dem Marktplatze zu Neapel enthaupten.

Ueberall unterlag die hohenstaufische Partei; am längsten hielt sich die Sarazenenstadt Nocera. Ein Jahr lang vertheidigten die tapferen Söhne des Islam hier die Wittwe ihres Königs Manfred und seine Kinder. Als Kampf, Hunger und Pest sie bis auf einen elenden Rest zusammengeschmolzen hatten, fiel auch diese Burg, und mit ihr fielen auch diese hohenstaufischen Zweige in die Gewalt des grausamen Siegers. Zwei Jahre später starb auch Enzio in seiner Gefangenschaft zu Bologna. Das große Sternbild Hohenstaufen, das so lange und erst kurz noch in so vielen Radien gestrahlt hatte, war erloschen. Hundert und dreißig Jahre war Deutschland, sechsundsiebzig Jahre Italien unter seiner Herrschaft, mehr als ein Jahrhundert lang die ganze bekannte Welt unter seinem Einfluß gestanden.

Nennt man die hohenstaufische Zeit, so nennt man eben damit die Morgenröthe unserer Bildung, unserer Wissenschaften und Künste, die Blüthe des Minnegesangs und des Ritterthums, das Erwachen unseres Handels durch die eröffnete Verbindung mit Italien, die Anfänge geschriebener Gesetzgebungen und Verfassungen, der Städtefreiheit und des

wohlhabigen Bürgerthums. Seitdem ist die Glorie und die Größe des Kaiserthums nie mehr dieselbe geworden.

Es ist, als ob Heinrichs VI. blutig grausame Vertilgung des normannischen Königsgeschlechtes den Fluch in das Haus der Hohenstaufen hereingebracht hätte, und als ob das unschuldige vergossene Blut der Tancredischen Familie hätte gesühnt werden müssen durch das unschuldige Blut Conradins und den Untergang des hohenstaufischen Hauses: aber auch den Schatten der Hohenstaufen wurde ihre Blutrache. Unter dem Namen der sicilianischen Vesper ist diese bekannt. Alle Franzosen auf sicilischem Boden wurden von den Eingeborenen erschlagen oder verjagt, im Jahre 1282, Peter von Arragonien, Manfreds Eidam, als König anerkannt, Karls von Anjou eigener Erbprinz gefangen; das Volk von Messina forderte sein Blut, doch die Königin Constantia, Manfreds Tochter, die Hohenstaufin, war großmüthig genug, den Sohn des Verderbers ihres Hauses vom Blutgerüste zu retten. So herrschte noch lange ein hohenstaufischer Nebenzweig mit Königs-Namen und Macht in Sicilien: in Deutschland aber war lange schreckliche Verwirrung, da kein König auf dem Throne waltete, Jeder den Herrn spielte und kein Recht galt, als das Recht der Faust.

IV.

Die Zeiten der Habsburger und Luxemburger.

(1273 — 1806.)

IV.

Die Zeiten der Habsburger und Luxemburger.

(1273—1308)

Rudolph I.

Seit dem Tode Kaiser Friedrichs II. war kein allgemein anerkannter König, kein Kaiser im Reiche. In dieser Zeit allgemeiner Auflösung und Ordnungslosigkeit eilten größere und kleinere Herren, weltliche und geistliche, wo sie konnten, zuzugreifen und an sich zu reißen, so viel sie vermochten von den Rechten und Gütern des Reiches, wie von denen der kleinen Freien. Besonders waren die herzoglichen Rechte und Güter in Schwaben, die Trümmer des hohenstaufischen Erbes, Ursache und Ziel mannigfacher Fehden, und Grafen und Bischöfe bauten, da die Hoheit des Kaiserthums zerfallen war, unbekümmert um das Ganze, an ihrer eigenen Größe, an ihrer Landeshoheit, entzogen sich der Reichssteuer, eigneten sich des Reiches Zölle und Gerichtsbarkeiten zu, und machten sich aus Lehensträgern der Krone zu Selbstherren, die auf eigene Faust und selbstständig zu walten anfingen; die kleineren Stände ihrer Landeshoheit zu unterwerfen, scheuten sie kein Mittel. Auf allen Straßen des Reiches lagerten frech und als ritterliche Hantirung Raub und Mord. Ein Jeder that, was ihm beliebte, allenthalben Fehde und Kriegsgeschrei; der Reiche drückte auf den Armen, weil Niemand Recht und Gerechtigkeit handhabte, und Keiner konnte im Frieden aus und eingehen, weil es an einem schirmenden König fehlte. Dem überall sich geltend machenden Faustrecht hatte Jeder nichts entgegen zu stellen als die Selbsthülfe. So waren seit des großen Friedrichs II. Hingang dreiundzwanzig Jahre der Gesetzlosigkeit verflossen, unter der vor allen Schwaben, Franken und die Rheinlande litten. Da wurde endlich die Sehnsucht nach Ordnung und darum nach einem wahren König, statt der bisherigen Schatten, allgemein; Groß und Klein wollte sie geendet sehen, „die kaiserlose, die schreckliche Zeit.“ Auch darüber war man einig, daß die Ordnung nur hergestellt werden könnte durch einen Mann, der so weise als tapfer, so kraftvoll durchgreifend als gerecht, die Liebe und Achtung Aller besäße oder verdiente.

Die sieben Wahlfürsten, welche in den langen Jahren der Wirren das Recht der Königswahl allein sich zugeeignet hatten, die Erzbischöfe

von Mainz, Trier und Köln, als des Reiches Kanzler, der Pfalzgraf bei Rhein als Truchseß, der Herzog von Sachsen als Marschall, der Markgraf von Brandenburg als Kämmerer und der König von Böhmen als Erzschenk des Reiches — diese sieben Kurfürsten traten zu Frankfurt theils persönlich, theils durch Gesandte zur Wahl eines Königs zusammen, im Herbste 1273. Alle sieben rathschlagten hin und her, zuletzt übertrugen sechs dem Pfalzgrafen bei Rhein das Geschäft, den der Krone Würdigsten herauszufinden und zu bezeichnen. Er bezeichnete den Grafen Rudolph von Habsburg.

Dieser Graf war nicht, wie man so oft annimmt, ein kleiner, zwar unbedeutender Burgherr in den obern Landen. Sein Geschlecht konnte er bis in die ältesten Zeiten zurückführen; er stammte mütterlicherseits aus dem Hause der reichen Grafen von Kyburg, sein Vater, Graf Albrecht von Habsburg, war zugleich Landgraf im Elsaß. Seine Mutter, Hedwig, hatte ihn am 1. Mai 1218 geboren, und Kaiser Friedrich II. hatte ihn als Pathe aus der Taufe gehoben. Aufgewachsen am Kaiserhofe Friedrichs, in dessen nächster Nähe zum Krieger gebildet in den italienischen Zügen, hatte er unter dem Böhmen Ottokar in einer Kreuzfahrt gegen die ungläubigen Preußen sich Waffenruhm erfochten; sein weitausgedehnter Herrschaftsbesitz sicherte ihm eine bedeutende Macht, seine glänzenden Talente hatten ihm längst schon, besonders aber in den letzten verworrenen Zeiten, ein überwiegendes Ansehen in Ober- und Niederschwaben erworben. Seine Gemahlin, Anna Gertrud, die Tochter des Grafen Burkhard von Hohenberg, hatte ihm schöne Güter in Schwaben und im Elsaß als Mitgift zugebracht, von seiner Mutter Hedwig hatte er die weitläufigen Kyburger Herrschaften, da seine Oheime kinderlos starben, ererbt; er selbst war Landgraf im Elsaß. Als Ritter und Kriegsmann war er so berühmt, daß die Waldstädte Uri, Schwyz und Unterwalden und das mit ihnen verbündete Zürich in ihrer Bedrängniß durch den das Faustrecht übenden Adel ihn von selbst zu ihrem Kriegshauptmann und Schirmherrn wählten, schon im Jahre 1257. Und wie er für die Rechte der Bürger eintrat wider die Gewaltthätigkeit und Zügellosigkeit des Adels, so trat er, wo es galt, für die Rechte und die Ehre seines Standes, des Adels, kräftiger ein. In dem biedern, tapfern Degen wohnte zudem ein milder christlich-frommer Sinn. Eines Tages ritt Herr Rudolph zum Waidwerk, und er begegnete einem Priester, der das Allerheiligste trug, in der Nähe der Reuß. Der Fluß war hoch angeschwollen, der Steg hinweggeführt, und der Priester im Begriff, die Schuhe von den Füßen zu ziehen und baarfuß durch das Wasser zu waten. Da sprang Herr Rudolph von seinem Roß, setzte den Priester darauf und führte ihn selbst am Zügel über den Fluß. Ja er schenkte das ritterliche Pferd dem frommen


Kaiser Rudolph
von Habsburg
regierte von 1273–1291.

von Mainz, Trier und Köln, als des Reiches Kanzler, der Pfalzgraf bei Rhein als Truchseß, der Herzog von Sachsen als Marschall, der Markgraf von Brandenburg als Kämmerer und der König von Böhmen als Erzschenk des Reiches — diese sieben Kurfürsten traten zu Frankfurt theils persönlich, theils durch Gesandte zur Wahl eines Königs zusammen, im Herbste 1273. Alle sieben rathschlagten hin und her, zuletzt übertrugen sechs dem Pfalzgrafen bei Rhein das Geschäft, den der Krone Würdigsten herauszufinden und zu bezeichnen. Er bezeichnete den Grafen Rudolph von Habsburg.

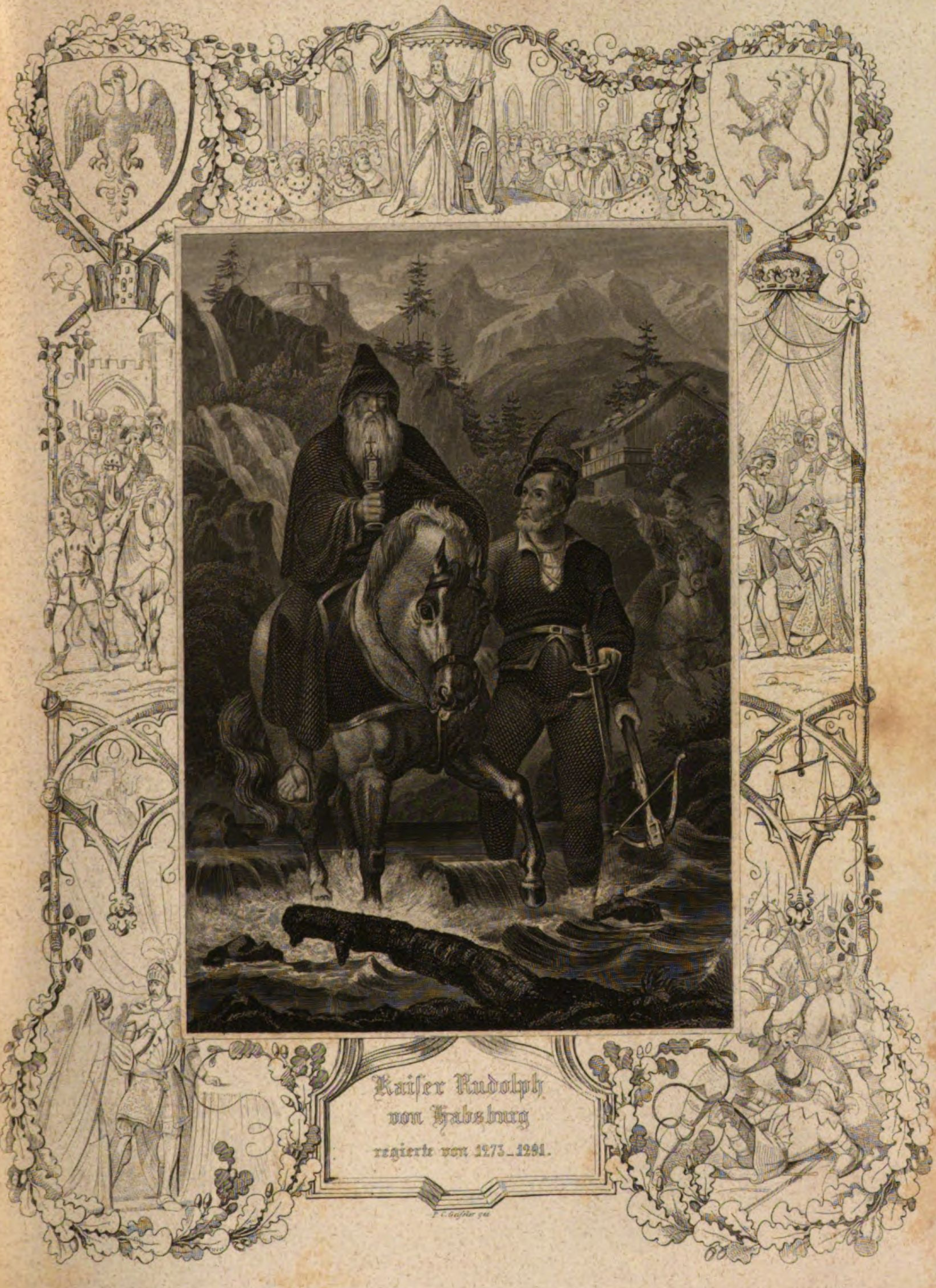
Dieser Graf war nicht, wie man so oft annimmt, ein kleiner, zuvor unbedeutender Burgherr in den obern Landen. Sein Geschlecht konnte er bis in die ältesten Zeiten zurückführen; er stammte mütterlicherseits aus dem Hause der reichen Grafen von Kyburg, sein Vater, Graf Albrecht von Habsburg, war zugleich Landgraf im Elsaß. Seine Mutter, Hedwig, hatte ihn am 1. Mai 1218 geboren, und Kaiser Friedrich II. hatte ihn als Pathe aus der Taufe gehoben. Aufgewachsen am Kaiserhofe Friedrichs, in dessen nächster Nähe zum Krieger gebildet in den italienischen Zügen, hatte er unter dem Böhmen Ottokar in einer Kreuzfahrt gegen die ungläubigen Preußen sich Waffenruhm erfochten; sein weitausgedehnter Herrschaftsbesitz sicherte ihm eine bedeutende Macht, seine glänzenden Talente hatten ihm längst schon, besonders aber in den letzten verworrenen Zeiten, ein überwiegendes Ansehen in Ober- und Niederschwaben erworben. Seine Gemahlin, Anna Gertrud, die Tochter des Grafen Burkhard von Hohenberg, hatte ihm schöne Güter in Schwaben und im Elsaß als Mitgift zugebracht, von seiner Mutter Hedwig hatte er die weitläufigen Kyburger Herrschaften, da seine Oheime kinderlos starben, ererbt; er selbst war Landgraf im Elsaß. Als Ritter und Kriegsmann war er so berühmt, daß die Waldstädte Uri, Schwyz und Unterwalden und das mit ihnen verbündete Zürich in ihrer Bedrängniß durch den das Faustrecht übenden Adel ihn von selbst zu ihrem Kriegshauptmann und Schirmherrn wählten, schon im Jahre 1257. Und wie er für die Rechte der Bürger eintrat wider die Gewaltthätigkeit und Zügellosigkeit des Adels, so trat er, wo es galt, für die Rechte und die Ehre seines Standes, des Adels, noch kräftiger ein. In dem biedern, tapfern Degen wohnte zudem ein überaus milder christlich-frommer Sinn. Eines Tages ritt Herr Rudolph aufs Waidwerk, und er begegnete einem Priester, der das Allerheiligste trug, in der Nähe der Reuß. Der Fluß war hoch angeschwollen, der Steg hinweggeführt, und der Priester im Begriff, die Schuhe von den Füßen zu ziehen und baarfuß durch das Wasser zu waten. Da sprang Herr Rudolph von seinem Roß, setzte den Priester darauf und führte ihn selbst am Zügel über den Fluß. Ja er schenkte das ritterliche Pferd dem frommen



Kaiser Rudolph
von Habsburg
regierte von 1273–1291.

von Mainz, Trier und Köln, als des Reiches Kanzler, der Pfalzgraf am Rhein als Truchseß, der Herzog von Sachsen als Marschall, der Markgraf von Brandenburg als Kämmerer und der König von Böhmen als Erzschenk des Reiches — diese sieben Kurfürsten traten zu [illegible] theils persönlich, theils durch Gesandte zur Wahl eines Königs [illegible] im Herbst 1273. Sie haben [illegible] hin und her, zuletzt [illegible] sechs dem [illegible] der Krone [illegible] herauszufinden und zu [illegible]. Sie bezeichneten den Grafen Rudolf von Habsburg.

[illegible] war gar nicht, wie man [illegible] annimmt, ein [illegible] Geschlecht [illegible] er stammte mütterlicher[illegible] Sein Vater, Graf [illegible] im Elsaß. Seine Mutter [illegible] Kaiser Friedrich II. [illegible] am Kaiserhofe [illegible] in den italienischen [illegible] Kreuzfahrt [illegible] sein weitausgedehnter [illegible] seine glänzenden [illegible] den letzten verworrenen [illegible] Niederschwaben erworben [illegible] Grafen Burkhard von [illegible] und im Elsaß [illegible] die weitläufigen [illegible] starben, erbt; er [illegible] Kriegsmann war er so [illegible] Unterwalden und das [illegible] durch den das [illegible] Kriegshauptmann und Schirmherrn [illegible] schon im Jahre [illegible]. Und wie er für die Rechte der Bürger [illegible] wider die [illegible] und Zügellosigkeit des Adels, so [illegible] es galt, für die [illegible] und die Ehre seines Standes, des Adels, [illegible] kräftiger ein. In dem biedern, tapfern Degen wohnte zudem ein [illegible] milder christlich-frommer Sinn. Eines Tages ritt Herr Rudolf [illegible] Waidwerk, und er begegnete einem Priester, der das Allerheiligste [illegible] in der Nähe der Reuß. Der Fluß war hoch angeschwollen, [illegible] hinweggeführt, und der Priester im Begriff, die Schuhe von den [illegible] zu ziehen und baarfuß durch das Wasser zu waten. Da sprang [illegible] von seinem Roß, setzte den Priester darauf und führte ihn [illegible] den Fluß. Ja er schenkte das ritterliche Pferd dem [illegible]


Kaiser Rudolph
von Habsburg
regierte von 1273–1291.

Manne. Ich schätze mich unwürdig, sprach er, daß ich fürbaß sitze auf dem Thier, auf dem der Herr der Herren ist übergeführt worden. — Mit Abt Berthold von Skt. Gallen war er in einen Krieg verwickelt, während er zugleich mit dem Bischof von Basel und dem Grafen von Montfort in Fehde lag. Der Abt rüstete sich eifrigst gegen ihn. Eines Abends, während der Abt tafelt, tritt der Diener zu ihm: „Herr, der von Habsburg steht vor dem Thor, soll er eingelassen werden?“ Der Abt, überrascht, daß sein mächtiger Feind so ganz allein und wehrlos sich in seinen Bereich wage, befahl sogleich, ihn einzulassen. Rudolph ging auf den Abt zu. „Herr von Skt. Gallen, sagte er, wir hatten einen Stoß; darum bin ich herkommen. Was Ihr durchs Recht haben sollt, das will ich Euch gern lassen.“ Gerührt durch solche Treuherzigkeit und solchen Edelsinn, bot der Abt die Hand zu günstigem Vergleich.

So kam es, daß der Name Rudolphs von Habsburg überall mit Liebe und Verehrung genannt wurde; man fürchtete und schätzte seine Tapferkeit, sein Kriegsgeschick, seine Macht; alle Bedrängten, alle kleinen Freien sahen und fanden in ihm ihren Halt und Schirm; den Geistlichen war er angenehm, weil er ihnen Achtung und Ehre bewies, und so war es nicht zu verwundern, daß des Habsburgers Name einer der ersten war, die zu Frankfurt als der Krone würdig genannt wurden. Es fügte sich, daß der Priester, den der Graf durch die angeschwollene Reuß geführt hatte, indeß Kaplan des Kurfürsten von Mainz geworden war, und diesem Erzbischof selbst hatte der Habsburger auf einer Reise nach Rom wichtige Dienste geleistet. Der Mainzer nannte auch Rudolph als den, der den allgemeinen Wünschen und Bedürfnissen am meisten entspräche, und der Pfalzgraf bei Rhein sprach nur noch öffentlich aus, worin alle zuvor einstimmten; nur die Gesandten des Böhmenkönigs und des Herzogs Heinrich von Baiern nicht: Beide hatten selbst um die Krone gebuhlt. Die meisten Herren und alles Volk aber jubelten laut, als bekannt wurde, daß am 29. September 1273 Graf Rudolph zum deutschen Könige gewählt worden.

Der Mainzer, voll Freude, und mit ihm der Burggraf Friedrich von Nürnberg und der Reichsmarschall Heinrich von Pappenheim eilten, dem Gewählten seine Wahl zu überbringen und ihn zur Krönung nach Aachen einzuladen.

Sie trafen ihn zu Basel, wo er so eben eine Fehde mit dem Bischof beendigt hatte, und den Kampf der edlen Geschlechter und der Bürgerschaft zu schlichten im Begriff war. Bescheiden antwortete der neue König den Abgeordneten des Reiches: die Ehre und die Auszeichnung, die ihm Gott erzeige, habe er leider seiner Würdigkeit nach nicht verdient, doch bitte er Gott, er wolle ihm einen solchen Sinn verleihen, daß er ihm und

den Menschen wohlgefällig das Reich führen möge! Als der Bischof von Basel aber die Wahl vernahm, biß er sich in die Lippe. Sitz fest, sagte er, lieber Herre Gott, oder Rudolph wird sich auf deinen Stuhl setzen. Zahllos war das Volk bei der Krönungsfeierlichkeit zu Aachen. Engelbrecht, der Erzbischof von Köln, krönte ihn, am 28. Oktober 1273.

Rudolph säumte nicht, gleich daran zu gehen, den Erwartungen zu entsprechen: er war freigebig gegen seine Freunde, durchzog das Elsaß, den Oberrhein und Schwaben, hörte die Klagen der Bauerschaften und der Städtebürger, die sich von den Burgherren und Prälaten gedrückt fühlten, und versprach Abhülfe, entbot alle Fürsten und Herren auf einen allgemeinen Tag nach Nürnberg, um die Gebrechen des Reiches zu untersuchen und zu heben: ein allgemeiner Landfrieden sollte befestigt und die wilde Rohheit des Faustrechts gebändigt werden, womit so lange der Starke den Schwachen mißhandelt habe. Auf dem bestimmten Tage erschienen alle Fürsten und Herren, nur Ottokar von Böhmen und Heinrich von Baiern nicht. Der König ließ den Landfrieden beschwören, die geschriebenen Rechte und kaiserlichen Satzungen verlesen, und bekannt machen, wer ein zum Reich gehöriges Lehen, Recht oder Gut an sich gerissen, habe es bei Strafe der Acht und Aberacht zurückzustellen. Alle Herren sahen, daß es dem Könige Ernst war, dem Reiche seine verlorene Macht, den Gesetzen Ansehen und Kraft wieder zu gewinnen. Den Böhmen und den Baier lud er auf einen Tag nach Würzburg, wegen der verweigerten Huldigung sich zu verantworten, und fuhr dann in allen Städten umher, und richtete allenthalben, wo was zu schlichten war. Um zur Wiederaufrichtung des deutschen Reiches aus seinem Verfall im Innern einen mächtigen Beistand zu haben, lag ihm Alles daran, den Pabst für sich zu gewinnen. Die Kirche sollte mit ihrem ganzen Einfluß seinen Arm stärken. Nur gegen Preisgabe der äußeren Macht des Reiches von Seiten Rudolphs sicherte der Pabst ihm seine Anerkennung und seinen Beistand zu. Rudolph mußte versprechen, auf alles Das, um was die Salier und Hohenstaufen gekämpft, was sie erstritten und mit ihrem und Deutschlands Blute vertheidigt hatten, keinen Anspruch zu machen; er mußte die Beerbung der Bischöfe, alle Hoheitsrechte und Herrschaft in der Romagna, Mark Ancona, Grafschaft Bertinoro, dem Herzogthum Spoleto und die mathildischen Güter dem römischen Stuhle unbedingt lassen und bestätigen, Sicilien als ein kirchliches Lehen und Karl von Anjou als rechtmäßigen Inhaber desselben anerkennen, und noch manches Andere zugestehen.

Kaum hatte er von solchem Vertrage verlauten lassen, als auch bei Vielen die Achtung vor ihm sank. Zudem faßte der Pabst seine Anerkennung in den Ausdruck Bestätigung der von den deutschen Fürsten vorgenommenen Wahl, und es war wenig, daß Alphons von Castilien durch den Pabst vermocht wurde, dem deutschen Reich oder vielmehr dem Namen

eines deutschen Königs, da er das Reich nie besessen hatte, zu entsagen. Viel gefährlichere Nebenbuhler hatte Rudolph an Ottokar dem Böhmen und Heinrich dem Baier. Beide pochten auf ihre Macht und verachteten den emporgekommenen Grafen von Habsburg, dessen Wahl sie für ungültig erklärten, trotz dem Ausspruch des Pabstes. Weder der Eine noch der Andere erschien darum zu Würzburg. Rudolph lud sie zum drittenmale nach Augsburg vor, und forderte von dem Böhmen die schleunige Rückgabe der Reichslehen Oesterreich, Steiermark, Kärnthen und Krain, wofern er nicht des Reiches Acht über sich ziehen wolle.

Statt zu huldigen, ließ Ottokar durch seinen Gesandten, den Bischof Bernhard von Seccau, aufs Neue protestiren. Der Gesandte hielt eine lange Rede, worin er die Rechtmäßigkeit der Wahl Rudolphs in übermüthigem Tone angriff: Rudolph sei ein von der Kirche Verfluchter, des Pabstes Bann laste auf ihm als Kirchenräuber.

Vor einundzwanzig Jahren, als Graf Rudolph von Habsburg in dem großen Kampfe zwischen den Hohenstaufen und dem römischen Stuhle seinem Pathen Kaiser Friedrich treu blieb und im Gebiete des dem Kaiser feindlichen Bischofs von Basel das Margaretenkloster verbrannte, hatte Innocenz IV. den Bann über den Habsburger ausgesprochen. Dessen gedachte jetzt Ottokars Gesandter und benützte es in seiner langen Rede, die er lateinisch vortrug.

Die Länge der Rede, die Rudolph bis zu Ende anhörte, gab ihm Muße, seinen gerechten Zorn zu bezwingen. Mit Ruhe erwiderte er dem Bischof: „Habt Ihr zu schaffen mit keinem Pfaffen, da Latein dazu gehört, das spart auf den Chor.“ Er ließ es ihn fühlen, daß vor Deutschen in deutschen Sachen einem Deutschen deutsch zu reden sich gezieme, nicht gelehrt, sondern so, daß es Jedermann verständlich sei. Während der König sprach, konnten die anwesenden Fürsten ihren Zorn über die Unverschämtheit des böhmischen Gesandten kaum zurückhalten. Sie waren alle von ihren Sitzen aufgefahren, und drohten ihm mit Geberden und Bewegungen. „Die unverschämte Rede soll uns der Pfaffe theuer bezahlen!“ rief der Pfalzgraf bei Rhein. Nur der König selbst, der dazwischen trat, rettete den Gesandten vor thätlicher Mißhandlung und dem gezückten Schwert. Er ließ ihn unter sicherem Geleite aus der Stadt bringen und zu seinem Herrn zurückkehren, um ihm zu melden, was er gehört und gesehen hatte.

Auch Friedrich, der Burggraf von Nürnberg, begab sich an den Hof Ottokars und mahnte ihn, Oesterreich, Steiermark, Kärnthen und Krain, die Güter des Reiches, dem Könige Rudolph auszuliefern. Ottokar verweigerte es mit stolzer Zuversicht. „Wir sind nicht gewillt, sprach er, demjenigen so leichthin zu entsagen, was wir durch unser Schwert und unsern Bogen mühsam erstritten, theils erheirathet haben.“ Auch sprach

er seine Verwunderung aus, wie die Fürsten den kleinen Grafen von Habsburg haben zum deutschen Könige wählen, und einen mächtigen Herrn, der schon die Krone trage, haben übersehen können.

König Rudolph sprach die Reichsacht über den gekrönten stolzen Vasallen, der seiner Person und seines Königthums spottete, und rüstete sich, sie kräftig zu vollziehen. Es waren noch andere Gründe, die das Schwert des Reichsoberhauptes zur Demüthigung Ottokars, des Reichsfürsten, aufriefen. Ottokar hauste mit furchtbarer Tyrannei in den an sich gerissenen deutschen Landen: er, der eifrigst Karl von Anjou zur Hinrichtung Conradins und Friedrichs von Baden angefeuert hatte, um ungestört im Besitz ihrer Güter zu bleiben, hatte auch Gertrud, die Mutter des hingerichteten Friedrich, aus ihren steiermarkischen Burgen ins Elend vertrieben; seine eigene Gemahlin, die Babenbergerin Margaretha, die Wittwe jenes unglücklichen römischen Königs Heinrich des Hohenstaufen, die er des österreichischen Erbes wegen geheirathet hatte, zuerst verstoßen (sie vertheilte zu Eßlingen ihre Krone unter einige schwäbische Klöster), dann vergiftet; viele deutsche Grafen und Edle in seinen Landen verjagt oder gemartert, enthauptet oder lebendig verbrannt; die alten Vorrechte und Freiheiten der Völkerschaften und einzelner Städte mit Füßen getreten, und Königswort und Eid nach Belieben gebrochen. Solches zu strafen, war des Reichsoberhauptes Richterpflicht. Aber Rudolph hatte eine schwierige Stellung. Während der Böhme mit Macht sich rüstete und schon in das Reich hereinfiel, trat der hohe Adel Schwabens gegen Rudolph in die Waffen. Alle die schwäbischen Herren, welche aus den Trümmern der hohenstaufischen Macht Rechte und Güter des Reichs an sich gerissen hatten, und die Rudolphs ernster Befehl zur Rückgabe derselben verdroß und schreckte, schlossen einen Bund unter sich: die Grafen von Württemberg, von Helfenstein, Freiburg, Montfort, und alle alten Gegner des habsburgischen Emporkommens. An der Spitze stand Markgraf Rudolph von Baden. Sie boten dem widerspenstigen Baierfürsten Heinrich und dem Böhmen Ottokar die Hand. Auch am Mittel- und Niederrhein hatte Rudolph Feinde und selbst das Volk gegen sich. In der öffentlichen Meinung stand dort Rudolphs Königthum noch sehr nieder. So groß war die Nachwirkung des hohenstaufischen Geistes und seiner Herrlichkeit, daß der gemeine Mann noch immer nicht glauben wollte, daß der große zweite Friedrich wirklich gestorben sei, sondern vielmehr sehnsuchtsvoll seiner Rückkehr aus dem Morgenlande wartete, und als das Gerücht sich verbreitete, er sei wirklich zurückgekehrt, sammelte sich am Niederrhein ein bedeutender Anhang um den alten Kaiser. Es war ein ehemaliger Diener und Sterndeuter am Hofe Friedrichs II., ein Sarazene, der in Vielem Aehnlichkeit in Gesicht und Gestalt mit dem Kaiser hatte; er benützte den Volksglauben, um die Kaiserrolle zu spielen. Unzufriedene Große suchten

ihn wider Rudolph zu benutzen und versahen ihn mit Geld. Selbst alte Kriegsleute des hohenstaufischen Hauses täuschte und gewann er, mit manchen Geheimnissen des Kaisers vertraut, so wie mit manchen Familienverhältnissen. Aber er wurde von Rudolph gefangen und als Abenteurer, Betrüger und Schwarzkünstler verbrannt. Doch noch wollte sich das Volk den Glauben, daß es der ächte Friedrich gewesen sei, nicht nehmen lassen; es hieß, man habe unter den Kohlen des Scheiterhaufens kein Gebein gefunden, und es sei dies von Gottes Kraft, daß der große Kaiser noch leibhaft bleiben sollte, um die Pfaffen zu vertreiben.

So von der öffentlichen Meinung und von bewaffneten Gegnern allenthalben angefeindet, rettete sich Rudolph durch seine Klugheit und Entschlossenheit. Er sammelte die ihm Getreuen fest um sich, zertrümmerte das Bündniß der schwäbischen Herren, indem er sie einzeln gewann oder mit Gewalt niederwarf, brachte den Baierfürsten durch geschickte Verhandlungen zur Huldigung, und sah zuletzt ein Heer um sich, stark genug, um auf Ottokar sich zu werfen. Er zog die Donau hinab: nach fünfwöchentlicher Einschließung ergab sich Wien; die von Ottokar mißhandelten Lande Kärnthen, Krain und die steirische Mark warteten nur auf seine Ankunft, um ihm zuzufallen, und schon schickte er sich an, über die Donau zu gehen, als Ottokar seine Unterwerfung anbot. Ein Schiedsgericht sprach dem Letztern die vier Lande ab; nur Böhmen und Mähren blieben ihm, als Lehen des deutschen Reiches. Ottokar erschien zur Huldigung. Uebermäßig war seine Pracht, wie die Pracht und Zahl seines Gefolges; alle seine Diener prangten in Gold und Silber: er wollte imponiren. Rudolph, der deutsche König, beschämte ihn durch Einfachheit. Im grauen Rock, im groben Kriegsmantel und spitzen Bauernhut empfing er den stolzirenden Vasallen. Ottokar beugte das Knie vor dem von seinen Großen umgebenen Habsburger und schwur den Lehenseid. In diesem Augenblicke hoben sich die Vorhänge des Zeltes — absichtlich oder zufällig — in die Höhe; alles Volk, auch Ottokars Gefolge, sah, wie der Böhmenkönig vor dem Habsburger kniete. Schamroth und bittern Groll in der Brust erhob sich Ottokar. Die Versöhnung war hergestellt, der äußern Form nach, aber innerlich der Riß zwischen ihm und Rudolph weit größer geworden. Im Wintermonat 1276 war es, als sich Ottokar so demüthigte und gedemüthigt wurde. Von Wien weg ging er nicht gleich in seine Hauptstadt Prag, die Scham ließ ihn nicht unmittelbar dort sich zeigen; er trug den Schmerz, der an ihm nagte und der ihn beugte, in Mähren umher; und erst als er sich wieder etwas gefaßt hatte, kehrte er nach Prag zurück.

Seine Gemahlin war Kunigunde, eine Fürstin von Bosnien, ein hoffärtiges, eitles, herrschsüchtiges Weib; sie war ganz Herrin über Ottokar und sein Reich; sie war gewohnt, ohne den Gemahl Regierungshand-

lungen auszuüben, Urkunden zu unterzeichnen und zu siegeln, Aemter und Gnaden auszutheilen. Statt mit Liebe die Wunde, die seine Demüthigung ihm geschlagen hatte, ihm zuzudecken und ihm über häuslichem Glück den verlorenen äußern Glanz, sein politisches Unglück vergessen zu machen, wühlte sie mit beißenden Worten gleich beim Empfang in seiner frischen Wunde umher. Der gleichzeitige Ottokar von Horneck beschreibt die Scene also: „Ei, rief die Königin mit Hohn ihm entgegen, was bist du doch für ein großer Held! Da Rudolph noch ferne war, belltest du ihn nach Hundeart an, und sobald er dir nahe kam, überließest du ihm vier Lande, schön und fruchtbar und reich an Burgen, Rittern und Schätzen; vier Fürstenthümer gabst du ihm, um Mundschenk der Deutschen zu bleiben! Ein armer Graf, ehemals dein Diener, nahm den König der Böhmen in Dienstmannspflicht. Ja, Ihr macht es, wie von den jungen Maulthieren erzählt wird: Wenn der Wolf von ferne kommt, bäumen sie sich auf, spitzen die Ohren, schreien stark und schlagen mit den Füßen aus; kommt aber der Wolf hart über sie, stehen sie ohne Gegenwehr und lassen sich fressen. Hättet Ihr meinen Witz und Muth gehabt, so wäre der Graf todt oder gefangen in Eurer Gewalt. Jetzt berühmen sich die Schwaben ihres unblutigen Sieges; und sie werden bald kommen, uns aus Böhmenland zu vertreiben. Denkt daran und handelt, wenn Ihr bieder und tapfer seid; ich rede nicht mehr davon; was verloren ist, sei verloren!“ Ottokar, glühend roth vor Scham und Zorn, konnte mit keiner Silbe den Strom dieser Hohnworte unterbrechen. Als sie zu Ende war, sagte er: „Was ich nach Eurem Sinne that, hat noch nie ein gutes Ende genommen. Allein weil Euch so viel daran liegt, mich in Müh und Noth zu bringen, so will ich dem deutschen Könige den Frieden aufkünden, ihm zu Leid und mir selber zur Schande!“ Er rief augenblicks einen Schreiber und diktirte ihm den Absagebrief. Da traten besonnene und redliche Räthe hervor und dazwischen, und baten und beschworen ihn, sich nicht zu übereilen, die kaum gelobte Treue nicht meineidig zu brechen. Ottokar hörte sie; er fühlte die Wahrheit ihrer Worte; aber die aufgeregte Leidenschaft in ihm war mächtiger. „Nein, rief er, ich will Seele und Leib, Ehr und Gut wagen; dahin hat es ihre üppige Rede gebracht und das alte Sprüchwort wahr gemacht: Eines Unglück ist des Andern Glück.“ Die treuen Räthe fuhren fort zu bitten und zu warnen, zu besänftigen und zu rathen: Der König solle sich nicht um Weibergerede kümmern, die Weiber haben langes Haar und kurzen Sinn; sondern er möge daran denken, was nützlich und redlich sei. Aber Ottokar hörte sie nicht; die schmerzliche Erinnerung an die Demüthigungsscene im Wiener Lager schlug in vollen Flammen über ihm zusammen. „Keine Schwüre sollen mich binden, rief er; ich will nicht ruhen, bis ich mit ihm streitenshalb zusammentreffe: er oder ich!“

Doch unterließ er, den Absagebrief an Rudolph abzuschicken; nur in tiefem Geheimniß betrieb er seine Rüstungen, und suchte die alten Verbündeten wieder an sich zu ziehen und neue zu gewinnen. Er sparte weder Geld, noch Versprechungen, noch Intriguen und Aufreizungen in den vier deutschen, ihm abgesprochenen Landen; und es gelang ihm, selbst in diesen Unzufriedenheit mit dem neuen Herrn zu erwecken und mehrere Große sich zu verbinden. Dann erst kündete er Rudolph den Krieg an. »Will Ottokar den Krieg, so soll er ihn haben!« rief der Habsburger, und entbot nach allen Seiten die Stände des Reichs, unter die königliche Fahne sich zu sammeln, damit der Treubruch gestraft werde. Der Ungarnkönig Ladislas schloß auf seinen Antrag ein Schutzbündniß mit ihm, und Pabst Nikolaus III. sprach auf seine Bitte den Bann aus über Ottokar und seine Anhänger.

Noch fand aber des Königs Gebot nicht überall williges Gehör. Das Wachsthum des Hauses Habsburg und ebenso sehr die Strenge, womit Rudolph den Landfrieden handhabte, erhielt in vielen Herren, namentlich in Schwaben, den Neid und die Unzufriedenheit wach. Rudolph hatte den Herren das so lang geübte und beliebte Handwerk, sich selbst Recht zu schaffen, das Faustrecht, gelegt; wer den geschworenen Landfrieden brach, war seiner Ahndung verfallen; er gestattete kein anderes Fehderecht, als das, daß einer, erst wenn er vor den öffentlichen Gerichten keine Genugthuung gefunden, selbst von den Waffen solle Gebrauch machen dürfen, und auch dann nur unter besondern Verwahrungen der Ehre. Die Herren, die sich dadurch beschränkt und beengt fühlten, hofften unter dem Böhmen, der ferne vom Herzen des Reiches säße, die alte, freie Fehdezeit wiederkehren zu sehen, und es wäre ihnen nur gelegen gekommen, wenn Rudolph durch Ottokar unterlegen und vom Throne gestürzt worden wäre.

Doch sammelte sich der größere Theil der Fürsten und Herren pflichtgemäß und wohlgerüstet unter des Königs Panner, besonders auch der niedere Adel und die freien Bauern aus der steirischen Mark, aus Kärnthen, Krain und Oesterreich; sie hatten, wenn Ottokar siegte, Alles von ihm zu fürchten. Und schon fiel Ottokar in das deutsche Reich herein. Ohne den Zusammenzug seiner Heermacht abzuwarten, die ihm, außer Böhmen und Mähren, aus Polen, Schlesien und den Sachsenlanden zusammenfloß, warf er sich mit einem Reiterhaufen auf die Grenzen, ging über die Donau und eröffnete mit Blut und Feuer die Fehde, die er Rudolph auf Tod und Leben angekündigt hatte. Verrath lieferte ihm mehrere Donauschlösser in die Hände. Er setzte sich im Marchfelde unweit Kustendorf, um alle heranziehenden Streitkräfte hier zu sammeln. Sie waren in Kurzem bei ihm; aber nicht vorwärts ging er mehr; er wollte

hier Rudolph erwarten und die Entscheidungsschlacht schlagen. Wohl 30,000 zu Fuß und zu Roß sah er unter seiner Fahne.

Am 12. August zog der Habsburger von seiner Hofstatt Wien aus, ging bei Heimburg über die Donau und lagerte unweit Marcheck. Hier stießen die Steiermärker, die Krainer und Kärthner zu ihm; der Ungar Ladislas führte ihm mehrere tausend Reiter zu. Dennoch zählte Rudolphs Heer nicht über 15,000. Ein böhmischer Ueberläufer meldete sich in Rudolphs Zelt und erbot sich, Ottokar meuchlings zu strafen. „Ist auch Ottokar mein Todfeind, antwortete Rudolph, so will ich seinetwillen doch nicht Recht und Redlichkeit vergessen!“ Er sandte an Ottokar, warnte ihn vor dem ihn bedrohenden Verrath und bot ihm an, den Streit gütlich zu schlichten.

Ottokar sah in dieser Großmuth ein Zeugniß der Schwäche und der Muthlosigkeit, ja Arglist argwöhnte er dahinter. Aber sein Geist hatte das Gleichgewicht verloren; seine Entschlossenheit hatte ihn schon verlassen; das Bewußtsein, daß seine Sache nicht gut war, wohl auch die Wahrnahme der Unlust und der Zügellosigkeit in seinem Heere hatten in ihm das Vertrauen zu sich und zu dem letztern geschwächt; er wollte jetzt eine Entscheidungsschlacht vermeiden, von seiner wohlbefestigten Wagenburg aus seinen Feind abmüden und erschöpfen und ihm die Zufuhr abschneiden. Doch Rudolph nöthigte ihn zur Schlacht.

Es war Freitags nach Bartholomäi (26. August 1278), als beide Heere im Felde gegen einander standen. Die Böhmen standen in drei Schlachthaufen, die Deutschen in vier. Den dritten Schlachthaufen führte Ottokar selbst, um sich 900 geharnischte Reiter, den Kern seines Heeres. Ueber ihm wehte das Panner, mit weißem Kreuz im grünen Felde. Auch Rudolph führte den Kernhaufen seines Heeres selbst; er war aus den Schwaben, Steiermärkern, Kärnthnern und Krainern gebildet; rothe Kreuze im weißen Feld zeigten ihre Feldzeichen.

Langsam rückten beide Heere gegen einander. Heinrich von Ißny, König Rudolphs Beichtvater und jetzt Bischof von Basel, ritt an der Spitze der Deutschen. Das ganze Heer warf sich nieder zum Gebet, der Basler stimmte dann den Schlachtgesang an, und während dem riß das wildgewordene Pferd eines schwäbischen Ritters, Heinrich Schorlins, diesen aus seiner Reihe heraus und gerade in den Feind hinein. So begann der Kampf. Ein polnischer Ritter, Herbot von Füllenstein, hatte sich gegen Ottokar erboten, König Rudolph selbst aufzusuchen und ihn zu fangen oder zu tödten. Im dichtesten Kampfgewühl fand er ihn heraus und erkannte ihn, zog ihn mit List vom Pferde, und es war um Rudolphs Freiheit oder Leben geschehen, hätte nicht der schwäbische Ritter Heinrich Walter von Ramschwag ihn gerettet. Schon lag der König niedergeschlagen in

einem Bach und erwartete den letzten Streich, als der von Ramschwag seinen Gegner niederschlug, den König aus dem Bach zog und aufs Pferd hob.

Der gerettete König warf sich mit frischem Feuer auf die Böhmen. Sein Feldhauptmann Berthold Kappeler hatte indessen den andern Flügel derselben geworfen. Schon trennten sich ihre Reihen. Sein Ruf: sie fliehen, sie fliehen! hatte oder erhielt Wahrheit; ganze Schaaren böhmischer Flüchtlinge zu Roß und zu Fuß jagten über die Ebene durch einander.

Ottokars Hintertreffen, das erst bei wachsender Gefahr am Kampfe Theil zu nehmen Befehl hatte, floh jetzt im entscheidenden Augenblicke vom Schlachtfeld weg; es wollte Niemand darin für den verhaßten Ottokar sich schlagen; es waren zu Viele darunter, denen er Ursache gegeben hatte, ihn zu hassen.

Ottokar selbst wurde vom Strome der Flüchtigen mit fortgerissen. Etwas über eine Stunde hatte bereits die Schlacht gedauert. Seit dem Anfang suchten ihn zwei steirische Ritter, die er tödtlich gekränkt hatte. Jetzt erkannten sie ihn mitten im Gedränge; sie ereilten ihn und rissen ihn zu Boden. Das geöffnete Visir zeigte ihm seine Todfeinde; ihre Worte ließen ihm keinen Zweifel, daß seine Uhr abgelaufen und das Gericht über ihn gekommen war. Noch auf dem Boden versuchte er tapfere Gegenwehr, und verhauchte fechtend unter ihren Dolchstößen sein beflecktes, fluchbeladenes Leben. Das Geschrei, das sich bald als Gewißheit zeigte, daß Ottokar erschlagen sei, löste die noch schwankende Schlacht in eine allgemeine Flucht des böhmischen Heeres auf, und das Schwert der Sieger, die ihm nachjagten, und der Marchfluß, fraßen jetzt noch mehr, als die Schlacht selbst. Die Hälfte des böhmischen Heeres kam in der Schlacht oder auf der Flucht um; Tausende wurden gefangen.

Als König Rudolph den großen Sieg sah, war sein Erstes, daß er Gott dafür dankte. Der Kirche von Marcheck schenkte er schöne und große Güter. Die reiche Beute des böhmischen Lagers überließ er seinen Tapfern als Siegeslohn, sorgte für die ehrenvolle Bestattung seines gefallenen Gegners und lobte den Muth und die Tapferkeit desselben.

Er ließ es durch ein Schiedsgericht aussprechen, daß Böhmen und Mähren Ottokars unmündigem Sohne, Wenzel, verbleiben sollen, und den jungen Erben der Böhmenkrone verband er zudem noch durch Verlobung mit einer seiner Töchter seinem Hause noch enger. Diesem Akte der Politik mag es die stolze Kunigunde, die Ursächerin des Treubruchs und des Krieges, zu verdanken gehabt haben, daß ihr von Rudolph im Frieden ein jährliches Wittum von 3000 Mark Silbers ausgeworfen wurde.

So hatte Rudolph den Sieg benützt, und jetzt kehrte er nach Wien zurück, das er zur bleibenden Hofstatt sich ausersehen hatte. Er hatte den Frieden nach Außen erkämpft und arbeitete nun, den Frieden

im Innern herzustellen und zu befestigen; denn noch war dieser an vielen Orten im Innern gestört. Die östlichen Lande lagen seiner Vorsorge am nächsten; sie sollten den Kern der Macht seines Hauses bilden. Darum blieb er hier nicht dabei stehen, den Zerrüttungen der kleinen Fehden ein Ende zu machen und die Streitigkeiten der Einzelnen unter einander beizulegen; sondern weil er die Sicherheit und Stärke seines Hauses am besten in der Liebe der Völker begründen zu können glaubte, bestätigte er Städten, Herren und Bauerschaften alle ihre Freiheiten und vermehrte sie mit neuen; sorgte überall für unparteiische Rechtspflege und für den Schutz des Einzelnen, und übergab dann die so geordneten östlichen Lande (Oesterreich mit den Zugehörden) seinem Sohne Albrecht, dem er aus den treuesten und erfahrensten seiner Diener etliche Räthe beigab, namentlich zwei schwäbische Ritter von Walsee.

Jetzt erst eilte er nach Franken und Schwaben und an den Rhein. Ueberall hatten während seiner Abwesenheit Herren sich zu ihrer alten Weise zurückgewendet, und, unbekümmert um Reichsgesetz und Frieden, das Recht der Faust geübt, geraubt und gewüstet. Eine lange Reihe von Feuersäulen vom Oberrhein durch Schwaben, Franken bis Thüringen bezeichnete die Bahn des obersten Richters im Reiche: es waren die Flammen von Burgen und Schlössern, die er unter des Reiches Panner erstürmen und zerstören ließ, weil aus ihnen die Nachbarschaft geplackt und beunruhigt worden war. Das Schwert des Henkers oder der Strang strafte die Herren derselben, wenn sie in des Königs Gewalt fielen. Einige Räthe desselben wagten Einsprache dagegen zu thun und ihn auf ihre edle Geburt und ihre Vorrechte hinzuweisen. „Schweigt, sprach der König; sie sind nicht von Adel, sondern Schelme, Diebe und Räuber, welche den Armen drücken, den Frieden stören und die Hoheit des Reiches mit Füßen treten. Der ächte Adel hält Treu und Glauben, übt Gerechtigkeit, und beleidigt und kränkt Niemand.“

Wo er selbst auftrat, da wurde Ruhe; und um Weihnachten 1282 erbat er sich von der Reichsversammlung zu Augsburg für das, was er für das Reich gethan habe, als Lohn und Dank, daß seine beiden Söhne Albrecht und Rudolph zu Fürsten erhoben würden. Alle Kurfürsten, Fürsten und Herren, die zugegen waren, willigten ein, und er belehnte seine Söhne mit Oesterreich, Krain, der steirischen und der wendischen Mark und mit Portenau; den Grafen Meinhard von Tirol, dessen Tochter seines Sohnes Albrecht's Frau war, aber mit Kärnthen. Turniere und andere Festlichkeiten bezeichneten die Tage, in welchen das Haus Habsburg unter die deutschen Fürstenhäuser eintrat.

So herrschte jetzt dieses Haus im Südosten des Reiches: am See, im Aargau, im Elsaß war es zuvor mächtig; Rudolph hatte die Absicht

nicht verhehlt, auch das Herzogthum Schwaben wieder herzustellen, und die schwäbischen Herren fürchteten, er möchte dazu es gerade jetzt an der Zeit halten. Das hätte dem Wachsthum ihrer eigenen Häuser, welche in der letzten Zeit so sehr auf Kosten des Reiches sich vergrößert hatten, auf einmal eine Schranke gesetzt. Darum schlossen alle die kleinen Selbstherren, in die sich der ehemalige eine Herzog von Schwaben zersplittert hatte, die Grafen von Helfenstein, Ulrich von Montfort, Konrad von Landau, der Graf von Zollern, eine Verbindung mit dem Grafen Eberhard von Württemberg, dem unruhigsten und mächtigsten der Gegner des Königs. Der Württemberger, ein kühner, unternehmender Degen, mit scharfem Aug und unbeugsamem Charakter, hatte schon zuvor Rudolph und seine Landfriedensgebote wenig geachtet, und selbst durch die freundlichen Erweisungen, die Rudolph ihm bezeugte, hatte er sich nicht von ihm gewinnen lassen. Nur mit Widerwillen hatte er sich zuletzt noch unter das Ruhegebot des Königs gebeugt. Auch der Abt von Skt. Gallen, die Habsburg feindlichen Städte Bern, Colmar und Hagenau verbanden sich mit dem Württemberger. Die dem Reiche getreuen in Schwaben, Graf Albrecht von Hohenberg namentlich und Konrad, der Herr von Teck, welcher von dem Zähringischen Erbe her den Herzogstitel führte, bildeten bei Weitem die schwächere Partei. Ihre und der schwäbischen Klöster Güter wurden verwüstet im Schönbuch, im Echaz- und Ermsthale. Aber während Eberhard das Schloß Teck von Owen aus bedrängte, eilte Rudolph heran, fand die Teck schon befreit und die Herren derselben und Albrecht von Hohenberg vor Nürtingen, des Württembergers Stadt, und diesen selbst auf dem Rückzug nach Stuttgart, der Residenz des Grafen. Rudolph folgte ihm dahin; er war entschlossen, ihn streng büßen zu lassen. Zwei Monate lang jedoch belagerte er die kleine Stadt vergeblich. Die Belagerten vertheidigten sich so heldenmüthig, daß, selbst wenn der Belagerungszeug ganze Stücke der Mauer niedergeworfen hatte, die Königlichen nicht einzudringen vermochten: die Bürger und die Ritter des Grafen traten vor die Bresche, und bildeten so lange eine lebendige Mauer, bis das beschädigte Stück wieder hergestellt war. Am 10. November gewährte ihm darum Rudolph gerne, als er darum bat, Verzeihung; doch mußte er ihm Stuttgart ausliefern, und die Königlichen brachen seine Ringmauern. Der Graf stellte zwar diese bald darauf wieder her, als Rudolph hinweggegangen war. Aber dieser kehrte zurück, zerstörte dem Württemberger sieben Burgen in der Nähe Stuttgarts, und Heinrich von Isny, jetzt Erzbischof von Mainz, hatte Mühe, den König in seinem Strafamt aufzuhalten. Alle Verbündeten mußten knieend Abbitte thun, und einen Theil ihrer Burgen dem Könige ausliefern.

Doch gab jetzt dieser den Gedanken auf, das Herzogthum in Schwa-

ben unter einem seiner Söhne zu erneuen. Um zu säubern und zu beruhigen, durchzog er abermals mit Macht das südwestliche Deutschland, abermals wurde eine Reihe von Raubschlössern erstürmt und zerstört, und im Jahre 1291 erneuerte er den Landfrieden in einer, das Fehderecht noch beschränkenderen Form, ließ ihn von Fürsten, Herren und Städten beschwören und ordnete die Gerechtigkeit, Zölle, Münzen und viele bürgerlichen Verhältnisse. Er selbst zog von Gau zu Gau unermüdlich umher, saß zu Gericht und hörte eines Jeden Klagen, ganz nach uralter Art, auf den Dingstätten, unter den alten Linden, Ulmen oder Eichen, und schlichtete, wo etwas zu schlichten war, strenge vollziehend, was er oder Andere nach dem Recht gesprochen hatten, wo gütlicher Vergleich nicht durchdrang; und man konnte in Wahrheit von ihm sagen, er „machte alles Verworrene eben und gerecht.“

So waltete er im Innern des Reiches, und die öffentliche Meinung mußte er dadurch in hohem Grade für sich gewinnen. Seine Persönlichkeit selbst trug noch viel dazu bei, ihn populär zu machen; er liebte das Volk, und, weil er selbst viel natürlichen Mutterwitz hatte, auch den Volkswitz und die Volkesart. Wo er darum einritt, umgab ihn das Volk in Liebe und Freude, und er duldete es gerne, wenn es seiner Lust und seiner Laune freien Lauf ließ. In Eßlingen, des Reiches Stadt in Schwaben, drängte sich das Volk in der Gasse, den einreitenden König zu sehen. Rudolph, den eine große, stark gebogene Nase auszeichnete, wand sich selbst durch das Gedränge. Ein Witzbold rief hart an ihm: „Was für eine Nase, man kann nicht vor ihr durchkommen.“ Der König, ein Freund unbeschränkter Redefreiheit, drehte ruhig sein Gesicht auf die Seite und sprach: „Nun, guter Geselle, wirst du wohl vorbei können.“ Zu Mainz trat Rudolph, als es ihn fror, von der Straße weg in ein Bäckerhaus ein, um sich zu wärmen. Die Bäckersfrau sah, wie der fremde Kriegsmann sich an ihrem Herd wärmen wollte, und um ihn zu vertreiben, übergoß sie ihn mit Schimpfworten und Wasser. Der König ging, ohne sich zu rächen. Als er mit seinen Fürsten an der Tafel saß, ließ er die Bäckersfrau rufen. Mit Schrecken erkannte sie in dem Kriegsmann vom Morgen den König. Sie mußte, zum großen Ergötzen der Gäste, alle Schimpfreden wiederholen, die sie am Morgen ausgestoßen hatte, und Rudolph beschenkte sie dafür. Keines andern deutschen Königs Leben ist so reich an solchen Anekdoten, wie das Rudolphs. Den Städtebürgern war er besonders hold, er achtete ihre Freiheiten und mehrte sie; und oft, wenn er kein Geld hatte, sprach er diese oder jene Stadt an, ihm mit 70 oder 100 Pfund behülflich zu sein; für manchen Reichstag mußte er die Kosten borgen, und denen, welche ihm aushalfen, vergalt er dann freigebig. Ueberhaupt enthielt er nie Freunden oder Andern, die ihm Dienste leisteten, den würdigen Lohn vor.

Eroberung war nicht seine Sache. Gutes Regiment im Frieden, meinte er, sei besser, als Vergrößerung des Reiches durch Krieg. Darum war Italien außerhalb des Kreises seiner Wünsche und seiner Sorgen. Italien und Deutschland schienen ihm unvereinbar; er achtete es für zu kostspielig, durch fast ununterbrochene Heerfahrten und Ströme deutschen Blutes die italienischen Völkerschaften in deutscher Unterwürfigkeit zu erhalten, die schon durch die Alpen und ihre Sitten und Gesetze so sehr und so weit von Deutschland geschieden waren. Es galt ihm als Weisheit, „der Welschen müßig zu gehen, Deutschland zu befriedigen und in gute Ordnung zu richten; er wollte lieber ein Regierer denn ein Mehrer des Reichs genannt werden, und verließ es darum nicht, um fremden Nationen nachzugehen." Die Unabhängigkeit jenseits des Gebirges noch aufhalten zu können, schien ihm unmöglich, und er achtete es noch als Gewinn, daß die Botschaften von Bologna und Lucca, von Florenz, Genua und andern italienischen Städten zu ihm nach Deutschland kamen und von ihm um bedeutende Summen völlige Freiheit sich erkauften.

Auch gegen den Pabst war er, wie bei seinem Antritt des Reiches, so später immer meist nachgiebig und unterwürfig, ganz passiv gegen die Landesherrschaft, die der Pabst jetzt als Souverän in allen den großen, von den Saliern und Hohenstaufen angefochtenen und behaupteten Landen übte, die jetzt zusammen den Kirchenstaat bildeten. Doch ließ er sich nicht vom Pabste, nach Asien zu ziehen, bereden; und als er zu Lausanne mit Pabst Nikolaus III. zusammenkam, wies er auch die ihm von demselben angebotene Kaiserkrönung zurück. „Herre, sagte er, ich sehe wohl, daß Ihr gegen mich gnadenvoll seid; doch lassen wir's unterwegen, diese Sitte zu erneuern, mich zum Kaiser zu machen; es haben ihr auch vor mir andere Fürsten nicht gepflogen. Das ist wohl bekannt: welcher König gen Rom fahren will, der muß viel streiten, ehe er nach Rom kommt; und doch frommt ihm das nicht so sehr, als wenn er sich sieghaft an denen zeigt, die störriglich gegen das Reich sich setzen." Er wollte auch den Namen nicht von einer Würde, welche thatsächlich verfallen war. Der Begriff der Weltherrschaft, der Oberhoheit in der ganzen Christenheit, war mit dem Kaiserthum verbunden: daß aber der deutsche König fortan noch als Weltherr sich geltend machen könnte, damit, meinte er, sei es vorüber.

Eine Zeitlang beschäftigte ihn der Gedanke, das Königreich Burgund wieder herzustellen. Seinem Sohne Hartmann, der ihm der liebste unter seinen Söhnen war, dachte er die burgundische Krone zu; aber der Jüngling versank um Weihnachten 1281 in den Fluten des Rheins und mit ihm auch dieser Gedanke. Wie in Italien die Städte, so strebten auch in Burgund die großen Vasallen schon lange, den Lehensverband abzustreifen und zur Unabhängigkeit vom deutschen Reiche sich zu erheben. Auch

die Könige Frankreichs warfen lüsterne Blicke auf die schönen westlichen Marken Deutschlands. Diesen Letztern die Eroberungsgedanken, den Erstern die Unbotmäßigkeit zu benehmen, griff König Rudolph mehrere Male zum Schwert und überzog diese Lande. Der Widerspenstigste unter den Vasallen war Philipp, der Graf von Savoyen. Er hatte namentlich in der heutigen Schweiz sich große Eingriffe in die Rechte des Reiches erlaubt, selbst das freie Bern, des Reiches Stadt, in seine Unterwürfigkeit zwingen wollen. Rudolph kam, ihn zu züchtigen. In dem Treffen bei Murten kam der fünfundsechzigjährige König so ins Gedränge, daß ihm nichts blieb, als die Wahl zwischen Gefangenschaft und einem Sprung in den See. Er wählte das Letztere; die Kühnheit seiner Jugend hatte ihn nicht verlassen; und er focht allein aus dem Wasser gegen die ihm hart zusetzenden Feinde, bis Hermann von Waldeck, sein getreuer Graf, ihm zu Hülfe kam. Die Königlichen siegten und der Savoyer mußte sich zur Unterwerfung bequemen. Sechs Jahre nachher demüthigte er den Pfalzgrafen Otto von Hochburgund und den Grafen Reinald von Mömpelgard. Beide standen in heimlichem Verkehr mit dem französischen Könige; sie ließen sich von diesem gebrauchen, um diese westlichen Provinzen unter die Krone Frankreichs herüberzubringen. König Rudolph sprach über beide des Reiches Acht, überzog und unterwarf Mömpelgard und legte sich vor Besançon. Philipp, der französische König, drohte durch Gesandte: wenn Rudolph nicht sogleich von Besançon abließe, würde er es mit den Franzosen zu thun haben. Der deutsche König lachte: „Euer König mag kommen, wenn es ihn gelüstet; wir wollen ihm hier einen Empfang bereiten, und zeigen, daß wir nicht tanzenshalb da sind.“ Der Franzose verstand diese Sprache und mischte sich nicht weiter in diese Angelegenheit. Die burgundischen Herren aber wagten, Rudolph im offenen Felde entgegenzutreten. Sie hatten ein zahlreiches Heer beisammen. Die Deutschen hatten sich auf der Waldhöhe vor der Stadt gesetzt, die Burgunder legten sich in den Thalgrund, den der reißende Doubsfluß durchströmt. Sie schnitten dadurch den Deutschen die Zufuhr ab. Als das deutsche Heer anfing, Mangel an den gewohnten Lebensmitteln zu spüren, regte sich Unzufriedenheit bei Vielen. Mit hungrigem Magen, hieß es, könne man nicht schlagen. König Rudolph hatte sein Wamms, das zerrissen war, mit eigener Hand geflickt; als er das unwürdige Murren hörte, zog er eine Rübe aus dem Feld, schabte und aß sie vor allem Volk. „So lange wir noch solche Nahrung haben, sagte er, so lange stirbt Niemand Hungers. Auf zur Schlacht! siegen wir, so sind alle Vorräthe der Feinde unser; werden wir besiegt, so wird der Feind den Gefangenen hoffentlich wohl zu essen geben.“ Das beschämte und befeuerte Ritter und Knechte. Rudolph sah diese Wirkung und freudig rief er aus: „Mit 4000 deutschen Reitern und 40,000 Knechten will ich aller Welt widerstehen!“

Die Burgunder hielten einen Angriff von Seiten des Königs für unmöglich; der Bergrücken, auf dem er lagerte, schien ihnen zu jäh abschüssig, um über denselben zu ihnen in den Thalgrund herabzukommen. Anderer Meinung war ein einziger Hauptmann im burgundischen Kriegsrath. Wie ich den König kenne, sagte er, wird er eher auf Händen und Füßen zu uns herabkriechen, als, ohne zu schlagen, wieder abziehen. Aber Niemand glaubte ihm.

Rudolph aber rüstete Alles für den kommenden Tag zur Schlacht, und noch während der Nacht stiegen 1500 Schweizer die steilen Waldhöhen, wo die Burgunder nur Thieren zu klettern für möglich hielten, in tiefem Schweigen bewaffnet herab, überfielen die ahnungslosen Feinde in ihrem Lager, würgten eine große Zahl im Schlaf und in der Verwirrung hin und machten gute Beute, mit der sie ungestört in der Morgendämmerung zu den Ihrigen zurückkehrten. Diese kühne That nahm dem burgundischen Heere und den Grafen den Muth; sie zogen, um Frieden zu bitten, dem Schlagen vor, und Rudolph verweigerte ihnen den Frieden nicht, als er sie so sich demüthigen sah. Zu Basel erschienen sie als gehorsame Lehensleute vor dem König, und schwuren, seine Ehre und seinen Nutzen wahren, seinen Schaden wenden zu wollen.

So bewahrte Rudolph den in der Jugend gewonnenen kriegerischen Ruhm bis ins Greisenalter, und die allgemeine Meinung erkannte es an, was ein Zeitgenosse von ihm rühmte, daß in vierzehn Streiten, die er bei seinen Tagen focht, nie einer mißlungen, sein Herz nie aus der Mannheit Pfad getreten sei, und daß man zu seiner Zeit keinen Ritter so starkmüthig und tapfer gesehen, als ihn. Die Wahrheit selbst habe es ihm bejahen müssen, daß es an ihm bewährt sei, daß er immer bei seiner Zeit ein Spiegel der Tugend gewesen sei.

Wie im Felde, so und noch mehr war er glücklich in friedlichen Verhandlungen und dem Knüpfen von Familienbanden. Außer seinen Söhnen blühten ihm sechs liebliche Töchter, und durch sie flocht er die frischen Zweige des habsburgischen Stammes in sechs der ältesten Fürstenhäuser Europa's hinein: er hatte die Freude, seine Tochter Gutha mit Wenzel, dem Böhmenkönig, vermählt zu sehen; eine zweite Tochter, Katharina, mit dem jungen Baiernherzog Otto; eine dritte, Hedwig, mit Otto dem Kleinen, Markgraf von Brandenburg; eine vierte, Mathilde, mit Ludwig dem Strengen, Kurfürsten der Pfalz und Herzog in Oberbaiern; eine fünfte, Agnes, mit Albrecht, dem Kurfürsten von Sachsen; die sechste, seine jüngste und geliebteste Tochter Clementia, mit Karl Martell, dem Sohne Karls von Anjou, des Königs von Neapel. So waren sechs der mächtigsten Fürsten Rudolphs Eidame, und fünf davon waren Reichsfürsten.

Wie er den Glanz seines Hauses durch diese Heirathen zu mehren und zu befestigen suchte, so arbeitete er, das Erbe seines Hauses zu erweitern, und in einer weit ausgedehnten Hausmacht dem neugefürsteten habsburgischen Namen eine starke Unterlage zu geben. Durch Kauf und Pfandschaft zog er die schönsten Güter, namentlich im südlichen Deutschland, zu seinem Hause, und während es ihm so sehr gelang mit dem Wachsthum desselben, entfremdete er sich fast Herren und Landschaften, in den obern Landen zumal, weil diese Habsburgs gewaltiges und schnelles Umsichgreifen für sich selbst besorgt machte. Es wollte Niemand eine habsburgische Fürstenmacht auf dieser Seite emporkommen lassen. Auch bei den Fürsten fand er zuletzt mit dem ihm angelegensten seiner Wünsche nicht den erwarteten Anklang. Auf dem Reichstage zu Frankfurt trug er offen vor, was ihm so sehr am Herzen lag, nämlich seinen Sohn Albrecht, den Herzog in Oesterreich, noch bei seinen Lebzeiten als Thronnachfolger erwählt zu sehen. Aber die Fürsten des Reiches konnten sich nicht dahin vereinen, ja der alte König mußte sehen, wie sein Antrag bei den meisten nicht nur keinen Beifall, sondern Abneigung fand. Das mußte ihm wehe thun; es war sein einziger Sohn, die andern waren todt. Es war am Rhein in der Nähe von Straßburg, als Rudolph sich krank fühlte. Die Krankheit des dreiundsiebzigjährigen Königs wuchs so schnell, daß die Aerzte sein Ende als nahe fürchten ließen. Der König, unerschrocken auch dem Tod gegenüber, wollte genau wissen, wie lange er unter solchen Umständen noch leben könne. Die Aerzte nannten fünf Tage als äußerste Frist. „Auf denn, sagte der König, gen Speier! Da sind mehrere meiner Vorfahren, die auch die Krone trugen.“ Und er setzte sich zu Roß und ritt zu seinem Grabe, der Ruhestatt deutscher Könige. Aber auf der Burg Germersheim erlosch schon sein Leben am 15. Juli 1291, und nur als Todter erreichte er sein geliebtes Speier. Hier im Dome begruben sie ihn. Längst war die Gruft für ihn bereitet; ein kluger Steinmetz hatte über derselben das Bild des Königs sauber und rein aus Marmor schön gehauen. Da stand es, ein getreuer Spiegel der Physiognomie und Gestalt des sieben Fuß hohen Habsburgers mit der großen, gebogenen Nase und den starken Runzeln auf der Stirn. Unter demselben ward sein Leichnam zur Ruhe eingesenkt, ein ächt deutscher König im Leben, der es zuerst anordnete, daß, wo in deutschen Landen fortan getagt werde, alle Sprüche und Beschlüsse in deutscher Sprache verhandelt und verfaßt werden sollen, damit sie Alles Volk verstehe.

Adolph von Nassau.

Aus Furcht vor dem reißend schnellen Wachsthum des habsburgischen Hauses hatten die Fürsten zu Frankfurt Albrecht von Oesterreich nicht gewählt: nach Rudolphs Tode eilten sie eben so wenig, diesen oder überhaupt einen König zu wählen. Die Faust machte sich wieder geltend, und die Willkür konnte wieder zugreifen wie früher, da das Reich ohne Haupt war. Im südlichen Deutschland entbrannten allenthalben wieder die Fehden, die Herren achteten fast nirgends des kaum beschworenen Landfriedens, und die kleinen freien Stifte und Bauerschaften waren wieder so preisgegeben, wie in den Tagen des Zwischenreichs. Der einflußreichste und gewandteste unter den Reichsfürsten war der Erzbischof von Mainz, Gerhard von Eppstein, der Kanzler des Reichs. Ihm vorzüglich, der nie ein Freund der Habsburger gewesen war, hatte Rudolph es zuzuschreiben, daß die Fürsten zu Frankfurt die Erhebung seines Sohnes ablehnten. Gerhard wußte auch jetzt die Wahlfürsten zu bearbeiten, durch gute Worte, Versprechungen und Bestechungen, daß sie ihn allein für die Wahl eines neuen Königs sorgen ließen. Sie übergaben dem Mainzer alle ihre Stimmen, damit er unter dem Scheine, den würdigsten für die Krone zu erkiesen, einen solchen König wählen möchte, welcher den besondern Interessen Aller nicht gefährlich wäre, nicht einen der schon mächtigen Fürsten, sondern wieder einen Grafen. Gerhard hielt am 24. Juni 1292 im Dom ein feierliches Amt, und überraschte zu Ende desselben den größten Theil der Anwesenden, als er den auch gegenwärtigen Adolph, Grafen von Nassau, als den gewählten König nannte.

Adolph war arm an Landen, aber ein Anverwandter des Erzbischofs von Mainz. Er war ein vortrefflicher Ritter, voll Mannheit und ungemeiner Körperkraft; aber obgleich der lateinischen und französischen Sprache mächtig, doch an geistiger Kraft nicht eben überlegen. Ein ächter Sohn seiner Zeit, legte er den Hauptwerth eines Mannes auf dessen Faust und Degen. So jung er war, so groß war schon der Ruf seiner Tapferkeit und seines Heldenmuths. Eines Tages in der Schlacht nach langem Kampfe gefangen, war er vor Johann, den Herzog von Brabant, der die Schlacht gewonnen hatte, geführt worden. Dieser fragte ihn, wer er wäre. Ich bin der Graf von Nassau, Herr eines kleinen Landes, antwortete Adolph. Aber wer seid Ihr, als dessen Gefangenen ich mich sehe? Ihr sehet, sagte der Gefragte, den Herzog von Brabant, den Ihr in der Schlacht heute ohne Aufhören verfolgt habt. Nun, versetzte Adolph, so

habe ich fünf Ritter mit Eurem Wappen heute umsonst getödtet, da Ihr noch lebt, auf dessen Tod ich es allein abgesehen hatte. Als der junge Held so freimüthig sprach, fühlte der Brabanter unwillkürlich sein Herz von ihm bezwungen; er ließ ihn ohne Lösegeld frei und wurde sein Freund. Auch andere edle Eigenschaften trug er an sich: er war großmüthig und freigebig, offenen Gemüths, schlichten Wesens, frei von jedem Anhauch niederen Geldgeizes. Im Gemüth, pflegte er zu sagen, muß man den Reichthum suchen; der Mann gilt mehr als das Geld.

Er war nicht unwürdig der Krone; er hatte die Eigenschaften, die seine Zeit von einem Manne auf dem Throne nöthig erachtete; aber er war zu machtlos, zu unbedeutend unter den Herren des Reiches.

Albrecht von Oesterreich war außer sich, als er hörte, wie er bei der Königswahl übergangen worden war. Zu Weinheim hatte er, glänzend mit einem Gefolge von 600 Rittern, die Entscheidung erwartet, gewiß, daß ihm die Krone nicht fehlen könne. Seine Umgebungen reizten ihn noch mehr. Was soll das Gräflein, sagten sie, das nun die Pfaffen erwählt haben, des Reiches Frommen schaffen? Sie suchten das alte Wort Pfaffenkönig wieder hervor.

In den obern Landen, zumal in der jetzigen Schweiz, war man erfreut, daß Albrecht durchgefallen war, und als Adolph von der Krönung in Aachen hinweg in das Elsaß, nach Schwaben und in die Alpenlande kam, huldigte ihm der größte Theil der Herren und Städte und alle Bauerschaften mit Freuden: der Oesterreicher hatte längst durch seine Herrschsucht, durch seine Habgier und seinen Stolz, die er viel zu wenig verbarg, Haß und Furcht um sich verbreitet. Der Haß gegen Albrecht, nicht die Liebe zu Adolph gewann hier dem Letztern die Herzen. Und selbst Albrecht von Oesterreich wurde noch im Winter 1292 nicht sowohl durch Adolphs Verhandlungen, als durch eine offene Empörung des österreichischen Adels und der Wiener Bürgerschaft und durch das Zureden seiner Freunde bewogen, nach Oppenheim zu Adolph zu gehen, die Reichskleinodien ihm auszuliefern und ihm die Lehenhuldigung zu leisten.

Bald aber zeigten sich die nachtheiligen Folgen seiner Armuth an Hausgütern, und er suchte sich eine Hausmacht nach dem Grundsatze Rudolphs zu erwerben.

Auch wurde der einfache Graf von Nassau auf dem Throne stolz und übermüthig. Er handelte meist in den wichtigsten Reichsangelegenheiten allein, ohne den Ständen des Reiches hierüber ein Wort zu gönnen. Seine Höflinge, seine Feldobersten galten ihm Alles; sie hörte er, nicht die Fürsten des Reiches. Den Wahlfürsten, besonders den geistlichen, hatte er vor der Wahl große Rechte und Freiheiten bestätigt oder zugesagt, und dadurch Manches der Macht und den Rechten des Reiches entzogen. Gerhard von

Mainz hatte in ihm einen Mann, der „Sinn noch Witz nie gewann," auf den Thron zu setzen und in seinem Namen zu regieren gehofft: aber sobald der Nassauer sich auf dem Königsstuhl fest fühlte, fing er an, selbstständig zu regieren, und die Priester, die geistlichen Kurfürsten, die in ihm ein gefügiges Werkzeug ihres Ehrgeizes und ihrer Herrsch- und Habsucht zu erhalten geglaubt hatten, fanden sich sehr getäuscht. Er erhob von Klöstern und Stiften Steuern, strafte peinliche Verbrechen ohne die geringste Rücksicht auf die Weihe der geistlichen Thäter, und, was den geistlichen Herren am wehesten that: er hielt ihnen in Betreff der Zölle und Einkünfte nicht, was er ihnen im Wahlvertrag zugesagt hatte, und setzte ihre Ansprüche auf Landeshoheit bei jeder Gelegenheit auf bescheidenen Gehorsam herab.

Die drei Erzbischöfe von Mainz, Trier und Köln glaubten dies nicht länger ruhig ansehen zu dürfen; sie waren die, welche sich am meisten gekränkt fühlten. Besonders Gerhard, der Mainzer, der ihn auf den Thron erhoben hatte, konnte es nicht verschmerzen, daß sein Vetter und Schützling so wenig dem entsprach, was er von ihm erwartet hatte.

In Kurzem hatte sich unter Erzbischof Gerhard und Herzog Albrecht ein großer Bund gegen König Adolph gebildet: der Böhmenkönig Wenzel, der Kurfürst Albrecht von Sachsen, der Kurfürst Hermann von Brandenburg, Heinrich, der Herzog von Kärnthen, die Grafen Eberhard von Württemberg, Albrecht von Hohenberg, Egon von Freiburg, Hugo von Werdenberg, Landvogt in Oberschwaben und Hauptmann der habsburgischen Herrschaften, die Grafen von Leiningen und Zweibrücken, der von Ochsenstein, die Bischöfe und Bürgerschaften von Konstanz und Straßburg gehörten dazu. So verhaßt hatte sich Adolph bei den Herren durch sein Vergrößerungsstreben gemacht. Und wie Adolph, der König, von seinem Bundesgenossen, dem König Eduard von England, Gelder annahm, um den französischen König Philipp den Schönen zu bekämpfen, so nahm Herzog Albrecht, welcher König werden wollte, von dem französischen Bundesgenossen Geld. Mit diesen Geldern zahlte er auch die schwäbischen Herren; der Württemberger z. B. erhielt 1200 Mark. Auch den Pabst suchten sie für sich zu gewinnen, daß er den Nassauer mit dem Banne belegen möchte; um den von der Kirche Verfluchten so leichter vom Throne zu stürzen; aber der Pabst willigte nicht in ihr Ansinnen. Herzog Otto von Baiern, Albrechts Schwager, hinkte auf zwei Seiten. Er hielt zu König Adolph, ließ aber nicht nur den Oesterreicher in seinen bairischen Landen Kriegsvolk werben, sondern gewährte ihm für tausend Mark Silbers auch freien Durchzug durch die Pässe Baierns, als derselbe mit seinem aus Oesterreich, Böhmen, Ungarn und Baiern gesammelten Heere nach Augsburg zog, anfangs des Jahres 1298, und sich hier mit den Zuzügen

aus Kärnthen und Schwaben vereinigte. Von hier zog er durch das Allgäu, längs dem Bodensee, am Saum des Schwarzwalds hin in das Breisgau.

König Adolph hatte das Wetter schon in weiter Ferne sich bilden sehen, und sich gefaßt gemacht. Am Niederrhein hielt Alles zu ihm. Auch am Mittel- und Oberrhein hatte er treue Freunde oder Feinde des Habsburgers für sich; seine mächtigsten Freunde waren der wiederversöhnte Erzbischof von Trier und der Rheinpfalzgraf Rudolph, der des Königs Eidam war. Von Städten zeigten sich besonders Worms und Speier treu. Auch Herren und Städte in Schwaben, Franken und dem Elsaß hielten sich endlich zu ihm. Der Abt Wilhelm von Sct. Gallen und die freien Bauerschaften in den Schweizeralpen, welche beide ein habsburgisches Erbfürstenthum, das bei ihnen sich festsetzen wollte, zu verschlingen drohte, traten eifrigst für den König in die Waffen. Auch er war dem Breisgau zugezogen. Bei Kenzingen trafen beide Heere so zusammen, daß sie nur die Elzach schied. Aber es kam zu keiner Schlacht, nur einzelne Ritter beider Heerlager stritten und fielen in Zweikämpfen. Adolph, der erst noch die Baiern erwartete, wie Albrecht, keiner war entschlossen genug, jetzt schon die Krone auf den Wurf einer Schlacht zu setzen. An die Burg Kenzingen lehnte sich die Stellung des Oesterreichers; sie ging an Adolph verloren; und so bloßgestellt, mußte Albrecht sich zurückziehen, nachdem die Heere vierzehn Tage einander gegenübergestanden waren. Er zog sich auf Straßburg. Adolph ging bei Breisach über den Rhein. Boten auf Boten sandte er an den Baiernherzog Otto, aufs Schnellste zu ihm zu stoßen.

Herzog Albrecht und seine Partei hatten sich indessen auf Mainz gezogen: Erzbischof Gerhard wollte öffentlich die Absetzung König Adolphs aussprechen. Dazu hatte er ein Fürstengericht nach Mainz berufen. Außer den Kurfürsten von Trier und Pfalz versammelten sich am 23. Juni 1298 alle Kurfürsten in Person oder durch Vertreter in dem Dome. Glockengeläute, Trompetenschall und Heroldsruf hatten alles Volk zur Kirche geladen; die Fürsten forderten vor dem Altar den Kanzler des Reiches, Erzbischof Gerhard, auf, öffentlich die Gründe der Absetzung des Königs darzulegen. Erzbischof Gerhard zählte nun die Sünden, welche die Fürsten an ihm fänden, auf: es habe nach kurzem, gutem Anfang seine Regierung in Frevel und Ungerechtigkeit, in Willkür und Despotismus umgeschlagen, ohne Rath der Fürsten und Stände des Reiches habe er muthwillig Kriege unternommen, Kirchen beraubt, und Gott geweihte Männer und Frauen mißhandelt, in der Rechtspflege sich nachlässig und bestechlich gezeigt, und sei ehrlos genug gewesen, von einem Fremden Sold zu nehmen. Die Kurfürsten haben ihn nach Mainz vorgeladen, um sich wegen seiner Missethaten zu rechtfertigen, er aber habe sich nicht gestellt; darum sei er von den Kurfürsten einhellig des Königthums unwürdig erklärt und ab-

gesetzt worden, jeder Reichssasse sei seines Eides entbunden, und Herzog Albrecht von Oesterreich zu einem römischen und des Reiches deutscher Nation König erkoren, ernannt und hiemit ausgerufen.

Auf dieses fielen die Priester mit einem Tedeum ein, und nach Vollendung desselben stiegen die Kurfürsten auf ihre Pferde und ritten hinaus zu dem Habsburger, der vor der Stadt lagerte, und beglückwünschten ihn.

So war jetzt auch Albrecht König, und mit dem Namen König wallte sein Blut stolzer in ihm. Jetzt darf ich als Herr dem Streite nicht länger ausweichen! rief er voll freudigen Kampfmuthes aus, und brach auf, seinem Gegner entgegen. Er durfte diesen nicht lange suchen. Adolph brannte nach Entscheidung. Umsonst war es, daß die Seinen ihn baten, die Verstärkungen der treuen Städte abzuwarten, die zu ihm, zehntausend zu Fuß und zu Roß, bereits im Zuzug begriffen waren. Seit der Baiernherzog sich mit ihm vereinigt hatte, fühlte er sich stark genug, ungeachtet er die feindliche Partei an Zahl und an Reiterei überlegen wußte. Er eilte auf das zu Mainz Vorgefallene aus der Gegend von Speier über Oppenheim, dem Nebenbuhler entgegen.

Die Sonne des 1. Juli neigte sich zum Untergang, als die Heere des Königs und des Gegenkönigs, zwischen Gelheim und Rosenthal, einem zu Worms gehörigen Kloster, sich begegneten. Beide rüsteten noch am selben Abend zur Schlacht auf Morgen. Der König stellte sein Heer in drei Schlachthaufen; voran die Baiern unter ihrem Herzog Otto, und die Franken und Rheinpfälzer unter seinem Eidam, dem Pfalzgrafen Rudolph; das Mitteltreffen führte der König selbst, es waren seine Niederrheiner; den dritten Schlachthaufen stellte er unter den Befehl des Reichsmarschalls. Das königliche Panner ward dem Ritter von Rechberg vertraut; das Panner des Fußvolks trug Hesso von Usenberg.

Auch Albrecht ordnete sein Heer in drei Haufen, im Vordertreffen standen die Kärnthner unter ihrem Herzog Heinrich, und die Steirer unter Ulrich von Walsee, im Mitteltreffen die Oesterreicher, Böhmen und Ungarn, im Hintertreffen die übrigen aus dem Reich. Albrecht hatte die Reichssturmfahne bei sich, sie führte der Graf von Ochsenstein. Die ganze Nacht hindurch hörte man das Leben und die Regsamkeit in beiden Lagern und sah es beim Glanze der Wachfeuer; wenige schliefen: die beichteten für den Fall ihres letzten Morgens dem Priester, die hämmerten an ihren Waffen, und schmückten sich für den bevorstehenden Waffentanz; von Silber und Gold wurde manch Kleinod auf Helme gebunden, ein Fisch, ein Vogel, Thiere mancherlei.

Der 2. Juli dämmerte; schon hatten die Oesterreicher die Messe gehört, Albrecht saß zu Roß und führte seine Vorhut nach dem Hasenbühl, einer kleinen, zwischen beiden Heeren liegenden Höhe. Indem sieht er, daß Adolph

schon von unten anrückt. Auf beiden Seiten wird der Schlachtgesang: „Sancta Maria, Mutter und Maid“ angestimmt. Bei den Oesterreichern sang der Bischof von Straßburg vor, bei den Königlichen der Erzbischof von Trier. Sie streiten für Gott und das Recht, hatte er den Seinen ermuthigend ans Herz gelegt. Bei dem Könige war sein zarter, junger Sohn Ruprecht. Adolph wollte ihn jetzt im Angesichte der Schlacht aus väterlicher Zärtlichkeit zurücksenden. „Vater, sprach der Knabe fest, bei dir bleibe ich!“ Bald waren die Kärnthner und die Baiern an einander, daß es hell durch die Morgendämmerung erklang. „Seht, rief König Adolph, wie die Baiern sich geberden gegen ihren Ohm, den Kärnthner! Wie lustsam ist das zu hören und zu schauen!“ Damit sprengte er vorwärts. Die Freunde suchten ihn zurückzuhalten. „Ich muß hin!“ rief er, und stürzte in das Kampfgewühl. Im Getümmel stürzte sein Roß und der König wurde abgeschleudert. Der Sturz war so gewaltig, daß er bewußtlos von den Seinen rückwärts getragen wurde. Sie legten ihn nieder ins Freie, öffneten das Visir und lösten ihm den Helm ab, um ihn von der frischen Luft stärken und beleben zu lassen.

Des Königs Sturz konnte nicht ohne Folgen für den Gang des Kampfes bleiben. Pfalzgraf Rudolph und mit ihm Herzog Otto hatten alle Hände voll zu thun, um den Kampf aufrecht zu halten. Schon focht mancher Ritter zu Fuß, weil sein Pferd unter ihm erstochen war. Indem erwachte Adolph aus seiner Ohnmacht; er springt auf, entdeckt die Erschöpfung der Seinen, schwingt sich auf ein Roß, ruft das zweite Treffen herbei und stürzt, ohne daß er sich seinen Helm aufzusetzen die Zeit nimmt, in die Schlacht hinein. Zu gleicher Zeit zieht auch der Oesterreicher sein Mitteltreffen herbei. Immer heftiger wird der Streit, auf beiden Seiten hat man schon die Tapfersten als gefallen zu beklagen, viele werden tödtlich verwundet hinweggetragen. Adolph wühlt sich durch das dichteste Gewühl, er sucht nur einen, seinen Nebenbuhler. Endlich entdeckt er ihn und arbeitet sich auf ihn zu, er denkt nicht daran, daß er ermattet, daß er baarhaupt, ohne Helm ist; er denkt nur daran, sich mit seinem Gegenkönig zu messen, sich an ihm zu rächen. Hier, Herzog, ruft er mit angestrengter Stimme, hier mußt du Reich und Leben lassen! — Das steht in Gottes Hand! antwortet Albrecht, ansprengend, und führt einen so gewaltigen Schwerthieb auf das unbedeckte Haupt des Königs, daß er blutig tiefgetroffen vom Pferde stürzt. Als er am Boden liegt, durchstößt ihm der Rauhgraf den Hals: sein königliches Leben war sogleich entflohen.

Noch wogte über dem Gefallenen der Kampf; aber nicht mehr lange. Mit des Königs Fall fiel seinen meisten Anhängern der Muth, da die Besten schon vor ihm oder mit ihm gefallen waren; der tapfere Ritter von Usenberg, der Pannerträger, war im Gedränge, bei der Hitze des

Julitags, im Harnisch erstickt. Die Königlichen wichen, ihr Rückzug wurde bald zur Flucht. Viele wurden gefangen, unter ihnen namentlich die Grafen von Katzenellenbogen und Weinsperg, und des gefallenen Königs Sohn, Ruprecht. Er hatte tapfer mitgekämpft und wurde fechtend gefangen.

Am Abend, als die Sieger die Wahlstatt durchsuchten, wurde er nackt auf dem Felde gefunden, der des Morgens zuvor ein mächtiger König war. Erzbischof Gerhard, der das Meiste beigetragen hatte, ihn zu stürzen, den er erhoben hatte, rief, als er den blutigen Leichnam sah, mit unwillkürlicher Rührung: „Heute ist ein mannliches Herz gestorben!“ Er konnte des Herzens vorbrechende Stimme nicht halten, so nahe der siegreiche, jetzt erst wahrhaft König gewordene Albrecht stand. Der war nicht gerührt. Nicht in der speirischen Königsgruft, im nahen Kloster Rosenthal ließ er den Todten begraben.

Die allgemeine Anerkennung König Albrechts war die unmittelbare Folge des Sieges. Zu Frankfurt nochmals einhellig erwählt, wurde er zu Aachen gekrönt, am 25. August.

Albrecht I.

Albrecht wollte König im vollsten Herrschersinne sein. Aber weil der Geist der großen Staufen, der, ohne sich etwas zu vergeben, sich aufs Freieste zu bewegen wagen durfte, den zweiten Habsburger noch mehr als seinem Vater fehlte, legte er auf die Etikette ein Hauptgewicht. Das zeigte er gleich auf seinem ersten Reichstage, den er um Martini zu Nürnberg hielt. Die Fürsten und Herren hatten es dem neuen Könige abgemerkt, welchen Werth er auf die äußere Pracht der Königserscheinung lege. Es erschienen, seinen Hof zu verherrlichen, 74 geistliche und weltliche Fürsten, 300 Grafen und Freiherren, 5000 edle Herren. Der Reichstag war zugleich ein Familienfest für den König. Seine Gemahlin Elisabeth, des Grafen Mainhard von Tirol Tochter, wurde hier gekrönt, und sein Erstgeborener, Rudolph, mit dem Herzogthum von Oesterreich und Steier belehnt. Die großen Fürsten führten zwar seit lange die Erzämter des Reiches in ihrem Titel, aber die meisten waren bisher selten dazu gekommen, wirklich ihr Amt zu üben. Albrecht wollte es ihnen zum Bewußtsein bringen, daß sie Diener der Krone seien; er bestand mit Strenge darauf, daß Jeder sein Amt ausübte, und selbst der ihm so

nahe verwandte Böhmenkönig Wenzel mußte als Erzschenk des Reiches in Person sein Amt verrichten und knieend den Wein kredenzen.

Und während er in seiner königlichen Herrlichkeit an der Tafel saß, und seines Glückes sich freute, da trat durch die geöffneten Thüren im Trauerschleier eine hohe Frau, warf sich weinend vor der Königin nieder, und bat sie mit Thränen, sich für ihren gefangenen Sohn zu verwenden. Es war König Adolphs trauernde Gemahlin, die Königin Wittwe, die ihren gefangenen Ruprecht loszubitten kam.

Die glückliche Königin versagte der unglücklichen ihre Fürsprache nicht. Aber Albrecht rührte nicht der Schönheit, nicht des weiblichen Unglücks fast Alles rührende Gewalt. Kalt gegen die Thränen der Mutter wie gegen die Bitten der Gemahlin, antwortete er, sie möge sich nicht an ihn, sondern an den Erzbischof von Mainz wenden, der den Gefangenen in Gewahr habe.

So bin ich den abgewiesen! rief die unglückliche Wittwe König Adolphs und erhob sich. Möge Euch Gott, neigte sie sich weggehend zu Albrechts Gemahlin, niemals ähnlichen Jammer senden! So trug sie ihr Leid hinaus aus dem Königssaal; und er übersah sie nicht, der unsichtbare Geist, der Alles sieht und richtet.

Die Fürsten konnten sich an all dem ein Absehen nehmen, was sie von einem solchen Könige zu erwarten hatten. Als Herzog hatte er in Oesterreich streng und willkürlich gewaltet, so daß Adel und Städte, namentlich Wien, gegen ihn sich wiederholt bewaffnet hatten. Er hatte den Aufstand unterdrückt, mit aber die Rechte und Freiheiten der Herren und Gemeinden der österreichischen Lande. Von allen Freiheitsbriefen der Wiener Bürgerschaft ließ er ihr keinen; er zerriß sie trotz ihres Gnadegesuchs auf dem Kalenberge vor ihrem Angesichte; nur die Briefe gab er ihnen wieder, die nichts zu bedeuten hatten. Darum erwartete das Volk von ihm, der als Herzog so gehandelt hatte, jetzt, da er König war, wenig für sich. Aber auch an die, welche ihn zum Könige gemacht hatten, kam schnell die Reue.

Sich und sein Haus groß zu machen, war Albrechts einziges Streben; das Reich und seine Ehre galt ihm nicht viel, das zeigte sich alsogleich. Um Adolph von Nassau zu stürzen, war der Herzog von Oesterreich mit dem, die schöne deutsche Westgrenze stets bedrohenden Franzosenkönig, Philipp dem Schönen, in Bund getreten. Dieser riß auch inzwischen in Lothringen Ländereien und Rechte des deutschen Gebiets ab; aber Albrecht, der deutsche König, rächte oder rückheischte dies nicht, sondern schloß ein Schutz- und Trutzbündniß mit ihm, was auch die deutschen Fürsten, besonders die rheinischen, dagegen sagen mochten: er fand in des französischen Königs Schwester Blanka eine günstige Partie für seinen Sohn

Rudolph. Als die Rheinfürsten, an ihrer Spitze Gerhard von Mainz, sich ernstlich ihm widersetzten, gab er den Rheinstädten die zollfreie Rheinschifffahrt; und die Fürsten mußten sich fügen, weil der König die Städte so für sich gewonnen hatte. Ja, Albrecht ging so weit, der französischen Braut deutsche Länder, die Landgrafschaft Elsaß und Freiburg im Uechtland, als Heirathsgut zuzuschreiben. Es war eigentlich ein Bund gegen den Pabst, den er mit Philipp dem Franzosen schloß; aber ehe ein Jahr verging, trat er mit demselben Pabst in Unterhandlung, gab seinen erstgewonnenen französischen Bundesgenossen preis, und schloß mit dem Pabst einen neuen Bund. Dieser Bund beruhte auf einer für das deutsche Königthum sehr demüthigenden Grundlage. König Albrecht stellte dem Pabste einen eigentlichen Gehorsamsbrief aus (im Jahre 1303), gestand das Niezugestandene zu, daß der apostolische Stuhl die römische Kaiserwürde von den Griechen auf Karl den Großen gebracht und gewissen geistlichen und weltlichen Fürsten das Recht der Kaiserwahl verliehen habe; und wie er hiemit den Pabst als Lehensherrn der deutschen Krone anerkannte und die Selbstherrlichkeit der deutschen Nation preisgab, so verzichtete er auch auf alle weltlichen Kirchenrechte. Dafür freilich that auch der Pabst, Bonifazius VIII., Etwas für ihn: als er den französischen König Philipp den Schönen des Thrones auf dem Papier entsetzt hatte, lud er Albrecht feierlich ein, die ihres Eides entbundenen französischen Völker in Huldigung und Pflicht zu nehmen. Philipp saß jedoch fest auf seinem Thron und nahm nicht nur Pabst Bonifaz gefangen, sondern machte auch die beiden Nachfolger desselben zu dienstfertigen Werkzeugen seines Willens.

So wenig energisch Albrecht in seiner auswärtigen Politik sich zeigte, so despotisch war er im Innern Deutschlands. Die Macht seines Hauses, seine Erblande zu vergrößern, war ihm kein Mittel und kein Weg zu unbequem oder zu unedel. Als er nach Seeland und Holland die Hand ausstreckte, kostete es ihn nahezu seine Freiheit. Der letzte Herr beider Lande war gestorben, und hatte nur Seitenverwandte zurückgelassen. Albrecht wollte die beiden Lande als erledigtes Reichslehen einziehen und seiner Hausmacht einverleiben. Jene Seitenverwandten aber setzten sich dagegen. Der Graf von Hennegau war derjenige, den der größte Theil des Adels und der Gemeinden zum Nachfolger erwählt hatten. Als er mit List den Zumuthungen des Königs leichter auszuweichen hoffte, als mit Gewalt, wählte er die erstere. Im Einverständniß mit ihm, lud Graf Reynald von Geldern den König auf eine seiner Burgen in der Nähe von Nimwegen, um wegen der holländischen Grafschaft gütlich zu handeln. Dieses Raynalds edle Tochter hatte König Albrecht früher seinem zweiten Sohne, Herzog Friedrich, verlobt, und darauf das Verlöbniß wieder aufgelöst, was Tochter und Vater tödtlich kränken mußte.

Dennoch ließ sich Albrecht auf die Burg Reynalds locken, so sehr verblendete ihn die Habsucht und die königliche Eigenliebe. Freundlichst empfingen und bewirtheten ihn die Grafen; aber während er tafelte, zogen sie ein eisernes Netz von Bewaffneten von allen Seiten um die Burg her zusammen, um den König mit seinem Gefolge zu fangen. Und er war gefangen, wenn nicht die edle Jungfrau, die er gekränkt hatte, die zurückgewiesene Braut seines Sohnes, die eigene Tochter des Grafen Reynald, ihrem Könige und Gaste hochherzig die Gefahr entdeckt, und ihn durch ein Pförtchen in der Mauer gerettet hätte. Durch dieses entfloh er auf das Schloß Kronburg. Er unterließ es, die Anstifter des Verraths zu strafen, gab es auf, Holland zu gewinnen, und belehnte den Hennegauer damit.

Auch Thüringen wollte er zu seinem Hause ziehen. Aber Friedrich mit der gebissenen Wange,* der junge Landgraf, vertheidigte sein Erbe Thüringen und Meißen gegen Albrechts Schaaren gut, und der Sieg bei Lücken, den er über die Königlichen am 31. Mai 1307 erfocht, sicherte es ihm einstweilen vor weiteren Angriffen.

Im Jahre 1306 starb Wenzel II., der König von Böhmen, der Sohn des im Jahre zuvor verstorbenen gleichnamigen Vaters. Er war der letzte männliche Sproß aus dem alten Geschlechte Przemisl. Albrecht reckte sogleich die Hand nach Böhmen aus, als einem erledigten Lehen des deutschen Reiches. Er belehnte damit ohne Weiteres seinen eigenen Sohn, Herzog Rudolph, und vermählte die Wittwe des verstorbenen Königs Wenzel, Elisabeth, eine polnische Fürstin, mit ihm. Noch lebte aber Anna, die rechtmäßige Schwester Wenzels und Gemahlin Heinrichs, des Herzogs von Kärnthen. Darum sahen die meisten Böhmen in Anna's Gemahl den rechtmäßigen Nachfolger auf ihrem Thron, und wählten diesen zu ihrem König. Aber Albrecht erhielt die Oberhand in dem unter wilden Gräueln geführten Kampf um die böhmische Krone. Rudolph bestieg den Thron, so verhaßt er war, durch seines Vaters Waffen erhoben. Aber schon im Juli 1307 zog ihm der Tod die mit Bürgerblut auf sein Haupt befestigte Böhmenkrone wieder herab, und bettete ihn in den Gruftsarg. Ueber seinem Grabe brach der verhaltene Haß gegen das Haus Habsburg wieder in Worte und Thaten aus. Wir wollen keinem Oesterreicher huldigen! war das einhellige Geschrei der in Prag versammelten Böhmen. Es kam zum Kampf; Manche von der österreichischen Partei kamen darin um, die Andern mußten aus dem Lande fliehen. Heinrich von Kärnthen wurde aufs Neue zum Könige gewählt, und dieser zog in Prag ein. Albrecht

* Seine Mutter, die unglückliche Hohenstaufin Margarethe, hatte diesen ihren Sohn, als sie vor den Mordanschlägen ihres Gemahls und seiner Maitresse Nachts von der Wartburg fliehen mußte, beim Abschied von ihren Kindern in verzweifeltem Schmerz in die Wange gebissen, daß ihm die Narbe blieb.

that, als wäre ihm ein Eigenthum, ein Stück von sich entrissen; schon hatte er mit Böhmen seinen zweiten Sohn, Herzog Friedrich, belehnt, und er wollte es ihm erobern. Aber seine Kriegsmacht und seine Anschläge scheiterten an den Mauern Prags, an der Tapferkeit der Böhmen und ihrer Verbündeten (selbst Graf Eberhard von Württemberg diente ihnen um 10,000 Mark jährlichen Dienstgelds), wie an dem eintretenden Mangel und dem Winterfrost. Ohne allen Erfolg und mit großem Verlust mußte er abziehen, um am Rhein und in den Erblanden neue Verstärkungen zu suchen. Denn Böhmen zu lassen, erschien ihm als eine Unmöglichkeit. Darauf arbeiteten jetzt alle seine Gedanken hin. Das kam den freien Bauerschaften im schweizerischen Hochgebirge sehr zu gut: denn sonst hätte er sie erdrückt.

Wie nämlich des Königs Vergrößerungs- und Ländergier im Nordwesten und Nordosten, mit Holland, Thüringen und Böhmen die Macht seines Hauses bereichern wollte, so führte er den schon von seinem Vater begonnenen Bau eines großen Erbfürstenthums fort, das auf die Grundlage der ursprünglichen habsburgischen Stammgüter aufgebaut werden sollte. Schon König Rudolph hatte in Ober- und Niederschwaben viele Güter, Einkünfte und Rechte zusammengekauft, oder sonst an sich gebracht. Im Hochgebirge saßen noch ganze freie Bauerschaften, namentlich die sogenannten Waldstätte Schwyz, Uri und Unterwalden. In Besorgniß, selbst in die habsburgische Unterthänigkeit hineingezogen zu werden, traten die Waldstätte schon im Jahre 1291 zusammen und erneuerten ihre alten Bündnisse. Wenige Monate, nachdem die Eidgenossen diesen ewigen Bund unter sich erneut hatten, starb König Rudolph. König Albrecht ließ sie höflich einladen, sich unter habsburgischen Schirm zu begeben. Alle Landleute, adelige wie gemeine, freie wie eigene, erschracken über dem Anmuthen, ihre Reichsunmittelbarkeit gegen österreichischen Schutz aufzugeben, lehnten es von sich ab, und baten um einen Reichsvogt und um Bestätigung ihres alten Herkommens. Da lächelte der König mit arger List: „Weil ihr es denn also haben wollet, ziehet heim; wir wollen euch Reichsvögte geben und in eure Lande setzen. Ihren Befehlen sollt ihr in allen Dingen wie den unsern gehorchen, und wo ihr es nicht thut, wollen wir es an eurem Leib und Gut rächen und eure Freiheiten auf immer vernichten.“ Und bald kamen zwei Landvögte mit starkem, reisigem Gefolge in das Hochgebirge. Beide begannen ihr Bedrückungssystem in hunderterlei Gestalten.

Als die Lande ruhig blieben, als die Vögte sahen, daß sie ihre Geduld noch immer nicht ermüdet hatten, gingen sie noch weiter in ihren Freveln. Der Landvogt in Unterwalden ließ einen alten Mann, Heinrich von der Halden, der zu Buchischwand im Melchthal saß und in großer Achtung unter den Landleuten stand, für ein kleines Vergehen seines Sohnes

So viel Anfeurung von außen mußte in dem ungeduldigen, ehrsüchtigen Jünglinge die Pietät gegen den Oheim und König verzehren. Die Freunde riethen, noch einmal den Weg der Güte zu versuchen, und gehe es so nicht, dann das Aeußerste zu wagen, und mit eigener Hand da Rache zu holen, wo sie nicht Recht finden könnten. Herzog Johann, heftig raschen Gemüths, und im Könige nur noch den Feind, den Räuber seines Erbes erblickend, öffnete sein Ohr dem bösen Rathschlage der Freunde.

Der Frühling (1308) war da; von allen Seiten zogen sich weltliche und geistliche Herren mit ihren Gefolgen nach der Grafschaft Habsburg, wo der Sammelplatz für das Heer war, das der König nach Böhmen führen wollte. Albrecht hatte diesmal den Freigebigen gemacht; er hatte seine Schätze an Gold und Silber aufgethan, um die Herren in großer Zahl um sich zu sammeln, und ihren Diensteifer, den Furcht und Pflichtgefühl sonst in solchem Zuge nur lau gelassen hätten, zu befeuern: es galt ja, was ihm am Höchsten jetzt anlag, die böhmische Krone und Rache für die vorigen Verluste.

Sein sonst immer düsteres Angesicht, das der Verlust eines Auges noch abstoßender machte, leuchtete in diesen Tagen von Freude; sonst immer rauh und stolz, zeigte er jetzt sich geschmeidig und nach allen Seiten hin heiter, als er sah, wie ihm so Alles nach Wunsch ging, und das Heer immer stattlicher sich um ihn sammelte. Während der Traum seiner Vergrößerung die böhmische Krone als schon gewonnen auf der Hand wog, hörte er nicht auf die Warnung, vor seinem Neffen auf der Hut zu sein, die einer der ins Geheimniß Eingeweihten ihm gab, aus Reue oder aus anderem Beweggrund. Er schwelgte vorgreifend in Glück und Sieg, er war ganz sorglos.

Es war alte Sitte, den ersten Maitag festlich zu begehen. Albrecht ordnete ein glänzendes Hoffest an; er wollte die Herren noch königlich bewirthen, und dann zu Felde ziehen. Zu Baden war der Hoftag; überall her sammelten sich die geladenen Gäste. Herzog Johann bat den Erzbischof von Mainz und den Bischof von Konstanz, beim König an diesem Freudentage um sein Erbe Fürsprache zu thun. Vor der Mittagstafel traten diese vor den König und baten für den Neffen.

Der König meinte, der Neffe sei zu ungeduldig, er möge warten, bis nach der Böhmenfahrt, dann werde man nach Rath der Fürsten für ihn sorgen; einstweilen möge ihm die Ehre genügen, den Befehl über eine treffliche Reiterschaar zu erhalten, die ihm der König aufs Stattlichste rüsten werde. „Wer mein Land begehrt, sagte Johann finster, begehrt auch meinen Tod!“ Der Gedanke, der König wolle ihn im Böhmenzug umkommen lassen, durchblitzte seine Seele. Finster setzte er sich zur Tafel. Seine Stirne

[illegible] viel Anfeuerung [illegible]
[illegible] Jünglinge [illegible]
[illegible] Freunde [illegible]
[illegible] gehe es [illegible]
Hand [illegible]
Johann, [illegible]
den Räuber [illegible]
schlage [illegible]

[illegible]
liche [illegible]
burg, [illegible]
Böhmen [illegible]
er [illegible]
großer [illegible]
Pflicht [illegible]
es galt [illegible]
Rache [illegible]

[illegible]

[illegible]

erbaute [illegible]
bewirthen, [illegible]
her sammelten [illegible]
von Mainz [illegible]
tage um [illegible]
vor den König [illegible]

Der König [illegible]
bis nach der [illegible], dann werde man auch [illegible]
[illegible] sorgen; [illegible]
[illegible] Reiterschaar zu erhalten, die ihm der König [illegible]
— Wer mein Land begehrt, sagte Johann [illegible]
Der Gedanke, der König wolle ihn [illegible]
[illegible] seine Seele. Finster setzte er sich zur [illegible]


Adolf
Gerhart v. Cöln.
Kaiser Albrecht
ermordet
den 1ten Mai
1308.

erheiterte sich nicht mehr, obgleich der König sich Mühe gab, ihn auszuzeichnen und zu erfreuen; denn bei dem gewöhnlichen Vertheilen der Maienkränze gab er ihm den schönsten Rautenkranz und ließ ihm die besten Stücke von Wildpret und Fischen vorlegen. Es war, als würde durch diese kleinen Gunstbezeigungen das Gefühl für die abgeschlagene, große Gunst nur noch schmerzlicher in dem Jünglinge erregt: einzelne Thränen fielen auf seinen Teller; kein Wort des Dankes kam über seine Lippen; nur einige Male redete er leise mit denen von Wart und von Palm.

Nach der Tafel ritt der König, wie es zuvor beschlossen war, mit großem Gefolge der Königin Elisabeth entgegen, welche von Rheinfelden her sich nahte. Bei ihm waren Leopold, sein Sohn, und andere hochgeborene Fürsten, auch Herzog Hans und seine Waffenfreunde und Vertrauten. Die Letztern drängten sich voran in die nächste Nähe des Königs, und als man an die Reuß kam, wo man auf einer Fähre sich übersetzen lassen mußte, waren sie die Ersten, die sich mit dem Könige übersetzen ließen; den König trieb es seiner Gemahlin entgegen, und so war er seinem andern Gefolge vorausgesprengt, und während die Fähre ans jenseitige Ufer zurückkehrte, ritten der König und Herzog Hans mit den Seinen schon vorwärts; es ging durch ein Ackerfeld bei dem Flecken Windisch; vor ihnen lag die alte Veste Habsburg, das Stammhaus; da rief Herzog Hans, der etwas zurückgeblieben war, seinen Mitverschworenen zu: „Jetzt nicht länger gezaudert!“ und plötzlich fielen Rudolph von Palm und Walther von Eschenbach über den König mit Hieben und Stichen her, der Letztere spaltete ihm das Haupt, und Herzog Hans selbst, vom König zur Hülfe gerufen, stieß ihm das Schwert in den Rücken. Der König sank in seinem Blute vom Pferde, gemordet auf dem Seinen, von den Seinen und im Angesichte der Seinen, die am andern Ufer die That sahen, aber durch den Strom geschieden, nur ein unmächtiges Wehegeschrei erheben konnten. Ein armes Weib, das bettelnd am Wege saß, lief dem sterbenden König zu Hülfe, und in ihrem Schooß verblutete er.

Blutbespritzt jagte Herzog Hans auf dem Rosse, von dem sein Oheim herabgesunken war, davon. Die andern Genossen der Unthat flohen, auseinanderstiebend, jeder einzeln seine eigene Straße dahin. Ritter Dietdegen von Kastelen verfolgte sie umsonst eine Stunde Weges, die Rachegeister führten sie davon. Sie sahen sich nie wieder. Furchtbare Blutrache nahmen des Ermordeten Kinder, die Herzoge Leopold und Friedrich, und ihre Schwester Agnes, die verwittwete Ungarnkönigin, meist an Unschuldigen.

Die Unglücksthat trug keinem der Genossen daran eine Frucht, wohl aber den Thalgemeinden im Hochgebirg, welche Albrechts Tod von jeder Gefahr vor der Hand befreite, und in welchen sich, woran sie bei ihrer Erhebung nicht gedacht hatten, die Anfänge zu einem Freistaat heraus-

bildeten, der fort und fort wachsend bis auf unsere Tage sich erhalten hat und bald von bedeutendem Einfluß nicht nur für die nächstbenachbarten Lande, sondern für die Politik Europa's geworden ist.

Der Mord wurde mit Entsetzen vernommen. Theilnahme aber fand Albrechts Schicksal nirgends. Sein Stolz, seine Habsucht, das Widerwärtige seines ganzen Wesens, seine Gewaltthätigkeit hatten ihm überall nur Haß erweckt, oder ihn zum Gegenstand der Furcht gemacht. Darüber vergaß man, was Löbliches an ihm und seiner Regierung gewesen war. Wie er über der Vorsorge für sein Haus, für seine sechs Söhne und fünf Töchter das Reich vergaß, so vergaß das Reich jetzt ihn über der Sorge für sich. Hatte er doch gegen Freunde, gegen die nächsten Blutsverwandten sich undankbar und ungerecht bewiesen, so konnte er und seine Familie auch bei diesen keine Theilnahme finden. Er war der erste Despot auf dem deutschen Throne seit dem sechsten Heinrich. Selbst die ihm nachgerühmte Gerechtigkeit in der Rechtspflege litt bedeutende Beschränkungen, denn der Lobredner seines Hauses und sein Zeitgenosse, Ottokar von Horneck, muß selbst gestehen, daß er sich zwar die Klagen des Volkes vorlesen ließ, aber „was in den Schriften ihm und seinen Kindern schädlich war, das las man ihm nicht vor.“ Die Vorleser fürchteten vielleicht für sich und die Ihrigen, sie fürchteten aber auch den König, der ungnädig wurde, wenn man ihm Mißliebiges vorbrachte. Albrecht war übrigens ein tapferer Ritter mit einem Kriegsmuth, der nicht für kleine Dinge, sondern für große Entwürfe kriegte. Kalt, verständig und nüchtern, wie er war, liebte er weder die Freuden der Tafel, noch die Wollust; in seinem Familienkreis gefiel er sich am meisten, war ein guter Hausvater, und Sorge für die Ausstattung seiner Kinder war es auch zumeist, was ihn so unersättlich machte, Alles haben zu wollen. Diese Unersättlichkeit war sein Tod. In seinem Ende sahen schon die Zeitgenossen den Finger der Vergeltung. Der blutige Schatten König Adolphs tauchte in der Erinnerung der Völker wieder auf; so kurz nachdem Adolphs Wittwe vor Albrecht geweint hatte, hatte Elisabeth, Albrechts Wittwe, ihren Gemahl zu beweinen. Es war, was die Zeit darin sah, ein Gottesgericht in diesen Geschicken. —

Heinrich von Luxemburg.

Wie einst der Habsburger Rudolph, so stand jetzt Graf Heinrich von Luxemburg bei Fürsten und Volk in Liebe und Hochachtung. Er war es auch, auf welchen der Pabst die Augen der Wahlherren lenkte. Der von Mainz und Trier hatten selber schon zuvor den Grafen für den Thron ersehen, und nachdem sieben Monate wieder kein König im Reiche gewesen war, traten die Wahlfürsten zu Rense zusammen, wo der Kaiserstuhl, von neun Säulen getragen unter uralten Nußbäumen, seit Jahren die Fürsten zur Vorberathung versammelte, zwischen Koblenz und Bacharach, am linken Ufer des Rheins, zu Ende Novembers. Drei Tage lang konnten sie sich nicht einigen, so sehr hatte das französische Gold Einige verblendet; erst am Abend des dritten Tages vereinigten sie sich auf den Luxemburger, und zwei Tage darauf verkündete Pfalzgraf Rudolph zu Frankfurt, wohin sich alle Kurfürsten begeben hatten, im Namen derselben den Grafen Heinrich als den erwählten König der Deutschen, und stellte ihn am Hochaltar dem Volke vor. Am 6. Januar 1309 wurde er zu Aachen gekrönt.

Auf einem schroffen Felsen im Ardennerwalde an der Elze erhob sich das Stammschloß Lützelburg, das der Grafschaft Luxemburg den Namen gab. Es war nicht groß, das Erbe des neuen Königs; nur zwanzig Meilen in die Länge, größtentheils unfruchtbar, aber reich an Eisen, Wald und Vieh. Die Luxemburger, dem größten Theile nach Deutsche, hatten doch auch viele Welsche unter sich. War aber auch der Länderbesitz des neuen Königs nicht bedeutend, so war seine innere Tüchtigkeit desto größer. Bei hoher Ritterlichkeit und männlich schöner Gestalt, war er für seine Zeit sehr unterrichtet, und in den Bergen und Wäldern seiner Grafschaft konnte Jeder sicher gehen; solche Ordnung, solche Gerechtigkeit handhabte er. Er war ein biederer, ernsthafter, weiser Herr, mit einem kühnen Geist und einem Anflug von Romantik. Sein tüchtiges Walten in seiner Grafschaft, der starke Arm, den er über Arme und Schwache schützend hielt, gegen den Druck und Raub der kleineren Herren, war so bekannt, daß man von ihm sagte: „Und wär' er von Polreussen gekommen, man sollte ihn zum Verweser des Reichs genommen haben.“ Heinrich, als König der Siebente seines Namens, entsprach auch gleich in den ersten Regierungshandlungen den großen Erwartungen, die man von ihm hatte. Er schaffte Recht im Reiche und Ruhe auf den Straßen; die ritterlichen

Räuber, die sich dem Gesetze nicht fügen wollten, strafte er strenge nach dem Gesetz, that überall die unrechtmäßigen Zölle ab und setzte in die Landschaften Vögte, die Schwachen zu schützen, die königlichen Rechte zu wahren und die verpfändeten Güter des Reiches einzulösen. Selbst die stolzen Söhne König Albrechts, die Herzoge Friedrich und Leopold von Oesterreich, fügten sich der gewaltigen Persönlichkeit Heinrichs. Auf dem Reichstag zu Speier erschienen sie mit einem Gefolge von siebenhundert Rittern. König Heinrich suchte die beiden Brüder zu vermögen, Oesterreich, Steiermark und Krain abzutreten. Diese Länder, sagte er, seien mehrmals eine Ursache verderblicher Kriege gewesen, und es seien schon fünf Könige deßhalb ums Leben gekommen. Herzog Friedrich, der die Absicht des Königs, diese Lande seinem Sohne zuzuwenden, durchschaute, antwortete ganz unerschrocken: „Ei, so sei der der Sechste, der dessen nicht mangeln will,“ und Heinrich bestätigte ihnen auch diese Reichslehen. Sie versprachen dagegen, den König mit 200 Lanzen auf der Römerfahrt zu begleiten.

Die Böhmen waren indessen mit Herzog Heinrich von Kärnthen, den sie sich zum Könige gewählt hatten, sehr unzufrieden geworden; sie baten selber jetzt Heinrich, seinen Sohn Johann mit Böhmen zu belehnen. Dieser war mit Elisabeth, der jüngern Schwester des letzten verstorbenen Königs Wenzel, vermählt. Heinrich sprach dem Kärnthner Böhmen ab und gab dasselbe als erledigtes Lehen des Reiches an seinen Sohn. So erwarb das Haus Luxemburg das Königreich Böhmen.

Dann brachte er die beiden letzten deutschen Könige in die Königsgruft zu Speier. Er erhob König Adolphs Leiche aus dem Kloster Rosenthal mit ausgezeichneten Leichenfeierlichkeiten und setzte ihn neben den andern Königen im Speirer Dome bei. König Albrechts Leiche stellte er unmittelbar daneben, und sie, die einander tödtlich im Leben gehaßt hatten, wurden jetzt an derselben Stätte von ihren königlichen Wittwen beklagt. Als König Heinrichs Gemahlin, Margareta, des Herzogs von Brabant Tochter, die verwittweten Königinnen ihre ehelichen Gemahle so betrauern und beklagen sah, da bat sie, die dritte Königin, zu Gott, daß er ihren Herrn behüten, sie Freuden genießen lassen und mit dem Wittwenthum verschonen möge.

Auf dem Speirer Tage ließ Heinrich gleich fühlen, wie wenig er geneigt sei, der Krone gegenüber den Stolz der Stände zu dulden, so sehr er die alten Freiheiten und Rechte derselben ehrte. Die Gesandtschaft der Stadt Straßburg sprach vor dem Könige die Wendung aus: „Unsere Herren von Straßburg“ — „Ich weiß nicht, sagte der König, was für Herren ihr meinet; aber so ihr meiner Bürger von Straßburg Boten seid, die kenne ich wohl.“ Und er that ihnen, wie sie begehrten, und bestätigte ihnen ihre Freiheiten; denn er war den Städten besonders hold, und auf diesem Tage zu Speier war es zum ersten Male, daß die Ab-

geordneten der Reichsgemeinden neben den Abgeordneten der Geistlichkeit und des Adels sitzen durften.

Noch zu Speier erhoben schwäbische Städte schwere Klagen über Bedrückungen und Mißhandlungen, die sie von Graf Eberhard von Württemberg zu leiden haben. Der Graf, welcher nicht erschienen war, wurde von dem Könige vorgeladen. Als der Württemberger die Krone nicht für sich hatte erlangen können, hatte er im Sinne, wenigstens vor dem, der sie erlangte, sich nicht zu beugen. Darum war er nicht wie die andern Fürsten zur Huldigung und Belehnung nach Speier gekommen. Zur Verantwortung vorgefordert, erschien er jetzt zwar, aber drohend und trotzig mit einem so großen Gefolge, daß man besorgte, er sinne auf Gewalt gegen den König. Eben so trotzig trat er in den Saal der Reichsversammlung. Mit abgewandtem Gesichte hörte er die Vorwürfe des Königs, und mit abgewandtem Gesicht antwortete er, pochend auf sein Recht als Landvogt. Er werde, drohete er, die Städte, wenn sie ihre Pflichten gegen ihn nicht erfüllen, es noch härter fühlen lassen. Solchen Trotz an einem Lehensträger zu strafen, sprach der König die Acht über den Württemberger aus; dieser aber ritt, wie er gekommen war, heim. Der König schob den Vollzug der Acht noch auf, in der Hoffnung, der Graf werde sich unterwerfen; Eberhard beharrte im Trotz.

Sechs Wochen war der König mit den Fürsten in Speier. Unter dem Vielen, was verhandelt wurde, waren auch die seit so langer Zeit vom Reichstage verschwundenen Angelegenheiten Italiens; denn auch aus Italien waren Gesandte zu Speier erschienen. Diese Boten aus Italien luden ihn ein, Frieden und Ordnung jenseits der Alpen herzustellen und die Oberhoheit des Reiches wieder geltend zu machen. Eine solche Heerfahrt, und an deren Ziel die Kaiserkrone, hatte einen bezaubernden Reiz für den romantischen Geist des Luxemburgers; er ergriff mit Feuer die Einladung, und auch die in Speier anwesenden Fürsten und Herren wurden von gleichem Zuge ergriffen. Nicht wie viel deutsches Blut jenseits der Alpen gelassen, sondern welche große und köstliche Beute aus Italien nach Deutschland gebracht worden war, das allein schwebte ihrer Erinnerung vor. So wurde die Römerfahrt beschlossen.

Zu Frankfurt ernannte Heinrich seinen Sohn, den Böhmenkönig, zum Reichsverweser und die Räthe, die mit ihm regieren sollten, ordnete noch Alles an, um an dem in seinem Trotze beharrenden Württemberger die Reichsacht vollziehen und ihn demüthigen zu lassen, was auch geschah; und trat dann den Zug durch das Waadtland, Savoyen und Piemont nach der Lombardei an. Nur zweitausend Bewaffnete führte der König mit sich. Er rechnete auf den Anschluß der Ghibellinen. Ohne Hinderniß hielt er am 23. Dezember 1310 seinen feierlichen Einzug in Mailand.

Das Haupt der Welfen in der Stadt, Guido della Torre, ehrte ihn durch Kniebeugung und Fußkuß; am 6. Januar 1311 krönte ihn der Erzbischof von Mailand in der Ambrosiuskirche mit der eisernen Krone, und er versöhnte die feindlichen Parteien der Welfen und Ghibellinen Mailands unter Androhung schwerer Strafe an dem, der sich der Versöhnung widersetzen würde. Abgeordnete der sich todtfeindlichen Häuser Visconti und della Torre mußten sich öffentlich Vergessenheit des Geschehenen geloben. Sie gaben sich, so grimmig sie sich innerlich haßten, den Friedenskuß; das Volk vergoß Thränen darüber. Der König bereitete sich, nach Rom weiter zu ziehen.

Auch als Geldquelle, nicht bloß zur Verstärkung seines Heeres durch die Ghibellinen, hatte er auf Italien gerechnet, und jetzt forderte er die herkömmliche Krönungssteuer. Er ließ den großen Rath zusammenberufen, der aus Welfen und Ghibellinen, aus den Anhängern della Torre's und Visconti's gebildet war, um die Größe der Summe zu bestimmen; ein Bevollmächtigter des Königs mußte der Rathssitzung anwohnen. Der Rath bevollmächtigte den Ritter della Pusterla, die Summe anzusetzen. 50,000 Goldgulden achtete dieser als würdiges Geschenk für den König. Der königliche Schreiber verzeichnete 50,000 Goldgulden, da der ganze Rath damit einverstanden schien. Da erhob sich Matthäus Visconti, das Haupt der Ghibellinen. Ich bins zufrieden, sagte er, 50,000 dem König, aber wollen wir nicht auch der Königin ein Geschenk machen? Ich schlage 10,000 Goldgulden vor. Es trat eine Pause ein, es schien kein Widerspruch sich zu zeigen, der königliche Schreiber trug 10,000 Goldgulden für die Königin in seine Rolle ein. Indem fand Guido della Torre, das Haupt der Welfen, Worte: Erstaunen und Zorn hatten ihn zuerst nicht sprechen lassen. Heißt das, rief er, redlich und patriotisch gehandelt, wenn man das Geld der Mitbürger wegwirft? Er erhob sich und verließ den Saal. Im Weggehen spottete er gegen Visconti halblaut: warum machen wir nicht eine runde Summe und schenken 100,000 Goldgulden? Der königliche Schreiber, der ein feines Ohr hatte, und 100,000 Goldgulden nennen hörte, auch nirgends einen Widerspruch sah, schrieb flugs in seine Rolle 100,000 Goldgulden. Der versammelte Rath aber gab zuletzt nur zu dem, was zuerst Pusterla angesetzt hatte, seine Zustimmung und erklärte damit die Verhandlung für abgemacht.

Der königliche Schreiber legte seine Rolle seinem Herrn vor. König Heinrich, der das Geld sehr nöthig hatte, hielt sich an die zuletzt eingezeichneten 100,000 Goldgulden. Es wirkten in ihm zwei Triebfedern zusammen, im Gefühl seiner Königswürde erschienen ihm 50,000 Goldgulden von einer Stadt wie Mailand ein zu geringes Geschenk, und weil er der Hunderttausend so sehr bedurfte, so wollte er sie auch haben, da

er sie hier haben zu können glaubte. Der Handelsstand und die Rechtsgelehrten Mailands schickten Abgeordnete aus ihrer Mitte an den König, um ihm den Hergang auseinander zu setzen und ihn zu bewegen, von seiner Forderung, als einer rechtlich nicht begründeten, abzugehen. Der König hing sich aber fest an den Buchstaben dessen, was sein Schreiber von der Verhandlung in seine Rolle eingetragen hatte. Sie mußten ihm die Hunderttausend zahlen.

Das erbitterte die Mailänder. Die Deutschen konnten sich die drohende Gährung nicht verbergen, die bei Welfen und Ghibellinen auf gleiche Weise durchblickte. Der König forderte darum, daß ihn auf der Römerfahrt hundert vornehme Mailänder begleiten sollten, als Ehrengefolge, wie er sagte, in Wahrheit als Geisel.

Da durchzuckte es ganz Mailand, wie ein Funke aus alter Zeit; der Bürgerstolz, das Unabhängigkeitsgefühl, das so ziemlich erloschen war, flackerten plötzlich auf. Die beiden Parteien, in gleichem Zorn über die Fremden, reichten sich gegen sie für den Augenblick die Hand und verschworen sich gegen sie. Nicht die Väter, sondern die Söhne, Franz della Torre und Galeazzo Visconti, standen an der Spitze der Verschwörung. Des Königs Kundschafter witterten die Gefahr aus, und der König, nach seiner Art, war gleich entschlossen, ihr entgegenzutreten, nicht ihr zu entfliehen. In der Frühe des 12. Februar ließ er unter dem Schein, der Hinrichtung eines zum Scheiterhaufen verurtheilten Verbrechers anzuwohnen, seine Reiterei auf dem Brolo Grande in Schlachtordnung ausrücken, während andere Abtheilungen die Quartiere und Häuser der Verschworenen durchsuchten. Matthäus Visconti hatte zeitige Warnung erhalten. Als die deutschen Krieger in den Hof seines Palastes kamen, empfing er sie ganz unbefangen, und bewirthete sie als Freunde. Sie kehrten zu ihrem Herrn zurück und versicherten, daß sie nicht das geringste Verdächtige wahrgenommen haben. Der Palast des Matthäus war aber gepfropft voll von Gewaffneten, die nur den Augenblick zum Losschlagen erwarteten. In dem Quartier der Partei des della Torre wurden die Verschworenen mitten in ihren Vorbereitungen von den durchsuchenden Deutschen überrascht. Franz della Torre gab das Signal zum Kampfe. „Nieder mit den Fremden! Welfen und Ghibellinen im Bund!“ scholl es durch die Gassen. Doch es fehlte den Mailändern an Einheit, an Ordnung, vor Allem an Muth und treulichem Zusammenhalten. Es waren nicht mehr jene kühnen, großen Bürger, wie in den Tagen der hohenstaufischen Friedriche, es war ein feiges, treuloses Volk geworden unter der Entsittlichung der innern Zwiste und Fehden. So konnte auch der Kampf der schlachtgerüsteten Deutschen mit diesen Mailändern nicht lange unentschieden sein, es war vielmehr nur ein kurzes Blutbad, das die königliche Reiterei unter den

Volkshaufen anrichtete. Als die Visconti die Sachen diese Wendung nehmen sahen, hielten sie es für weise, zu thun, als ob sie immer dem Könige treu geblieben wären, und so fochten sie an der Seite der Königlichen und für den König gegen ihre Mitverschworenen. Die Führer der welfischen Partei waren so feig als ihre Untergebenen: Franz und Simon della Torre flohen zuerst aus dem Kampfe und aus der Stadt; der alte Guido della Torre, der krank lag, entrann mit Noth; den fliehenden Häuptern floh der Haufe nach. Die Deutschen warfen sich plündernd über die Quartiere und Paläste der Geflüchteten, sechs Tage lang dauerte die Plünderung, viele mailändische Bürger waren im Plündern so fleißig als die Deutschen, und die Elendigkeit mancher Mailänder zeigte sich recht darin, daß sie den Deutschen die Wege wiesen zu den verborgenen Schätzen ihrer Mitbürger, und die Häuser der welfischen Partei selbst bezeichneten. Alles that auf einmal unterwürfig vor dem Könige, seit er sie seinen bewaffneten Arm hatte fühlen lassen. König Heinrich war jetzt thatsächlich für den Augenblick, nicht nur dem Namen nach, Herr der Lombardei; er sprach die Acht über die Torre's, über die ganze welfische Partei Mailands. Matthäus Visconti wußte sich so schlau zu verstellen, so zu schmiegen an die königliche Huld, daß Heinrich ihn zu seinem Stellvertreter in Stadt und Landschaft Mailand ernannte. Doch ließ der König sich diese Ehre und Würde von Visconti bezahlen; 50,000 Goldgulden händigte er sogleich dem königlichen Schatzmeister ein; 25,000 Goldgulden zahlte er dazu noch gleich als ersten Jahreszins.

Jetzt brach der König nach Rom auf. Aber er fand doch viel zu thun auf seiner Straße dahin; mehrere Städte, unzufrieden mit den königlichen Reichsvögten, die er über sie gesetzt hatte, griffen zu den Waffen und vertrieben ihre Vögte, so Brescia, Cremona, Crema, Lodi und Bergamo. Aber sie erhoben sich nicht zu gleicher Zeit und im Bunde mit einander, sondern jede für sich und nach einander. Darum gelang es auch dem Könige, sie vereinzelt zu unterwerfen und zu strafen. Aber das Mißvergnügen, das sich überall unter den Italienern offenbarte, und an dem die Habsucht der Deutschen nicht wenig Schuld trug, machte seinen Weiterzug fortwährend beschwerlich und gefährlich. Zu Genua starb ihm seine Gemahlin Margareta, im Dezember 1311. Ihr die Kaiserkrone aufzusetzen hätte er für seine schönste Freude gehalten. Nach kurzem Aufenthalt in Pisa, wo sich die Ghibellinen fest an ihn anschlossen, rückte er gerade auf Rom.

Rom war von Parteien zerrissen, wie Mailand, wie Florenz, wie alle Städte Italiens. Im Augenblicke hatten die Welfen in Rom die Oberhand. An der Spitze der welfischen Partei standen die Orsini; und das Kapitol, die Engelsburg, die Peterskirche, die ganze Leostadt war

in ihrer Gewalt. An der Spitze der Ghibellinen standen die Colonna; sie hielten sich im Lateran und im Coliseum.

War somit die dem Könige feindliche Partei schon an und für sich in der Stadt überlegen, so traten jetzt noch drei Feinde von außen gegen ihn auf, welche seine Feinde in Rom verstärkten. Der Erste war Philipp der Schöne, der französische König. Er, der so bereit gewesen war, den deutschen König durch einen Freundschaftsvertrag in die Wirren Italiens hineinzufördern, suchte ihn jetzt, da die Verwicklungen und Gefahren Italiens von allen Seiten ihn umgaben, zu Abtretungen und Einräumungen zu nöthigen. Er verlangte von ihm für die Fortdauer des Freundschaftsbundes die Abtretung des arelatischen Reiches und der Rhonelande bis zum Genfersee. König Heinrich wies dieses Anmuthen zurück, obwohl diese Lande nur lose noch mit der deutschen Krone zusammenhingen. Jetzt kündete König Philipp die Freundschaft offen auf, und wirkte feindlich gegen ihn. Den Pabst in Avignon zwang er, dem Könige wegen der Kaiserkrönung Schwierigkeiten zu machen, und stiftete den ihm verwandten König von Neapel, den Enkel Karls von Anjou, auf, daß dieser ein kleines Heer bewaffnete, es zu den Welfen in Rom stoßen ließ und die Zugänge zu Rom gegen den anrückenden deutschen König besetzte. Am siebenten Mai bereitete sich König Heinrich, den Einzug in Rom sich zu erzwingen; er stellte sein Kriegsvolk in Schlachtordnung und fand, daß es kaum 2000 Deutsche und Italiener waren, die er noch bei sich hatte; aber muthig erstürmte er damit den Paß von Ponte Molle und drang in Rom ein, wo die Ghibellinen ihm die Hand boten. Acht Wochen lang führte er den Kampf innerhalb der Mauern Roms selbst fort, der in vereinzelten Gefechten und in Belagerungen der festen Plätze bestand, hinter welchen die Welfen sich hielten. Das Kapitol nahm er ein, alle Angriffe auf die Peterskirche wurden abgeschlagen. Doch war Heinrich nach und nach Herr des größeren Theils von Rom geworden, und auch das Ziel seiner romantischen Wünsche, die alte Kaiserkrone, wurde ihm zu Theil. Zwar nicht durch den Pabst Clemens V. selbst, König Philipp ließ ihn nicht von Avignon weg; auch nicht in der Peterskirche; sondern im Lateran durch bevollmächtigte Cardinal-Legaten, die Clemens abgeordnet hatte. Das Volk jubelte, wie in alten Zeiten, dem neugekrönten Kaiser als Herrn der Stadt und der Welt entgegen, am 29. Juni 1312.

Aber der Boden kaiserlicher Herrlichkeit, auf welchem Heinrich stand, war eine goldene Wolke, die ihm unter den Füßen zerfloß. Ein großer Theil der deutschen Ritter kehrte nach der Kaiserkrönung in die Heimath zurück; Heinrich selbst blieb in Rom; und schon rüsteten die besiegten Welfen im obern und mittlern Italien sich zu neuem größerem Kampfe wider die Ghibellinen und ihren Kaiser; der König von Neapel waffnete

neue Schaaren, den Welfen zur Hülfe, und König Philipp von Frankreich wiegelte, wo er konnte, gegen den Kaiser auf. Dieser sah sich fast mitten unter Feinden, ferne von der deutschen Heimath, in der bedenklichsten Lage. Auch die Hohenstaufen hatten sich in ähnlichen Lagen gesehen, ohne Geld, ohne Kriegszeug, ohne Heer, ohne einen Beistand, als den zweideutigen, unverläßlichen italienischer Ghibellinen. Aber sie hatten noch das für sich, daß das Kaiserthum noch als eine Wahrheit in den Gemüthern der Menschen wurzelte und den Kaiser mit einer Glorie umgab, auch wenn ihm die äußeren Mittel fehlten. Der siebente Heinrich hatte für sich nur den Schein des Kaiserthums und den Namen; die Idee, die sich einst an diese höchste weltliche Würde knüpfte und das weltliche Oberhaupt der Christenheit selbst mit einem religiösen Lichte verklärte, war im Bewußtsein der Italiener so gut als erloschen. Heinrich hatte versucht, sie aus ihrem Grabe wieder heraufzubeschwören, aber was er heraufbeschwor, war ein Schatten. In ihm selbst aber lebte die Idee des Kaiserthums noch in vollem Leben. Und getragen von dem Geiste, der in ihm war, von der Romantik der früheren Zeiten, stellte er sich, in Wahrheit eine kaiserliche Gestalt, unter die ihn bedrohenden feindlichen Elemente hinein.

Er erklärte allen Welfen den Krieg und entfaltete die Reichsadler und die Oriflamme, das rothgelbe Reichspanner, um alle Ghibellinen Italiens um dasselbe zu sammeln. Seine Unterhändler gingen nach Sicilien hinüber und schlossen einen bewaffneten Bund mit König Friedrich von Sicilien, dessen Geschlecht die sicilianische Vesper auf den Thron erhoben, und das selbst die Blutrache für die letzten Hohenstaufen hatte vollziehen helfen. Dieses Bündniß schloß er im Juli 1312, und zu gleicher Zeit erhoben sich in zahlreichen Schaaren die Ghibellinen, und sammelten sich um ihren Kaiser.

Es waren unter den Ghibellinen manche edle, hochherzige Geister. Unter Allen hoch hervor ragt Dante Alighieri. Dieser riesenhafte Geist, der Schöpfer des erhabenen Gedichts der göttlichen Komödie, zugleich ausgezeichneter Geschäfts- und Staatsmann, war aus seiner Vaterstadt Florenz durch die welfische Partei vertrieben. Er sah für sein zerrissenes, unter den Streichen, die es sich selbst gab, verblutendes Vaterland Italien keine Rettung, als wenn ein Kaiser die entzweiten Elemente einigte und mit starker Hand Ordnung zurückführte. In einem Kaiser allein, wie er von einem solchen ein Ideal in seiner Seele trug, sah er die Möglichkeit gegeben, daß schönere Zeiten auf den Boden seiner Heimath wiederkehren, die zersplitterten Gemeinwesen unter einem Haupte als eine Nation unter guten und festen Gesetzen sich verschmelzen und zur wahren Freiheit neu geboren werden würden. In diesem Sinne hatte er in begeistertem Zuruf den deutschen König Heinrich begrüßt; in diesem Sinne wanderte er von Stadt zu Stadt mit seinen Feuerworten, um seine Landsleute unter das

kaiserliche Panner in Eintracht zu sammeln. Wie in ihm, schlug auch in mancher andern Brust wahre begeisterte Liebe für's Vaterland und Sehnsucht nach bessern Zeiten: je blutiger die Parteikämpfe wurden, desto größer wurde die Zahl derer, welche in dem ordnenden, über den Parteien stehenden Kaiser das einzige Heil sahen.

An der Spitze des Ghibellinenheeres, in welchem namentlich viele aus Florenz Vertriebene waren, drang der Kaiser in das Gebiet von Florenz selbst vor und schloß es ein. Die Welfen in der Stadt vertheidigten sich so, daß der Kaiser bei eintretendem Mangel und Winter von der Stadt abziehen mußte. Der Kaiser benützte die Winterruhe aufs Thätigste zu ausgedehnten Rüstungen. Auf dem Reichstage zu Nürnberg, welchen des Kaisers Sohn Johann der Böhmenkönig einberief, sagte ein großer Theil der deutschen Stände Hülfe und Zuzug nach Italien zu. Die lombardischen Ghibellinen wie die aus Toskana standen mit dem Frühlinge schon gerüstet, und König Friedrich, der Arragonier, waffnete in Sicilien ein Heer und eine Flotte. Alle diese Streitkräfte wollte der Kaiser auf einen Punkt richten, aber diesmal nicht gegen die Welfen Mittelitaliens, sondern dahin, wo es die Gegner am wenigsten erwartet hatten.

Mit dem Kaiserthum hatte Kaiser Heinrich auch die Herstellung der alten Rechte desselben übernommen: er konnte es sich gar nicht anders denken. Robert von Anjou, der jetzige König von Neapel, war zugleich Graf von Provence, und diese Grafschaft anerkannt und unstreitig ein Lehen des deutschen Reiches. Durch die letzte Befehdung des Kaisers hatte der König von Neapel, als Graf von Provence Lehensmann der deutschen Krone, die Lehenspflicht gegen König Heinrich verletzt, die Treue gebrochen. Diese Ansicht hatte der Kaiser; er legte sie dem Entscheide der Rechtsgelehrten der hohen Schule Bologna vor. Diese, so sehr sie sonst welfisch gesinnt waren, fanden die Sache so klar und unwendbar, daß auch sie entschieden, der Graf von Provence habe die Lehenstreue gebrochen. Auf diesen Entscheid der ersten Hochschule der damaligen Welt versammelte der Kaiser seine Fürsten und seine Räthe, und diese sprachen zu Pisa des Reiches Acht aus über König Robert, den Grafen von Provence, wegen Hochverraths am Reiche, und sprachen ihn schuldig, Lehen, Ehre, Freiheit und Leben zu verlieren, am 25. April 1313.

Dieses Urtheil machte eben so viel Eindruck als Aufsehen. Philipp, der König von Frankreich, ließ dem Pabste Clemens keine Ruhe, bis er die Oberlehensherrlichkeit der Kirche über Apulien geltend machte und den Kaiser mit dem Banne bedrohte, wenn er das Urtheil gegen den Lehensmann der Kirche nicht zurücknehme und seinen Absichten auf Apulien nicht entsage. Der päbstliche Legat glaubte den Kaiser dadurch auch schrecken zu können, daß er ihn an das Schicksal Friedrichs II. erinnerte. „Wenn Gott

für uns ist, antwortete der Kaiser, so wird uns weder der Pabst noch die Kirche zu verderben vermögen, weil wir nichts wider Gott thun.«

Er beharrte auf dem Achtsurtheil und ging an den Vollzug desselben, an die Eroberung Unteritaliens. Die deutschen Hülfsvölker, welche ihren Weg durch die Schweiz nahmen, stiegen über die Alpen herab, aus den Häfen Genua's und Pisa's liefen zahlreiche, wohlbemannte Schiffe mit der kaiserlichen Flagge aus, um zu der sicilischen Flotte zu stoßen, welche König Friedrich ausgerüstet hatte. Ihm hatte der Kaiser die Würde des Reichsadmirals verliehen. An den Küsten Calabriens schifften sich schon sicilische Kriegshaufen aus, und am 8. August erhob sich der Kaiser selbst von Pisa, um das große, mit Allem gerüstete Heer — es waren vierzigtausend unter dem kaiserlichen Banner — nach Apulien zu führen. So drang zu gleicher Zeit ein sicilisches Heer vom Süden, das kaiserliche Hauptheer vom Norden her gegen Neapel vor, während die vereinigten Geschwader Siciliens, Pisa's und Genua's es von der Seeseite bedrängten. Europa sah auf die großen Dinge mit Verwunderung und Erwartung, die jetzt in Italien sich entwickelten. König Robert gab seine Sache verloren und rüstete sich zur Flucht nach der Provence: da starb der Kaiser plötzlich am Bartholomäustage, den 24. August 1313.

Zweierlei wird als die Ursache seines Todes angegeben. Die Einen erzählen, er habe in der heißen Jahreszeit und bei den übermäßigen Anstrengungen den rothen italienischen Wein nicht vorsichtig genug genossen und sei so in ein hitziges Fieber gefallen, welches, da nicht gleich ärztliche Hülfe gebraucht wurde, sein Leben schnell zerstört habe. Mehr als diese Angabe von einem natürlichen Tode fand ein Gerücht Glauben, das unter den Deutschen und den italienischen Ghibellinen sich verbreitete, das Gerücht nämlich, daß sein plötzlicher Tod ein gewaltsamer gewesen sei, von welfischer Tücke bereitet. Ein Dominikaner, hieß es, habe dem Kaiser beim Genuß des heiligen Abendmahls mit Gift vergeben, da er nur einen Gebannten und Kirchenfeind in ihm gesehen habe; der Kaiser aber sei zu fromm gewesen, um sogleich nach Empfang des heiligen Leibs des Herrn gebotene ärztliche Gegenmittel einzunehmen, ja er habe seinen Mörder noch gemahnt, zu fliehen, ehe seine That im Lager bekannt und er ein Opfer der Rache würde. Der Name des Dominikanermönchs wurde laut genannt: Bernhard von Montepulciano wurde dieser Greuelthat bezüchtigt. Einundfünfzig Jahre alt war der kaiserliche Held, als er starb, in dem Flecken Bonconvento nahe bei Siena.

Sein Tod war, wie es einst beim Tode Kaiser Rothbarts war, die Auflösung des ganzen kriegerischen Unternehmens. Als der große Geist, der die verschiedenen Theile zusammengehalten und regiert hatte, von ihnen geschieden war, fielen sie auseinander. Die Flotten kehrten zurück; die

Kriegsvölker zu Land zerstreuten sich heimwärts; und so groß die Trauer war, welche durch die kaiserliche Partei ging, so groß war der Jubel der Welfen über den Sieg, der ihnen ohne einen Schwertstreich in dem Tode des einen Mannes zugefallen war. Zu Pisa setzten die Seinen die Gebeine des todten Kaisers bei; und wie sein Geist allein es gewesen war, der Italien und Deutschland eine Zeitlang wieder zusammengehalten hatte, so riß mit seinem Leben zugleich auch das Band wieder zwischen den beiden Völkervereinen, dem deutschen und dem welschen. Von da an hört aber auch das deutsche Reich auf, Mittelpunkt und Hauptschauplatz der europäischen Geschichte zu sein. Wenn sich mit Kaiser Friedrich dem Zweiten, dem Hohenstaufen, das Kaiserthum in seiner Hoheit und Machtfülle ins Grab gelegt hatte, so sank mit Heinrich dem Luxemburger der vom Grab wiedererstandene Geist, der längst gestorbene Schatten des Kaiserthums, wieder ins Grab zurück: eine kurze schöne Stunde war ihm vergönnt, noch einmal Leben und Körper anzunehmen und auf Erden zu erscheinen; dann war seine Zeit um.

Ludwig von Baiern und Friedrich von Oesterreich.

Jetzt schien für den Ehrgeiz Herzog Friedrichs von Österreich die günstige Zeit gekommen und noch eifriger, als das erste Mal, warb er jetzt um die deutsche Krone. Die Kurfürsten waren dem Golde und den Sirenen zugänglich, und der österreichische Hof ließ alle geheimen Federn spielen, die er in Bewegung zu setzen vermochte. Die luxemburgische Partei wollte dem habsburgischen Hause den Vorrang nicht lassen. Der Sohn des todten Kaisers, König Johann von Böhmen, war noch gar zu jung, die luxemburgische Macht der habsburgischen Größe gegenüber zu schwach. Diese Partei beschloß darum durch eine Verbindung mit dem Hause Wittelsbach sich zu verstärken und Einen aus diesem alten Fürstenhause dem Habsburger entgegenzustellen.

Da war ein Enkel Königs Rudolph, Herzog Ludwig von Oberbaiern; seine Mutter Mathilde war des Habsburgers vierte Tochter gewesen. — Ludwig war nicht bloß Friedrichs Vetter, sondern sein Jugendfreund. Darum trat er einen Augenblick vor dem Gedanken zurück, demselben gegenüber zu treten. Aber es war eine Krone, die es galt, und vor dem Ehrgeiz verstummte bald die Stimme der Freundschaft. Er trat als Mitbewerber um das Reich auf.

Wieder vierzehn Monate einer königlosen Zeit gingen in Unruhen dahin. Beide Parteien erschöpften sich in Vorbereitungen und Ränken für die bevorstehende Wahl. An der Spitze der habsburgischen Partei stand der jüngere Bruder Friedrichs, Herzog Leopold; die Seele der Luxemburger und Wittelsbacher war Peter, der Erzbischof von Mainz. Der Wahltag nahete, er war nach Frankfurt auf den 19. Oktober 1314 ausgeschrieben. Mit Heeresmacht und Kriegsrüstung zogen beide Parteien dahin. Die Oesterreicher lagerten sich am linken Mainufer in Sachsenhausen, ihnen gegenüber die Luxemburger und Baiern im Frankenfeld, den Vorstädten Frankfurts. Noch hoffte diese Partei die andere für sich zu gewinnen, und suchte die Wahl darum hinauszuschieben. Die Oesterreicher aber erwählten am bezeichneten Tage den Herzog Friedrich zum deutschen König. Nun eilte die Gegenpartei, auch mit ihrem Könige nicht zurückzubleiben. Peter von Mainz verkündigte am 20. Oktober allem Volke, wie der Wittelsbacher, Herzog Ludwig von Baiern, erwählter König des deutschen Reiches sei.

So standen jetzt zwei Könige im Reiche. Während der Norden Deutschlands in Ruhe lag, brauste der Sturm des Bürgerkriegs durch die Rheinlande, Elsaß, Baiern und Schwaben. Hunger und Krankheit, Feuer und Schwert verödeten die Gauen.

Der heilige Stuhl zu Avignon nährte heimlich den Streit und die Verwirrung. Der nachdrückliche Beistand, den die schweizerischen Eidgenossen Ludwig dem Baier leisteten, erinnerte den Bruder des Habsburgers, Herzog Leopold, daran, wie er sich geschworen, diese Bauern des Hochgebirgs, die er geradezu aufrührerische Unterthanen nannte, zu züchtigen. Ein starkes Heer Leopolds zog am 15. November in dichten Reihen am Aegerisee und dem Gebirge heran nach dem Paß von Morgarten. Sie erreichen seine engste Stelle, eben will Graf Montfort an der Spitze der Vorhut den Rußbach überschreiten, da stürzen Felsenstücke, Baumstämme herab auf die Sorglosen: ein großer Theil ist jämmerlich zermalmt, der ganze Zug der Oesterreicher gehemmt, der Schrecken, die Unordnung ist ohne Grenzen und leicht wird es den terrainkundigen Eidgenossen, das in stolzer Zuversicht angerückte Heer in die wildeste Flucht zu jagen, und fast zu vernichten. Voll Zorn und Scham gelangte auf Seitenpfaden Herzog Leopold mit den Trümmern seines Heeres mit Noth nach Winterthur.

Diese Seitenbewegung Herzog Leopolds gegen die Waldstätte im Hochgebirge theilte und schwächte die Streitkräfte der habsburgischen Partei für den großen Kronstreit, der im Herzen des Reiches geführt wurde. Sollte Deutschland nicht unter dem Bürgerkriege verbluten, so mußte eine Entscheidungsschlacht gewagt werden, aus der nur Einer die Krone weg=

trüge. Jenseits des Inns, bei Mühldorf, einer salzburgischen Stadt, trafen beide Heere zusammen. Friedrich lagerte sich auf einem Hügel, wo er die Ankunft Leopolds ruhig erwarten konnte. Dieser hatte aber gegen einen andern Grafen von Montfort, der in Ludwigs Heer war, einen alten bittern Groll im Herzen, er konnte seiner Rachlust nicht widerstehen und zerstörte mehrere Schlösser des Grafen auf seinem Zuge. Das verzögerte seinen Marsch, und er brachte dadurch das größte Unglück über seinen Bruder. Friedrich sandte Boten über Boten an ihn ab; alle fingen die Mönche des Klosters Fürstenfeld für Ludwig auf. Indessen wollte der Habsburger die Ausforderungen der Baiern und den Mangel nimmer länger ertragen, er bestimmte, ohne Leopolds Ankunft abzuwarten und gegen den dringenden Rath vieler seiner Freunde, den Tag der Schlacht auf den 28. September 1322. Fünfzig Jahre vorher am 29. war sein Ahn Rudolph zum römischen König erwählt worden.

Beide Theile ordneten ihre Schaaren. Friedrich, in glänzender königlicher Rüstung, befehligte sein Heer selbst, zunächst um ihn seine Oesterreicher. Ludwig verkleidete sich in den blauen Wappenrock eines gemeinen Reiters, und übergab den Oberbefehl an Seyfried Schweppermann. Das war ein alter Herr, ein Nürnberger Bürger, aber ein wohlerfahrener Kriegshauptmann. Manche hochgeborne junge Herren verdroß es, unter Schweppermanns Befehl sich zu sehen. Als dem alten Feldhauptmann die Füße in den Steigbügeln schlotterten, und die Sporen klirrten, spotteten einige Junker: „Hat der König so lang auf einen Helden gewartet; der wird dem Oesterreicher nicht viel Schadens thun!“

Zehn Stunden schwankte der Kampf. Schweppermann, im entscheidenden Augenblicke, gewinnt den Habsburgern mit dem Schnellblick des geübten Feldherrn durch eine geschickte Wendung die Sonne und den Wind ab. Geblendet von den Sonnenstrahlen und getäuscht durch lauter österreichische Fähnlein, die ein Haufe Baiern aus List führte, glauben die Oesterreicher, Herzog Leopold sei angerückt. Bald erkennen sie den Irrthum. Von vorn und hinten angegriffen, sinkt ihr Muth. Die gefangenen Böhmen nehmen ihre Waffen wieder auf, die Flüchtlinge sammeln sich. Nimmer ist es Friedrich möglich, Ordnung in seinem Heere zu erhalten, die Seinen nehmen die Flucht, die Ungarn zuerst. Friedrich will mit wenigen der Tapfersten den Kampf fortsetzen. Sein Pferd, zum Tode verwundet, schleudert ihn ab, und er wird gefangen. Der Ritter, der ihm das Pferd erstach, rief ihm zu, sich zu ergeben. Wer bist du? fragte der König. Und als er vernahm, daß der Ritter ein Dienstmann des Burggrafen von Nürnberg sei, sprach er: Rufe deinen Herrn. Eben kam der Burggraf herbei. Dem gab der König sein Schwert mit den Worten: Dein Gefangener bin ich, schone meines Lebens! Mit ihm wurden auch sein

Bruder Herzog Heinrich und viele der hohen Herren und des niedern Adels von Oesterreich und Steiermark gefangen.

„Vetter, wir sehen Euch gern!“ sprach Ludwig, als der gefangene Friedrich vor ihn gebracht wurde. Der aber antwortete nichts. In Betrübniß und Erstaunen, Ludwig lebend vor sich zu sehen, sah er zu Boden; er hatte gemeint, in der Schlacht den König getödtet zu haben. Ludwig aber war dem Kampfe für seine Person fern geblieben. Unter einigen der bairischen und fränkischen Krieger erhob sich Streit, jeder rühmte sich der Ehre, den König gefangen zu haben. „Ich will euch des Zwists wohl bescheiden, sprach der gefangene König; bringt mir her ein jeder seinen Wappenrock und seine Auszeichnungen, die er in der Schlacht getragen hat.“ Und da man solche vor den Fürsten brachte, da klopfte er auf einen Schild mit einem schwarzen Büffelskopf im gelben Felde. „Dieses Kühmaul, sprach er, konnt' ich heute weder mit Stechen noch Schlagen von mir bringen, dem hab' ich mich ergeben.“ Es war der Schild des Ritters Albrecht Rindsmaul.

Die verlorene Schlacht kostete die habsburgische Partei ein Heer: es waren ohne den Verlust des Fußvolks an Todten und Gefangenen über 5000 Pferde gefallen, über 1200 edle Herren, ganze Schaaren gemeinen Volkes gefangen, Tausende auf der Wahlstatt getödtet; den Herzog Friedrich kostete sie Krone und Freiheit. König Ludwig hatte den Sieg, für den er selbst nichts gethan hatte, dem ritterlichen Schweppermann zu danken. Nächst diesem am ritterlichsten hatte sich Graf Berthold von Henneberg gezeigt, ihn erhob auch zum Lohne bald darauf König Ludwig in den Fürstenstand. Das matte Kriegsheer, welches fast den ganzen Tag gefochten hatte, hätte Ludwig gerne am Abend erquickt, aber selbst für die königliche Tafel fand sich nichts Leckeres zu essen, als Eier, und auch deren waren es nur wenige. König Ludwig ehrte Schweppermann, indem er ihm ein Ei mehr, als jedem Andern, geben ließ. „Jedem ein Ei, dem frommen Schweppermann zwei,“ wurde Sprüchwort in Baiern. Der Burggraf von Nürnberg, der ebenfalls viel zum Siege beigetragen hatte, erhielt die meisten edeln Gefangenen, und er wußte sich und seinem Hause diesen Siegespreis aufs Beste zu verwerthen: er ließ sie alle frei, aber zuvor sich schwören, daß sie und ihre Nachkommen für alle Zukunft ihre Güter von ihm und seinem Hause zu Lehen tragen wollen. So errang in der Mühldorfer Schlacht das nachmals brandenburgische Haus Hohenzollern die Lehensherrlichkeit über viele österreichische Herrschaften.

König Ludwig ließ seinen gefangenen Nebenbuhler nach dem Schloß Traußnicht in der obern Pfalz bringen; man hatte ihm seinen prachtvollen königlichen Harnisch und die königlichen Auszeichnungen ausgezogen. Als Friedrich den Namen der Burg, die sein Gefängniß werden sollte, ver-


Ludwig der Bayer
nach der Schlacht bei
Mühldorf
1322.

Bruder Herzog Heinrich und viele der hohen Herren [illegible] Adels von Oesterreich und Steiermark gefangen.

»Vetter, wir sehen Euch gern!« sprach Ludwig, [illegible] Friedrich vor ihn gebracht wurde. Der aber antwortete [illegible] niß und Erstaunen, Ludwig lebend vor sich zu sehen, [illegible] er hatte gemeint, in der Schlacht den König getödtet zu haben, [illegible] aber war dem Kampfe für seine Person fern geblieben. Unter [illegible] bairischen und [illegible] Krieger erhob sich Streit, jeder [illegible] Ehre, den König gefangen zu haben. »Ich will euch des [illegible] bescheiden,« sprach der gefangene König; bringt mir her ein jeder [illegible] Wappenrock und seine Auszeichnungen, die er in der Schlacht [illegible] hat.« Wie nun man solche vor den Fürsten brachte, da klopfte er [illegible] Schild mit einem schwarzen Büffelskopf im gelben Felde. »Dieses [illegible] sprach er, konnt' ich heute weder mit Stechen noch Schlagen [illegible] bezwingen; dem hab' ich mich ergeben.« Es war der Schild des [illegible] Albrecht Rindsmaul.

Die verlorene Schlacht kostete die habsburgische Partei [illegible] es waren ohne den Verlust des Fußvolks an Todten und Ge[illegible] über [illegible] Pferde gefallen, über 1200 edle Herren, ganze [illegible] gefangen, Tausende auf der Wahlstatt getödtet [illegible] Herzog Friedrich kostete sie Krone und Freiheit. König Ludwig [illegible] Sieg, für den er selbst nichts gethan hatte, dem ritterlichen [illegible] zu danken. Nächst diesem am ritterlichsten hatte sich Graf [illegible] von Henneberg gezeigt, ihn erhob auch zum Lohne bald darauf [illegible] Ludwig in den Fürstenstand. Das matte Kriegsheer, welches [illegible] ganzen Tag gefochten hatte, hätte Ludwig gerne am Abend [illegible] selbst für die königliche Tafel fand sich nichts Leckeres zu essen, [illegible] und auch deren waren es nur wenige. König Ludwig ehrte Schweppermann, indem er ihm ein Ei mehr, als jedem Andern, geben ließ. »[illegible] Ei, dem frommen Schweppermann zwei,« wurde Sprüchwort [illegible] Der Burggraf von Nürnberg, der ebenfalls viel zum Siege [illegible] hatte, erhielt die meisten edeln Gefangenen, und er wußte [illegible] Hause diesen Siegespreis aufs Beste zu verwerthen: er [illegible] aber zuvor sich schwören, daß sie und ihre Nachkommen [illegible] ihre Güter von ihm und seinem Hause zu Lehen tragen woll[illegible] in der Mühldorfer Schlacht das nachmals brandenb[illegible] Hohenzollern die Lehensherrlichkeit über viele österreichische [illegible]

König Ludwig ließ seinen gefangenen Nebenbuhler [illegible] Trausnicht in der obern Pfalz bringen; man hatte ihm [illegible] königlichen Harnisch und die königlichen Auszeichnungen [illegible] [illegible] den Namen der Burg, die sein Gefängniß werden [illegible]



Ludwig der Bayer
nach der Schlacht bei
Mühldorf
1322.

nahm, sprach er: „Es heißt wohl Traußnicht und erinnert mich, daß ich meiner Macht und meinem Glück zuviel getraut habe und deßwegen gefangen hier bin, was ich nit getraut hätte.“

Als Herzog Leopold die Niederlage und Gefangenschaft seines Bruders vernahm, schlug es ihn so darnieder, daß es heißt, er habe von der Zeit an, so lange er lebte, kein Freudenzeichen mehr von sich blicken lassen. Er konnte sich es nicht bergen, sein Verweilen war an der Niederlage schuld, und die ganze Größe derselben zeigte sich erst in den Folgen. Alle Städte am Rheine fielen von der habsburgischen Partei ab und dem Sieger zu, und weil diese Niederlage gerade nach siebenmal sieben Jahren geschah, seit Graf Rudolph von Habsburg auf den Thron erhoben worden war, glaubten Viele im Volk, daß es mit dem Hause Habsburg zu Ende sei.

Die seltsamsten Dinge brachte der Aberglaube des Volks mit König Friedrichs Unglück und seines Bruders Leopold Bemühungen für seine Freiheit in Verbindung. Nicht bloß sah der Aberglaube in den vielen Irrlichtern auf der Viehwiese, wo die Mühldorfer Schlacht geschlagen wurde, die ruhelosen Geister der Erschlagenen, sondern er ließ auch den Herzog Leopold den Teufel beschwören, um zur Befreiung seines Bruders mitzuwirken.* Der Teufel aber war Niemand, als ein kecker Studiosus, der das Wagstück unternahm, sich am Thurm des Schlosses von Traußnicht bis vor das Fenster des Gefangenen hinaufzuarbeiten, um Friedrich herauszuholen. Der Gefangene war von dem Wagniß nicht unterrichtet, und als ihn vor seinem Fenster außen eine in der Luft schwebende Gestalt anrief, ergriff ihn ein Entsetzen: befangen im Glauben seiner Zeit, wähnte er den Bösen selbst draußen zu sehen, bekreuzte sich und schrie nach Hülfe, und sein Befreier sah sich genöthigt, zu verschwinden. Als später dem Habsburger der kühne Studiosus zu Gesicht kam, rief er aus: „Das also war der Böse, der mich holen wollte!“

Leopold versuchte Unterhandlungen und das Schwert, um seinen Bruder zu befreien; denn er liebte ihn heiß, und während der gefangene König im Kerker keine Unterhaltung hatte, als Pfeile zu schnitzen, kannte

* Er habe, hieß es, einen Schwarzkünstler zu sich gerufen, und der habe einen bösen Geist in Gestalt eines Boten ins Gemach heraufbeschworen; diesen habe er hingesandt, Friedrich aus dem Gefängniß zu führen, und der Geist habe zugesagt, ihn zu befreien, mit dem Beding, wenn ihm der Gefangene würde folgen wollen. Der Geist sei zu dem Gefangenen gekommen und habe seinen Auftrag gemeldet, in Gestalt eines Schülers. König Friedrich habe ihn gefragt, wer er sei, der Geist aber geantwortet, er solle nicht fragen, sondern nur folgen und mit ihm kommen. Nach den Einen habe er begehrt, der König solle unter seinen Mantel kriechen. Nach Andern habe er ein schwarzes Roß vor der Thüre stehen gehabt und ihm befohlen, darauf zu sitzen, den König aber habe ein Schauer überlaufen, er habe sich mit dem heiligen Kreuz bezeichnet und zu beten angefangen. Alsobald seien Bote und Roß verschwunden.

sein Bruder kein Geschäft, als was auf seine Befreiung zielte. Das Glück schien sich ganz an König Ludwig erschöpfen zu wollen. Einen Monat nach dem Siege bei Mühldorf starb der Kurfürst von Brandenburg Woldemar II. und vierzehn Tage darauf sein Bruder Johann IV., und mit ihnen ging das Haus Brandenburg-Anhalt zu Ende. Hundert und siebzig Jahre war das Fürstenthum Brandenburg bei dem Hause Albrechts des Bären gewesen. König Ludwig belehnte mit dem Kurfürstenthum auf dem Tage zu Nürnberg seinen eigenen Sohn Ludwig, und er selbst vermählte sich, da seine erste Gemahlin kurz nach der Mühldorfer Schlacht starb, mit Margaretha, der Tochter des Grafen Wilhelm III. von Holland und brachte dadurch, weil ihr Bruder, Graf Wilhelm IV., ohne männliche Erben starb, Holland, Seeland, Friesland und Hennegau auf seine Söhne. Gegen solches Glück vermochte Herzog Leopold der Habsburger wenig. Geist und Tapferkeit kommen zu kurz, wo also das Glück den Gegner begünstigt, und König Ludwig bezeigte sich, wie es gewöhnlich geht, nicht als einen sehr würdigen Günstling des Glückes. Ludwig hatte nach der Mühldorfer Schlacht es nicht einmal gewagt, den in der Nähe stehenden Herzog Leopold anzugreifen und zu vernichten, noch viel weniger die österreichischen Lande einzunehmen. Seine Feldherren riethen die Benützung des Siegs, aber sie konnten ihn nicht dazu bewegen.

Indeß in Deutschland der Kampf der beiden Könige um die Oberherrschaft dauerte und sich zuletzt für Ludwig entschied, waren in Frankreich Johann XXII., welcher seit Kurzem den heiligen Stuhl bestiegen, und Karl IV., französischer König, für ihre Zwecke unablässig bemüht. Dieser Pabst war dem Baiern Ludwig überhaupt abgeneigt. Die deutsche Kaiserkrone auf das Haupt eines französischen Prinzen zu bringen, war das Streben des Pabstes sowohl als des französischen Hofes. Es war darum kaum die Kunde von der Niederlage der Oesterreicher nach Frankreich gedrungen, als der Pabst einschritt, und später sogar Ludwig die Weisung gab, binnen drei Monaten seine angemaßte Regierung niederzulegen, oder der Strafe des Bannes gewärtig zu sein. Bei Erledigung des deutschen Thrones stehe dem Pabste zu, Verweser des Reichs zu sein. Dies war am 8. Oktober 1323. Als die Kunde davon zu Ludwig drang, erbat er sich durch eine Botschaft Auskunft über diesen seltsamen Spruch, und verlangte eine sechsmonatliche Frist. In schnödem Ton antwortete der Pabst; aus besonderer Gnade gab er zwei Monate Aufschub. Solche Verhandlungen wiederholten sich, bis Johann mit seinem Hauptschlage losbrach. Der Bann ward ausgesprochen über Ludwig, seine Lande und Alle, die ihm anhingen, am 21. März und am 11. Juni 1324.

Niemand achtete des Bannfluches, die Priester wurden zum Abhalten des Gottesdienstes genöthigt. In Straßburg wurde ein Priester, welcher das

päbstliche Urtheil verbreiten wollte, in den Rhein geworfen; in Regensburg mußten die Predigermönche so lange hungern, bis sie Messe hielten und den König ins Gebet einschlossen. Die Gegenpartei des Stuhls zu Avignon war jetzt auf dem besten Wege, eine Reform der verweltlichten Kirche zu gewinnen. Ludwig selbst aber hatte zu so großen Dingen weder Geist noch Kraft genug.

Leopolds von Oesterreich rastlosen Bemühungen gelang es indeß, Ludwig zu veranlassen, seinem Bruder Friedrich die Freiheit zu geben. Harte Bedingungen wurden in dem Traußnichter Vertrag von Ludwig an Friedrich gestellt und er mußte schwören, falls sie zu erfüllen ihm unmöglich würde, sich wieder am Johannistag 1325 zum Gefängniß einzustellen. Der Vertrag wurde geschlossen am 13. März 1325. Mit Entzücken begrüßten Weib, Kinder, Verwandte den Freigelassenen, mit Jubel empfingen ihn die Wiener und alle Freunde. Umsonst aber suchte er sie zur Annahme der Bedingungen, unter welchen seine Freiheit erfolgte, zu bereden. Und so fühlte er sich verbunden, in die Haft zurückzukehren. Die Vorstellungen seiner Freunde: ein in der Noth gegebenes Wort sei ohne Verbindlichkeit, waren vergeblich; der Pabst von Avignon bedrohte ihn mit dem Banne, wenn er einem Gebannten sein Wort hielte. Friedrich aber hielt fest an Ehre und Wort; zur bestimmten Zeit erschien er bei Ludwig in München. Ueberrascht, tief gerührt für den Augenblick, empfing ihn dieser. Der alte Groll erstarb in dieser Stunde, die Jugendfreundschaft erwachte und in innigster Vertraulichkeit lebten beide Fürsten miteinander die erste Zeit.

Dem Pabst aber machte diese unerwartete Vertraulichkeit neue große Angst. Er setzte wieder die gewöhnlichen Ränke in Bewegung. Ebenso grimmte es Leopold, dem geliebten Bruder Freiheit und Oberherrschaft entrissen zu sehen. Er überzog den Südwesten von Deutschland mit Feuer und Schwert; die Mark verheerten Litthauer, Reußen und Wallachen; in Italien brach wieder der alte Kampf aus zwischen Welfen und Ghibellinen. Von allen Seiten bedrängt, errichtete Ludwig mit Friedrich den Münchner Vertrag, am 5. September 1325. Nach demselben sollte Einer wie der Andere ganz gleichen Theil am Reiche haben, Jeder den Königstitel führen, Beide gemeinschaftlich die Regierungsgeschäfte besorgen.

Diese Uebereinkunft fand hartnäckigen Widerstand bei den deutschen Kurfürsten, und es wurde die Auskunft getroffen, daß fortan Friedrich als alleiniger deutscher König, Ludwig aber als Kaiser in Italien regieren sollte. Mit diesem Uebereinkommen war Leopold vollkommen einverstanden; um aber die Rechte Friedrichs zu wahren und um Ludwig zu imponiren, behielt er seine Waffenmacht bei sich. Das Schwert in der Hand, stand er drohend dem unzuverlässigen Gegner hart zur Seite, als ihn der Tod zu Straßburg am 28. Februar ereilte, und Ludwig von einem lästigen Wächter, den er fürchten mußte, befreite. Sein Tod änderte die Verhältnisse

gar sehr. Ludwig wußte es zu wenden, daß Friedrich nur der Name eines römischen Königs blieb, den er bis zu seinem Tode unter den Seinigen führte. Er war jetzt in Deutschland so weit, als er wollte, gekommen, und richtete nun seine Augen auf Italien.

Die Kaiserkrone blinkte Ludwig zu schimmernd in die Augen; er glaubte den glänzenden Vorspiegelungen der Italiener, rüstete sich zur Fahrt und brach nach Trident auf. Das Heer, das ihn begleitete, waren hundert Ritter und ein großer Schwarm — Mönche. Später stießen 2000 deutsche Ritter zu ihm, und die Schaaren der Ghibellinen. Am 7. Januar 1328 hielt er seinen Einzug in Rom. Am 17. Januar verrichtete der Bischof von Citta Castellana die Salbung an ihm, Sciarra Colonna, der Hauptmann der jetzt in Rom herrschenden Volkspartei, setzte Ludwig die Krone aufs Haupt, und Peter, der Aelteste des Hauses Colonna, überreichte ihm den mit Oelzweigen umwundenen Scepter. Auch an der Kaiserin ward die Krönung vollzogen, Beide wurden, in goldenen Gewanden, in ihrem Ornate dem Volk vorgestellt und nach dem Kapitol begleitet. Jetzt wäre es wohl die geeignetste Zeit gewesen, gegen Neapel zu ziehen und König Robert zu demüthigen. Ludwig aber blieb Monate lang in Rom liegen, ohne etwas vorzunehmen, als leere Ceremonien, an welchen der große Haufe freilich großes Gefallen fand. Am 18. April versammelte er die Römer auf dem Platze vor Skt. Peter. Er selbst erschien im kaiserlichen Staat und setzte Pabst Johann förmlich ab, das Volk stimmte diesem Spruch freudig bei und machte sich das Vergnügen, einen Strohmann zu verfertigen und denselben als Pabst Johann XXII. zu verbrennen. Er sei ein Ketzer, sagte die Menge, und habe schon lange den Feuertod verdient.

Erst in der italischen Hitze des Juni schickte Ludwig seine Deutschen nach Velletri, um in Apulien einzufallen. Aber statt vordringen zu können, trieb sie Theurung und Hunger zu Raub und Plünderung im römischen Gebiet; bei der Theilung des Geraubten geriethen die Soldaten selbst in Händel, der König aber mußte bei Allem ruhig zusehen, er besaß ja nichts, den rückständigen Sold zu zahlen. Ein allgemeiner Aufruhr brach aus gegen den Fürsten ohne Freunde, ohne Macht, ohne Geld, und eilig verließ der König am 4. August die Stadt. Er wandte sich nach Toskana. Der von ihm aufgestellte Pabst flüchtete sich zuvor schon nach Lodi. Mit Steinwürfen begleiteten die Römer die Abziehenden, und der Ruf: Es sterben die Ketzer! Es lebe die heilige Kirche! bewies deutlich, wie sehr Johann wieder an Ansehen gewonnen hatte. Den Wankelmuth und die Untreue der Italiener hatte Ludwig schon lange erfahren; es blieb ihm nichts übrig, als Italien zu räumen und über Tyrol die Heimath zu suchen, im Januar 1330. In demselben Monat, am 13ten, starb Friedrich von Oesterreich in Gutenstein, einem österreichischen Schloß.

Der päbstliche Stuhl schritt folgerecht fort, Deutschland zu verwirren, um das innerlich geschwächte zu seinen Füßen zu legen. Seit 1335 war auf Johann XXII. Benedikt XII. gefolgt, ein Schriftgelehrter, aber kein Staatsmann. Dennoch gingen auch jetzt aus dem Munde des bescheidenen Benedikts Forderungen an den Kaiser, wie sie nur das strengste Oberhaupt der Kirche stellen konnte; und Ludwig war so schwach, sie zuzugestehen. Als der Pabst in dieser Botschaft des Kaisers überzeugende Beweise seiner Frömmigkeit glaubte sehen zu dürfen, konnte er sich fast der Thränen nicht enthalten. Er war auch bereit, ohne Verzug die Absolution zu ertheilen. Die französischen Cardinäle wußten es aber zu hintertreiben, und der Pabst ward genöthigt unter dem schimpflichen Vorwande, der Kaiser sei zur Buße noch nicht geschickt, die Absolution zu versagen. Der König rief unmuthig seine Gesandten zurück.

Jetzt erkannten die Deutschen, daß es indeß von dem französischen Hof und dem heiligen Stuhl ebensowohl auf ihre Unterdrückung als die Demüthigung des Kaisers abgesehen war. Sie eilten, sich zum Widerstande vorzubereiten.

Die drei Erzbischöfe von Mainz, Trier, Köln, der Pfalzgraf Rudolph mit seinem Bruder und Neffen, Herzog Stephan von Baiern, Herzog Rudolph von Sachsen und Markgraf Ludwig von Brandenburg begaben sich eilig nach Rhense am Rhein, der für kurfürstliche Versammlungen altherkömmlichen Stätte. Hier beschlossen sie, am 8. August 1338, daß der von den Kurfürsten einhellig oder mit mehreren Stimmen erwählte König oder Kaiser seine Gewalt von Gott habe und der Bestätigung des heiligen Stuhles durchaus nicht bedürfe; daß er von Rechts und Gewohnheit wegen, ohne die mindeste Mitwirkung des Pabstes, zur Regierung befugt sei. Es folgte diesem Beschluß, der sowohl die Unabhängigkeit des deutschen Reiches von der geistlichen Macht aussprach, als auch das schwankende Wahlrecht den Kurfürsten bleibend übertrug, schleunigste Vollziehung. Der kräftige Aufschwung, welchen aber der König genommen, erlahmte bald wieder an seiner Schwäche und Kleinmüthigkeit. Ebenso verdarb vollends die Bestechlichkeit vieler Fürsten, was vor den Ständen so schön eingeleitet war. Französisches Gold glänzte ihnen schöner zu, als die Ehre der Nation.

Kaiser Ludwigs Selbstdemüthigungen vor dem Pabste und vor dem französischen Könige, seine immer offenkundiger werdende Schwäche, und die Mißachtung, die ihn dessen ungeachtet der Pabst und der französische König fühlen ließen, untergruben seine Stellung als Kaiser. Die Liebe der Deutschen war nun für ihn unwiederbringlich verloren. Das Hofgericht war schon oft beschuldigt worden, nicht nach den Gesetzen zu handeln; jede Obrigkeit gerieth dadurch in Verachtung; das barbarische Recht der

Faust nahm wieder überhand, und Sicherheit und Ordnung in den Provinzen waren dahin. Indessen betrat im Jahre 1342 ein neuer Pabst, Clemens VI., den heiligen Stuhl. Dieser belegte am 12. April 1343 den König aufs Neue mit dem Bann. Unter jeder Bedingung strebte nun Ludwig die Lösung vom Bann- und Landfluch von dem Pabste zu erlangen, und er stellte eine für ihn so schimpfliche Urkunde aus, als selbst die Päbstlichen nicht erwartet hatten. Er widerrief darin alle gegen die Kirche gerichteten Beschlüsse, gelobte treue Erfüllung aller ihm aufzulegenden Strafen und versprach den Gehorsam eines Menschen, der keinen eigenen Willen mehr hat. Dies war aber dem Pabste noch nicht genug; er verlangte neue Zugeständnisse, welche tief in die Rechte des Reiches eingriffen. Dadurch war der König genöthigt, abermals einen Reichstag nach Frankfurt auszuschreiben; sein Sturz war aber unabwendbar. Päbstliche Bannbullen und französisches Geld brachten es dahin, daß am 11. Juli 1346 ein neuer deutscher König von Einigen gewählt wurde. Dies war **Karl**, Markgraf von Mähren, der erstgeborene Sohn König **Johanns** von **Böhmen**. Sein Auge war schon lange auf die Kaiserkrone gerichtet. Seiner Ruhmsucht und seinem Ehrgeiz war nie ein Mittel für seine Zwecke heilig. Nach vergeblichen Versuchen, in Aachen zur Krönung einzudringen, erhielt er endlich in Bonn durch Erzbischof Walram von Köln am 25. November 1346 die königliche Weihe. So hatte nun Deutschland noch einen König weiter erhalten, aber auch noch weitere Wirren und Zwiespälte, und erst mit dem Tode Ludwigs schien die ersehnte Ruhe einzutreten. Er starb schnell zu München am 11. Oktober 1347, vielleicht an Gift.

Indessen aber für den Augenblick das Reich von seinen politischen Mißgeschicken ruhen zu dürfen schien, brach die Natur mit ihren Schrecken hervor. Theurung, im Gefolge von mehrjährigem Mißwachs, drückte mit bitterer Noth auf das Volk, und furchtbare Erdbeben verschütteten Städte und Gemeinden. Am schrecklichsten aber wüthete die Pest (der **schwarze Tod**). Im Morgenlande, wo sie zuerst ausbrach, starben über 23 Millionen Menschen daran. Genuesische Galeeren schleppten sie am Ende des Jahres 1347 zuerst nach Italien herüber, im folgenden Jahre aber verbreitete sie sich über ganz Europa und wüthete überall fast gleich heftig. In Florenz starben 60,000 Personen, in Lübeck 90,000, allein an Einem Tage 1500, in Basel 14,000, in einem ganzen Stadtviertel blieben nur drei Ehen ungetrennt. Besonders stark räumte der Tod in den Klöstern auf: ein Verzeichniß, das später in einem solchen Gotteshaus gefunden wurde, gibt die Zahl der weggerafften Baarfüßermönche auf 124,400 an. Pabst Clemens hatte auf das Jahr 1350 ein Jubeljahr ausgeschrieben, eine Welt von Wallfahrern bewegte sich auf allen Straßen nach Rom, aber der grause Tod ließ von tausend kaum zehn in die Heimath wieder-

kehren. Es war den Menschen, als hätte er seit der Sündflut nie mehr und länger gewürgt; es starb der dritte Theil des Menschengeschlechts, nach andern die Hälfte. Gewöhnlich in zwei oder drei Tagen, oft binnen vierundzwanzig Stunden, bisweilen in einer Stunde war einer gesund und todt. Es waren drei Plagen beisammen, die rothe Ruhr und der Blutgang, die giftige Pest und das wilde Feuer, welches die Leiber der Lebendigen und Todten bis aufs Gebein verzehrte. Heftige Schmerzen im Kopf oder auf der Brust, Zunge und Kehle von der Fieberhitze ausgedörrt und mit Blut unterlaufen, eiternde Geschwüre, schwarze Beulen und Flecken, stinkender Athem, convulsivische Zuckungen und Verzerrungen aller Muskeln und Geberden, und Laute wie eines Wahnsinnigen — das waren die Anzeichen der fürchterlichen Krankheit, die Jung und Alt, Reich und Arm packte und Entsetzen selbst in die Kreise brachte, wo sonst die aufopferndste Liebe herrscht; es wurde das Unerhörte wahr, die Gattin floh vom kranken Mann, die Mutter von ihren Kindern, der barmherzige Bruder selbst war nicht mit geistlichem Troste zum Bette des Sterbenden zu bringen. Ganze Städte, ganze Landstriche wurden öde, und selbst die Hausthiere flohen und irrten in Wald und Feld umher, wenn sie nicht selbst der schwarze Tod wie ihre Herren ergriff. Es mangelte an Gräbern und an Begrabenden; Tausende vermoderten unbeerdigt. Wer genas, wurde nicht mehr tödtlich ergriffen. Kinder starben mit Singen und Lachen. Ein zwölfjähriges Mädchen klatschte mit den Händen zum Himmel, und sagte, sie sehe so viele Lichter hinauffahren; sie selbst werde nächstfolgende Nacht, nach drei Tagen ihre Mutter, und dann werden noch sieben Personen, auf die sie mit der Hand deutete, sterben, an dem und dem Tag; und sie starben alle so.

Die Denkenderen sahen darin ein schweres Gottesgericht, das wie vormals die Sündflut die unbußfertige Welt verderben sollte. Der Pöbel und die Bosheit suchten die Ursache davon in den Juden, als hätten sie aus der langen Zwietracht zwischen Pabst und Kaiser auf den sich nahenden Untergang des Christenthums geschlossen und sich wider die Christen verschworen, sie heimlich mit Gift auszurotten. In der Schweiz um anderer Ursachen willen eingefangene Juden, hieß es, haben unter den Martern der Folter bekannt, daß sie Gift in die Brunnen geworfen. Von Stadt zu Stadt wurde diese Zeitung fortgetragen. Die Schöpfbrunnen wurden überall geschlossen, die Eimer abgenommen, das Wasser aus Cisternen, Weihern und Flüssen geholt. Auf die Juden aber warf sich die grausamste Verfolgung; der Pöbel, durch frühern Wucher mancher Juden ohnedies schon gereizt, mordete und verbrannte die angeblichen Brunnenvergifter, wo er sie fand; die Obrigkeiten vermochten die Unglücklichen nicht zu schützen gegen die in wildem Aufruhr tobenden Massen. Zu

Straßburg wurden in die 1300 auf ihrem Kirchhof verbrannt, eine große Zahl zu Zürich; zu Mainz wurden sie dermaßen geröstet, daß in Skt. Quentins Kirchthurm eine herrliche Glocke und das Blei an den Fenstern schmolzen. Zu Basel führte man sie auf eine Insel des Rheins, sperrte sie zusammen in ein hölzernes Gebäude, und verbrannte sie alle mit demselben. Anderswo steckte man sie in Säcke, die man als Giftsäcke in den Brunnen gefunden haben wollte, und ersäufte sie im Wasser. Tausende wurden erstochen, von Häusern herabgestürzt, auf alle ersinnliche Weise qualvoll hingemordet.

Die Raserei, die hier in der Judenverfolgung sich kund that, entlud sich auch in religiösen Büßungen der grellsten Art, in den Geißelfahrten. Zerknirscht von den vielen Schreckensgerichten der Zeit liefen Schaaren in Städten und Dörfern zu gemeinschaftlichen blutigen Bußübungen zusammen, Reiche und Arme, Vornehme und Geringe; mit Kreuzen, Fahnen und brennenden Kerzen zogen sie umher, halbnackt, singend und betend und Buße predigend, und zerschlugen sich mit vierstrickigen Geißeln bis aufs Blut den bloßen Leib. Diese Geißler nahm das Volk anfangs mit großer Andacht auf, es sah in der heiligen Raserei das, was ihr eigentlich auch ursprünglich zu Grunde lag und was nach allgemeinem Gefühl der Zeit Noth that, eine Reinigung der Seelen und der Sitten, eine Buße und Umkehr zu Gott. Bald aber that sich unter den Geißlern die Unsittlichkeit nur noch stärker hervor, und verachtet vom Volke hatten sie um so schneller ausgerast, als die Geistlichkeit Geißler und Geißelfahrten mit dem Bann belegte, weil solche selbst aufgelegte Bußen den Einfluß des Priesterthums beeinträchtigten.

Hatten einzelne Juden durch den schamlosesten Wucher und durch Schändlichkeiten aller Art, durch die sie ihre Reichthümer aufgehäuft hatten, selbst die allgemeine Verbitterung gegen alle Juden veranlaßt: so leidet es dagegen keinen Zweifel, daß viele Christen, und namentlich viele Herren die Verfolgung der Juden, das allgemeine Blutbad, zu einer Gelegenheit sich machten, der gegen sie eingegangenen Verbindlichkeiten schnell und leicht ledig zu werden, und daß sie der Ausbreitung des Mährchens von der Brunnenvergiftung allen Vorschub thaten. Es war nicht immer religiöser Wahnsinn des Christen, der den Juden haßte und verfolgte; es war vielfach der Schuldner, der den drückenden Gläubiger beseitigte oder beseitigen ließ, um der Schulden quitt zu werden.

Günther von Schwarzburg.

Unter Pest und Sterben, unter Judenschlacht und Geißelfahrt verharrte die bairische Partei in ihrer Opposition gegen den Luxemburger, gegen Karl IV.; sie blieb bei ihrer Erklärung, seine Wahl sei ungültig. Sie richtete ihr Auge auf den tapfern Grafen Günther von Schwarzburg.

Günther, jetzt in der Mitte der Vierzig, war ein Held uraltdeutschen Schlages: wie die Heerführer der alten Zeiten, war er seit seiner Jugend mit seinem Kriegsgefolge aus einem Land in das andere gezogen, und hatte Diesem und Jenem in seinen Streiten mit seinem Arm und seinem Kopfe gedient. Voll Eifer für die Ehre und die Sache des Reiches, hatte er sich der päbstlichen Partei zum Schrecken gemacht. Er war ein gottesfürchtiger Herr, von altem Schrot und Korn, gesund und stark an Leib und Geist, edeln Sinnes und feurigen Muthes, ein glücklicher, sieghafter Krieger, der in eigenen und anderer Herren Fehden sich große Reichthümer erworben hatte. Ihm trug jetzt die bairische Partei die deutsche Krone an. Er aber wollte nichts mit der Krone zu thun haben: er wußte das Gefährliche wie das Ehrenvolle derselben zu schätzen. Sie aber drangen stürmisch in ihn: „Seiner Frömmigkeit, seinem Muth, seinem Glück könne nichts mißlingen; er lade Verantwortung auf sich, wenn er jetzt nur sein Wohl bedenke, nicht des Reiches, das seiner bedürfe.“ Da antwortete Günther: „Wenn die Kurfürsten in Frankfurt öffentlich und der Ordnung gemäß beschließen und erklären, daß das Kaiserthum noch erledigt, und Karl von Böhmen einstimmig verworfen, oder doch von der Mehrheit nicht erkannt sei; und wenn dann die meisten Stimmen ihn ohne einige Bestechung oder Simonie, bloß in Rücksicht auf Gott und Reich, zum König ernennen, so wolle er die Krone annehmen, und für Gott und Reich Ehre und Gut, Leib und Leben wagen.“

Am Neujahr 1349 wurde Günther zu Frankfurt feierlich von den Kurfürsten zu Mainz, Pfalz, Brandenburg und Sachsen, zum deutschen Könige durch Vorwahl gewählt, und am 30. Januar dazu ausgerufen. Die Frankfurter aber, welche, wie sie vorgaben, dem Reiche an keiner alten Gewohnheit etwas vergeben wollten, wollten den Neugewählten nicht eher in die Stadt lassen, bis er den Streit mit Karl IV. durch die Waffen entschieden, oder ganze sechs Wochen und drei Tage ihn auf dem Feld erwartet habe. Die Fürsten erhärteten mit ihrem Eid, daß dafür weder Gesetze, noch Freiheiten, noch ein früherer Vorgang sprächen. Sieben Tage bedachten sich noch die Frankfurter, dann erst nahmen sie den König

in die Stadt auf, am 6. Februar; und er wurde in der Bartholomäuskirche auf den Hochaltar erhoben und allem Volke vorgestellt. Zwei Tage darauf zeigte sich der König auf dem heutigen Römerberge zu Frankfurt auf dem Thron; die große Glocke vom Thurm ertönte; und Erzbischof Heinrich von Mainz trat hervor, empfing seine Reichslehen mit fünfzig Fahnen und leistete dem Könige den Huldigungseid. Darauf reichte er dem Könige das entblößte Reichsschwert, dieser berührte es mit der Linken, hob es gegen die Sonne, legte es dann auf das Herz, und leistete dem Erzbischof den Königseid. Darauf reichte er dem Letztern, als des Reiches Kanzler, das große Reichssiegel. Zuletzt huldigten Rath und Bürger der Stadt.

Karl eilte nach dem Niederrhein, um Günthern den Weg zur Krönungsstadt zu sperren, und bot allen Reichsvasallen, allen Städten seines Anhangs, auf nächsten Fastensonntag zu Kassel, Mainz gegenüber, unter seinem Panner sich zu sammeln, als wollte er von da aus seinen Gegenkönig in den Frankfurter Feldern angreifen.

Günther ließ scherzend auf denselben Tag ein Turnier nach Kassel ausschreiben. Der Fastensonntag kam und nicht ein einziger Mann erschien im Felde: wohl aber Günther mit den Seinigen, und brachte den Tag mit fröhlichen Ritterspielen hin. Karl hatte nicht den Muth, Helden wie Günther offen gegenüber zu treten: er wollte die Krone, die er sich erhandelt hatte, lieber durch die Vermittlung einer schönen Frau, als durch das Schwert sich retten. Von dem bairischen Hause angefeindet, versuchte er, durch eine Heirath in dieses Haus, es sich zu befreunden. Seine Gemahlin Blanka, die Tochter Karls von Valois, war im Jahre 1348 gestorben, und er warb jetzt um Anna, die einzige Tochter des Pfalzgrafen und Kurfürsten Rudolph bei Rhein. Der Pfalzgraf, der Günthern mitgewählt und ihm vor wenigen Wochen Treue geschworen, besondere Urkunden dafür ausgestellt hatte, ließ sich vom Glanze der Kaiserkrone, welche die Stirne seines zärtlich geliebten Kindes schmücken sollte, verblenden; er gab die Tochter an Karl und trat selbst zu ihm über. Alle jüngern bairischen Fürsten, denen Karl goldene Berge versprach, folgten Rudolphs Vorgang und sagten zu, Günthern zur Niederlegung des Königthums in Güte vermögen zu wollen.

Doch Ludwig, der Markgraf von Brandenburg, blieb Günthern treu. Auch Günther selbst blieb es sich, so schnell auch seine bisherigen Freunde untreu wurden. Er vertrauete auf sich, auf seinen Degen, auf sein Recht, auf die vielen Ritter und Kriegsmänner, die auf seiner Seite hielten. Er ließ sich in keine Unterhandlungen ein und führte gegen den Pabst eine Sprache, wie sie eines ächten Königs der Deutschen würdig war. Unbekümmert darum, daß er noch nicht gekrönt, noch unbekümmerter, daß er vom Pabste nicht anerkannt war, sprach er für die Rechte des Königthums und waltete als König. Karl hielt noch immer zu Speier

Hof, und während sie Günthern vergeblich dort zu Verhandlungen erwarteten, eroberte er die Burg Friedberg und rüstete sich zum Kampfe. Auch Karl sammelte seinen Anhang und schrieb, am ersten Mai wolle er in Person zu Felde ziehen und ruhmvoll die Rebellen bekämpfen. König Günther wurde bekämpft, aber durch Gift.

Von einer leichten Unpäßlichkeit befallen, suchte Günther Hülfe bei Meister Freidank, einem Frankfurter Arzt. Der versprach schnelle Linderung. Als er seinen Heiltrank darreichte und seine Köstlichkeit pries, ahnte es dem König, und er forderte den Arzt auf, den Trank ihm zu kredenzen. Meister Freidank that es, und Günther leerte den Rest des Bechers. Gleich darauf erblaßte der Arzt und sank um; nach drei Tagen war er todt. Der König aber wurde am ganzen Körper geschwollen und wie gelähmt. Zeitgenossen behaupteten, es sei dem Meister Freidank für die Vergiftung des Königs das Bisthum Speier versprochen gewesen: erwiesen scheint, daß der Arzt selbst davon nichts wußte; daß eine ruchlose Hand Gift in den Trank gemischt hatte.

Während dem sah sich der Erzbischof Heinrich von Mainz auf seinem Schlosse Eltville im Rheingau von seinen Gegnern bedrängt. König Günther eilte dem Freunde zu Hülfe, ob er gleich an den heftigsten Schmerzen litt und die Rüstung nicht zu tragen vermochte, und das Glück schien dem edeln Krieger zu lächeln. Als König Karl über den Rhein setzte, wäre er fast von einer Reiterschaar Günthers gefangen worden. Ein entscheidendes Treffen vermied Karl; der kranke, an Zahl schwächere Günther suchte es nicht. Da kam Markgraf Ludwig von Brandenburg in Günthers Lager, aber nicht mit den verheißenen Hülfsvölkern, sondern mit Friedensvorschlägen. König Karl hatte dem Markgrafen die lockendsten Versprechungen gemacht; dieser sah alle Glieder seines Hauses auf der Seite des Luxemburgers; die Wahrscheinlichkeit, daß dieser siege oder Günther sterbe, lag nahe: so vergaß er, was er Günthern geschworen, was er ihm zu danken hatte, und übernahm es, ihn zu überreden, der königlichen Würde zu entsagen. Günther erstaunte und loderte darauf in Zorn auf. Man habe ihn fast gezwungen, rief er, das Reich anzunehmen; so lang er noch einige Kraft in sich spüre, werde er nimmermehr darauf verzichten. Aber er wurde von Stunde zu Stunde schwächer, er fühlte den nahen Tod. Markgraf Ludwig, auch andere Fürsten wurden nur um so beredter, ihn zu einem Vergleich zu bewegen. Da, mit den heftigsten Schmerzen und mit dem Tode kämpfend, sprach Günther: und wären auch alle Freunde von ihm gewichen, er würde den Gang mit seinem Gegner gewagt haben, wenn ihm nur die eigene Kraft treu geblieben wäre; jetzt aber, ein schwacher, wehrloser Mann, gedenke er seiner Kinder. So willigte er ein, dafür, daß Karl ihm und den Seinigen

20,000 Mark zahle und die Schulden, die seine Wahl veranlaßt hatte, übernehme, der königlichen Würde zu entsagen. Auch der Erzbischof Heinrich von Mainz wurde in die Versöhnung eingeschlossen; Karl bestätigte ihn. Selbst den ihm treugebliebenen Städten ließ Günther ihre Gnaden und Freiheiten garantiren. Gleich nach Abschluß des Vertrags ließ er sich auf einer Tragbahre nach Frankfurt zurück bringen, schon fast halbtodt. Den Königstitel hatte er sich vorbehalten. Mit allen königlichen Ehren ließ er sich in die Stadt hinein tragen, das Reichspanner und die Posaunen zogen voraus. Noch drei Wochen rang er hier mit dem Tode. Am 14. Juni endete er. Fünf Monate hatte sein Königthum, fünfundvierzig Jahre sein ritterliches Leben gedauert. Und Klage hob an, sagt ein altes Zeitbuch, am Rhein und in Thüringen, um den neuen König Herrn Günthern von Schwarzburg, da die Seinen mit Betrübniß wieder heim kamen, und sagten von seinem schnellen Tod und seiner kurzen Herrschaft.

Sich dem Reich von einer edeln Seite zu zeigen, kam König Karl selbst, dem todten Feinde die letzte Ehre zu erweisen. Er begleitete nebst allen gegenwärtigen Kurfürsten und Herren die Leiche des gewesenen Königs. Zwanzig Grafen des Reiches in Trauergewändern trugen den königlich geschmückten Sarg. Mitten im Chor der Bartholomäuskirche wurde er bestattet. Die Menge klagte und weinte um ihn; jeder biedere Deutsche verabscheute die Art, wie er, der hohe herrliche Mann, aus der Welt geräumt worden war. Die Hochachtung von Freund und Feind nahm er ins Grab; und die Geschichte nennt ihn einen tapfern Degen, einen hellen Geist, ein großes Herz, des Thrones würdig wie nur Einer.

Karl. IV.

1349. 25 Juli — ✝ 29 Novbr. 1378.

Jetzt wählten alle Kurfürsten Karl von Luxemburg, den König der Böhmen, einhellig zu Frankfurt zum deutschen König. Seine erste Wahl und seine erste Krönung wurden als nichtig betrachtet, und am 25. Juli geschah die rechtmäßige Krönung zu Aachen.

Große Thaten weiß die Geschichte von dem vierten Karl nicht zu berichten. Bei seiner ersten Wahl hatte er dem Pabste die Zurücknahme alles dessen, was sein Vorgänger Kaiser Ludwig für die Unabhängigkeit Deutschlands von Rom gethan hatte, und unbedingten Gehorsam versprochen in allen Sachen des Glaubens und der Kirche. Er blieb dem


Kaiser Karl IV.
in Rom
1367

20,000 Mark zahle und die [illegible] übernehme, der königlichen [illegible] von Mainz wurde in die [illegible] ihn. Selbst den ihm [illegible] und Freiheiten [illegible] auf einer [illegible] Den [illegible] er sich in [illegible] das Reichspanier [illegible] hier auf [illegible] Juni [illegible] [illegible]

[illegible] Zwanzig [illegible] geschmückten [illegible] Bartholomäuskirche bestattet. [illegible] um ihn; jeder [illegible] verabscheute [illegible] ritterliche Mann, [illegible] geräumt worden war. [illegible] Freund und [illegible] ins Grab; und die Geschichte nennt [illegible] tapfern [illegible] Geist, ein großes Herz, des Thrones würdig wie nur [illegible]

Karl. IV.

1349 [illegible] — [illegible] Novbr [illegible]

Jetzt wählten alle Kurfürsten Karl von Luxemburg, [illegible] der Böhmen, einhellig zu Frankfurt zum deutschen König. [illegible] Wahl und seine erste Krönung wurden als nichtig betrachtet. [illegible] Juli geschah die rechtmäßige Krönung zu Aachen.

Große Thaten weiß die Geschichte von dem vierten [illegible] Bei seiner ersten Wahl hatte er dem Pabste die [illegible] was sein Vorgänger Kaiser Ludwig für die [illegible] Deutschlands von Rom gethan hatte, und unbedingten Gehorsam versprochen in allen Sachen des Glaubens und der Kirche. Er blieb dem


PRAG.
HANSA
P. C. Geissler gez.
Kaiser Karl IV.
zu Rom
1367

Pabste getreu, und das Volk suchte für ihn den alten Namen Pfaffenkaiser wieder hervor. Er zog nach Italien, aber bloß um sich krönen zu lassen; Italien selbst überließ er sich selber, und die Viscontis herrschten bereits als unabhängige Fürsten über den größten Theil Oberitaliens. Er ließ es geschehen, daß die Franzosen Arles und Burgund an sich rißen. Der deutsche König und Kaiser war jetzt ein großer Handelsmann, der mit Reichseinkünften, Rechten und Freiheiten, mit Land und Leuten handelte und bedeutende Geldgeschäfte machte. Für Geld konnte man bei ihm Herzogswürden und Fürstentitel kaufen: so wurden Mecklenburg, Jülich und Berg, Luxemburg und Baar zu Herzogthümern erhoben, die Burggrafschaft Nürnberg und die Grafschaft Weilburg gefürstet, Jeder geadelt, der ihm den Adelsbrief gut bezahlte. Geldreichthum war das Ziel seines Strebens. Seit er allgemein anerkanntes deutsches Reichshaupt war, kümmerte er sich wenig mehr um das Reich, er kam nicht viel aus Böhmen heraus. Zu Prag führte er ein geruhiges Leben, sammelte die Schätze, die ihm aus seinen Geldgeschäften und aus seinen Goldgruben zu Kuttenberg zuflossen, und vertrieb sich die Zeit mit Ritterspielen und wissenschaftlichen Studien.

Daß er so gar nicht ins Reich kam, noch der Reichsgeschäfte sich annahm, verdroß zuletzt die deutschen Stände, es riß zu viel Unordnung und Böses ein. Sie schickten eine Gesandtschaft nach Prag und ließen ihn bitten, er möchte sich doch ins Reich verfügen und den einen und den andern Beschwerden abhelfen. Kaiser Karl IV. antwortete den Gesandten, es sei einem jeden sein Vaterland lieb, darin er seine Lieben und seine Freunde habe. Darum sei es ihm nicht zu verdenken, daß er lieber im böhmischen als im römischen Reiche sich aufhalte, zudem könne er zu Hause seine Schatzkammer bereichern, welche er draußen erschöpfen müßte. Auf das führte er die Gesandten in seine Schatzkammer, wies ihnen seinen reichen Schatz und fragte sie, ob ihm das deutsche Reich auch so viel eintragen würde? Die Gesandten schüttelten ihre Köpfe, und Karl setzte hinzu: „Ei, so laßt mich denn in Böhmen sitzen und Mittel sammeln, mit denen ich zur Noth mich und euch schützen kann, da ich hingegen, wenn ich im Reich mich aufhielte, euch nur beschwerlich sein würde. Denn es kann nicht anders sein; der Adler, den die Deutschen wohl zu rupfen wissen, muß ihnen hinwiederum die Federn ziehen, die dann langsam wieder zu wachsen pflegen.“ Er beschenkte die Gesandten reichlich, sie zogen wieder ab, und er blieb in Böhmen, weil es im Reich nicht Geld genug für ihn gab.

Daraus, daß er das deutsche Reich als etwas von Böhmen Abgetrenntes und Böhmen nicht als einen Theil des Reiches behandelte, Deutschland ganz vernachlässigte, daraus zogen die Kurfürsten die bedeutendsten Vortheile. In der sogenannten goldenen Bulle (1356) erhielten

die Kurfürsten die Untheilbarkeit ihrer Lande und die Erblichkeit für die männliche Erstgeburt, natürlich nur die weltlichen Kurherren; sie erhielten ferner einen so gefreiten Gerichtsstand, daß Alles, was innerhalb desselben saß, vom Grafen bis zum Bürger herab, denselben als einzig gültige Behörde anerkennen mußte, und nur im Fall der Rechtsverweigerung auf den Kaiser sich berufen durfte; sie erhielten den Besitz und Gebrauch aller Bergwerke, das Münzrecht unbeschränkt; sie durften die bisher dem Reiche gehörigen Zölle und die Judenschutzgelder für sich einziehen, Eigen- und Erbgüter wie Lehen auf jede Art erwerben, und wurden selbst als Theile des kaiserlichen Leibes erklärt und ihnen eben darum persönliche Heiligkeit und Unverletzlichkeit zuerkannt: lauter Rechte und Befugnisse, welche sie zu Landesherren machten. Als die ersten Räthe des Reiches sollten sie alljährlich in den ersten vier Wochen nach Ostern in einer Reichsstadt zusammentreten und über des Reiches Angelegenheiten mit dem Kaiser sich berathen; bei Klagen aber sollte der Kaiser herkömmlicher Sitte gemäß dem Pfalzgrafen bei Rhein zu Recht und Antwort stehen, doch nur persönlich und vor vollem Reichshof. Dieselbe goldene Bulle verbot Bündnisse und Einigungen ohne Erlaubniß der Landesherren zu schließen, und verbot den Städten die Annahme der sogenannten Pfahlbürger. Dadurch kamen die armen Leute noch mehr in die Willkür der Herren. Denn wenn Unterthanen der Herren, das Joch der Unterthänigkeit abzuwerfen, das Bürgerrecht freier Städte suchten und fanden, dabei aber in ihrer Herren Landen persönlich wohnen blieben, durch das städtische Bürgerrecht geschützt und frei: das hieß in deutschen Landen Pfahlbürger werden.

Und doch war es gerade in den Zeiten Karls IV., wo die faustrechtliche Gewalt der Herren ohne Zügel und Schranke, besonders in Schwaben, dem herrenüberfülltesten unter allen Landen, gegen Städte und Bauerschaften sich geltend machte, oder auch sich selber befehdete. Durch beides zeichnete sich vor allen aus der Graf von Württemberg, Eberhard der Greiner oder der Zänker genannt. Ohne Schutz von dem Reichsoberhaupte, traten die bürgerlichen Gemeinden wie die Herren unter sich in Einungen zusammen. Denn das bürgerliche oder plebejische Element war in den letzten Jahrhunderten in Deutschland, in Europa überhaupt, mächtig geworden, und in den Städten selbst, wo bisher die aristokratischen Geschlechter allein geherrscht hatten, waren seit dem vierzehnten Jahrhundert die Handwerker, die Zünfte größtentheils in das Regiment gedrungen.

Während in Oberitalien die freien Städte nach kurzem, hohem Glanze durch sich selbst, durch Luxus, Parteiung und Sittenverfall auch politisch verfielen, entwickelten sich in Deutschland, in Nordosten und Südwesten, die reichsfreien Gemeinden in schöner Blüte, in steigendem Wachsthum.

Die freien Städte, von den Saliern und Hohenstaufen im Keime gepflegt, schwangen sich seit den Zeiten Rudolphs von Habsburg schneller als zuvor zu Macht auf. Haushälterisch bei Fleiß in Handel und Gewerb und daraus zuströmendem Wohlstand, wurden die Städte die Banquiers und Gläubiger des hohen und niedern Adels, der immer häufiger in Geldverlegenheit kam, jemehr die Fehden seine Güter verwüsteten, je weniger diese landwirthschaftlich angebaut wurden, und jemehr die Bedürfnisse zunahmen. Da wurden dann Burgen, Güter, ganze Ortschaften für Darlehen an die Städte verpfändet, viele verkauft, und die freien Städte an Gebiet immer reicher, wie an Freiheiten, welche sie sich von den ihres Geldes und ihrer Hülfe stets bedürftigen Kaisern erwarben. Die freien Städte in Deutschland wurden die treuesten und stärksten Stützen der Könige und der Kaiser, wie wir in den Kämpfen derselben die letzten Jahrhunderte hindurch gesehen haben. In den Städten selbst herrschten zuerst, indem sie alle Aemter aus sich besetzten, die edeln Geschlechter. Nach und nach kam das Volk herauf, und vom Wetteifer zwischen den edeln Geschlechtern und den bürgerlichen Gemeinden, den Zünften der Handwerker, kam es zum Kampfe, in dem endlich die Letzteren siegten. Und wie das bürgerliche Element in den Städten aufkam und die Oberhand gewann, so wurden seit Heinrich dem Luxemburger die Städte als mitstimmend zu den Reichsversammlungen gezogen, und sie traten den Mißbräuchen des Lehenherrenthums nachdrücklich entgegen.

Im Jahre 1376 traten vierzehn schwäbische Städte in die erste Einigung, und seit sie und so lang sie in Eintracht ihre Kräfte vereint hielten, standen sie glücklich gegen den sie befehdenden Fürsten- und Herrenstand. Und bald traten auch am Ober- und Mittelrhein die Städte der schwäbischen Einigung bei; im Jahre 1380 zählte der große schwäbische Städtebund zweiundvierzig Glieder.

Dieser Verbindung der Städte gegenüber traten auch die Herren in Gesellschaften zusammen; sie bildeten die Löwen-, die Skt. Georgs- und andere Ritter- und Adelsgesellschaften, und so befehdeten sich fortan der Städtebund und der Herrenbund.

Mächtiger als die Städte im Südwesten Deutschlands schwangen sich im Nordosten die freien Städte auf, von kleinen Anfängen zu der Größe eines vom Reich völlig unabhängigen Bundes, der sich unter dem Namen der Hansa oder des hanseatischen Bundes berühmt gemacht hat. Dieser große Bund ging zuerst von kleinen Handelsgesellschaften aus, die theils zu gemeinsamem kaufmännischem Erwerb, theils zum Schutze ihres Eigenthums zusammengetreten waren, und entwickelte sich im Laufe des vierzehnten Jahrhunderts zu einem Bunde kleiner Freistaaten, die unabhängig von jeder Fürstengewalt, selbst vom Reiche, ihre eigene Bahn verfolgten, und alle

Handelsstädte der Nord- und Ostküste in sich schlossen, den Welthandel des Nordens in Händen hatten, für die Gesittung Lieflands, Curlands und Scandinaviens das Meiste thaten und von fremden Fürsten und Völkern zu Schiedsrichtern erbeten wurden. Unter Karls IV. Regierung fällt die Zeit der mächtigsten Entwicklung der Hansa. Karl IV. ließ die Städte zur Unabhängigkeit, wie die Fürsten zur Landeshoheit, ruhig zusehend, fortschreiten.

Ganz anders waltete Karl in seinem Erbkönigreich Böhmen. Da war er ein Fürst, der den Namen Vater des Landes mit Recht verdiente. Denn wie er an ritterlichen Spielen sich erfreute, wie seine dritte Gemahlin Elisabeth auf einem Turnier, ihre Stärke zu zeigen, vor Jedermanns Augen mit bloßen Händen ein neues, dickes Hufeisen zerbrach, was ihr kein Ritter nachthun konnte: so pflegte Karl auch die Wissenschaft, so das unparteiische Recht. In Prag stiftete er eine Universität, die er bis zu seinem Tode sorglich pflegte. Er selbst redete sechs Sprachen, und seine Kenntnisse in der Geschichte waren nicht gering. An seine Hochschule berief er die besten Lehrer, und es war ihm das größte Vergnügen, in die Lehrsäle zu gehen und den Streitreden und Disputationen zuzuhören, ja er vergaß Zeit und Mahlzeit, wenn er gerade bei einer der gelehrten Verhandlungen war. Einst wohnte er vier Stunden einer derselben an; die ihn begleitenden Hofleute erinnerten, es sei Zeit zum Nachtessen, er aber gab ihnen zur Antwort: „Mir ist es noch nicht Zeit zum Essen, das hier ist mein Nachtessen.“ Mit Petrarka stand er in Briefwechsel. Aber auch geringeres Talent wußte er zu schätzen und an seinen Ort zu stellen. Er traf einst einen Mönch Namens Dietrich Kagelwidt, an welchem er mehr Raschheit und Besonnenheit fand, als ihm für einen Mönch nöthig schien. Deßhalb nahm er ihn aus dem Kloster und machte ihn zum Amtmann. Einst führte den Kaiser sein Weg in der Nähe dieses Orts vorüber. Er wollte sehen, wie der Mönch sich aus der Verlegenheit ziehen würde, wenn er bald um Mittag mit starkem Gefolge bei ihm einspräche. Er ritt bei Dietrich ein und befahl, einen Imbiß für ihn und sein Gefolge zuzurichten. Der Mönch war schnell besonnen. Er ließ von allen Schweinen des Orts die Ohren und Schwänze herbeiholen; verschiedenartig zubereitet, gab es ein gutes und reichliches Mahl. Auf Befragen des Kaisers gab er zur Antwort, daß er auf diese Art am schnellsten und wohlfeilsten den Kaiser habe bewirthen können. Karl gefiel dies und er versetzte ihn auf eine bessere Stelle. Bald suchte man ihn wegen Untreue anzuschwärzen. Der König ließ den Mönch rufen, Rechnung abzulegen. Dazu, sagte dieser, sei er jede Stunde bereit, er habe Nichts besessen, da er in dies Amt befördert worden, als seine Kutte und einige Pfennige, ziehe man dies aus seiner Verwaltung, so sei die ganze Ersparniß des Kaisers. Diese treue und runde Antwort gefiel Karl so gut, daß er ihn zu seinem obersten Hofmeister machte.

Täglich saß er in Prag selbst zu Gericht und sprach Armen und Reichen Recht. Ein böhmischer Edelmann, Zachera, der ein gar ärgerliches Leben führte, ward von seinem Pfarrherrn darüber zur Rede gestellt, und stach diesem die Augen dafür aus. Zachera ward vor den Kaiser geführt, um den Schaden mit Geld zu vergüten. Karl besann sich ein wenig. „Die Augen, sprach er dann, lassen sich nicht mit Geld bezahlen, thut ihm wieder wie er dem Pfarrherrn gethan.“ Das Urtheil ward sogleich vollzogen. Hans Panzer, der sich durch Tapferkeit auszeichnete, ward dafür zum Ritter geschlagen. Bald aber begab sich der neue Ritter mit noch andern auf den Straßenraub und ward dabei ergriffen. Kurz und gut sprach ihm der Kaiser das Leben ab: „Weil dir die Ehre, die wir dir angethan, nicht genügt, so müssen wir dich noch höher erheben.“ Er ließ ihn mit siebzehn Andern an die ums Schloß herumstehenden Bäume aufhängen. „Nun habe ich ihm, sagte der Kaiser, in einem Jahre zwei Ehren angethan, indem ich ihm erstens eine goldene Kette, dann ein Wied um den Hals legen ließ.“

Sein Wahlspruch war: Es ist nichts besser, als eines Andern Unbedachtsamkeit sich zu Nutz machen. Als er einst gegen einen mächtigen Feind zu Felde lag, bestach er dessen Räthe, ihm Furcht einzujagen und ihn zum Abzug zu nöthigen. Der Feind zog ab und die Räthe erhielten ihr Gelt ausgezahlt. Das war aber besonders dazu geprägtes schlechtes Geld. Wie sie dann, sich zu beklagen, kamen, fertigte sie Karl mit den Worten ab: „Wie ihr euern Herrn betrogen, so ist euch wieder begegnet. Falsche Treue verdient falschen Lohn. Nehmt das Eure und packt euch fort, ihr Schelme.“

Die Nachfolge auf dem Throne der Deutschen seinem Sohne zu sichern, war er sehr bemüht. Er vermählte ihn mit Johanna, der Tochter Herzog Albrechts von Baiern. Sodann stellte er an die Kurfürsten das Begehren, ihn zum Könige zu wählen und zu krönen. Jeder Stimme der Kurherren für seinen Sohn verhieß er 100,000 Gulden; die Stimmen neigten sich zu seinen Gunsten; der sechzehnjährige Wenzeslaus ward am 12. Juni 1376 in Frankfurt zum römischen Könige gewählt und am 6. Juli zu Aachen gekrönt. Zwei Jahre darnach aber rief der Tod Karln ins Grab. Er starb zu Prag am 29. November 1378, zweiundsechzig Jahre alt; Kaiser geheißen hatte er zweiunddreißig Jahre.

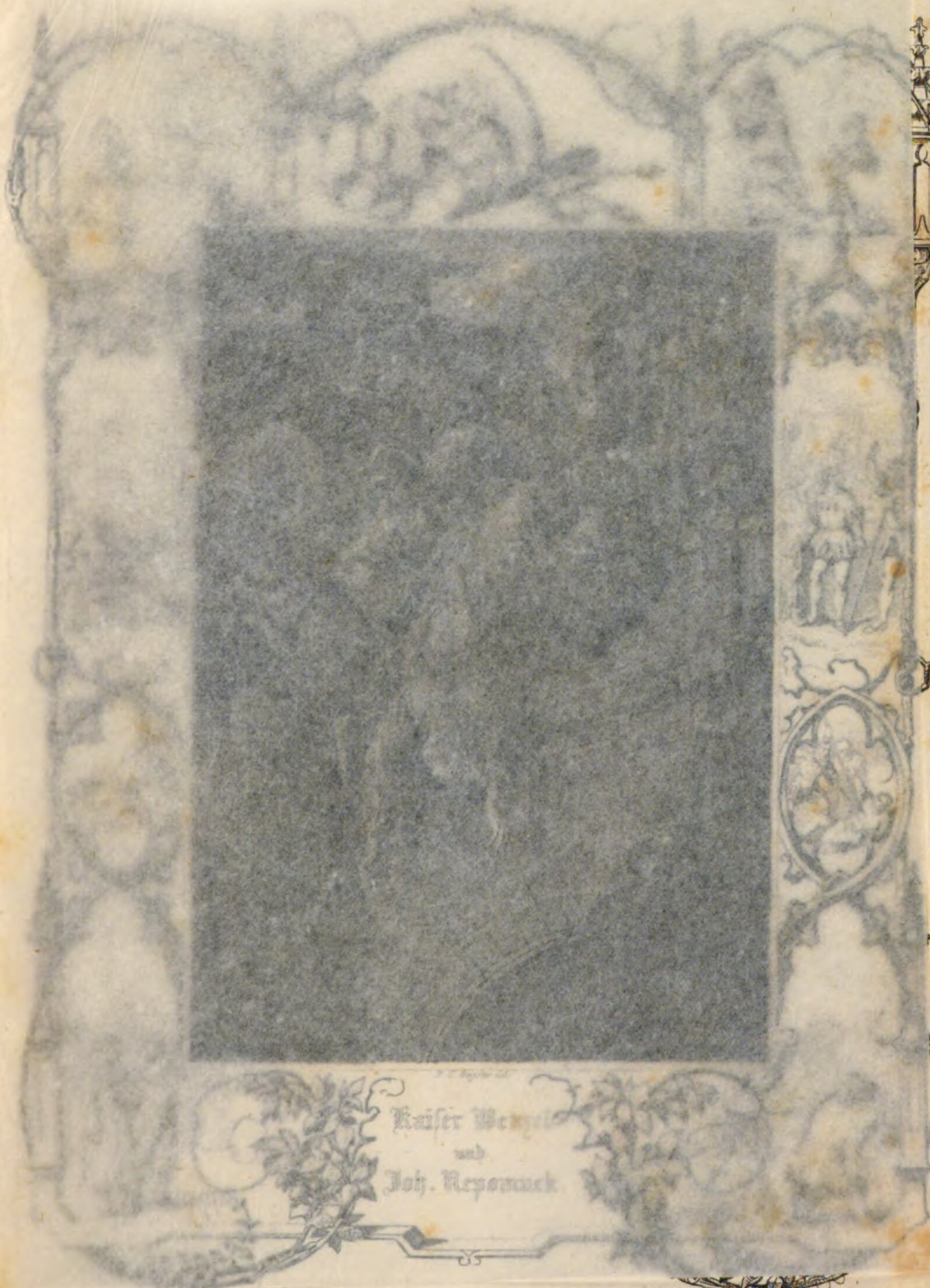
Wenzel.

d. 10. Juni 1376 — bis 20. Aug. 1400

Es war weit mit dem deutschen Reiche gekommen, wenn auf solche Art und ein solches Haupt gewählt wurde, wie Beides bei Wenzel sich fand. Wenzel selbst hatte die gemeinste Ansicht von der deutschen Königswürde, und es mußte noch immer ziemlich viel Hoheit dem Kaiserthum in der Vorstellung der Menschen innewohnen, da selbst ein Wenzel nicht im Stande war, es in den Augen der Völker ganz zu ruiniren. Als er die königliche Würde vielfach befleckte, suchte und fand der Zeitglaube schon weissagende Vorzeichen davon in Dingen, die sich bei seiner Geburt, seiner Taufe und seiner ersten Krönung begaben. An seiner Geburt starb seine Mutter. Als er in der Kirche zu Skt. Sebald in Nürnberg getauft wurde, wurde der Pfarrhof, in dem man das Taufwasser wärmte, vom Feuer ergriffen und in Asche gelegt, und unter der Taufe harnete er in das Taufwasser. Als er, noch nicht zweijährig, zum König in Böhmen gekrönt wurde, verunreinigte er unter dem Krönungsakt durch Entleerung den Altar. Wie das Kind, so der Mann. Seine Trägheit, seine Trunkenheit, seine Wollust, seine Grausamkeit, seine Ränke, sein Witz und sein Humor malen sich in seinen Thaten und Begebenheiten ab.

Auf dem Todbette hatte ihm sein Vater diese Lehren empfohlen: Er solle die Geistlichkeit lieben; die Deutschen zu Freunden behalten, und sie nicht erzürnen; sich mit den benachbarten Fürsten friedlich begehen, und keinen beleidigen; endlich was er mit Geld und Güte erlangen könne, nicht mit den Waffen suchen, weil der Krieg Beides, dem Fürsten gefährlich, und dem Lande beschwerlich und verderblich sei.

Im Reiche nahm die Ungerechtigkeit überhand, die Starken mißhandelten die Schwachen. Fürsten, Städte und Adel lagen im Kampfe mit einander. Wenzel saß unbekümmert um diese Wirren in Prag und pflegte seiner Lust. So sahen sich die Kurfürsten gedrungen, eine Gesandtschaft an ihn zu schicken und ihn bitten zu lassen, er möchte doch ins Reich kommen und ihm seine Sorgfalt zuwenden. Ruhig gab der König den Abgeordneten die Antwort: „Ist Jemand im Reiche, der meine Person zu sehen verlangt, der mag zu mir nach Böhmen kommen.“ So mußten die Gesandten ohne weitern Bescheid abziehen. Jahre vergingen, er blieb ums deutsche Reich unbekümmert; endlich mußte er dem unermüdeten Drängen der deutschen Stände Gehör geben. Er richtete zu Eger einen Landfrieden auf, und setzte den Grafen von Oettingen nebst acht weitern Herren als Beisitzern zum obersten Richter. So war denn für den Augenblick dem Unwesen in Deutschland gesteuert. Wenzel stillte dadurch wieder einigermaßen die Unzufrieden-


Kaiser Wenzel
und
Joh. Nepomuck

Wenzel.

Es war weit mit dem deutschen [illegible]
Art und ein solches Haupt gewählt [illegible]
fand. Wenzel selbst hatte die gemeinste [illegible]
würde, und es mußte noch immer [illegible]
der Vorstellung der Menschen [illegible]
Stande war, [illegible] in den Augen der [illegible]
königliche [illegible]
weissagende [illegible]
Taufe und [illegible]
Mutter [illegible]
wurde [illegible]
ergriffen [illegible]
Taufwasser [illegible], zum König [illegible]
wurde [illegible] ungsakt durch [illegible]
[illegible] Trägheit, seine [illegible]
[illegible] Ränke, sein Witz [illegible]
[illegible]
[illegible] Begebenheiten ab.

[illegible] sein Vater diese Lehren [illegible]
[illegible] Deutschen zu Freunden behalten [illegible]
[illegible] benachbarten Fürsten friedlich [illegible]
[illegible] mit Geld und Güte erlangte [illegible]
[illegible] weil der Krieg Beides, dem Fürsten [illegible]
[illegible] verderblich sei.

[illegible] Ungerechtigkeit überhand, die Starken [illegible]
die [illegible] Städte und Adel lagen im Kampfe [illegible]
Wenzel [illegible] diese Wirren in Prag und pflegte [illegible]
So sahen sich die Kurfürsten gedrungen, eine Gesandtschaft [illegible]
schicken [illegible] zu lassen, er möchte doch ins Reich [illegible]
ihm seine [illegible]. Ruhig gab der König den Abgeordneten [illegible]
Antwort: »[illegible] im Reiche, der meine Person zu sehen [illegible]
der mag zu mir nach Böhmen kommen.« So mußten die Gesandten [illegible]
weitern Bescheid abziehen. Jahre vergingen, er blieb ums [illegible]
[illegible]kümmert; endlich mußte er dem unermüdeten Drängen der [illegible]
[illegible] Gehör geben. Er richtete zu Eger einen Landfrieden auf, und [illegible]
[illegible] von Oettingen nebst acht weitern Herren als Beisitzern [illegible]
[illegible]. So war denn für den Augenblick dem Unwesen in Deutsch[illegible]
[illegible] dadurch wieder einigermaßen die Unzufrieden[illegible]


P. C. Geißler del.
Kaiser Wenzel
und
Joh. Nepomuck.

heit des Reichs mit ihm und setzte sein gewohntes Leben in Böhmen fort. Zu Freunden aber hatte er die Deutschen nicht, was ihm sein Vater sterbend so sehr empfohlen hatte. Auch den andern Lehren seines Vaters folgte er auf eigene Weise. Er fing keinen Krieg an, seine Unterthanen aber überzog er mit jeder Art von Tyrannei. Er hielt Frieden mit seinen Nachbarn, aber den Ruhestörungen im Reich half er nicht ab. Er erwarb sich den Namen eines zweiten Sardanapal und Nero, sowie die Verachtung seiner Böhmen. Dies bemerkend, zog er Deutsche an seinen Hof und besetzte die ersten Aemter mit ihnen. Darüber erbittert, verbanden sich mehrere böhmische Edle gegen die Deutschen. Die ließ er alle enthaupten. Darauf ließ er alle Rathsherren der alten und neuen Stadt zu einem Gastmahl laden, und als sie eben zu essen anfingen, trat der Scharfrichter in den Saal und fragte, was seine Arbeit sei, zu der man ihn gerufen habe. „Warte draußen, lieber Gevatter, sagte der König zu ihm; nach der Mahlzeit will ich dir zu thun geben.“ Die Gäste schauderten. Der König ließ ihnen nach der Mahlzeit verschiedene harte Punkte vorlegen, und sie beschworen jeden Befehl und Gehorsam, den Wenzel verlangte. So kamen sie diesmal mit heiler Haut davon.

Der Scharfrichter, dem er ein Kind aus der Taufe gehoben hatte, war überhaupt sein guter Freund und treuer Begleiter. Ebenso ein großer englischer Hund. Tag und Nacht waren beide um ihn. Ritt er aus, so war der Scharfrichter zunächst hinter ihm; der Hund lief voran; ein Wink vom König, und das Thier packte die Leute, und schleuderte sie in die Luft, daß sie todt oder schwer verletzt niederfielen. Der Scharfrichter mußte auf der Straße oft vom Pferde springen und sein Amt ausüben, wenn dem Könige Jemand begegnete, den er todt sehen wollte. Ja er soll seinem Gevatter ins Amt gegriffen, und es mit eigener Faust zu Zeiten verrichtet haben.

Mit der Grausamkeit hielt seine Wollust gleichen Schritt. Am hellen Tage ging er in öffentlichen Häusern seiner Lust nach. Seine edle Gemahlin, Johanna von Baiern, wollte ihn einst freundlich von diesem Unleben abmahnen. Erzürnt darüber, wollte er ihren Beichtvater, den heiligen Nepomuck, nöthigen, ihm zu sagen, was Johanna gebeichtet habe. Der Geistliche aber ließ sich das Beichtgeheimniß nicht abnöthigen, und Wenzel ließ ihn über die Brücke hinab in die Moldau werfen. Seine Gemahlin grämte sich nach kurzer Zeit zu Tode. Andere sagen, des Königs Hund habe sie Nachts in der Schlafkammer zerrissen.

Endlich waren die Böhmen der Grausamkeiten des Königs satt. Zu Beraun im Jahre 1393 ward er aufgehoben und heimlich nach Prag ins Gefängniß auf das Rathhaus gebracht. Nach fünfzehn Wochen erlaubte ihm der Rath auf seine Bitte, sich zu baden. Bei dem Badhaus an der

Moldau wußte er sich der Hut seiner Wächter zu entziehen. Susanna, die Badmagd, welche ihn nicht kannte, führte ihn auf einem Fischernachen über den Strom. Ein reiches Trinkgeld war ihr verheißen. Im Aussteigen stieß Wenzel den Kahn vom Land, daß die Magd nicht wieder zurückfahren und ihn verrathen könnte. Er befahl ihr, mit dem Ruder zu folgen. So liefen sie mit einander durchs Gesträuch längs des Stroms, bis zum Dorf Kuchel, wo sie wieder einen Nachen fanden. Sie fuhren auf demselben zurück wieder hinüber, und gingen durch den Wald. Bald erreichten sie ein festes Schloß des Königs, wo ihn der Hauptmann aufnahm. Nach wenigen Tagen der Rast begab sich der König nach Ziebrack. Susanna mußte ihn begleiten, bald beherrschte sie als seine vertrauliche Schlafgesellin ganz seinen Sinn. Er aber trieb sein Unwesen wie zuvor.

Im folgenden Jahre wußten sich die Böhmen abermals ihres Königs zu bemächtigen. Damit sein Gefängniß nicht ausgeforscht werden möchte, schickte man ihn von einem Thurm zum andern. Nach fünf Wochen solcher Gefängnißwanderung gab ihn sein jüngerer Bruder Sigismund, der König in Ungarn, der auf das Anrufen der böhmischen Stände sich des Königreichs annahm, an Herzog Albrecht in Oesterreich zur Verwahrung, der ihn in einem Thurm zu Wien gefangen legte. Niemand im Reich konnte erfahren, wo König Wenzel wäre, so heimlich ging es zu. Auch von hier wußte er zu entkommen. Ein gutmüthiger Fischer brachte häufig den armen Gefangenen kleine, gesottene Fische. Diesen führte sein Weg zum Gefängniß durch den Thurm, in welchem Wenzel lag. Der König machte bald Bekanntschaft mit ihm, und als er ihn so mitleidig fand, klagte er dem Fischer, daß er ein böhmischer Edelmann sei, den man aus Neid allein in dies Gefängniß gesetzt. Er versprach den Armen reich und groß zu machen, wenn er ihm aus diesem Thurm helfen würde. Der Fischer antwortete: er habe ihm zu helfen guten Willen, aber kein Vermögen dazu. Da befahl ihm der König, er solle ein Seil von Seide machen lassen und unter den Kleidern verborgen, um den Leib gewunden, zu ihm hereinbringen. Der Fischer that nach dem Befehl, und als er das Seil brachte, gebot ihm Wenzel weiter, um Mitternacht mit seinem Nachen am Thurm unten seiner zu warten. Er ließ sich am Seile hinunter und glücklich gelangten sie über die Donau. Als Herzog Albrecht am Morgen Wenzels Flucht erfuhr, schickte er viele Reiter aus, ihn allenthalben den ganzen Tag zu suchen, aber vergeblich. Wenzel vermuthete dies, darum hatte er dem Fischer befohlen, ihn in einem Düngerhaufen zu begraben. Nachdem es Abend geworden und dunkel war, kam der Fischer wieder zum König, grub ihn aus, gab ihm Wasser und Brod, und in der Nacht setzten sie die Reise nach Böhmen weiter fort.

Sie kamen glücklich nach Schloß Wischerad. „Wer den König liebt,“

rief er, nachdem er eingetreten, »der komme ihm zu Hülf.« Und gegen zwanzig liefen ihm zu. Darauf ließ er den Schloßhauptmann gefangen legen, und unter dessen Hand und Siegel ein betrügliches Schreiben an den Rath zu Prag ergehen, wo er ihn unter dem Vorwand einer Berathung nach Wischerad berief. Die Räthe erschienen, der König aber ließ allen, so wie dem Hauptmann, den Kopf vor die Füße legen und ernannte einen neuen Rath. Durch Geschenke und gute Worte suchte er sich Freunde zu gewinnen. Wer ihm aber nicht hold werden wollte, dem ritt er mit dem Gevatter Scharfrichter vors Haus und ließ ihn vor seiner Thüre enthaupten. Wer über Beschwerniß klagte, dem gab er spottend zur Antwort: »Wenn einem etwas will zu schwer werden, so lege er es nieder; ist einem Angst, so mag er den Dampf vom Herzen wegräuspern.« Seinen Befreier aber, Hans Grundel den Fischer, machte er zum Edelmann, dessen Weib und Kinder ließ er von Wien kommen und gab ihnen reichliches Auskommen.

Unter solchem Oberhaupt konnte das deutsche Reich sich nicht glücklich fühlen. Wenzels Thätigkeit für dasselbe beschränkte sich fast darauf, daß er bald die Städte, bald die Herren begünstigte, wie er die Einen gegen die Andern gerade gebrauchte. So unhold er der Volks- und Bürgerfreiheit war, so that er doch den städtischen Vereinigungen Vorschub, um durch dieselben das Aufstreben der Fürstenmacht niederzuhalten. Und so sehr ihm das Wachsthum der Landesherren verdächtig war, so stellte er sich doch an die Spitze des Herrenbundes, um der Verbindung der bürgerlichen Gemeinden ein Gegengewicht entgegenzustellen. Für einen Augenblick schlossen die freien Städte des Reiches mit den freien Gemeinden im Hochgebirg, den schweizerischen Eidgenossen, einen Bruderbund zu Schutz und Trutz, aber es blieb nicht dabei. Die Herren suchten, wo sie konnten, die bürgerlichen Einigungen zu trennen, und dem aufgekommenen Volksthum sein Grab zu graben. Nichts war ihnen so verhaßt, als daß der Bürger und der Bauer ein Herr sein wollte.

Ohne Glück hatte bisher das Haus Habsburg Versuche gemacht, die Eidgenossen im Hochgebirg zu unterwerfen. Gewaltiger als je, rüstete sich dazu Herzog Leopold der Fromme von Oesterreich, der Dritte seines Namens, im Jahr 1386. Er war wie sein Großvater voll Adelsgefühl und der Bauern Freiheit abhold, und glaubte sich berufen, die Niederlage desselben bei Morgarten zu rächen, und lagerte sich mit einem großen Herrenheer vor dem Städtchen Sempach, das treu zu den Eidgenossen hielt, um dieses zu züchtigen, und dann in das Gebirg einzubrechen. Leopold hatte 4000 Ritter um sich und ein zahlloses Fußvolk. Seines Sieges über die rebellischen Bauern, wie er sie nannte, völlig gewiß, hatte er viele Karren mit Stricken bei sich, um die Strafwürdigsten darunter zu hängen. Am Morgen des 9. Juli zeigten sich am Saume des Waldes über dem

Städtchen 1600 Männer der Waldstädte. Als der Herzog der Eidgenossen, die er noch nicht erwartet hatte, ansichtig wurde, fragte er die Seinen, ob man, ehe ihrer mehr würden, angreifen, oder die Pferde ausruhen lassen und die Ankunft des Fußvolks abwarten sollte. Denn auch Leopold war erst in dieser Stunde vor Sempach angelangt. Hier, riefen die kampfmuthigen Ritter, hier hat uns Gott diese Bauern in unsere Hand gegeben. Es wäre Schande für uns Geharnischte, auf Verstärkung zu warten, um diese Handvoll nackter Leute zu bewältigen. Hans von Hasenburg, ein alter Ritter, der im Hochgebirge schon mehr dabei gewesen war, warnte, man solle diese wenigen und schlecht bewehrten Leute nicht verachten. Die heißen jungen Ritter des Herzogs spotteten des Alten. Hans von Ochsenstein rief: „O Hasenburg, du Hasenherz, du hast den Namen mit Recht. Sehet, o Herr, fuhr er zum Herzog fort, dies Häuflein Bauern wollen wir euch heute, wie ihr sie begehret, gesotten oder gebraten, einliefern.“ Die Ritter stiegen schnell von den Pferden, sie wollten allein und zu Fuß den Streit bestehen, hieben, damit sie nichts hindere, die Schnäbel von den Schuhen, schlossen sich in ein Viereck, und bewegten sich wie eine wandelnde eiserne Mauer, die Lanzen vorgestreckt, nach dem Waldsaum hinauf, den Herzog an der Spitze, den seine Vertrauten umsonst baten, dem Streit fern zu bleiben.

Am Waldsaum hatten die Eidgenossen das Vornehmen der Feinde beachtet. „Wer nicht vermeint zehn Mann zu bestehen, riefen Stimmen, der trete in den Wald zurück, wir wollen es ihm in Ewigkeit nicht aufrupfen!“ 300 traten zurück als Hinterhut, 1300 erhoben sich, den anrückenden Herren entgegen zu stürmen. Die wenigsten hatten einen Harnisch, nur Schwerter und lange Spieße, zackigte Keulen oder Hellebarden, aber als Gebirgssöhne gewaltige Gliedmaßen, harter und langer Arbeit gewohnt. Ein kurzes Gebet — und die Bauern stürzten auf die Herren, aber bei 60 von ihnen fielen, ehe einer der Herzoglichen sank oder verwundet wurde. Die Eisenmauer war nicht zu durchbrechen. Da rief Einer: „Schlagt mit den Hellebarden auf die hohlen Lanzenschäfte der Herren.“ Die Bauern thaten es, einige Schafte sprangen ab, aber die Eisenmauer bekam keine Lücke. Indem zeigte sich das herzogliche Fußvolk im Anzug. Brüder, rief einer der Bauern, Arnold Struthan von Winkelried aus Unterwalden, ich will euch eine Gasse machen, sorget für Weib und Kind!“ Sprang hervor, umschlang mit gewaltigen Armen etliche Ritterspeere, drückte sie zusammen und sich in den Leib und machte, freiwillig für sein Volk sterbend, in die Eisenmauer eine Bresche. Die Bauern stürmten nach und hinein. Die Herren von der Last ihrer Harnische gedrückt und von der großen Sommerhitze ermattet, unvermögend, dem übermächtigen Eindrang der hurtigen Eidgenossen zu widerstehen, lösten ihre Glieder, die

Flucht, die Niederlage begann. Mancher erstickte im Harnisch und fiel ohne Wunde todt dahin, die meisten sanken, weil sie unter ihrer Waffenlast nicht entlaufen konnten, unter den Hellebarden, Keulen und Schwertern der Eidgenossen; auch die fielen großentheils, welche das Lager erreichten. Denn die Knechte beim Troß, als sie die Niederlage sahen, waren, ihr Leben zu retten, größtentheils mit den Pferden ihrer Herren entritten. Viele wurden gefangen. Ueber 2000 Fußknechte, 676 Grafen und Herren lagen todt auf der Wahlstatt. Die Sieger zählten 200 Todte unter sich, und schickten auf dem Schlachtfelde Dankgebete zu Gott. Auch Herzog Leopold war unter den Erschlagenen. Ritter Ulrich von Aarburg, Oesterreichs Pannerträger, hielt in der höchsten Noth des Kampfes das blutgefärbte Panner empor, und rief: „Rette Oesterreich." Der Herzog sah es und hörte es, seine Getreuen wollten ihn aus dem Schlachtgewühl fortreißen. „Nein, sprach er, das wolle Gott nicht, daß ich so viele tapfere Männer und Knechte lasse sterben und genese allein." Er eilte hin, wo Oesterreichs Panner sinken wollte, und sank mit ihm. Eine Volkssage ließ auf der Stelle, wo sein Blut geflossen war, folgenden Jahres eine hohe schöne Blume, gleich einer Lilie, hervorwachsen. Zeitgenossen sahen in der Niederlage bei Sempach ein Gericht Gottes über den Hochmuth der Herren. Anderthalb Jahre darauf wollte Herzog Albrecht, Leopolds Bruder, den Letztern rächen, er zog in das Gebirge mit Macht zu Roß und zu Fuß, und zu gleicher Zeit waffneten die Herzoge von Baiern, Graf Eberhard der Greiner von Württemberg und andere Fürsten sich gegen den freien Städtebund in Schwaben, Franken und am Rhein. Diesseits und jenseits, im Flachland und im Hochgebirg, sollte das Volksthum, die bürgerliche und die bäuerliche Freiheit mit Einem Schlage vernichtet werden. Bei Nähfels aber, am Berg Rüti, ließ Herzog Albrecht 3000 Todte, darunter 188 Ritter und Edelknechte: 5 bis 600 Glarner Männer hatten ihn besiegt, meist mit Steinen, die sie mit Kraft und Geschick vom Berg herab, Ritter und Roß verwundend oder zermalmend, schleuderten. Zu Döffingen, im Württembergischen, aber unterlag das Bürgerthum dem Adel. Die Städte hatten den rechten Zeitpunkt zum Siege über den Adel, den Lichtblick der Sempacher Schlacht, zu benützen versäumt.

Diese Kämpfe und Wirren im Innern Deutschlands, diesen Krieg der Städte und der Herren mit einander, sah König Wenzel gerne; denn so lange sie sich selbst befehdeten, wuchsen sie ihm nicht über das Haupt: aber aus denselben wahren Gewinn für das Ansehen der deutschen Krone zu ziehen, war er zu schwach und zu falsch. Als Schiedsrichter zwischen beiden Parteien brach er den Städten sein Wort, und entschied mit größter Parteilichkeit für die Herren. Er erklärte den großen Städtebund als gegen Gott, das Reich und das Recht, auf immer für abgethan; den

Adelsbund aber für gültig. Die Städte waren unter sich zu uneinig, jede mehr nur für ihr besonderes Interesse besorgt, als daß sie sich thatkräftig dagegen hätten stellen können. Von da an sanken sie; während die größern Herren schnell zur völligen Landeshoheit sich erhoben. Es war nicht bloß der Verrath der hochadeligen Städtehauptleute bei Döffingen, was für sie eine Niederlage zur Folge hatte, von der sie sich nie wieder ganz erholten: sie nahmen ab, weil sie nicht einträchtig, weil sie sich selbst nicht treu blieben.

Zwanzig Jahre lang hatte schon das deutsche Reich Wenzels unlöbliche Regierung ertragen: es schien, er wolle die Geduld desselben auf die Probe setzen; denn zuletzt errichtete der König einen Trödel ganz eigener Art. Er verkaufte Pergamente, die unbeschrieben und mit dem kaiserlichen Siegel versehen waren, um Geld; der Käufer schrieb dann darauf ein Privilegium oder was er wollte; dadurch kamen die geringeren Stände und Städte in manchen Verlust und Drang. Aber damit war auch des Reiches Geduld zu Ende. Die vier rheinischen Kurfürsten traten im August 1400 auf den Feldern von Oberlahnstein gegenüber dem Königsstuhl zusammen, um des Reiches Nothdurft in Berathung zu ziehen, und sprachen vor vielem Volke die Absetzung Wenzels aus, als eines unnützen und unwürdigen Handhabers des heiligen römischen Reiches, am 20. August. Des folgenden Tages wählten sie den Kurfürsten der Pfalz, Ruprecht, zum Oberhaupt des Reiches.

Als Wenzel seine Absetzung vernahm, hatte er darüber große Freude. „Nun Gottlob, sagte er, ich sehe mich der Last vom Reich gern überhoben, hoffe auch, ich wolle nun mit besserem Nutzen mein Königreich Böhmen regieren.“ Er that nicht das Geringste, sich die deutsche Krone zu erhalten. Trotz dem, daß sich Wenzel falsch und wortbrüchig gegen sie bezeigt hatte, hielten mehrere Reichsstädte treu an ihm, namentlich Aachen und Nürnberg. In der letztern Stadt war Wenzel geboren und erzogen. Als die Nürnberger endlich sich in Gefahr sahen, wegen ihrer Treue gegen ihn in des Reiches Acht zu fallen, schickten sie eine Gesandtschaft an ihn, welche ihn bat, sie ihres ihm geschworenen Eides zu entlassen und ihm dafür 10,000 Gulden bot. Wenzel lachte, als er ihr Begehren vernahm. Sie sollten ihm, sagte er, vier Fuder Fürstenberger, den er unter den Rheinweinen für den besten hielt, zukommen lassen, und dann sogleich ihres Eides entlassen sein. Sie schickten es ihm und er sprach sie alsbald ledig. Noch neunzehn Jahre regierte er in Böhmen. Im Laufe der Zeit kam ihm einige Male wieder eine Laune nach der deutschen Krone; es gab Augenblicke, wo ihn seine Beseitigung wurmte. Er bot mehreren Fürsten viel Geld und Vortheile, namentlich einmal dem Grafen von Württemberg 50,000 Gulden, wenn er ihm wieder zum

deutschen Throne hälfe. Er starb 1419 am 16. August. Als er eben im Zorn seinen unschuldigen Mundschenk an den Haaren zu Boden warf und ihn erdolchen wollte, die Dienerschaft aber ihn daran hinderte, rührte ihn vor Wuth der Schlag. Er starb in seinem siebenundfünfzigsten Jahre, bis an sein Ende „ein guter Trinker und schlechter Regent.“ Wenn er nicht trunken war, war er weder unklug noch ungeschickt. Aber fast an *einem* fort betrunken, wurde er stumpf. Als der Wischerad abbrannte, fragte er einzig, ob der Wein im Keller mit verbrannt sei. Die Versicherung, daß er unversehrt sei, erfreute ihn so, daß er den Brand für Nichts achtete, obgleich das ganze Schloß abbrannte. Gelehrte Narren waren ihm über alle Narren unausstehlich, und auch hierin schimmert bei ihm durch große sittliche Nacht ein heller Funke gesunder Vernunft. Ohne alles Leichengepränge wurde er im Schloß zu Prag in Skt. Veits Kapelle begraben.

Ruprecht.

† 20 Ag. 1400 w † 18 Mai 1410

König *Ruprecht*, ein Urenkels-Enkel König Rudolphs, des ersten Habsburgers, wurde am 6. Januar 1401 zu Köln gekrönt, da die Krönungsstadt Aachen noch fünf Jahre an Wenzel hing, der einst eine Zeitlang darin seinen Hof gehabt hatte; erst im sechsten Jahre ergab sie sich an Ruprecht. Ruprecht war ein edler Mensch, von untadeligen Sitten, mild gegen menschliche Schwachheit und gegen das Unglück, ein Fürst, der in der Güte der göttlichen Majestät ein Vorbild für die irdische sah; aber als er zur Krone kam, war sein Geist schon etwas getrübt und er ließ sich von dem Schattenbilde des verstorbenen Kaiserthums über die Alpen in das zerrissene, gefahrvolle Italien hineinlocken. Er kam ohne Macht, und hatte weniger Glück als Verdienst. Sieben Jahre zuvor, am 2. Mai 1395, hatte sein Vorfahr, Wenzel, den größten Theil der *Lombardei* zu einem italienischen Erbherzogthum erhoben, unter dem Namen des *Herzogthums* Mailand: Johann Galeazzo Visconti hatte ihm um 100,000 Goldgulden diesen Titel abgekauft, und er war so aus Mailands erstem Bürger und Signore von Wenzel zum Herzog mit allen Vorrechten gemacht, welche die andern Fürsten und Herzoge des übrigen heiligen römischen Reiches besäßen. Dieser schlug nun den deutschen König und Kaiser Ruprecht aus dem Felde, daß er ruhmlos nach Deutschland wiederkehren

mußte. Er hatte mit dem Glanze des Kaiserthums und der Römerfahrt seiner schwachen Hausmacht aufhelfen wollen. Das Unglück dieser Fahrt war nun seinem guten Willen in den Angelegenheiten Deutschlands um so weniger förderlich. Es war sein Ernst, das Recht, welches lange Zeit her unterdrückt gewesen sei, wieder herzustellen. Aber Fürsten und Städte, welche letztere jetzt theilweise mit den Herren sich verbanden, sahen in seinen Bemühungen für Wiederherstellung des Rechtszustandes „Härte und Gefährdung der Freiheit“, und schlossen den Marbacher Bund, um sich ihm entgegenzusetzen. Der Kaiser saß zu Heidelberg auf seinem Schlosse; er hatte gegen die Macht der zur Landeshoheit gelangten Fürsten und der mit ihnen verbündeten Städte nichts einzusetzen als Bitten, und auf diese achteten sie nicht. Es war sogar im Jahre 1406 von seiner Absetzung die Rede; seine Klugheit aber und seine Milde erhielten ihm den deutschen Thron bis zum 18. Mai 1410, wo der Tod ihn hinwegnahm von dem morschen und glanzlos gewordenen deutschen Königsstuhl; er war der letzte, der auf demselben alte Kaisergedanken gehegt hatte. Zu Heidelberg in der heiligen Geistkirche begruben sie ihn königlich, und wahr schildert ihn seine Grabschrift: er war gerecht, liebte Frieden und Religion, und ward von Gott würdig erfunden, um Gerechtigkeit zu leiden.

Siegmund.

vom 20 Mercz 1411 – bis 9 Dec: 1437

Es war unverkennbar, der Bau des deutschen Reiches hatte gewaltige Risse, und drohte baldigen Zerfall: ganz neue Gewächse trieben zwischen seinen Rissen sich empor und sprengten die alten Bausteine immer weiter auseinander, scharfe, zersetzende Stoffe zerfraßen den halbtausendjährigen Kitt. Das wußten die Kurfürsten wohl, als sie sich zu Frankfurt versammelten und um die Wahl eines neuen Oberhauptes verlegen waren. Unter ihnen war auch Wenzels Bruder, Siegmund, der König von Ungarn. Durch Vermählung mit Maria, der Erbtochter des letzten Ungarnkönigs Ludwig, hatte er das Königreich Ungarn sich erworben. Als Markgraf der im Jahr 1373 von Herzog Otto, dem Wittelsbacher, an das Haus Luxemburg abgetretenen Mark Brandenburg saß Siegmund zugleich im Kurfürstenrath. Die andern Wahlfürsten überließen ihm als einem Könige die erste Stimme. Siegmund sprach: „Es ist kein Fürst im Reich, den ich besser kenne, als mich selber. Es ist auch keiner im

Reich, der mir an Macht gleich käme. Ich bin schon fünfundzwanzig Jahre ein König und noch ein Herr zweier Fürstenthümer. Ich bin nun bei Jahren und nicht ohne Erfahrung; ich habe diese Zeit über unter Gewinn und Verlust, mit Gemach und Ungemach regieren gelernt. So sehe ich auch die gegenwärtigen Zeiten mit solchen Augen an, die da Mittel sehen und wachsam sein würden, kranke Flecken zu heilen. Ich habe zwar genug zu regieren an den Landen, die mir Gott gegeben hat, und die Reichskrone an sich selbst, besonders bei diesem Zustande des Reiches, ist mehr eine Bürde, als etwas Wünschenswerthes. Dennoch aus treuer Sorgfalt für Kirche und Reich bin ich erbötig, diese Last auf meine Schultern zu nehmen, und so gebe ich als Kurfürst zu Brandenburg dem Könige Siegmund in Ungarn meine Stimme, und will mich selber hiemit zum römischen Kaiser erwählt haben.“ Die Kurherren gaben alle ihm ihre Stimmen. Am 20. März 1411 wurde er gewählt, in seinem fünfundvierzigsten Jahre.

Es war eine Zeit, wo die Reform der Kirche, wie die des weltlichen Reiches, mehr als seit je in ihrer Dringlichkeit allgemein gefühlt wurde. Schon lange hatten die Bessern die Nothwendigkeit einer kirchlichen Reform nachgewiesen und auf eine allgemeine Kirchenversammlung angetragen. Die seit mehr als dreißig Jahren dauernde Kirchenspaltung (Schisma) beschleunigte die von den Päbsten lange verweigerte Versammlung.

Seit 1378 nämlich waren zwei Päbste, einer zu Rom und einer zu Avignon, die sich gegenseitig verfluchten, und durch ihr eigenes und ihres Hofes Leben das Aergerniß voll machten. Seit 1410 waren es sogar drei Päbste. Siegmund war es ernst, die Gebrechen und den Zwiespalt der Kirche zu heilen. Seinem Dringen, dem Dringen der allgemeinen Stimme, konnte Pabst Johann XXIII. die Einberufung einer allgemeinen Kirchenversammlung (Concils), und zwar auf deutschem Boden, nicht länger versagen. Zu Konstanz am Bodensee traten am 1. November 1414 die Väter der Christenheit zur allgemeinen Berathung zusammen. Mehrere Wochen lang zuvor begann das Einreiten in die Thore von Konstanz. Von allen Enden der Christenheit kamen die geistlichen und die weltlichen Herren; zusammen an 100,000 Fremde mit 30,000 Pferden. Unter diesen Fremden waren auch 1700 Schauspieler, Musiker, Schwänkemacher, 700 öffentliche Frauen, 567 Kaufleute und Krämer aus aller Welt her, 268 Schneider, gegen 200 Wirthe, eine Menge anderer Gewerbsleute — das Alles fuhr, ritt und lief in Kurzem nach und nach zu den Thoren von Konstanz ein. Auch schlaue Betrüger machten unter diesem seltsamen Gewühl der Trachten, Sprachen, Nationen und Stände ihre Geschäfte. So schwärzten sich drei zu Mohren und spielten die Rolle angeblicher Gesandten des Priesters Johann von Indien: sie sprachen eine Sprache, die Niemand sprach, und thaten, als verständen sie Niemand.

Man theilte die Versammlung in vier Nationen: in die deutsche, dazu gehörten Ungarn, Böhmen, Polen, Dalmatier, Griechen, Kroaten, Preußen und Reußen; in die französische, dazu gehörten Picarden, Normannen, Spanier, Portugiesen; in die englische, dazu gehörten Schotten, Iren, Dänen, Schweden, Norweger; und in die italienische, dazu gehörten Lombarden, Römer, Venetianer, Neapolitaner, Apulier, Calabresen, Provençalen und Sicilianer. Die beiden Päbste, Gregor XII. und Benedikt XIII., ließen sich durch Gesandte vertreten. Pabst Johann XXIII. erschien persönlich, so schwer es ihn ankam und so wenig er sich Gutes versprach. Bei dem Klösterlein auf dem Arlberg warf sein Wagen um, und als er den Berg hinauffuhr und der Stadt Konstanz ansichtig wurde, rief er: Das ist die Grube, darin man die Füchse fängt. Zuletzt traf König Siegmund ein, am Christtag, mit großem Gepränge und Gefolge. So war Konstanz der Mittelpunkt der damaligen Welt, und gewährte ein Bild derselben im Kleinen; vier Jahre lang; bunt und viel beweglich; und dreißig Sprachen konnte man aus dem Völkergewühl heraushören.

Am 16. November schon waren die Sitzungen des großen Rathes der Christenheit eröffnet worden. Zwei wichtige Beschlüsse machten den Anfang. Der eine war, daß fortan nicht die Mehrheit der Prälaten, sondern die der vier Nationen den Ausschlag geben und jede Hochschule mitstimmen sollte. Der andere war, daß alle drei Päbste freiwillig abtreten, ihre Gewalt in die Hände der Versammlung niederlegen und von dieser eine neue unparteiische Wahl erwarten sollten. Pabst Johann und seine Anhänger hatten die Versammlung durch andere ferner liegende Gegenstände von der Pabstfrage abzuziehen versucht; diesen Schlag abzuwenden, setzten sie Alles in Bewegung. Die Botschafter der Päbste Benedikt und Gregor beriefen sich auf ihren Mangel an Vollmacht. Die vier Nationen aber ließen sich nicht irren. Die Deutschen verbreiteten eine Schrift, worin die Todsünden Johanns XXIII. geschildert wurden, und die Versammlung faßte den einhelligen Entschluß, daß Pabst Johann von seinem Pabstthum einfach abträte. Dieser fürchtete die richterliche Untersuchung und unterzeichnete die Urkunde seiner Abdankung. König Siegmund küßte ihm zum Danke den Fuß und empfing dafür eine goldene geweihte Rose. Johanns Diener weinten, während die Väter den Lobgesang sangen und dreimal des Tags mit allen Glocken zu dem freudigen Ereigniß geläutet wurde.

Schon ehe er abdankte, bei der ersten Wahrnahme, daß der Sturm sich gegen ihn wenden wolle, hatte er auf Flucht gedacht. Mit jeder Stunde war es ihm unheimlicher geworden. Aber der König hatte die Thore um so strenger bewachen lassen. Der Pabst beklagte sich darüber, berief sich auf das ihm versprochene Geleit und auf die Bedingung, die er, ehe er kam, gemacht hatte, nach welcher es ihm, falls ihm Konstanz der unge-

sunden Luft oder anderer Ursachen halb nicht anständig wäre, frei stehen sollte, in eine der Städte Herzog Friedrichs von Oesterreich sich zu begeben. Der König entschuldigte sich persönlich bei ihm, es stehe nicht mehr in seiner Gewalt, ihn hinwegziehen zu lassen, weil solches der ganzen Christenheit zum Spott und gegenwärtiger Handlung, die er Amts halber zu befördern schuldig sei, zum Nachtheil gereichen würde. Johann hatte sich von Anfang viel von König Siegmund für sich versprochen, er soll gegen 1,172,000 Dukaten mit sich nach Konstanz gebracht haben; Siegmund bedurfte immer des Geldes und hatte öftere Anleihen bei dem Pabste gemacht. Als Siegmund aber zuviel wollte, hatte es der Pabst ihm abgeschlagen und dadurch ihn gegen sich aufgebracht. Das Alles trieb ihn nur noch mehr, Ort und Luft zu verändern. Er klagte es Herzog Friedrich von Oesterreich, wie er auf dessen Wort und Treue hieher gekommen sei, und wie er ihm seinen besondern Schutz zugesagt habe, ohne das er nimmermehr über das Gebirge und in die Gewalt der Deutschen sich begeben hätte. Der Herzog antwortete, es sei ein gefährlicher Handel, doch wolle er ihm, so viel er ohne Verletzung seiner Ehre thun könne, seine Zusage halten. Er entschloß sich mit dem Pabst heimlich zu entfliehen, zumal auch gegen ihn, den Herzog, Klagen von den Bischöfen von Trient, Chur und Brixen vor die Versammlung gebracht worden waren, und er voraussah, daß diese gegen ihn entscheiden werde. Auf den 15. März ordnete Herzog Friedrich im Felde vor der Stadt ein Stechen an, um, während Alles dem Ritterspiel seine Aufmerksamkeit zuwendete, dem Pabst die Flucht zu erleichtern. Der Herzog erschien Nachmittags persönlich in den Schranken, um mit dem Grafen von Cilly, der Königin Bruder, einige Lanzen für den Kampfpreis zu brechen.

Während alles Volk am Kampfspiel sich ergötzte, schlug der Pabst einen grauen Mantel sich um, zog eine graue Kappe mit langem Zipfel, der um das Haupt gewunden war, über das Gesicht, setzte sich auf einen Klepper, die Armbrust am Sattel hängend, wie ein Bote, oder sonst ein gemeiner Reiter, ließ sich einen einzigen Jungen nachreiten und entkam so unvermerkt aus der Stadt. Zu Ermatingen nahm er einen Trunk Weins im Hause des Pfarrherrn, der ihn nicht kannte, bestieg dann ein bestelltes Schiff und fuhr an Stein und Diessenhofen vorbei nach Schaffhausen.

Sobald der Pabst entritten war, kam Ulrich von Seltenhofen auf den Rennplatz, ritt zu Herzog Friedrich, seinem Herrn, und indem er ihm den Helm schloß, flüsterte er ihm heimlich zu, wie die Sache mit dem Pabste glücklich abgelaufen sei. Der Herzog rannte hierauf mit dem Grafen von Cilly, wurde aber abgeworfen und verlor das Kleinod, um welches sie stachen. Dann ritt er hinweg in das Haus eines Juden, zur Wanne genannt, und schickte nach seinem Hofmeister, dem Grafen Hans von Lupfen.

Der aber entbot ihm, was er ohne ihn angefangen habe, möge er auch selbst hinausführen. Darob etwas verzagt und unentschlossen, ließ sich der Herzog doch von Hans Truchseß von Diessenhofen Muth einsprechen, und ritt mit ihm und einem Knecht zum Augustinerthor hinaus Schaffhausen zu.

Sobald die Flucht des Pabstes bekannt wurde, kam große Bestürzung über die ganze Versammlung. Der König lud den Herzog vor Gericht und rief den Pabst zurück. Beide wiesen das trotzig ab. Da sprach Siegmund und die Kirchenversammlung den Bann und die Reichsacht über Herzog Friedrich aus; das Concil erklärte sich im heiligen Geiste versammelt und unmittelbar bevollmächtigt, von Jedem, auch dem Pabste, Gehorsam zu fordern; Friedrich mußte sich und alles sein Land des Königs Majestät unbedingt übergeben, und den Pabst nach Konstanz zurückliefern. Der abgesetzte Pabst wurde in mehreren Gefängnissen herumgeführt; zuletzt saß er drei Jahre im Schloß zu Heidelberg, von lauter Deutschen bedient; und da er kein Deutsch, sie kein Welsch verstanden, redeten sie wie die Stummen durch Zeichen miteinander. Gregor XII. dankte freiwillig ab, und Benedikt XIII. unterhandelte.

Herzog Friedrich mußte fußfällig im Speisesaal der Baarfüßermönche zu Konstanz, vor den Fürsten, Prälaten und Gesandten, die Verzeihung des Königs suchen, und als er kniete, da sprach Siegmund zu den Gesandten von Venedig, Mailand, Genua und Florenz: „Ihr Herren von Italien, ihr meinet, wähnet und wisset nicht anders, als daß die Herzoge von Oesterreich die größten Herren sind in deutschen Landen und in der Nation Germania. Nun sehet ihr, daß ich ein mächtiger Fürst bin, über die von Oesterreich und sonst über alle Fürsten, Herren und Städte.“

Jetzt schritt die Versammlung zum zweiten ihrer Hauptzwecke, zur Untersuchung und Ausrottung dessen, was die Priester Ketzerei nannten.

Von der Hochschule zu Prag, wo viele Tausende studirten, ging seit einiger Zeit ein erleuchtendes und entzündendes Licht aus, und zunächst unter ein Volk, welches mißvergnügt war unter vielfachem leiblichem Druck. Denn die furchtbar anwachsenden Steuern der hohen geistlichen Herren, wie der weltlichen Herrschaften, und die mit dem fremden luxemburgischen Hofe in Böhmen eingewanderten fremden Höflinge hatten viel böses Blut in den Kreisen des eingebornen Adels wie im Volke angesammelt. Da war mitten in die allgemeine Gährung hinein Johann Huß getreten, als freimüthiger und gelehrter Nachfolger auf der Bahn, welche Wiclef, der freie Kirchenlehrer Englands, kurz zuvor eröffnet hatte. Huß verkündete als Professor auf dem Katheder wie als Priester und Prediger in der Kirche furchtlos durch Wort und Schrift die neue Lehre, die von den heiligen Schriften als Quellen der evangelischen Wahrheit ausging, und an diesen, als dem gültigsten Maßstabe, die Entartung des damaligen

Kirchenthums und seiner Träger maß. Huß und sein Freund Hieronymus Faulfisch wurden darum im Jahre 1413 in den Bann gethan; Huß aber hatte dem ungeachtet in seinem Geburtsdorf, durch seinen Grundherrn Nikolaus von Hussinetz geschützt, fortgelehrt und fortgeschrieben, und sich von dem übelunterrichteten Pabst auf die eben ausgeschriebene allgemeine Kirchenversammlung berufen. Huß wurde mit kaiserlichem Geleitsbrief, der ihm seine Sicherheit für die Hin- und Rückreise verbürgte, nach Konstanz vorgefordert, um von seiner Lehre Rechenschaft zu geben. Als Huß König Siegmunds Siegel und Schrift und eben damit des Reiches Schirm und Schutz für sich in Händen hatte, ging er nach Konstanz. Am 3. November traf er daselbst ein, wurde mit vielen Beweisen der Hochachtung empfangen, erhielt sogar von Pabst Johann Lossprechung vom Banne; wurde aber am 28. November von den Priestern, die ihn tödtlich haßten, verhaftet. König Siegmund, der noch ferne war, schrieb den Seinigen den Befehl, das königliche Siegel des Geleitsbriefs selbst mit Waffengewalt aufrecht zu halten; aber die Rache der Mehrheit der Geistlichkeit kehrte sich nicht daran, sie warf Huß in einen dunkeln, feuchten Kerker; und als König Siegmund kam, war er schwach genug, von seinem Eigennutz und der Geistlichkeit sich so weit verführen zu lassen, daß er es zugab, in Glaubenssachen dürfe die Kirchenversammlung durchaus frei handeln, gegen Ketzer bei dem geringsten Verdacht einschreiten, und in solchen Fällen hören selbst die königlichen Geleitsbriefe auf, den Schuldigen vor der verdienten Strafe zu schützen.

Die Böhmen sandten ein Schreiben, worin an das feierliche Königswort für ihren Landsmann erinnert wurde: unter Hohngelächter der Wüthenden unter der Geistlichkeit wurde es gelesen, zerrissen und verbrannt. Ohne ihn zu hören, sollte Huß zum Feuertode verdammt werden. Siegmund bestand wenigstens auf seinem Verhör. Als er am 5. Juni 1415 aus seinem wüsten Kerker nach sechs Monaten ans Licht herauf und in die Versammlung trat und das Wort nahm, sich zu vertheidigen, überschrien und überpolterten sie ihn so, daß er schwieg. „Es ward eine elende Confusion und Betäubung," sagt Einer, der es mit ansah. „Er schweigt jetzt," schrien die Dummen; „gelt, er schweigt! es ist ein genugsam Zeichen, daß er seine Irrthümer selbst bekennt." Die Vernünftigeren widersetzten sich jedoch der augenblicklichen Fällung des Urtheils. Am 7. Juni hielt das Ketzergericht wieder Sitzung, und zwar eine förmlichere. Schriftliche Anklage und zwanzig Zeugen wurden vorgebracht. Huß aber widerlegte Anklagen und Zeugen so gelehrt, so scharfsinnig, so bescheiden und doch so freimüthig, daß sich seine Feinde schämen mußten, und für ihre Wuth nichts weiter als Schimpfworte wußten. Huß erklärte auf des Königs eigene Mahnung: „Wenn er aus der Vernunft und der heiligen Schrift

überführt werde, dann wolle er widerrufen; sonst nie." — Zuletzt traten Zeugen hervor, welche sagten, "wer öffentlich lehre, und das habe Huß gethan, Unterthanen und gemeine Leute dürfen der Obern Laster und Fehler aufdecken und strafen, der sei kein Freund der bürgerlichen Ruhe, sondern ein vermaledeiter Aufwiegler." — Fortan bedrängte man Huß nur, er solle widerrufen. Der König, welcher Freigeist war, war erbittert, daß Huß auf seine Mahnung hartnäckig blieb. Nochmals, am 6. Juli, in die Domkirche vorgefordert, blieb Huß standhaft. Man hatte ihn in der Zwischenzeit mit Bitten, mit Ränken und blendenden Verheißungen umsonst bearbeitet. Jetzt wurde ihm nochmals die Anklageakte verlesen, und als unter andern Absurditäten die Beschuldigung kam, er habe sich für die vierte Gottheit in der heiligen Dreifaltigkeit ausgegeben, da wollte Huß den gar zu tollen Lügen widersprechen. "Schweig, schweig, wir haben dich genug gehört," überlärmten sie ihn. Huß suchte dennoch das Wort zu gewinnen. Da drückten ihm, auf Befehl des ersten Cardinals, die Schergen den Mund zu, und schlugen ihn. Huß sah den König, der ihm Sicherheit so feierlich zugesagt hatte, starr an; aber Siegmund rührte sich nicht für die Ehre der Krone und für die Unschuld. Doch erglühte er vor Scham und sah zu Boden, als Huß ihn so starr anschaute. Dann fiel Huß auf die Kniee und befahl seine Sache Gottes Gericht. Darauf wurde er, unter Androhung der Strafe des weltlichen Armes, nochmals aufgefordert, abzuschwören. "Wie kann ich vor Gottes Angesicht, sprach er, Irrthümer abschwören, die nie mein Gewissen beschwert haben?" Unter allgemeinem Geschrei, indem die Einen gräßliche Verwünschungen ausstießen, die Andern Gebete sangen, rissen sie ihm, Stück für Stück, das Meßgewand ab, womit er kurz zuvor bekleidet worden war, und schabten ihm die Finger mit einem Messer, um das Salböl der heiligen Weihe abzuschaben. Dann wurde ihm, indem er aus der Gemeinschaft aller Christgläubigen ausgestoßen wurde, eine papierne Bischofsmütze mit drei gemalten Teufeln und der Umschrift: "das ist ein Erzketzer," aufgesetzt und seine Seele den Geistern der Hölle übergeben. Huß aber erhob die Augen gen Himmel und sprach: "Und ich befehle sie meinem Herrn und Heiland Jesus Christus." Damit wurde er dem weltlichen Arm übergeben, und heuchlerisch, als hätten sie christliche Barmherzigkeit, richteten die Geistlichen an König Siegmund die Bitte, ihn nicht zu tödten, sondern ihn sonst zu behalten und ihm einen ewigen Kerker zu geben. Siegmund aber sprach zu Herzog Ludwig, dem Pfalzgrafen bei Rhein: "Weil Wir das weltliche Schwert führen, das Uebel zu strafen, so nehmet hin, lieber Oheim und Fürst, diesen Mann Johann Hußen, und thut ihm als einem Ketzer." Der Pfalzgraf übergab Huß dem Vogt der Stadt und seinen bewaffneten Knechten, um ihn als Ketzer zu verbrennen. Der Nachrichter

und seine Gesellen und eine Bedeckung von 3000 Bewaffneten führten sofort den Verurtheilten vor das Geltinger Thor, nicht weit von dem Schloß Gottlieben. Zahlloses Volk begleitete ihn. Er lächelte zu dem Verbrennen seiner Schriften, und betheuerte vor dem Volke seine Unschuld und die Bosheit seiner Feinde. Der Marschall des Pfalzgrafen mahnte ihn, als er schon an den Pfahl gebunden war, nochmals, durch Widerruf sein Leben zu retten; er aber blieb standhaft. Als er ein Bäuerlein emsig Holz zum Scheiterhaufen tragen sah, hörte man den Ausruf von ihm: Sancta Simplicitas (heilige Einfalt)! Unverzagt ließ er sich verbrennen. Der Trug der Geistlichkeit war aber mit seinem Feuertode allein nicht zufrieden. Um dem Volksglauben den Wahn zu stärken, daß in Huß ein Höllengeist gesteckt habe, hatten sie kurz vorher auf der Richtstatt ein todtes Maulthier eingraben lassen. Von der Hitze des Scheiterhaufens that sich der Boden auf, und es kam ein abscheulicher Gestank heraus. Das deuteten sie als Teufelsgestank. Die Asche des Gemordeten wurde sorgfältig gesammelt und in den Rhein geworfen, damit nichts von ihm übrig bliebe. Im folgenden Jahre hatte sein Freund Hieronymus das gleiche Schicksal. Durch alle Leiden eines furchtbaren Gefängnisses niedergedrückt, widerrief dieser zuerst, zeugte aber dann um so unerschrockener und begeisterter für seine Ueberzeugung. Die Strafe des Scheiterhaufens wurde auch ihm zuerkannt und an demselben Tage noch auf der Richtstatt Hussens vollzogen. Er ging mit freudigem Antlitz zur Stadt hinaus, erzählt ein Augenzeuge, und fürchtete weder Tod, noch Feuer, noch Marter. Als er zur Richtstatt gelangt war, zog er sich selber aus, fiel auf die Kniee nieder und umarmte den Pfahl, an welchem er verbrannt werden sollte. Er wurde zuerst mit nassen Stricken, hernach mit Ketten an den Pfahl gebunden, sodann umlegte man ihn bis zur Höhe der Brust mit Holz, welches man mit Stroh und Spreuern untermengte. Sobald der Holzstoß angezündet war, fing er an, einen Psalm zu singen, welchen man trotz Feuer und Rauch vernehmen konnte. Den größten Beweis seiner Standhaftigkeit gab er dadurch, daß er, als der Scharfrichter hinter ihm anzünden wollte, ihm zurief: „Hieher! vor mir zündet das Feuer an! Hätte ich dasselbe gefürchtet, würde ich an diesen Ort, den ich wohl vermeiden konnte, nicht gekommen sein.“ So berichtet der, dessen Glauben als ketzerisch verwerfende Florentiner Poggio.

Nach einer, für den Zweck der herzustellenden Kircheneinheit berechneten, vergeblichen Reise durch Spanien, Frankreich, England und die Niederlande, welche anderthalb Jahre dauerte, kam König Siegmund zu Ausgang des Monats Januar 1417, acht Monate nach Hieronymus Hinrichtung, wieder in Konstanz an. Sogleich sprachen die auf dem Concil anwesenden Deutschen und Engländer laut und entschieden die Nothwendig-

keit einer kirchlichen Reform aus und bezeichneten unverholen die Menge kirchlicher Gebrechen, deren Ausrottung Noth thue. Die Italiener und Franzosen aber wollten davon nichts hören und setzten durch die Heftigkeit ihres Geschreis, von welchem man sich daraus, daß der Cardinal Zarabella aus Florenz in Folge seines Schreiens starb, einen kleinen Begriff machen kann, es durch, daß am 10. November Otto von Colonna, ein edler Römer, zum Pabst erwählt wurde. Mit großem Gepränge, wobei der König mit der einen Hand das Pferd des Pabstes führte, in der andern einen Prügel hielt, um das andrängende Volk abzuwehren, wurde der Neugewählte in das Münster geführt und als Martin V. gekrönt. Mit feiner List wußte er sodann die einzelnen Stellvertreter der christlichen Nationen durch kleine Vergünstigungen, die ihn nichts kosteten, von dem Hauptzweck des Concils, der Reform der Kirche, ab und auf seine Seite zu ziehen, Spannung und Zwistigkeit unter denselben zu nähren, damit sie sich in der Hauptsache nicht vereinigen möchten, und durch Abänderungen geringfügiger Nebendinge die Abstellung der schreiendsten Mißbräuche und eigentlichen Krebsschäden zu beseitigen. Die lauten und allgemeinen Klagen über das tiefe Verderbniß der hohen und niedern Geistlichkeit blieben unberücksichtigt; alle Erwartungen der Gutgesinnten in dieser Hinsicht wurden bitter getäuscht; und eine in Konstanz und der Umgegend herrschende Krankheit gab dem neuen Pabst erwünschte Gelegenheit, die Versammlung, welche vierthalb Jahre gedauert hatte, aufzulösen. Am 16. Mai 1418 nahm der Pabst seinen Abschied von Konstanz und ritt im goldenen Meßgewand, mit weißer Inful auf dem Haupt und auf einem weißen, mit Scharlach bedeckten Roß, welches der König wieder beim Zaum führte, zur Stadt hinaus. Bald hernach zog auch Siegmund mit seinem Gefolge, und die übrigen Ritter und Prälaten ab, und die Stadt, welche vierthalb Jahre lang der Schauplatz eines so bewegten Lebens gewesen war, sank in ihre frühere Stille zurück.

Der Rhein hatte die Asche des verbrannten Huß mit sich ins Meer geführt; aber die Funken seines Scheiterhaufens flogen nach Böhmen und entzündeten einen Brand, der erst nach siebzehn Jahren in Strömen von Blut erlosch. Huß wurde als Märtyrer verehrt. Das an ihm gebrochene Königswort gab den Böhmen das Schwert der Rache in die Hand, und mit Mord und Brand und Unmenschlichkeiten wälzte sich nun ein Kampf des Fanatismus über den größten Theil des deutschen Reiches. König Siegmund verschwendete Bitten, Entschuldigungen und Drohungen, um die Böhmen in Ruhe zu halten. Aber die Hussiten, ein Name, in welchem bald fast die ganze böhmische Nation aufging, trauten dem Fürsten nicht mehr, der sein feierliches Geleit auf solche Art gebrochen hatte, und der Bann, den der neue Pabst Martin auf sie warf,

der Kreuzzug, durch den er „sie mit Feuer und Schwert auszurotten“ gebot, waren Oel in die Flamme ihrer Begeisterung und Rache. König Siegmund griff zur Strenge; er ließ Hussiten, die er ergriff, mit Feuer und Schwert hinrichten. Die Hussiten vergalten fürchterlich. In wenigen Jahren sanken gegen 600 Klöster und Kirchen durch sie in Schutt. Der gemeine Mann lernte schnell Kriegszucht und Kampfregel, und ihr Fanatismus und das Feldherrngeschick ihrer Heerführer machten sie unwiderstehlich. Einer derselben war der Priester Wenzel Koranda, ein Anderer jener Nikolaus von Hussinetz; der Gewaltigste aber war Johann von Trocznow (Trautenau), ein böhmischer Edelmann. Er war von Kindheit auf am königlichen Hof erzogen worden, hatte sich im Kriege viel Ruhm erworben, in einem Gefecht ein Auge verloren und daher den Beinamen Ziska (der Einäugige). Mehr als Einer haßte er die Geistlichkeit: ein Mönch hatte ihm seine Schwester, die eine Nonne war, geschändet. Der Lehre des Meisters Huß war er zudem so ergeben, daß er bei der ersten Kunde von seinem Tode schwur, ihn an der ganzen Geistlichkeit rächen zu wollen. Ziska war nicht groß von Gestalt, aber von festem Bau, sein großer Kopf fast kahl, seine Nase stark gebogen und groß wie sein Mund. Die Hussiten waren in Parteien getheilt; er stand als Führer an der Spitze der Taboriten, derjenigen Partei, welche die entflammteste war und sich selbst das Volk Gottes hieß, den Berg, auf dem sie sich sammelte und wo sie eine Feste erbaut hatte, Tabor nannte, weissagende Priester unter sich hatte und als ihre Aufgabe von Gott ansah, König Siegmund, als dem rothen Drachen in der Offenbarung, sowie allen Fürstenthümern der Erde ein Ende zu machen und ein allgemeines Bruderreich der Auserwählten, das neue Jerusalem, aufzurichten. Ziska war der größte Feldherr seiner Zeit. Er verstand es, in wenigen Monaten aus ungeübten Bauern siegreiche Kriegsleute zu schaffen, das Terrain überall aufs Beste zu benützen, und erfand die Anfänge der neuen Feldbefestigungskunst. Seine Taboriten waren nur roh bewaffnet, aber er ließ ihnen diese Waffen, weil sie für die Natur seines Volkes paßten und dasselbe an sie gewöhnt war; die Meisten hatten Keulen, Spieße, Feuerhaken und eisenbeschwerte Dreschflegel. Aber er machte aus diesem bewaffneten Allerlei ein so furchtbares Heer, daß die bestgerüsteten Ritter vor diesem schlechtbewaffneten Fußvolk in den Staub sanken. Während die Feuerhaken den geharnischten Reiter aus dem Sattel rissen, zerschmetterten die eisernen Dreschflegel die zu Boden Gestürzten: man erzählt, daß einst einer mit seinem Dreschflegel in ein paar Minuten 28 Feinde erschlug. Ununterbrochen hielt er seine Leute durch kriegerische Uebungen oder durch Gottesdienste schwärmerischer Art in Spannung.

König Siegmund trat an die Spitze des ersten Kreuzzugs gegen

die Hussiten. Es war ein Heer zusammengepredigt, wie man es in Jahrhunderten nicht in Deutschland gesehen hatte. Er legte sich vor Prag, wo die gemäßigte Partei der Hussiten herrschte. Ziska mit den Taboriten zog heran und warf sich in die Stadt, ohne daß Siegmund es zu hindern wagte. Da sein Bruder Wenzel gestorben war, ließ er sich auf dem von den Königlichen bisher behaupteten Hradczin, der königlichen Burg, durch den Patriarchen von Aquileja zum König in Böhmen krönen; aber er sah sich bald genöthigt, aus Böhmen nach Ungarn sich zurückzuziehen. Ziska griff, um die päbstliche Lehre gänzlich auszurotten, zu dem alttestamentlichen Schreckens- und Vertilgungssystem: vier Jahre lang hatte er sich gemäßigt; jetzt sagte er, nunmehr sei die Zeit der Rache, nicht mehr der Gnade vorhanden. In Plätzen, die sich nicht ergaben, sondern erstürmt werden mußten, würgte er wie Josua ohne Unterschied der Schuld und der Unschuld, des Alters und des Geschlechtes. Zum zweiten Male kam König Siegmund; aber als Ziska ihm entgegenzog, kehrte der König bei Nacht wieder um nach Mähren, ohne mit ihm eine Schlacht zu wagen. Ziska berennte nun das Schloß Raab. Er hielt unter einem Birnbaum, um von hier den Sturm zu leiten. Da traf ein Schuß den Birnbaum, ein Splitter schlug ihm das noch sehende Auge auch vollends aus: er war nun völlig augenlos. Aber er hatte eine so lebendige Einbildungskraft, ein so scharfes Urtheil, ein solches Combinationsvermögen, daß er, obgleich völlig blind, die Schlacht fortleitete, als wäre er sehend: seine Adjutanten berichteten ihm Stellung, Zahl, Bewegungen des Feindes, und er gab auf das hin seine Befehle, die sowohl hier, wie noch vier Jahre lang, den Sieg entschieden.

Im Sommer 1421 entsetzten die Böhmen König Siegmund auf dem Landtage zu Czaslau des böhmischen Thrones; er aber sammelte ein zweites Kreuzheer wider die Hussiten, so groß, daß es aus drei Heeren bestand. Das erste führte Albrecht, Kurfürst von Sachsen; das zweite der Kurfürst von Brandenburg; das dritte der Kurfürst von Trier. Fast das ganze deutsche Reich hatte sein bestes Kriegsvolk dazu gegeben. Als Vortrab schickte König Siegmund 20,000 Schlesier nach Böhmen hinein. Diese schnitten den gefangenen Böhmen Nasen, Ohren und Hände ab, und stachen ihnen die Augen aus. Wie sich Ziska ihnen näherte, flohen sie über die Grenze; er konnte sie nicht verfolgen, da zu gleicher Zeit die drei deutschen Heere im Anzug waren. Diese lagerten sich vor Sacz und beschossen die Stadt aus drei Lagern. Darin lagen 10,000 Hussiten und nicht weit davon zu Slan lag das große Kriegsheer der Böhmen. Dieses aber wollte den Feinden nicht unter die Augen treten, bis es den Ziska mit seinen Taboriten an sich gezogen hätte. Er rückte an; und ehe sie ihn sahen, kam über die deutschen Völker ein solcher Schrecken, daß sie

unaufhaltsam davonflohen und den ganzen Kriegszeug sammt dem Troß den Böhmen zur Beute ließen. König Siegmund, erstaunt über den Ausgang eines so großen Heerzugs, sammelte die Flüchtigen und brachte abermals ein Heer von 60,000 Kriegern zusammen. Er besetzte Kuttenberg; Ziska lagerte sich ihm gegenüber: nach einigen kleinen Gefechten kam es zu einem Haupttreffen. Nach drei Stunden hatte Ziska den König so gründlich geschlagen, daß er bis nach Mähren floh. Es hatte nichts für den Sieg geholfen, daß das erste und zweite Heer vom Pabste für die Kreuzfahrt geweiht war. Die Hussiten aber wälzten ihre verheerenden Schaaren und das Entsetzen vor sich her, bis in das Herz des deutschen Reiches. Nicht die Waffen des Reichs, nur die Parteiungen unter den Hussiten selbst hemmten ihre Fortschritte.

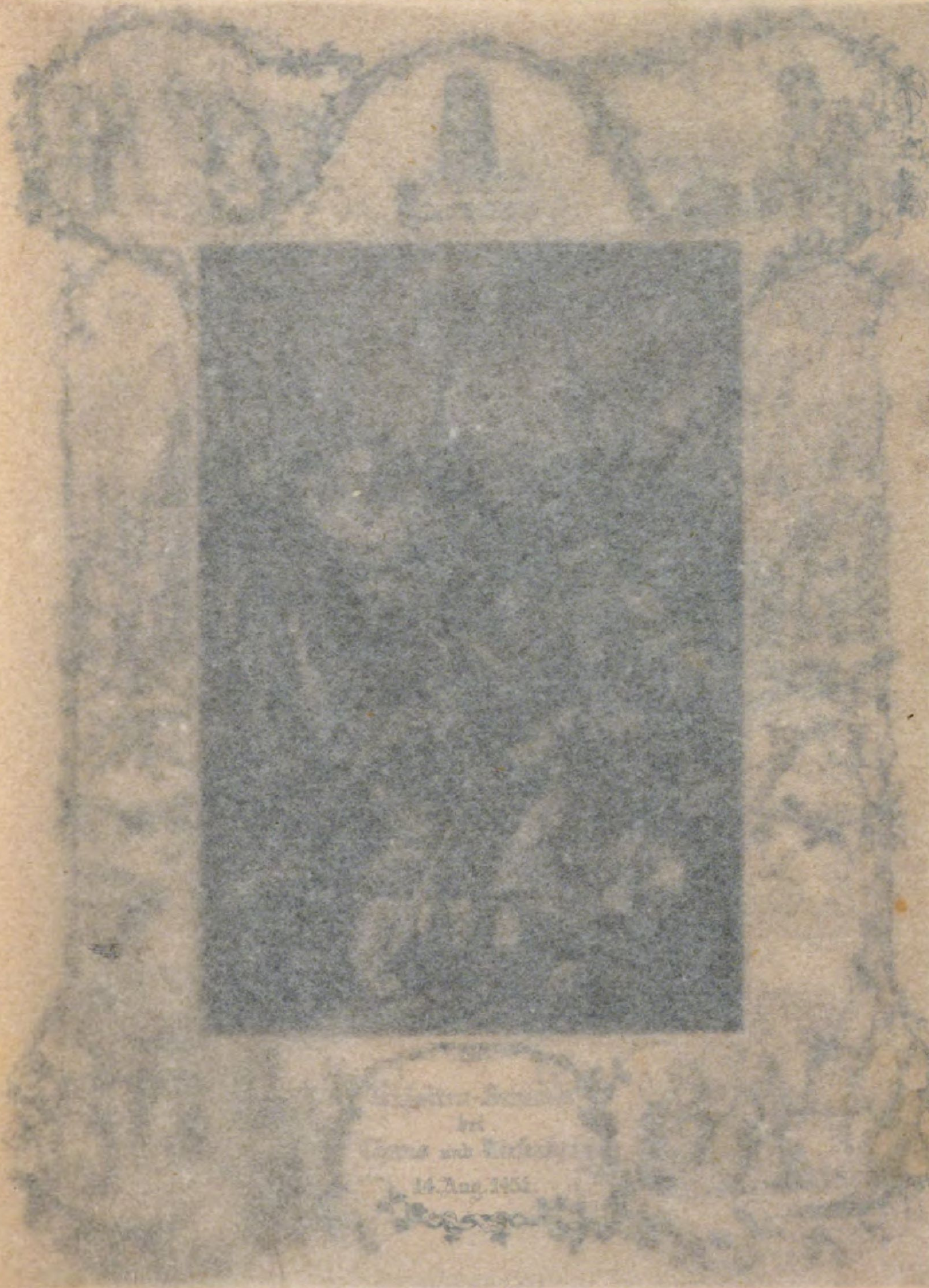
Die gemäßigte Partei der Hussiten, die nur eine Reform des katholischen Glaubens und Gottesdienstes wollte, namentlich den Kelch im Abendmahl (Calixtiner = Kelchner), und die Taboriten, welche das päbstliche Christenthum ganz ausrotten wollten, trennten sich nun auch in politischer Hinsicht von einander; jene waren für die Wahl eines gesetzlich beschränkten Königs, diese für die Republik. Der Gegensatz bildete sich so schroff aus, daß sie ihn nur durch das Gottesurtheil der Schlacht ausgleichen zu können glaubten. Die Taboriten siegten entscheidend bei Maleschau unweit Kollin, und Ziska führte die Seinen zum Sturm auf Prag. Da vermittelte der von beiden Parteien hochgeehrte Priester Johann von Rockenzan, der zu Ziska herauskam und ihn begütigte, den Frieden zwischen beiden Parteien, und sie schlossen sich wieder wie eine Mauer gegen die Feinde von außen.

König Siegmund verzweifelte, mit Waffengewalt etwas auszurichten; er bot heimlich dem Ziska die Statthalterschaft über Böhmen und reiche Belohnung, wenn er das Land ihm unterwerfe. Ziska aber verwarf es und erschien feindlich an der mährischen Grenze: da ergriff den Unbesiegten die Pest. Vor seinem Ende befahl er, man solle ihm, wenn er gestorben wäre, die Haut abziehen und sie über eine Trommel spannen, indem er weissagte, sobald die Feinde die Trommel würden brummen hören, würden sie die Flucht nehmen. Er starb am 11ten Oktober 1424, von der Krankheit, nicht von Waffen bezwungen; Sieger in elf Schlachten, er, der Blinde, über die Sehenden; er hatte viel besser ohne Gesicht getroffen, als das feindliche Heer mit viel tausend Augen. Wochenlang beklagten ihn in aufrichtiger Trauer seine Waffengenossen. Sie erwählten an seiner Statt zwei Hauptleute, Procop den Größern, einen ehemaligen Mönch, und Procop den Kleinern. Sie theilten sich nun in drei Parteien; denn jeder der beiden Procope stand an der Spitze einer eigenen Partei. Die unter dem kleinen Procop nannten sich die Waisen; als hätten sie

mit Ziska ihren Vater verloren. Alle drei Parteien aber bildeten nur eine festgeschlossene Schlachtordnung den Feinden von außen gegenüber, und Oesterreich, Schlesien, Sachsen, Baiern und Franken wurden jetzt von ihnen mit Feuer und Schwert verwüstet. Die deutschen Fürsten erlitten eine Niederlage um die andere, und da Pabst Martin V. gestorben war, ließ es der neue Pabst Eugen IV. sein Erstes sein, den fanatischen Böhmen gegenüber auch im rechtgläubigen deutschen Reiche den Fanatismus heraufzubeschwören und zugleich für das nöthige Geld zu sorgen. Er sandte den Cardinal Julio Cesarino, um das Kreuzheer zusammenzupredigen, mit unerschöpflichem Ablaß und den lockendsten Verheißungen des Himmelreichs; jeder Kreuzer wider die böhmischen Ketzer erhielt eine besondere Weihe, und zugleich wurde die erste allgemeine Steuer im Reiche unter dem Namen des gemeinen Pfennigs ausgeschrieben, und namentlich in die Kriegsordnung aufgenommen; wer aus dem Streit fliehe, solle mit Weib und Kind ewig vertrieben sein und Hab und Gut verlieren; Jedes soll die Woche wenigstens einmal beichten, und jedes Heer vier oder fünf wohlgelehrte Pfaffen mitbringen, die dem Volke predigen und es lehren, wie man sich zu halten und um des Glaubens willen zu kämpfen habe.

Es waren wieder an die hunderttausend Kreuzfahrer zusammen. Sie zogen über den Wald nach Böhmen hinein und schlugen bei Riesenberg eine Wagenburg. Die Taboriten kamen und mit ihnen das Entsetzen. Die Fuhrleute, die vordersten Reihen der Deutschen, flohen aus dem Lager, sobald sie sie anrücken hörten. Der Cardinal bat und schrie, sie sollen doch stehen, Gott helfe ihnen gewiß gegen die Ketzer. Aber den ersten Reihen folgte das ganze Heer in toller verworrener Flucht durcheinander, und während sie sich im finstern, dichten Böhmerwalde verwickelten, Reiter, Fußknechte, Karren, Geschütz, erschlugen die sie ereilenden Hussiten an 11,000 Mann. Groß war die Beute im Lager. Auffliegende Pulverkarren weckten im Walde mit ihrem Gekrach einen so grauenvollen Wiederhall, daß die Fliehenden noch flüchtiger wurden, als wollte der ganze Wald über sie fallen und sie zudecken. Der Cardinallegat, im Fliehen so hurtig als einer, verlor im Gedräng seine Bannbulle und seine Klingel, seinen Mantel, seinen rothgefütterten Hut und sein kostbares Kreuz. Zu Regensburg erst sammelten sich die Trümmer des wie Schnee zerronnenen Kreuzheeres.

Die beispiellos schimpfliche Niederlage — es war den 14. August 1431 — überzeugte die Herren des Reiches, daß man wahre Begeisterung eines Volkes, in dem sie neu war, nicht mit einem alten Glauben, in welchem sich ein Volk abgelebt hatte, und den man künstlich ins Feuer zu bringen suchte, bekämpfen könne. Die neue, am 23. Juli 1431 zu Basel eröffnete Kirchenversammlung beschloß, mit den Hussiten gütlich zu unterhandeln. Als man aber auch in den Unterhandlungen sich zweideutig gegen



mit Ziska ihren Vater verloren. Alle drei Parteien [illegible] geschlossene Schlachtordnung den Feinden von [illegible] Oesterreich, Schlesien, Sachsen, Baiern und Franken [illegible] ihnen mit Feuer und Schwert verwüstet. Die deutschen [illegible] eine Niederlage um die andere, und da Pabst Martin [illegible] ließ es der neue Pabst Eugen IV. sein Erstes sein, den [illegible] gegenüber auch im rechtgläubigen deutschen Reiche den [illegible] zubeschwören und zugleich für das nöthige Geld zu sorgen. [illegible] Cardinal Julian Cesarini, um das Kreuzheer zusammenzubringen [illegible] erschöpflichen Ablaß und den lockendsten Verheißungen [illegible] jeder Kreuzer wider die böhmischen Ketzer erhielt [illegible] und zugleich wurde die erste allgemeine Steuer im Reiche [illegible] des gemeinen Pfennigs [illegible], und namentlich [illegible] aufgenommen, wer aus dem Streit fliehe, solle mit [illegible] vertrieben sein und Leib und Gut verlieren; Jedes soll die [illegible] einmal beichten, [illegible] oder fünf wohlgelehrte [illegible] bringen, die [illegible] und es lehren, wie man [illegible] und [illegible] habe.

[illegible] tausend Kreuzfahrer [illegible] und schlugen bei [illegible] mit ihnen das [illegible] Deutschen, flohen aus dem [illegible] Cardinal bat und schrie, sie [illegible] gegen die Ketzer. Aber den ersten [illegible] Flucht durcheinander [illegible] während [illegible] Böhmerwalde verwickelten, [illegible] Fußvolk, Karren, Geschütz, erschlugen die sie ereilenden Hussiten [illegible] 11,000 Mann. Groß war die Beute im Lager. Auffliegende Pulverfässer weckten im Walde mit ihrem Gekrach einen so grauenvollen Wiederhall, daß die Fliehenden noch flüchtiger wurden, als wollte der ganze Wald über sie fallen und sie zudecken. Der Cardinallegat, im Fliehen so [illegible] als einer, verlor im Gedräng seine Bannbulle und seine Klingel, [illegible] Mantel, seinen rothgefütterten Hut und sein kostbares Kreuz. Zu Regensburg erst sammelten sich die Trümmer des wie Schnee zerronnenen Kreuzheeres.

Die beispiellos schimpfliche Niederlage — es war den 14. August 1431 — überzeugte die Herren des Reiches, daß man wahre Begeisterung eines Volkes, in dem sie neu war, nicht mit einem alten Glauben, in welchem sich ein Volk abgelebt hatte, und den man künstlich ins Feuer zu bringen suchte, bekämpfen könne. Die neue, am 23. Juli 1431 zu Basel eröffnete Kirchenversammlung beschloß, mit den Hussiten gütlich zu unterhandeln. Als man aber auch in den Unterhandlungen sich zweideutig gegen


Hussiten-Schlacht
bei
Thaus und Riesenberg
14. Aug. 1431.

sie bewies, dehnten die Hussiten ihre Verheerungszüge noch weiter als zuvor über das deutsche Reich nach allen Seiten aus. Ueberall in den deutschen Landen war Entsetzen vor ihnen: sie machten es wahr, das Sprüchwort, daß jeder böhmische Landsknecht hundert Teufel im Leibe habe. Der Gang des Kampfes und ihre grausen Thaten hatten in vielen gläubigen Deutschen den Glauben befestigt, die Böhmen seien leibhaftige Höllengeister; und in den Städten, wo ihre Gesandten zu neuen Unterhandlungen nach Basel durchzogen, studirten Viele neugierig ihre Gesichtszüge und Geberden, um den Teufel darin zu erkennen.

Nicht durch die Unterhandlungen zu Basel, wohl aber durch eine eigene Gesandtschaft, welche die zu Basel versammelten Väter nach Prag schickten, gelang es, die Hussiten unter sich in Zwietracht und dadurch endlich zur Ruhe zu bringen. Sie machten den Calixtinern Zugeständnisse; diese schlossen Frieden; die Taboriten und Waisen verwarfen ihn; es kam zum blutigen Kampf in der Prager Neustadt; 20,000 Hussiten beider Parteien fielen am 6. Mai 1434, und am 29ten Mai geschah die Entscheidungs- und Vertilgungsschlacht bei Böhmischbrod. Procop der Größere und der Kleinere und der Kern der Taboriten und Waisen kamen um. Ihre Trümmer flohen nach Lonnig, und schlugen sich hier zwölf Stunden mit den dreimal überlegenen Feinden; nicht weil es Mitternacht war, sondern weil fast keiner mehr kampffähig war, hörten sie auf zu kämpfen; Wenige überlebten die Vernichtung ihrer Partei; auch die Feste Tabor ergab sich. Böhmen versöhnte sich mit dem Kaiser und Pabst und kehrte in den Schoß der römischen Kirche zurück, welche den Hussiten vier Vergünstigungen in religiöser Hinsicht, namentlich das Abendmahl in beiden Gestalten, zugestand. Siegmund wurde von den Ständen und dem Volk in Prag am 23. August 1436 mit großen Freuden empfangen. Er hatte den Böhmen manche geheime Zugeständnisse gemacht, aber er hielt keines derselben; es drohte eine neue Gährung zum Ausbruch zu kommen, als der Kaiser starb, am 9. Dezember 1437.

Da Siegmund mehr in Ungarn als in Deutschland war, konnte er nur wenig auf das Letztere einwirken. Nicht durch ihn, nur unter ihm, nur zu seiner Zeit geschah es, daß manche und bedeutende Veränderungen im deutschen Reiche vorgingen. Als er 1415 die erbliche Mark und Kurwürde Brandenburg an den Burggrafen von Nürnberg, Friedrich von Hohenzollern, um 400,000 Goldgulden verkaufte, dachte er nicht daran, daß das Haus Hohenzollern im Norden des deutschen Reiches zur großen Macht werden sollte, die in Europa's Angelegenheiten eine Stimme führen würde. Die Grafschaften Cleve, Mark und Savoyen erhob er zu Herzogthümern; Fürsten, Ritter und Städte aber benahmen und fühlten sich der Krone gegenüber auch unter ihm selbstherrisch. Er hätte gerne Frieden

und Gerechtigkeit im Reich gesehen und gehalten; aber was er dafür beschloß, den Fürsten gefiel es nicht, so wenig als den fehdelustigen Rittern. Und wie im Innern das Ansehen der Krone abnahm, so rissen sich nach Außen viele und schöne Provinzen von dem Reiche ab. Wie Italien, so riß sich die Provence, die Dauphiné, das herrliche Burgund an der südwestlichen Grenze los. So locker sie mit Deutschland noch zuletzt zusammenhingen, so gehörten sie doch noch dazu; jetzt aber verschmolzen sie sich mit Frankreich. An der nordwestlichen Grenze hatte sich in kurzer Zeit zwischen Frankreich und Deutschland ein neues großes Fürstenthum gebildet, durch Eroberung, durch Heirath, durch Erbschaft und Kauf: es umfaßte bald die Herzogthümer Burgund, Brabant, Limburg und Luxemburg, die Grafschaften Flandern, Artois, Salins, Namur, Nevers, Röthel, Mecheln, Hennegau, Holland, Seeland und Westfriesland. Auf der südöstlichen Grenze stand Böhmen, durch das den Polen abgenommene Schlesien vergrößert, unabhängig von Deutschland; zuvor schon durch Sprache, Sitte und Berge von demselben unterschieden, war es durch den letzten Religionskrieg ihm noch ferner geworden. Auch in dem Erbreich seiner ersten Gemahlin, in Ungarn, hatte Siegmund große Verluste. Die Polen rissen davon Rothreußen, Podolien und die Walachei ab; die Venetianer Dalmatien; und die Türken suchten Ungarn mit wiederholten Niederlagen und Verheerungen heim. Glücklicher als in der Politik war Siegmund im geselligen Leben. Er war so schön, daß man ihn an vielen Orten angemalt sah, um seines schönen Angesichts willen. Er war groß, schlank, eines herrlichen Wesens, mit krausem Haar und langem, gelbem Bart, von Frauen und Jungfrauen geliebt, überaus leutselig, Volk und Adel, Geistlichen und Laien angenehm, dem heitern Lebensgenuß ganz ergeben: sein ganzes Leben war eigentlich ein unterhaltender Roman von Freuden und Leiden, von Abenteuern und Verwicklungen. Er stak voll weiser Sprüche wie ein morgenländischer Kalife und benahm sich gegen persönliche Beleidigungen oft eben so schön, wie der Held der Tausend und einen Nacht. Die Schmeichler haßte er, und wußte, daß dennoch Schmeichler genug an seinem Hofe waren. Zahlreiche Anekdoten, die sein gutes Herz und seinen angenehmen Humor charakterisiren, liefen im Volk über ihn um als König und als Privatmann. Lassen wir als Beiträge zu seiner Charakteristik hier einige folgen. Als zu Konstanz von ihm und dem Gang des Concils einige Deutsche nicht sehr löblich sprachen und die Bischöfe in ihn drangen, solches zu strafen, sagte der König ganz ruhig: „Was beschweret ihr euch, daß man übel von uns redet, da wir uns nicht scheuen, Uebels zu thun; sie reden, wie wir es zu treiben pflegen.“ Einem Höfling, der ihn mit Gott verglich, gab er eine Maulschelle. Zu geistreich, um höfischen Zwang zu lieben, zu wissenschaftlich gebildet — er sprach und schrieb sieben

Sprachen — um mit dem meistens rohen Adel im Umgang sich vergnügen zu können, liebte er es vorzugsweise, mit dem Volk und mit Gelehrten zu verkehren. Auf den Adel des Gemüthes und des Geistes legte er viel, auf den andern wenig Werth. Scherzend sagte er über seine Macht, zu adeln wen er wolle: „Wir können wohl reich ab.r nicht edel machen.“ Die hochgeborenen Herren seines Reiches sahen sehr scheel dazu, daß er bei Besetzung der Aemter unedel geborene Gelehrte den ungelehrten Edelgeborenen vorzog. Darum einst befragt, sagte er: „Wer mit hohem Verstand und Wissenschaft begabt ist, der ist von Gott und der Natur geadelt; Andere aber empfangen ihren Adel von Fürsten, oft mehr aus Gunst als um Verdienst. Daß ich die, welche von der Natur über Andere erhaben worden sind, erhebe und befördere, das ist nur billig; denn es ist der Natur und Vernunft gemäß, daß ein Weiser einem Unverständigen vorgezogen wird, und jener regiert, dieser gehorcht.“ Einem Feldobersten, der von einigen Räthen und Städtegesandten geringschätzig redete, verwies es der König mit den Worten: „Würde man allenthalben nach Recht und nach den gesunden Rathschlägen dieser Männer regieren, so gäbe es niemals Krieg, und Ihr und Euresgleichen wären ganz überflüssig.“ Auf dem Concil zu Basel hatte er einen Rechtsgelehrten, Georg Fiscel, bei sich, den er früher geadelt hatte. Im Sitzungssaal schwankte dieser in der Wahl, ob er sich unter die Doktoren oder auf die Ritterbank setzen sollte, und setzte sich endlich unter den Adel. Da lachte Siegmund und sagte: „Ihr thut unweislich, Fiscel, daß Ihr die Ritterschaft den Gelehrten vorziehet. Wisset Ihr nicht, daß ich in einem Tage hundert Unwissende adeln und zu Rittern schlagen kann? aber so mächtig bin ich nicht, daß ich in hundert Jahren nur einen einzigen Gelehrten machen könnte.“ Dabei aber that Siegmund nicht wie manche Fürsten, welche Gelehrsamkeit und Gelehrte achten und mit ihnen kokettiren, sie aber dabei darben und arme Gelehrte sein lassen. Er belohnte die Gelehrten mit seiner ungeheuchelten Freundschaft, mit Ehren und Aemtern, mit Geld und Gut. 40,000 Gulden gingen ihm eines Abends zu Basel ein. Am andern Morgen ließ er seine treuen und gelehrten Räthe kommen und theilte sie unter dieselben. „Sehet hier, sagte er; diese Feinde meiner Ruhe lassen mich nicht schlafen. Weil ihr nun verdienet zu haben, was sonst für Trauren gut ist, so habt auch diese Pfennige, und fahret fort, mich zu eurem Schuldner zu machen.“ Bisweilen fiel seine Freigebigkeit, die manchmal zur Verschwendung wurde, nicht auf den bedürftigen Boden. Ein alter Diener, der zu Hof nichts als graue Haare gewonnen hatte, ritt einst mit dem Könige durch ein Wasser, und als er dessen Pferd stallen sah, sagte er: Dies Pferd hat seines Herrn Art. „Wie so?“ fragte der König. „Es gießt Wasser zu, war die Antwort, wo dessen

Albrecht II.

1437–(38) – 27 Oct. 1439

Trotz des Einspruchs bedeutender Parteihäupter in Böhmen wurde Albrecht, der Herzog von Oesterreich, von der Mehrheit der böhmischen Nation zum böhmischen Könige gewählt. Der Ungarn Stimmen hatte er einhellig für sich. Auf ihn nun richteten sich auch die Augen der Deutschen, um dem deutschen Königs- und Kaiserthron einen Mann zu gewinnen, der fähig wäre, ihn wieder mit Macht und Ansehen zu umgeben. Herzog Albrecht war in der That, was sein Schwäher von ihm gerühmt hatte, unter den Fürsten seiner Zeit. Nicht in den Ueppigkeiten und Zerstreuungen damaligen Hoflebens war er aufgewachsen, sondern unter der treuerziehenden und bewahrenden Liebe des Pfarrers zu Garsten, Andreas Blank, und Remprechts von Waldsee, seines Hofmeisters. So war er ein Freund und Kenner der Wissenschaften, ein edler Mensch, ein Ritter und Held geworden. Groß an Gestalt und überaus körperstark, war er schon in seinem fünfzehnten Jahre an Körpergröße allen Rittern voraus, und bald auch in ritterlichen Künsten hinter keinem zurück. Jagd und Waffenübung waren seine Vergnügungen; das Tanzen und andere Hoffreuden seiner Zeit nannte er weibische Belustigungen. Als ihm sein Hofmeister Remprecht und Kaspar Schlick die Hand der Tochter Kaiser Siegmunds verschafft hatten, und der Letztere, im Begriff gegen die Hussiten zu ziehen, den neuen Eidam fragte, wem er den Oberbefehl gegen dieselben anvertrauen solle, sprach er halberzürnt: „Wenn Ihr einen Andern als mich hiezu tüchtig erachtet, so nennt mich nicht mehr einen Herzog in Oesterreich.“ Für einen Fürsten hielt er es als den größten Schatz, nicht ergebene und unterwürfige Diener, sondern treue Freunde in seinen Räthen zu haben, und als sein Schwäher Kaiser Siegmund über die Nothwendigkeit einer fürstlichen Leibwache mit ihm sprach, erwiderte er ihm kurz: „Es braucht für einen Fürsten keine Leibwache, als die Liebe seines Volkes.“ Ein geharnischter Arm, der einen Wurfspieß schleuderte mit der Umschrift: Geschwind gewinnt! war seine Devise. Und er machte dieser Devise Ehre: war schnell in Ausführung des reiflich Ueberdachten. Als Zeichen der Gerechtigkeit trug er sein Schwert, an einem goldenen Gürtel hängend, stets an der Seite; in seinen Erblanden herrschte auch gerechtes Gericht. Grausam konnte er sein, wenn die Schwäche seines Zeitalters, anerzogener Fanatismus für den Glauben seiner Väter, ihn hinriß.

Einen solchen Geist und Charakter bedurfte das deutsche Reich auf seinen Thron für die innern Verwicklungen, einen an Land und Gut so

mächtigen Kaiser für die äußere Gefahr; denn die Türken rückten immer drohender seinen Grenzen nahe. Er nahm aber nicht ohne redliches Widerstreben die angebotene deutsche Krone an. Ahnungsvoll rief er aus: „Wunderbares Glück, und gewiß nicht von Dauer, drei Kronen in einem Jahre.“ Am 30. Mai 1438 krönten sie ihn zu Aachen.

Sein Erstes war, den Landfrieden im Reich allgemein und dauerhaft zu machen. Er legte zu Nürnberg den Ständen des Reichs einen Entwurf vor, welcher das deutsche Reich, ohne Böhmen und Oesterreich, in sechs Kreise nach völkerschaftlichen Grenzen abtheilte, mit sechs Kreishauptleuten, um Gericht und Recht streng und schnell zu handhaben. Zugleich drang er auf Verbesserung der Münze und der Justiz, mit der Vergünstigung für die Bürger, daß des Reiches Städte vor Niemand als dem König oder dessen Stellvertretern zu Recht stehen sollten.

Kaspar Schlick, sein Kanzler, konnte solches bei den Fürsten nicht durchsetzen. Er sagte, er hoffe, der König werde einen Landfrieden gebieten. Aber der Tod ließ den König seinen für das allgemeine Beste gemachten Vorschlag nicht zum Gebot erheben.

Mit 24,000 Kriegern war König Albrecht gegen den Türkensultan Murad II. gezogen, der Semendria belagerte, die Hauptstadt des mit Ungarn verbündeten Beherrschers von Serbien und die Vormauer des ungarischen Reiches. Albrecht eilte zur Hülfe und rüstete sich zur Schlacht. Murad ehrte seinen Muth und ließ ihm sagen, mit einem so tapfern Fürsten, dem er acht gegen einen entgegenstellen könne, werde er nicht schlagen. Mit dieser Botschaft übersandte er ihm Briefe ungarischer Großen, welche dem Sultan angeboten hatten, ihren König zu verrathen. Diese verließen auch in der Nacht das Lager. „Das Wolfsgeschrei,“ der Ruf zur Flucht, erscholl im Heere, in welchem, wie in dem türkischen, die rothe Ruhr eingerissen war. Unverfolgt zog sich König Albrecht zurück, erkrankte aber selbst an der Seuche. Gegen die Abmahnung der Aerzte zog er schnell weiter. Wenn er nur Wien sehen würde, würde er gesund werden, sagte er. In der Hitze des Tages aß er in den Melonengärten der Insel Schütt Melonen; er ward dadurch kränker und starb am 27. Oktober 1439 zu Langendorf, zwischen Gran und Wien, im zweiundvierzigsten Jahre seines Lebens, im zweiten seines Königreiches, von Edeln und Unedeln, von Reichen und Armen betrauert, wie nur je ein König.

Friedrich III. (IV.)

1439 † 19 Aug. 1493

König Albrechts früher Hingang war im Reiche die Losung zu neuem Ausbruch der volkverderblichen Fehden, eben in dem Augenblicke, da seine Hand den segensvollen Frieden durch durchgreifende Anordnungen gewähren wollte. Er hatte keinen Sohn, der in seine Fußstapfen hätte treten können. Der Eine war als Kind gestorben, der Andere, Ladislas, wurde nach des Vaters Tode geboren. Doch blieben die Stände des Reiches bei dem Hause Oesterreich, und wählten den Enkel des bei Sempach gefallenen Herzogs Leopold, den Sohn Herzogs Ernst von der steiermärkisch-habsburgischen Linie und der Cimburga, einer Tochter des Fürsten von Massovien, die so stark war, daß sie mit flacher Hand große eiserne Nägel in die Wand schlug. Herzog Friedrich suchte die deutsche Krone nicht. Sein früherer Geheimschreiber Johann Gert arbeitete, die Wahlfürsten von ihm abzulenken: er sei für des Reiches Regiment ein zu bedächtlicher ruheliebender Herr. Dennoch wählten ihn die Fürsten. Johann Gert hatte ihn richtig beurtheilt, wenn auch etwas Rache mit unterlief. Der noch nicht fünfundzwanzigjährige Herzog zeigte sich gleich bei der Annahme der deutschen Krone so bedächtlich, daß er sich elf Wochen lang besann, bis er sich dafür entschied. Friedrich versenkte sich lieber darein, Sinnsprüche aus alten Schriftstellern zu sammeln, und Gartenanlagen zu machen, als in Staatsgeschäfte. Es hatte keinen Reiz für ihn, das große deutsche Reich zu regieren, und mit dem Kaiserschwert große Thaten zu thun. Das zeigte er zuerst in den Angelegenheiten seines eigenen Hauses. Ihm lag ob, König Albrechts Nachgeborenem seine Ansprüche an Böhmen und Ungarn zu wahren; er aber ließ, ob er gleich diese wahrte, wenigstens die Regentschaft der zwei Königreiche in fremde Hände übergehen, die Ungarns in die Hände des Königs von Polen, die Böhmens in die Hände zweier böhmischer Parteihäupter. Zwei Jahre lang stand es an, ehe er in das Reich herauskam, in welchem die Fehden, wie in alten Zeiten, im Gange waren; und jetzt erst ließ er sich krönen, mit einer Pracht, wie man sie lange nicht gesehen, unter Beobachtung aller alten und neuen Ceremonien. Für die Ausführung des Landfriedens-Entwurfs seines Vorgängers that er so viel als nichts. Den Ständen des Reichs bestätigte er nach der Sitte ihre Freiheiten und Rechte: nur den schweizerischen Eidgenossen nicht, bis sie, sagte er, die seinem Hause entrissenen Herrschaften zurückgeben würden.

So kam es aufs Neue zum Kriege zwischen den Eidgenossen und dem Hause Oesterreich. König Friedrich war mit Zürich am Krönungstag in

ein geheimes Bündniß gegen die Eidgenossen getreten; Zürich aber war zuvor im ewigen Bunde mit den Letztern, und sie züchtigten die abtrünnige Stadt. Itel Röding, der Landamann von Schwyz, stand an der Spitze der Eidgenossen. Unter ihm siegten sie bei Freienbach, am Hirzel, bei Sft. Jakob, im Sihlfelde. Am letztern Orte wurde Rüssi, der Bürgermeister von Zürich, erschlagen: von ihm war das Bündniß mit Oesterreich ausgegangen. Mit dem Blute des Erschlagenen bestrichen die Sieger die Wände des Beinhauses von Sft. Jakob, zerstückten den Leichnam und warfen die Stücke ins Wasser. Das Schloß Greifensee hatte der zürichische Hauptmann Wildhans von Landenberg tapfer vertheidigt, Itel Röding es erstürmt, und darin 62 Gefangene gemacht. Er übergab sie alle dem Scharfrichter. Dieser zögerte, nachdem er einen Theil enthauptet hatte, und legte Fürbitte für die Andern ein. „Fahr fort, rief Itel Röding kurz; muß ein Anderer kommen, so fängt er bei deinem Kopf an, und schont die Andern doch nicht."

König Friedrich verlangte nun von Fürsten und Städten schnelle Hülfe gegen die Eidgenossen. Diese erwiderten, diese Fehde des österreichischen Hauses gehe sie nichts an. Der oberländische Adel war zu schwach, so sehr er die Schweizer haßte; in seiner Verlegenheit erbat sich Friedrich von dem französischen Könige, Karl VII., 5000 seiner Söldner, die wegen eines so eben mit Burgund beendeten Krieges den Franzosen entbehrlich waren. Dieser schickte nicht 5000 sondern 24,000 Armagnaken, eine tapfere aber verwilderte Soldateska, die nach ihrem ersten Feldhauptmann und Ritter Graf Bernhard von Armagnak genannt wurde. Während des Aufbruchs liefen noch weitere 20,000 Soldknechte allwärts her dazu. Der Dauphin führte sie durch das Elsaß gegen die Eidgenossen, die vor Zürich lagen, und der König machte bekannt, er sei um so mehr veranlaßt worden, dem Hause Oesterreich beizustehen, als Straßburg und die ganze Landschaft bis an den Rhein zu Frankreich gehören. Aber bei Pratteln fiel die Vorhut der Eidgenossen, 1600 Mann stark, dem Dauphin in die Seite und schlug eine ungeheuer an Zahl überlegene Abtheilung. Bei Basel an der Birs, unweit Sft. Jakob, schnitten die Armagnaken diese tapfere Vorhut ab; aber die Schweizer kämpften zehn Stunden lang, wie die Löwen, bis alle mit ihren Leibern das Schlachtfeld deckten; nur 16 entrannen. Franzosen waren 6000 erschlagen. Da entsetzte sich der Dauphin, einem solchen Volke wagte er nicht in sein eigenes Land hinein zu folgen; er schloß Frieden mit ihm, und diese Schweizerfehde endete mit Spott für die „armen Gecken," und für König Friedrich so unglücklich, daß die Eidgenossen in Allem Recht behielten. Verwicklungen in die böhmischen und ungarischen Angelegenheiten, wegen seines Mündels Ladislas, hatten ihm die Hände gebunden.

Mißlang es ihm, die Schweizer zu demüthigen, so begünstigte er

jetzt die Fehde der Fürsten und Herren gegen die Reichsstädte in Schwaben und Franken. Ein allgemeiner Krieg zwischen dem fränkisch-schwäbischen Städtebund und dem fürstlich-adeligen Herrenbund vom Bodensee bis zum Main, und der Zerfall des Städtebunds war die Folge. Die Städte handelten uneinig, zerstückt, da sie schon uneinig rathschlagten und an den Kriegsmitteln knauserten; jede sah nur auf ihr Lokalinteresse. Manche freie Stadt des Reiches sank zur Schirmverwandten eines Fürsten herab; aber auch mancher Adelige wurde von der Verarmung getrieben, seinen Freiherrnsitz auf seiner Burg zu verlassen und in den Hofdienst eines Fürsten zu treten. Ueberall traten solche Fürstenhäuser jetzt hervor, die sich aus dem Adel heraus über denselben nach und nach erhoben hatten.

Es standen dem jungen Könige ausgezeichnete Männer zur Seite; aber er war nicht der Mann für ihre großen Gedanken. Erst im dritten Jahre seiner Regierung hatte er den Kanzler Siegmunds und Albrechts, Kaspar Schlick, auch zu seinem Kanzler angenommen, und zu gleicher Zeit war ein geist- und kenntnißreicher Italiener in seine Dienste getreten, welcher Dichter, Geschichtschreiber, Redner und Staatsmann zugleich war, Aeneas Silvius Piccolomini, der Verfasser jener süßen Geschichte zweier Liebenden, in welcher er die romantischen Liebesabenteuer, deren Kaiser Siegmund und Kasper Schlick zu Siena sich einst erfreuten, verflocht. Er wurde Geheimschreiber Friedrichs und Schlicks Freund; aber der König war das Gegentheil von dem unternehmenden kühnen Geiste beider Männer. Aeneas suchte es ihm umsonst einleuchtend zu machen, wie er durch eine wahre allgemeine Kirchenversammlung die kirchlichen Wirren ordnen, das Kaiserthum herstellen, seinem Hause sichern, Deutschland und Italien eines durch das andere in Unterwerfung halten, und wieder ein Kaiser im wahren Sinne werden könnte. Pabst Eugen IV., der ihn als Gesandten Friedrichs kennen lernte, wußte ihn mehr zu schätzen, er nahm ihn auch in seine Dienste; und Aeneas war nun Geheimschreiber des deutschen Königs und zugleich der des Pabstes. Von nun an waren die Deutschen verrathen und verkauft: der Italiener wurde päbstlich und diente dem Pabste gegen die Deutschen, um sich, wonach sein Ehrgeiz trachtete, auf eine feine Weise einen großen Wirkungskreis, und wenn es glückte, zuletzt selbst Bahn zum heiligen Stuhle zu machen.

Auf dem Konstanzer Concil waren die Nationen so weit gegangen, daß sie Päbste richteten und absetzten. Auf der neuen Kirchenversammlung zu Basel ging man damit um, zugleich die Unabhängigkeit der Nationen von dem römischen Stuhl und die über die päbstliche Autorität erhabene Autorität der Kirchenversammlungen für immer festzustellen. Als Eugen IV. die beiden deutschen Erzbischöfe von Trier und Köln absetzte, weil sie in der bisherigen Spaltung am meisten gegen ihn gearbeitet hatten, verbanden

sich die Kurfürsten, von Eugen abzutreten und einen andern Pabst anzuerkennen, wenn er die Absetzung nicht zurücknehme. Aber Bestechung trennte die Kurfürsten-Verbindung; der verschlagene Italiener Aeneas war es, der dieses durchsetzte; und zu den Bestechungen gab ihm sogar König Friedrich selbst die Vorschüsse.

So kam es, daß die Basler Kirchenversammlung einen Ausgang nahm, wie die Konstanzer; die Nation, die sich nach einer Reform der kirchlichen Zustände sehnte, erhielt nichts, und König Friedrich gewährte zuletzt dem römischen Stuhl Alles, was man ihm zu entwinden gearbeitet hatte. Ja der König trat auf die Seite des Pabstes, und es war, als wäre es jetzt mit dem deutschen Königthum überhaupt aus. Wenn vordem in den großen Zeiten des Kaiserthums der König und Kaiser keine Hauptstadt, keine Residenz hatte, sondern das ganze Reich als solche betrachtete und durchzog, so erschienen jetzt die Könige und Kaiser seit einem halben Jahrhundert selten in den Reichslanden, und König Friedrich trieb es so weit, daß er siebenundzwanzig Jahre lang, von 1444 bis 1471, sich niemals im Reiche sehen ließ. Man sah keinen Kaiser, und in den Seelen der Menschen nahm eben dadurch der hohe Begriff vom Kaiserthum immer mehr ab: man fing an, sich davon zu entwöhnen. Der heilige Stuhl, auch aus dem letzten Kampfe siegreich hervorgegangen, griff dagegen, wo er konnte, in die Angelegenheiten des Reiches ein, seine Wirksamkeit war auch in weltlicher Beziehung weit stärker und durchgreifender, als die des Königs und des Kaisers, und man gewöhnte sich daran, zu glauben, der Pabst stehe über dem Kaiser, „der päbstliche Stuhl sei der oberste Brunnen der Christenheit." Deutsche Fürsten hielten es nicht mehr für nöthig, ihre Würden vom Kaiser bestätigen zu lassen, sobald sie der Pabst anerkannt hatte. Der Pabst nannte sich, wie einst Gregor VII., die Sonne, den deutschen König den Mond, und in Wahrheit war es auch so.

König Friedrich III. fühlte nicht einmal, wie wenig würdig diese Stellung der Krone dem römischen Stuhle gegenüber war, geschweige, daß er sich den Ansprüchen desselben mit Kraft widersetzt hätte. Und doch brachte der Pabst, wie Friedrichs III. eigener Sohn sich ausdrückte, aus dem deutschen Reich ein hundertmal größeres Einkommen zusammen, als der Kaiser und König hatte. Die deutschen Fürsten forderten ihren König wiederholt auf, diesen, jenen günstigen Augenblick zu ergreifen, um die Selbstständigkeit der Nation zu behaupten; aber Aeneas beredete ihn, die deutschen Reichsfürsten seien eine Art Revolutionäre, welche die Franzosen nachäffen wollen; es könne doch nicht jeder Bischof in seinem Sprengel Pabst werden; der Kaiser bedürfe des Pabstes, der Pabst des Kaisers; es wäre lächerlich, den zu beleidigen, von dem man Hülfe erwarte. So betrachtete König Friedrich den Pabst als seinen besten und natürlichsten

Verbündeten, und arbeitete eher gegen die Reichsfürsten, als für sie und mit ihnen, »die aus ihrem Traume erwacht und entschlossen waren, das römische Joch abzuschütteln,« wie der geheime Rath des Erzbischofs von Mainz, Georg Maier, sich ausdrückte, »denn es werden immer mehr Wege ersonnen, um die Deutschen wie Barbaren um ihr Geld zu bringen, wodurch die vormals so mächtige Nation zur Magd erniedrigt und in schmutzige Armuth versetzt werde.«

Die deutschen Fürsten ließen auch wohl mitunter ihren Unwillen gegen den König aus, daß er so gar nichts that und nie in das Reich kam. Im Jahre 1456 schrieben die Kurfürsten an ihn, auf einen bestimmten Tag in Nürnberg zur Reichsversammlung zu erscheinen, denn dazu sei er da, um die Bürde des Reiches löblich zu tragen, würde er ausbleiben, so werden sie doch zusammenkommen, und thun, was sich gebühre. Aber Friedrich III. kam nicht, trotz des gesetzlosen Zustandes im Reiche. Seit Kaspar Schlick, sein Kanzler, gestorben war (6. Juli 1449), kümmerte ihn das Reich gar nicht mehr. Es war die ihm angeborene Abneigung gegen öffentliche Geschäfte. Selbst Gefahren seiner Erblande vermochten ihn nicht in seiner Ruhe zu stören. Als die Ungarn einst (1446) feindlich verheerend in Oesterreichs Grenzen einbrachen und alles zu den Waffen schrie, berührte es den König nicht; er blieb in seinen Gartenanlagen, wo er gerade beschäftigt war, seine Gewächse einzuwintern. Dagegen machte er die weite Reise nach Rom, um sich zum Kaiser krönen zu lassen. Aeneas suchte ihn für die großen Opfer, welche er dem römischen Stuhl auf Kosten des Reiches, der Kirche und seines Ruhmes brachte, durch die Feierlichkeit der Kaiserkrönung zu entschädigen, und den Pabst gewann er dafür, daß er ihm schrieb, von diesem Friedrich sei nichts zu befürchten; derselbe habe es dahin gebracht, daß jetzt alle Deutsche dem Pabste gehorchen. Das Reich bewilligte ihm zum Zuge nach Rom 1000 Reisige, alle in Roth gekleidet, und 2000 zu Fuß. Er zog zugleich seiner Braut entgegen, der Tochter des Königs von Portugal, Eleonore, die, eine schöne Prinzessin von sechzehn Jahren, »fröhlichen Angesichts, mit schwarzen, funkelnden Augen, kleinem Mund und rosenlichten, holdseligen Wangen,« über Meer kam. Er war sechsunddreißig Jahre alt, als er an seine Vermählung dachte. Es lag ihm aber bei dem Römerzuge nicht bloß daran, sich eine Braut und die Kaiserkrone, sondern auch die alten kaiserlichen Vorrechte zu holen, welche die Reichsstände geschmälert hatten; er hoffte, der Pabst werde sie ihm herstellen helfen. Das neue Herzogthum Mailand hatte er früher schon als erledigtes Reichslehen eingezogen, da der Herzog Philipp Visconti keinen Sohn hinterlassen hatte. Aber die Einziehung geschah nur durch einen Federstrich, nicht durch die Waffen, und Franz Sforza, des verstorbenen Herzogs Feldherr und Eidam, hatte sich selbst zum Herzog

und zum Herrn von Mailand gemacht. Sforza war ein unehelicher Bauernsohn; vom gemeinen Kriegsknecht hatte er sich zum Heerführer aufgeschwungen. Darum verschmähte der König, ihn mit dem Herzogthum zu belehnen. Weil er es ihm jetzt nicht entreißen konnte, zog er an Mailand vorüber, ohne die lombardische Krone zu empfangen. In Siena traf er mit seiner Braut zusammen. In Rom ließ er sich durch den Pabst mit Eleonoren trauen und, unter dem Vorwand, zu Mailand herrsche die Pest, die lombardische Krone aufsetzen. Drei Tage darauf war die Kaiserkrönung. Der römische Stuhl hatte es in letzter Zeit darauf angelegt, diese Ceremonie für die deutschen Könige sehr demüthigend zu machen. Bei Kaiser Siegmunds Krönung hatte der Pabst die Handlung nicht selbst verrichtet, sondern der König hatte vor dem Pabste gekniet; und als der Cardinal ihm die Krone etwas schief aufsetzte, hatte der Pabst von seinem Stuhl aus nur den rechten Fuß aufgehoben und die Krone dem Kaiser mit dem Fuße zurecht gerückt, unter dem Bemerken, so sei es Fug und Brauch. Die Krönung Friedrichs war etwas würdiger: zwar wurde dem Könige die Demüthigung, daß er vor der Feierlichkeit unter dem ersten Cardinal seinen Sitz angewiesen erhielt, aber der Pabst selbst krönte ihn. Friedrich hatte dazu die Insignien Karls des Großen von Nürnberg, wo sie verwahrt wurden, mitgebracht. Für die Krönung lohnte er dem Pabste durch große Vorrechte und Zusagen.

Es war das letzte Mal, daß ein deutscher Kaiser zu Rom sich krönen ließ.

In Deutschland machte man nicht viel aus dieser Kaiserkrönung Friedrichs. Sollte er, hieß es, darum furchtbarer sein, weil er die deutsche Krone, die er von Nürnberg mitbrachte, in Rom sich aufsetzen ließ? Die Oesterreicher selbst standen gegen ihn auf und forderten den jungen Ladislas von ihm, den Herzog von Oesterreich; ebenso die Ungarn und Böhmen. Er sah sich genöthigt, den jungen Ladislas ihren Forderungen zu übergeben, als er in Wienerisch-Neustadt von den Oesterreichern belagert war. 16,000 Aufgestandene lagen davor. Ein Ausfall schlug so unglücklich aus, daß die Mißvergnügten mit den fliehenden Kaiserlichen in die Stadt gedrungen wären, hätte nicht ein einziger Mann sie aufgehalten; das war Andreas Baumkircher. Einige Wenige hinter sich, sperrte Baumkircher mit Schwert und Schild die Brücke unter dem Thor und schlug die Eindringenden so lange zurück, bis die Fliehenden hinter ihm sich wieder gesammelt hatten und das Thor schlossen. Dafür machte ihn Friedrich zum Freiherrn und zum Landeshauptmann in Steier.

In diesen Tagen ging das alte oströmische Kaiserthum unter, indem Constantinopel, das schon lange nur wie ein Eiland unter den türkischen Eroberungen lag, von Sultan Muhamed II. am 29. Mai 1453 erstürmt wurde. Gleichgültig hatte die Christenheit zugesehen, und auch jetzt, als

die türkische Eroberung schon die Vormauer des deutschen Reiches, Ungarn, bedrohte, thaten die Fürsten nichts, als daß sie wieder und wieder reichstagten, ohne zu einem Beschluß zu kommen. Die Reichstage sind fruchtbar, spottete Aeneas; jeder geht mit einem andern schwanger. Nur vom Volk aus, das der Franziskanermönch Johann von Kapistrano durch seine Kreuzpredigten dazu begeisterte, geschah eine Kreuzfahrt gegen die Türken, und der Entsatz von Belgrad. Pabst Calixt III. bestimmte die Zehenten der ganzen Geistlichkeit zum Türkenzug, und gebot, durch die ganze Christenheit alle Mittage die Türkenglocke zu läuten. Die Fürsten aber meinten, der Pabst sei der nähere Feind, dem man Einhalt thun müsse, und Kaiser Friedrich solle vorerst heraus ins Reich kommen, um von vielen Gebrechen die deutsche Nation befreien zu helfen; habe er doch nach Rom reisen können, um sich eine Krone aufsetzen zu lassen, deren er nicht bedurfte; zu den nähern und dringendern Reichstagen aber zu kommen, finde er keine Zeit, während er sich ganz von einem Italiener leiten lasse. Trotz ihrem scheinbaren Ernst kamen aber die Reichsfürsten auch nicht zur That; sie ließen sich einzeln von Aeneas bestechen. Zu Ende des Jahres 1457 starb König Ladislas, in seinem achtundzwanzigsten Jahre, und Oesterreich, Böhmen und Ungarn waren durch diesen Tod erledigt. Kaiser Friedrich hatte so sehr alles Vertrauen eingebüßt, daß weder Böhmen noch Ungarn von ihm etwas wissen wollten, oder von seinen Erbansprüchen. Die Böhmen wählten den tapfern Georg Podiebrad, einen böhmischen Edelmann; die Ungarn Mathias, den Sohn des heldenmüthigen Türkensiegers Johann Corvinus von Hunyad, zu ihrem König. Der siebzehnjährige Mathias saß gefangen zu Prag, und König Ladislas hatte ihn zu tödten gedroht: nun aber sank Ladislas ins Grab, und Mathias stieg auf seinen Thron. So brachte der Kaiser sich selbst um zwei große Königreiche. In das Herzogthum Oesterreich, das er allein ansprach, mußte er sich mit seinen nächsten Verwandten theilen; die Stadt Wien blieb gemeinschaftlich, und in der Burg Wien residirten drei Fürsten. Ueber diesen Erbsorgen vergaß der Kaiser deutsche Beschwerden und Gebrechen, auch den Türkenzug.

Aber in diesem Jahre, am 20. August 1458, wurde Aeneas, der seit zwei Jahren durch Empfehlung des Kaisers zum Cardinal erhoben worden war, als Pabst Pius II. an die Spitze der Christenheit erwählt. Sein Erstes war, den Kreuzzug gegen die Türken zu betreiben. Er schrieb nach Mantua eine allgemeine Versammlung aller christlichen Mächte aus. Der Kaiser kam nicht, weniger, um nicht seinem ehemaligen Geheimschreiber die Ehre des Fußkusses beweisen zu müssen, sondern weil Aeneas ihn gewöhnt hatte, zu keinem öffentlichen Tage persönlich zu erscheinen. Der neue Pabst warnte ihn, die Kirche Gottes nicht aus Verstellung oder Geiz untergehen zu lassen. Im Dezember 1459 sagten die Fürsten einen

Kreuzzug mit 30,000 zu Fuß und 10,000 Reitern zu, und der Pabst ernannte den Kaiser zum Oberfeldherrn mit der Erlaubniß, einen Unterfeldherrn an seiner Statt an die Spitze des Kreuzzugs zu stellen. Aber durch innere Fehden im Reich, an welchen der Kaiser zumeist Schuld war, kam dieser Türkenkreuzzug nicht zu Stande. Nachdem Pabst Pius II. Alles aufgeboten hatte, um denselben zu fördern, starb er am 15. August 1464, er, der nie ein Mönch, nie ein Theologe, vielmehr ein Jurist, ein Redner, Geschichtschreiber und Dichter war, und doch vom Spaten auf, mit dem er bis in sein zweiundzwanzigstes Jahr in einem Dorfe bei Siena im Felde arbeitete, sich zur ersten geistlichen Würde in der Christenheit aufgeschwungen hatte.

Durch den Tod seines Bruders, des Erzherzogs Albrecht — die Herzoge von Oesterreich nannten sich alle seit 1453 Erzherzoge — gewann der Kaiser an Macht und an Ruhe in Oesterreich; denn sein Bruder hatte ihn selbst befehdet, und er hätte jetzt Zeit genug gehabt, der Unordnung in Deutschland zu steuern. Als er nichts that und nicht kam, ließen ihn die Kurfürsten im Jahre 1460 wissen, es stehe ihnen nicht länger an, ohne Haupt zu sein; ja sie gingen damit um, den böhmischen König Georg Podiebrad als römischen König dem Kaiser an die Seite zu setzen. Bald aber arbeiteten Kaiser und Pabst, diesen selbst vom böhmischen Thron zu stürzen. Podiebrad, einer der ersten Helden und Feldherren seiner Zeit, hatte sich erboten, mit seiner ganzen böhmischen Heermacht gegen die Türken zu ziehen; der Pabst Paul II. aber erklärte ihn für einen heimlichen Hussiten und Ketzer, sprach, statt über seine Kreuzzugsbereitwilligkeit sich zu freuen, den Bann über ihn, und der Kaiser und der Pabst forderten die Reichsfürsten zum Kreuzzug gegen Podiebrad auf, damit, wie der Kaiser sagte, das böhmische Königreich einem christlichen Regenten übertragen werde. Damit meinte er sich. Auf des Pabstes Betreiben aber boten die altgläubigen Landherren die böhmische Krone dem Polenkönig Kasimir an. Podiebrad jedoch hielt seine Krone fest. Der Kaiser versprach nun dem Eidam Podiebrads, dem König Mathias von Ungarn, die Belehnung mit Böhmen, wenn er es erobern würde. Auch der Pabst gab Geld dazu. So kam es zum Kampf zwischen Victorin, dem Sohne Podiebrads, und seinem Schwager Mathias. Der Letztere eroberte Mähren. Inzwischen reiste der Kaiser unter dem Schein einer Wallfahrt nach Rom, um beim Pabste die Zustimmung für die Erhebung seines Sohnes Maximilian auf den böhmischen und ungarischen Thron auszuwirken. Paul II. ging nicht darauf ein, beschenkte den Kaiser aber mit einigen hundert Pfründen, um sie beliebig vertheilen zu können. König Mathias erfuhr des Kaisers Schritte zu Rom, und schloß einen Stillstand mit seinem Schwäher. Der Pabst trieb und drängte ihn aufs Neue in die Waffen gegen den Ketzer. Mathias

nahm Mähren und Schlesien ein und ließ sich hier huldigen: in Böhmen aber hielt sich Podiebrad wie in einer Feste.

Während Kaiser und Pabst den Kreuzzug gegen den christlichen Podiebrad und seine Böhmen betrieben, verheerten 20,000 Türken ungehindert Krain und die wendische Mark aufs Schrecklichste. Aber erst nach Jahr und Tag, als die Türken auch in das Jagdrevier des Kaisers einbrachen, entschloß sich dieser, der Türken halb, einen kaiserlich-christlichen Tag zu Regensburg zu halten, und nach drei Jahrzehnten zum ersten Mal wieder persönlich im Reich zu erscheinen. Der päbstliche Legat Campanus eröffnete die Reichstagssitzungen mit einer langen Rede. Der gealterte Kaiser schlief darüber ein, und der Cardinal Jakob Piccolomini erlaubte sich, ihn zu wecken. Nach viermonatlichen Verhandlungen zu Regensburg, Nürnberg und Frankfurt kam wider die Türken nichts zu Stande.

Inzwischen war Georg Podiebrad in Böhmen gestorben. Statt mit Böhmen, seiner Zusage gemäß, Mathias den König von Ungarn zu belehnen, belehnte der Kaiser Wladislav, den Sohn des Königs von Polen, damit, und verband sich mit dem Letztern gegen Mathias. „Solches von einem so hohen Fürsten zu hören, sei erbärmlich," erklärte Mathias, und fiel in Oesterreich ein; der österreichische Adel ging zu ihm über, und in zwei Monaten war fast ganz Oesterreich von den Ungarn erobert. Mit 100,000 Gulden mußte der Kaiser den Frieden erkaufen, in Jahresfrist sollte die Summe gezahlt, und dann das Eroberte zurückgegeben werden (Dezember 1477). Der Kaiser zahlte nicht, und König Mathias eröffnete den Krieg wieder; zugleich brachen die Türken wieder in Steiermark, Kärnthen und Krain ein. Der Kaiser gewann den Ungarn abermals einen Stillstand ab, brach ihn wieder, und die Ungarn überschwemmten mit ihrer ganzen Macht des Kaisers Erblande. Im Juni 1485 war ganz Oesterreich, Wienerisch-Neustadt allein ausgenommen, von Mathias erobert.

Die Reihen seiner Freunde hatten sich längst gelichtet. Die Wiener hatten ihn schon im Jahre 1462 in der Burg förmlich belagert und beschossen. Damals, in seiner höchsten Noth, hatten Johann Witowiz und abermals jener Andreas Baumkircher, der Landeshauptmann in Steier, mit einem Heere aus Krain, Kärnthen und der steirischen Mark, in Verbindung mit einem Heere Podiebrads ihn befreit. Gegen Baumkircher und gegen andere Landherren bewies er dafür keinen Dank. Sie hatten große Gelder an den Kaiser zu fordern, konnten aber auf keine Weise etwas erhalten. Sich selbst bezahlt zu machen, griffen sie zum Faustrecht, und führten zwei Jahre einen kleinen Krieg gegen den Kaiser. Zuletzt wollte Baumkircher mit dem Kaiser sich vergleichen. Er erhielt sicher Geleit, doch so, daß er an Skt. Georgen Abend zu Gräz sich einfinden und von einer Vesperglocke zur andern das Geleit gelten sollte. Baumkircher kam.

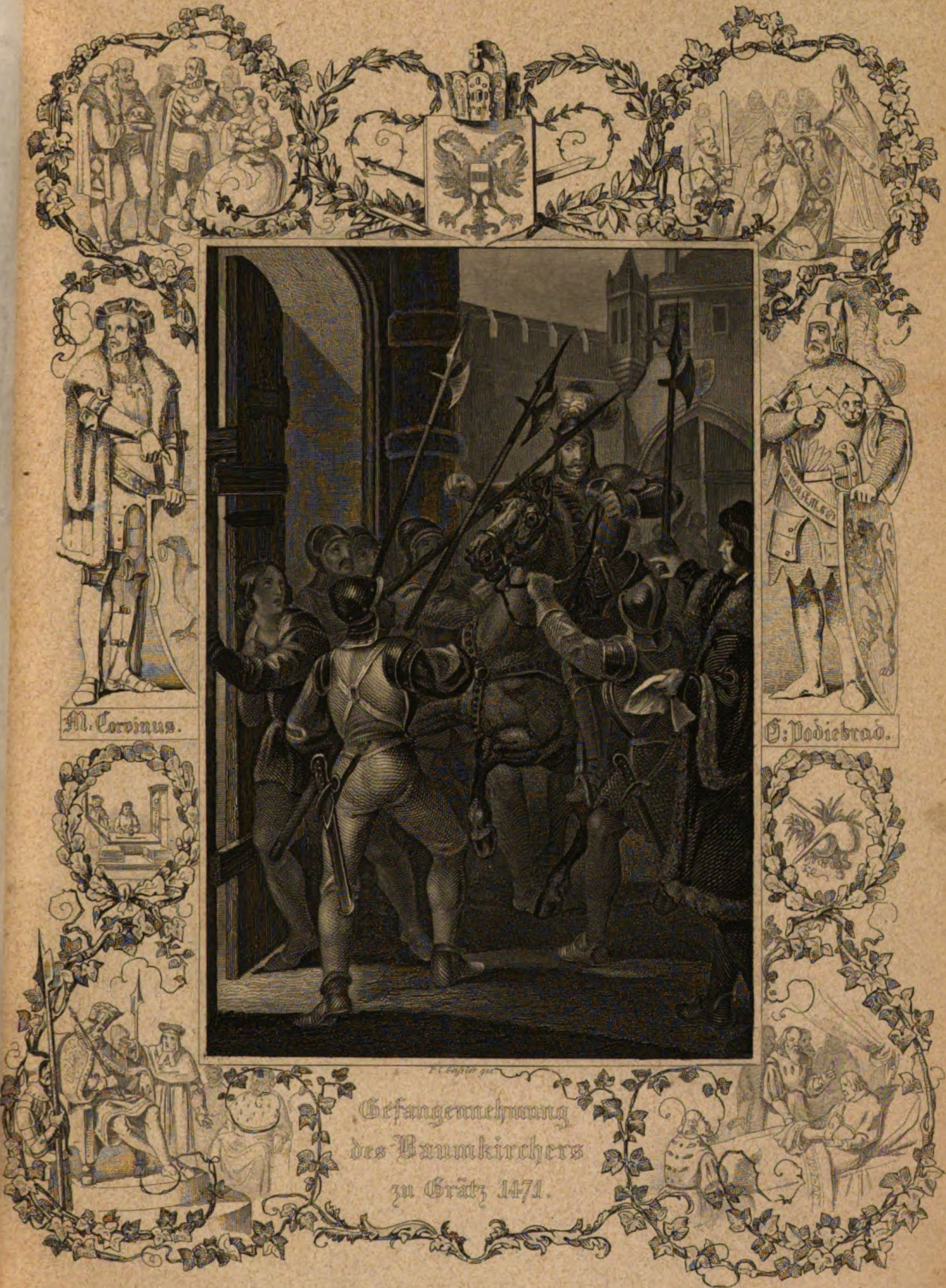

M. Corvinus
G. Podiebrad
Gefangennehmung
des Baumkirchers
zu Grätz 1471.

[illegible] Mähren und [illegible] hier huldigen. [illegible]
[illegible] hielt sich [illegible]

[illegible] gegen den [illegible] brach und [illegible] 20,000 Türken [illegible] Krain und [illegible]. Aber [illegible] und Tag [illegible] des Kaisers [illegible] entsetzt [illegible] zum ersten [illegible] Legat [illegible] Rede. [illegible] Kaiser [illegible] Piccolomini [illegible] Verhandlungen zu [illegible] nichts zu [illegible]

[illegible] in Böhmen gestorben. [illegible] König von Ungarn [illegible] Sohn des Königs [illegible] gegen Mathias. [illegible]," erklärte Mathias [illegible] ging zu ihm über [illegible] den Ungarn erobert [illegible] Frieden erkaufen, in [illegible] das Eroberte zurückgegeben [illegible], und König Mathias [illegible] Türken wieder in Steiermark [illegible] den Ungarn abermals [illegible] die Ungarn überschwemmten [illegible]. Im Juni 1485 war ganz [illegible] reich [illegible] aufgenommen, von Mathias [illegible]

[illegible] hatten sich längst gelichtet. [illegible] hatten [illegible] in der Burg förmlich belagert [illegible] schossen. [illegible] Noth, hatten Johann [illegible] abermals [illegible] Baumkircher, der Landeshauptmann in [illegible] mit einem Heere aus Krain, Kärnthen und der steirischen Mark, [illegible] bindung mit einem Heere [illegible] ihn befreit. Gegen Baumkircher [illegible] gegen andere Landherren [illegible] er dafür keinen Dank. Sie hatten [illegible] Gelder an den Kaiser zu fordern, konnten aber auf keine Weise [illegible] erhalten. Sich selbst bezahlt zu machen, griffen sie zum Faustrecht, [illegible] führten zwei Jahre einen kleinen Krieg gegen den Kaiser. Zuletzt [illegible] Baumkircher mit dem Kaiser sich vergleichen. Er erhielt sicher [illegible], daß er an Sct. Georgen Abend zu Gräz sich einfinden und [illegible] einer Vesperglocke zur andern das Geleit gelten sollte. Baumkircher [illegible]



Gefangennehmung des Baumkirchers zu Grätz 1471.

Der Kaiser hielt ihn künstlich hin. Das Ende des Geleits rückte heran. Baumkircher bat, es zu verlängern. Der Kaiser sagte, er wolle mit seinen Räthen sich darüber besprechen, trat ab und verzog so lange, bis die Zeit des Geleits vollends verflossen war. Baumkircher, von Ahnung ergriffen, lief vom Schloß hinunter, warf sich auf sein Pferd und wollte zum Thore hinausrennen. Indem zog man die Vesperglocke an, und wie er zwischen beide Mauern des Muerthores gelangte, wurden beide Thore, hinter und vor ihm zugeschlagen und kaiserliche Diener und Kriegsknechte verhafteten ihn. Ein Priester trat zu ihm, um ihn Beichte zu hören. Der Schloßvogt zeigte ihm an, er müsse auf Befehl des Kaisers den Kopf lassen. Der Scharfrichter erschien, und Baumkircher, der tapfere Ritter, wurde zwischen beiden Thoren enthauptet. Auf solche Art aber mehrte der Kaiser seine Freunde beim Adel und unter den Bürgern nicht. Darum war auch ganz Oesterreich so schnell an die Ungarn verloren gegangen. Die Erblande selbst hatte er sich genöthigt gesehen, mit einer schweren Steuer zu belegen. Jeder Unterthan über vierzehn Jahre war verpflichtet worden, wöchentlich einen Pfennig, der reichere Bürger in Städten sechs, der von Adel acht Pfennige zu erlegen, Jeder, der hundert Pfund Gelds im Vermögen hatte, ein Pferd und einen Mann zu Fuß zu stellen; überdies jede Gemeinde, den zehnten Mann zum Krieg gerüstet ins Feld zu liefern. Darum hatten selbst die Erblande die Liebe zu ihm verloren. Der Kaiser hatte zwar auch andere Geldquellen sich zu eröffnen gesucht, aber sie hatten nicht gereicht. So hatte er in den Stiften und Städten die Stöcke, worein das gegen die Türken gesammelte Geld eingelegt wurde, aufbrechen und wegnehmen lassen. So hatte er ein andermal alle Juden zu Regensburg, Jung und Alt, einfangen und um 8000 Gulden schätzen lassen.

So kam es zuletzt, daß der Kaiser flüchtig seine Erblande hinter sich lassen mußte. Die meisten österreichischen Landherren huldigten theils Mathias, theils gelobten sie, nicht wider ihn zu fechten. Mit seiner Tochter Kunigunde, mit dem kaiserlichen Schatz und allen Kanzleien beschloß er nach Tirol zu gehen. „Ein zweiter David, sagt der österreichische Ehrenspiegel, in so hohem Alter, von Thron und Vaterland flüchtig, langte er mit betrübtem Zurücksehen und Sehnen in Gräz an“, und hier erfuhr er, daß eine Türkenhorde bis nach St. Veit hereingestreift und gegen 10,000 Christen, seine Unterthanen, mit reichem Raub als Sklaven weggeschleppt habe. Doch wurden diese Räuber auf dem Rückweg erschlagen, die Christen befreit. Oesterreich in den Händen der Ungarn hinter sich, zog er weiter nach Innsbruck, von da wieder heraus übers Gebirg ins Allgäu, besuchte die Städte des Reiches hier und nahm ihre Verehrungen ein, machte Anleihen, nahm Mittagsmahlzeit und Nachtherberge in Reichsstädten und Klöstern, sammelte Tausende durch Belehnung von

Kurfürsten und Fürsten, und ließ es sich nicht verdrießen, daß die kaiserliche Hoheit erst in der letzten Noth ins Reich gekommen war. Der ihm eigene, trockene Humor verließ ihn keinen Augenblick. Als er aus des Reiches Stadt Schwäbisch-Hall Morgens beim rothen Thurm hinausfuhr, um die Reichsstadt Gmünd zu besuchen, wurden seinem Wagen und seinen Pferden, weil es bergan ging, etliche Joch Ochsen vorgespannt. „Seht, bei Gott, rief der Kaiser lachend, man führt das heilig römisch Reich im Land mit Kühen um.“ Als er auch zu Reutlingen übernachten wollte und ihm der Rath dieser Reichsstadt eine Botschaft mit der Entschuldigung entgegen schickte, wie daß sie zu Reutlingen weder mit Wohnung noch mit Küche versehen seien, kaiserliche Majestät gebührlich zu bewirthen: ließ er sich das nicht abhalten und hielt mit 400 Pferden seinen Einritt. Wie nun in der Stadt die Pferde bis an den Bauch im Koth gingen, sagte der Kaiser lächelnd zu den Seinen: „Sehet, sind das nicht fromme und getreue Leute? sie wollten nicht, daß uns Uebels widerführe; denn sie besorgten, wir würden in ihren tiefen Gassen versinken.“ Auch mit Geschenken waren die Reutlinger nicht freigebig; die Nürnberger verehrten ihm 800 Gulden, die Reutlinger nur 16 Gulden und zwei Ochsen. Von Nürnberg ging er nach Bamberg und besuchte die vierzehn Nothhelfer; dann ging er wieder zurück über Speier abwärts am Rhein. Er wollte die Wahl seines Sohnes Maximilian zum römischen Könige betreiben.

Graf Hug von Werdenberg war in seinem Unglück ihm wieder das geworden, was ihm am Anfang Kaspar Schlick war. Jetzt sollte denn endlich etwas für das Reich geschehen. Sein Kanzler erhielt auch von den Reichsständen die einstimmige Wahl Maximilians zum römischen König: er sollte nach der Fürsten Absicht nicht bloß des Kaisers Nachfolger, sondern sein Mitregent werden. Am 16. Februar 1486 wurde Maximilian zu Frankfurt gewählt. Der Kaiser saß, während der Wahl abgesondert, im Büchersaal. Als er die Wahl vernahm, „hub er an mildiglich zu weinen.“

Der neue römische König wirkte auch sogleich dazu mit, daß ein allgemeiner Landfriede auf zehn Jahre verkündet wurde. Der päbstliche Einfluß, der sonst bei den Königswahlen so groß gewesen war, trat diesmal ganz zurück. Es waren die ausgezeichneten Eigenschaften Maximilians und die großen Hoffnungen, die sich daran knüpften, was die Fürsten vermochte, dem Kaiser Friedrich III. in seiner tiefsten Erniedrigung zuzugestehen, was große, mächtige Kaiser vergebens durchzusetzen versucht hatten, die Nachfolge des Sohnes auf dem Thron bei Lebzeiten des Vaters gesichert zu sehen. Wie die Verfassung des Reiches verbessert werden könnte, darüber beriethen die Stände des Reiches sich nun in den nächsten Jahren; besonders darüber, wie das höchste Gericht im Reiche besser zu bestellen wäre. Ihre Vorschläge, ihre Forderungen scheiterten an der Zähigkeit des

alten Kaisers, der in denselben Schmälerung seiner kaiserlichen Gewalt sah. Die Reichsstände hielten sich darum an den jüngern König. Er brauchte ihre Hülfe, um Oesterreich wieder zu erobern, und er versprach dafür bereitwillig zur Grundlegung einer neuen Reichsverfassung ihnen die Hand zu bieten. Eine feindliche Spannung, in welche der Kaiser mit dem bairischen Hause gekommen war, hemmte zwar die Wirkungen der Reichshülfe gegen die Ungarn; aber Mathias selbst war geneigt, Oesterreich zurückzugeben. Er forderte zu Linz, wo der Kaiser und Maximilian mit ihm zusammenkamen, 70,000 Gulden dafür. Dem Kaiser war das zu viel. Maximilian hielt es für unverantwortlich, die schönen Erblande noch länger den Ungarn zu lassen, eines Stücks Geld wegen. Der alte Kaiser aber wies beharrlich die Forderung des Mathias zurück, weil, wie er seinem Sohne sagte, der König von Ungarn — nicht mehr lange leben könne. Er glaubte es in den Sternen, in den Zügen des Gesichts und in seiner Hand als gewiß gelesen zu haben. In der That, nach acht Monaten war König Mathias gestorben, und Maximilian konnte Oesterreich leicht wieder an sich nehmen.

In diesen letzten Jahren lebte der alte Kaiser meist auf dem Schloß zu Nürnberg, am Ende zu Linz. Zu Nürnberg ließ er einmal alle Kinder aus der Stadt, auch die Kleinsten, die eben erst gehen gelernt hatten, in den Stadtgraben kommen, freute sich mit denselben und ließ Lebkuchen unter sie austheilen. Zu Linz, mit wieder aufgehendem Glücke, wollte er auch wieder ganz Kaiser sein; er vergönnte seinem Sohne keinen selbstständigen Antheil an den Reichsgeschäften, und von den Erblanden gab er ihm nichts als die Grafschaft Cilly zu verwalten, da er das Uebrige ja noch zeitlich genug bekommen werde.

Er hatte von Jugend auf die Gewohnheit, mit dem rechten Fuß die Thüren an den Gemächern aufzustoßen. In Folge derselben hatte er sich in den letzten sechs Jahren einen Schaden daran zugezogen, der zuletzt in kalten Brand überging, so daß die Abnahme desselben oder der Tod von allen Aerzten als nothwendig erklärt wurden. Mit einem Schlaftrunk überstand der alte Herr die Abnahme, und zwar eine wiederholte, da das erste Mal allzu tief abgenommen wurde. Als die Schmerzen meist sich verloren hatten, ließ er sich den abgeschnittenen Fuß bringen, setzte sich im Bette auf, nahm ihn in seine Hand und fragte die Umstehenden, was sie meinten, was für ein Unterschied wäre, zwischen einem römischen Kaiser und Bauern? Als Alles schwieg, sagte er, ein gesunder Bauer hats besser als ein kranker Kaiser. Während der Heilung genoß er nach einem Fasttag acht Melonen und trank Wasser darauf, die rothe Ruhr trat hinzu, und nach vier Tagen war er todt, im achtundsiebzigsten Jahre seines Lebens, im dreiundfünfzigsten seiner Regierung, am 19. August 1493.

Die Gemüthsruhe, mit der er seinen Fuß betrachtete, war ihm auch bei der Betrachtung aller Dinge in der Welt eigen. Es ist charakteristisch für ihn, wie ihn seine Zeitgenossen abbildeten; man sieht ihn bald, wie er Edelsteine auf der Goldwage abwägt, bald wie er, den Himmelsglobus in der Hand, mit seinen Astrologen sich bespricht, bald wie er Metalle mischt und Arzneien destillirt. In den Sternen, in der Physiognomie der Menschen, in den Zügen der Hand die Geschicke zu lesen, war sein Glaube und seine Lieblingsbeschäftigung, wie die daran sich knüpfende Alchymie. Alles erwartete er von der Zeit. Mit der Zeit, sagte er, belohne, strafe und räche sich Alles. Als die Stände des Reiches einst seine Vermittlung zurückwiesen, sagte er, er wolle warten, bis sie sich gegenseitig Haus und Hof und Feld verbrannt und verwüstet hätten, sie werden dann schon von selbst seine Vermittlung suchen, was auch bald geschah. Als man ihm sagte, wie die Oesterreicher von den Ungarn so viel zu leiden haben, erwiderte er ganz gleichmüthig: sie haben es um ihn verdient; wie die Frösche in der Fabel müssen sie jetzt den Storch als König dulden. Er ließ, so zu sagen, überall das Schicksal handeln und spielte fast den unthätigen Beobachter. Er hatte die feste Ueberzeugung, es gehe eben nirgends ganz recht und gleich her; darum hörte er es gleichmüthig, wenn man ihm über Mißbräuche in seinen Kanzleien Vorstellungen machte. Ebenso erwiderte er den Fürsten, die sich beklagten, daß er seinem Rath Prüschenk zu viel Einfluß auf sich gestatte: es werde ein Jeder von ihnen auch seinen Prüschenk zu Hause haben. Das Gegentheil von seiner südlich-feurigen Gemahlin, die ihm frühe starb, war er auch das Gegentheil von seinem Sohn: war dieser beweglich, mit Feuer neuen Ideen zugewandt, so war der Vater die Stabilität selbst. Geiz warfen ihm nicht bloß der Pabst und die Reichsfürsten, es warfen ihm denselben die nächsten Glieder seines Hauses vor. Er war thatlos und theilnahmlos, selbstsüchtig und habgierig, aber ohne andere Energie, als die der Zähigkeit, um Beidem zu genügen. In seinem äußern Wesen hatte er eine gewisse Hoheit. Merkwürdig aber bleibt er für die Geschichte, weil u n t e r ihm gewaltige neue Kräfte im deutschen Volke sich hervorthaten und er im Wendepunkt des Mittelalters und der neuen Zeit steht.


Maximilian
auf der
Martinswand

Die Gemüthsruhe, mit der er seinen Fuß betrachtete, war ihm auch bei der Betrachtung aller Dinge in der Welt eigen. Es ist charakteristisch für ihn, wie ihn seine Zeitgenossen abbildeten; man sieht ihn bald, wie er Edelsteine auf der Goldwage abwägt, bald wie er, den Himmelsglobus in der Hand, mit seinen Astrologen sich bespricht, bald wie er Metalle mischt und Arzneien destillirt. In den Sternen, in der Physiognomie des Menschen, in den Zügen der Hand die Geschicke zu lesen, war sein Glaube und seine Lieblingsbeschäftigung, wie die daran sich knüpfende Alchymie. Alles erwartete er von der Zeit. Mit der Zeit, sagte er, belohne, strafe und räche sich Alles. Als die Stände des Reiches einst seine Vermittlung zurückwiesen, sagte er, er wolle warten, bis sie sich gegenseitig Haus und Hof und Feld verbrannt und verwüstet hätten, sie werden dann schon von selbst seine Vermittlung suchen, was auch bald geschah. Als man ihm sagte, wie die Oesterreicher von den Ungarn so viel zu leiden haben, erwiderte er ganz gleichmüthig: sie haben es um ihn verdient; wie die Frösche in der Fabel müßten sie jetzt den Storch als König dulden. Er ließ, so zu sagen, [illegible] und spielte fast den unthätigen Beobachter. [illegible], es gehe eben nirgends ganz recht [illegible] gleichmüthig, wenn man ihm über Mißbräuche [illegible] Vorstellungen machte. Ebenso erwiderte er den [illegible], daß er seinem Rath Prüschenk zu viel [illegible] werde ein Jeder von ihnen auch seinen Prüschenk [illegible]. Das Gegentheil von seiner südlich-feurigen Gemahlin, die vor ihm starb, war er auch das Gegentheil von seinem Sohne: war dieser beweglich, mit Feuer neuen Ideen zugewandt, so war der Vater die Stabilität selbst. Geiz warfen ihm nicht bloß der Pabst und die Reichsfürsten, es warfen ihm denselben die nächsten Glieder seines Hauses vor. Er war thatlos und theilnahmlos, selbstsüchtig und habgierig, aber ohne andere Energie, als die der Zähigkeit, um Beidem zu genügen. In seinem äußern Wesen hatte er eine gewisse Hoheit. Merkwürdig aber bleibt er für die Geschichte, weil unter ihm gewaltige neue Kräfte im deutschen Volke sich hervorthaten und er im Wendepunkt des Mittelalters und der neuen Zeit steht.


HANS
SACHS
Kaiser
Maximilian
auf der
Martinswand.

Maximilian I.

Jetzt stand Maximilian I. da, als deutscher Kaiser, in der schönsten Mannesblüte, im vierunddreißigsten Jahre, ein Ritter im vollsten und edelsten Sinne; und Auge, Gesichtsbildung und Gestalt erinnerten an das Bild seines Ahns Rudolphs I., der in der Vorstellung des Volkes als ein besonderer Liebling lebte.

Schon in früher Jugend hing die Sage des Volkes einen romantischen Verklärungsschein um ihn, und sah in ihm etwas Besonderes. Die gefährlichste unter allen Jagden, die Gemsenjagd, liebte er am meisten und kam dabei in viele Todesgefahren. Einst schickte ihn sein Vater nach Innsbruck zu Erzherzog Siegmund, bei welchem er sich einige Zeit aufhielt. Da war ein Berg, welcher von dem anliegenden Dorfe Zierle der Zierlberg, auch von der nächsten Kirche zu Skt. Martin, Martinswand genannt wird; denn gleich einer gemauerten Wand erheben sich die Felsen des Berges der Kirche gegenüber. Auf dieser Wand verstieg sich Maximilian eines Tages, als er den Gemsen nachkletterte, so daß er nicht mehr vorwärts und nimmer zurück konnte. Wohin er sich wenden mochte, hatte er den Tod vor Augen. Sah er über sich, so drohten überhangende Felsen sich abzureißen und sein Grabstein zu werden; sah er unter sich, so stellte ihm eine grause Tiefe sein Grab vor. Rings um ihn sah er Felsen; zu hart, sich seiner zu erbarmen, verboten sie Allen mit Seilen und andern Rettungswerkzeugen sich ihm zu nahen. Wohl sah er unten die Seinen in Klage und Trauer über sein Unglück, helfen aber konnte kein Mensch. Zwei ganze Tage und Nächte hoffte er umsonst auf Hülfe, jetzt hielt er dafür, dieser Felsen möchte sein Grab werden. Kein Rückweg zur Erde schien ihm mehr offen, dem Himmel fand er sich näher, zu ihm wandte sich sein Auge. Und wie für seinen Leib ihm die Nahrung mangelte, so sehnte sich seine Seele nach himmlischer Speise. Er rief darum, so stark er konnte, den Seinen, und befahl, die Priester mit dem Sakramente kommen zu lassen, die es ihm dann von Weitem zeigen sollten. Sie hörten ihn nicht, aber sie kamen mit Crucifix und Sakrament, weil sie denselben Gedanken hatten. So genoß er im Geiste die heilige Speise und bereitete sich zum Sterben. Durch das ganze Land erscholl die Zeitung von dem Unglück Maximilians, in allen Kirchen ward für seine Rettung zu Gott gebetet. Und das fromme Flehen ward erhört. Am dritten Tage hörte der Prinz in seiner Nähe ein Geräusch, er wandte sich nach dieser Seite und sah in Bauernkleidung einen Jüngling heran-

friechen und einen Weg bahnen. „Seid getrost, gnädiger Herr, sagte dieser und bot ihm die Hand, Gott lebet noch, der Euch retten kann und will. Folget mir, ich will Euch dem Tod entführen.“ Maximilian folgte seinem Führer, und in Kurzem kam er auf einen Steig, der ihn zu den Seinen brachte. Es empfing ihn ein freudiges Gedränge, in demselben verlor sich sein Führer, der nirgends sich finden ließ. Maximilian aber ließ auf den Felsen ein vierzig Schuh hohes Kreuz setzen, zum Gedächtniß seiner Noth. Das Volk sah in dem verschwundenen Bauernjüngling einen Engel und in Maximilian einen jungen Fürsten, über dem der besondere Schutz des Himmels wache.

Auch das eigenthümliche Glück des österreichischen Hauses, das Glück der Heirathen, ruhte auf ihm. So manches Hinderniß zwischen ihn und Maria, die reiche Erbin von Burgund, sich stellte, so erhielt er doch ihre Hand unter zwölf Freiern, die darum warben. Die eigenen Stände der Niederlande wollten sie nach dem Tode ihres Vaters zu einer französischen Heirath bestimmen. Da erschienen die Gesandten Kaiser Friedrichs und wiesen ein Schreiben und einen Ring vor, welche Maria einst mit Genehmigung ihres Vaters an Maximilian geschickt hatte. Die Fürstin von Burgund erkannte Brief und Ring, und gab die feierliche Zusage für Maximilian. Dieser reiste in die Niederlande, um sich die schöne Braut mit ihrer Mitgift anzuvermählen. Die Stiefmutter Maria's, Margareta von York, schickte Maximilian 100,000 Goldgulden entgegen, damit er desto herrlicher aufzöge. So ritt er mit großer Pracht in Gent ein, in den gelben Locken einen kostbaren Kranz von Perlen und Edelsteinen, mit Kurfürsten, Bischöfen, Fürsten und sechshundert von Adel. Er war kaum in seinem Absteigquartier angelangt, als zwei Abgesandte der Prinzessin erschienen, ihn in ihrem Namen bewillkommten und zu ihr einluden. Nach eingenommenem Nachtessen, um 11 Uhr Abends, setzte sich Maximilian mit zehn der Vornehmsten aus seinem Gefolge und vielen Dienern zu Pferde und ritt bei Fackelschein nach dem Palast der Prinzessin. Begleitet von ihrer Mutter und Oberhofmeisterin ging Maria Maximilian entgegen. Verwundert und freudig, einen so schönen Gemahl zu bekommen, stürzten der Prinzessin die Thränen aus den Augen, beide sanken auf die Kniee und baten Gott um seinen Segen, dann erhoben sie sich und begrüßten und empfingen sich mit Freuden. Nachdem sie gegen zwei Stunden beisammen waren, wurde der Prinz in seine Wohnung zurück begleitet. Am dritten Tage darauf, den 19. August 1477, ward die Vermählung vollzogen.

So brachte Maximilian Burgund und die Niederlande an sein Haus, alle die großen, herrlichen Lande, über die Karl der Kühne seinen Stuhl erhöht hatte. Aber schon nach fünfthalb Jahren verlor er seine geist- und liebevolle Gemahlin; sie starb durch einen unglücklichen Fall auf der Falken-

jagd, in ihrem fünfundzwanzigsten Jahre, und hinterließ ihm zwei Kinder, Philipp und Margarete; jener war vier, diese dritthalb Jahre alt, und Philipp war zugleich, dem Ehevertrage nach, Nachfolger in allen Staaten seiner Mutter. „Nie, so lang ich lebe, werde ich dieses traute Weib vergessen!“ war Maximilians Scheidewort von ihrer Leiche. Die Niederländer ließen ihm die Vormundschaft nicht; sie bemächtigten sich des jungen Philipp und verlobten die Prinzessin Margarete mit Karl dem Dauphin von Frankreich. Obgleich ohne Hülfe von seinem Vater, der eben damals selbst aus seinen Erblanden floh, erkämpfte er sich von ihnen doch so viel, daß sie ihn als Vormund und Landesadministrator nach drei Jahren aufnehmen mußten. Im Jahre 1487 erregten aber die Flandrer neue Unruhen gegen Max, und am 5. Februar 1488 nahmen ihn, den erwählten römischen König, die Bürger von Brügge gefangen. Seine Räthe und Diener hatten sich in diesen Landen Manches zu Schulden kommen lassen; darum war auch gegen diese die Wuth des Volkes besonders gerichtet. Ihr Geiz, ihr Eigennutz, der Frevel der Soldknechte hatten dem niederländischen Volke wehe genug gethan. Es forderte Rechenschaft, wozu die großen Gelder seither verwendet worden seien. Die Räthe fertigten sie mit der Antwort ab, der König habe Wichtigeres zu thun. Die Flanderer beschlossen nun, den König in der ersten Stadt, in welche er kommen würde, anzuhalten. Die von Brügge luden ihn zu sich ein, das Fest der Lichtmeß bei ihnen zu feiern. Seine Räthe riethen ihm ab; die von Brügge versicherten ihn, daß er ihnen trauen dürfe; er vertraute sich ihnen und sie fingen ihn.

Besondere Liebe und Treue hatte der Hofnarr Kunz von der Rosen für Maximilian; ein kurzweiliger Tischrath, war er sonst ein edler, tapferer Mann. Er begleitete den Kaiser, als er seinen Einzug in Brügge hielt. Als er am Sft. Katharinenthor angelangt war, ritt Kunz vor Allen zum König heran und sagte: „Lieber König, ich sehe wohl, daß du deinen getreuen Räthen und mir nicht folgen, sondern gefangen werden willst. So sage ich dir, daß ich mich nicht mag mit dir einsperren lassen. Ich will dir das Geleit geben bis zur Burg, aber ich reite sogleich wieder zum Genter Thor hinaus. Wenn du aber sehen und hören wirst, daß vor der Stadt die Häuser brennen, so denk, daß es dein närrischer Kunz gethan habe.“ „Ich sehe wohl, Kunz, erwiderte ihm der König, daß du den Meinen zu Brügge nicht viel Gutes zutraust, die uns doch alle Treue versprochen haben.“ „Das glaub ihnen der Teufel, sprach Kunz, Trauwohl hat mir das Roß davon geritten.“ Wirklich ritt Kunz alsbald zum andern Thor hinaus, und Maximilian ward gefangen. Dies ging dem Narren sehr zu Herzen; er wagte Leib und Leben, seinem Herrn zu helfen. Er ließ sich zwei Schwimmgürtel machen, um Nachts durch den Burggraben, hinter welchem Maximilian gefangen saß, zu schwimmen und den König mittelst

des zweiten Gürtels, den er hatte, über den Graben aus der Stadt und auf bereitgehaltenen Pferden davonzubringen. Kaum war er in dem Graben, als die Schwanen, welche in demselben waren, mit gewaltigem Lärmen herbeikamen, mit ihren Flügeln nach ihm schlugen und ihn wohl umgebracht hätten, wäre er nicht mit Noth zurück entkommen. Als dies mißlang und er hörte, daß Maximilian nun in einem gemeinen Bürgerhaus gefangen sitze, ersann Kunz einen andern Anschlag. Er lernte das Bartscheeren, stahl sich nach Brügge und ging zu einem Guardian, den er dem Könige gewogen wußte. Von dem Guardian verlangte er, er solle ihm eine Platte scheeren, ihm ein Ordenshabit anlegen und einen Conventualen zur Begleitung geben, dann wolle er als des Königs Beichtvater zu diesem gehen und ihn in seiner Klosterkleidung mit dem Conventualen zum Guardian ins Kloster schicken, und der solle sich dann mit ihm auf einen Nachen setzen, der mit einigen Knechten und Rossen am Katharinenthor ihrer warten würde. Auf des Guardians Befragen: wo dann er bleiben wolle, antwortete Kunz: „Ich will des Königs Kleider anlegen, und wann die von Brügge den König suchen, werden sie an dessen Statt einen Narren finden, mit dem sie anfangen mögen, was sie wollen. Mir ist es genug, wenn ich meinen König rette, und diese Rebellen von einem Narren betrogen werden.“ Verwundert über diese Treue, that der Guardian wie Kunz verlangte. Als ihn vor dem Hause des Königs der Hauptmann fragte, was sie beim Könige wollen, zeigte er seine Platte und gab andächtig zur Antwort, er sei gesendet, den König Beichte zu hören. „Siehe, sagte Kunz, als er in des Königs Zimmer trat, nun find' ich dich da, mein frommer König; warum hast du mir nicht gefolgt, da ich dich gewarnt; nun hab' ich mein Leben deinethalben gewagt, dich zu befreien, du mußt mir aber jetzt besser folgen.“ Der König erkannte seinen Kunz an der Rede; doch begriff er nicht, wie er durch drei Wachen möchte gekommen sein. „Lieber Max, fuhr Kunz fort, als er die Verwunderung des Königs bemerkte, laß dich's nicht befremden, du kennst ja deinen treuen Narren, den Kunz. Da hab' ich mein Scheerzeug, damit will ich dir eine Platte scheeren: um deinetwillen hab ich dies Handwerk gelernt. Ich will mit dir die Kleider tauschen, und an deiner Statt hier bleiben; du aber sollst in meiner Kutte durch die Wachen gehen. Vor dem Thor find'st du einen Mönch, mit dem gehe in sein Kloster; der Guardian, mit dem ich Alles abgeredet, wird dir Schiff und Pferd zeigen, daß du morgen bei den Deinen sein kannst.“ Diese Art frei zu werden, wollte aber dem ritterlichen Könige nicht einleuchten; er fragte Kunz, wie es im Reiche stehe. Der erzählte dann, daß Alles wohl stehe, daß 6000 Franzosen und Genter bei Hülst erschlagen und gefangen worden seien; daß man bereits im Anzug sei, ihn zu befreien; und aufs Neue drang er in den König, daß er sich solle scheeren lassen. „Wo willst aber

du bleiben, mein lieber Kunz?" fragte der König. "Dafür darfst du nicht sorgen, antwortete dieser; ich leg' dein Kleid an, stelle mich, als wäre ich König Max; wenn dann die von Brügge dich suchen und mich finden, so werden sie den rechten Narren haben, und der König wird ihnen entwischt sein." Der König jedoch, ohnedies auf nahe Hülfe hoffend, sagte, er könne ohne derer von Brügge Willen die Stadt nicht verlassen, und nahm den Vorschlag des Narren nicht an. Erzürnt sagte dieser: "Lieber König, ich sehe schon, daß du mir nicht folgen willst, und ich meine gefährliche Reise umsonst gemacht habe; so behüte dich Gott, mein König; denn du bist gar zu fromm für die Flämminge." Betrübt ging er zur Thüre hinaus, und als ihn der Hauptmann der Wachen fragte, wie er den König gefunden, antwortete Kunz: "fromm."

Die Stände des Reiches waren auch diesmal bereit, ihren römischen König zu befreien, aber ehe der alte Kaiser mit 15,000 Mann nach Flandern kam, hatten sie Max freigelassen, gegen einen abgedrungenen Vergleich, den sein Vater, der Kaiser, verwarf. Herzog Albrecht von Sachsen bekämpfte die Flandrer als Maximilians Statthalter, während dieser mit seinem Vater ins Reich zurückkehrte. Der französische König, Karl VIII., bot selber die Hand, die Flandrer zum Frieden zu bringen, aber gleich ein Jahr darauf beging er eine doppelte Verrätherei: er löste das Verlöbniß seines Sohnes mit Margareten wieder auf, und schickte die vierzehnjährige Prinzessin ihrem Vater zurück, behielt aber ihre Mitgift; zugleich entführte er dem letztern, während dieser in Ungarn beschäftigt war, halb durch Zwang, halb durch Ueberredung, die Herzogin von Bretagne, Anna, welche Max bereits durch Procuration angetraute Braut war. König Karl heirathete sie selbst. Pabst Innocenz VIII. stimmte diesem Treubruch zu. Maximilian, von den Reichsständen in dieser Ehrensache schlecht unterstützt, von seinem Bundesgenossen, dem Könige von England, der sich von Karl bestechen ließ, verlassen, mußte endlich zufrieden sein, daß der Franzose die Mitgift der Margarete aushändigte. Aber nicht bloß um die Braut, auch um das schöne Italien waren Max und Karl von Frankreich Nebenbuhler. Der Franzose wollte Neapel erwerben, Max dachte an ganz Italien. Das Herzogthum Mailand erheirathete er wieder für das Reich, indem Herzog Ludwig Sforza die Lehensherrlichkeit desselben anerkannte, und Max seine Nichte, die geistreiche Bianca Maria, mit 200,000 Dukaten sich vermählte. Das war die Tochter jenes Galeazzo Maria Sforza, der sich vom außerehelichen Bauernjungen zum Feldherrn aufgeschwungen hatte und zum Eidam und Nachfolger des Herzogs Philipp Maria Visconti, jener, den Kaiser Friedrich III. nicht anerkennen wollte, und dessen Tochter er jetzt gerne seinem Sohne, dem römischen Könige, vermählte. Sie war eine großsinnige Frau, Bianca

Maria, aber Max hatte sie aus Politik geheirathet und sie starb frühe kinderlos vor Gram.

Es waren vorzüglich drei Gedanken, welche den entwürfereichen Geist Maximilians beschäftigten: er wollte das Kaiserthum wieder heben, das Wachsthum des österreichischen Hauses fördern, und die Türken aus Europa vertreiben. Dieser letzte Gedanke war von Jugend auf sein Lieblingsgedanke, und er hatte das Unglück, für diesen auch nicht das Geringste in Ausführung bringen zu können. Ueberall hemmten ihn die Reichsverhältnisse, die Lauigkeit, die Selbstsucht der Stände. Auch für seinen ersten Gedanken erreichte er mit vieler Mühe und Arbeit wenig; mit dem dritten aber war er glücklich; das Heirathsglück des Hauses Oesterreich war bei ihm größer als bei irgend einem. Er sah seinen Sohn Philipp mit der Infantin Johanna vermählt, und eben damit seinem Hause die glänzende Aussicht eröffnet auf die Krone von Spanien und auf die Schätze einer andern Welt, des neuentdeckten Amerika, und bald sah er diesen seinen Sohn, da dessen Schwiegermutter starb, auf dem Thron von Kastilien. Bei diesem Glanze, bei dieser Macht, in denen jetzt das Haus Oesterreich dastand, hegte man in Deutschland schon die kühne Hoffnung, eines Tags den Sohn Maximilians als deutschen Kaiser die Türken aus Europa jagen und das untergegangene morgenländische Kaiserthum erneuern und mit dem abendländischen vereinigen zu sehen. Die Schweizer, die in der letzten Zeit sich in der Regel an Frankreich angeschlossen hatten, gewann Maximilian durch seine Persönlichkeit, und durch ein auf alle Zeiten für die Schweiz entscheidendes Zugeständniß. Er bewirthete zu Konstanz die Gesandten der zwölf Orte der Eidgenossen, beschenkte jeden mit einem Wamms von rothem Damast, und man sah diese zuvor so verachteten und gehaßten „Bauern" hochgeehrt an der kaiserlichen Tafel sitzen. Sie stellten auch dem Kaiser dafür 6000 Kriegsleute; denn er hatte die Eidgenossen von den Reichsgerichten förmlich losgesprochen; das Reich hatte seine Gerichtsbarkeit über die Schweiz aufgegeben. Voll Freude und Hoffnung, da ihm auch das Reich 3000 zu Roß und 9000 zu Fuß zusagte, äußerte Maximilian, er hoffe, in Italien alles zu reformiren, was das heilige Reich nicht bekenne; habe er das in Ordnung gebracht, so werde er das Reich einem Reichsverweser übergeben und ungesäumt gegen die Türken ziehen. Und jetzt erst nahm er den Titel eines erwählten römischen Kaisers an, ohne daß der Pabst ihn krönte, ohne daß er in Rom gewesen wäre. Von da an nannten sich alle Nachfolger Maximilians gleich nach ihrer Krönung zu Aachen römische Kaiser, nur einer noch wurde von dem Pabste gekrönt, und die Kaiserkrone wurde so unabhängig von Rom und Pabst. Aber die Schweizer und die Deutschen zögerten mit der Erfüllung ihrer Zusagen, und Maximilians schon begonnener Zug nach Italien endete schnell und unrühmlich:

die Venetianer schlugen ihn zurück. Er mußte einen dreijährigen Stillstand mit Venedig schließen. Italien war jetzt der Schauplatz der europäischen Politik; um Mailand, um Neapel, um Venedig, überhaupt um Italien, drehten und stritten sich vielfache Ansprüche und Eroberungsversuche. Jetzt sieht man Frankreich und den Kaiser im Bund mit einander, jetzt im Kampfe. Verträge, Vertragsbrüche, Freundschaft und Feindschaft, Bündnißwechsel nach kaum geschlossenem Bund, Untreue von Pabst, Kaiser und Königen gegen einander — das ist es, was den achtjährigen Krieg in Italien bezeichnet, und das einzig wohlthuende dabei ist, daß Keiner von denen, die die Treue nicht hielten, die gehofften Früchte davon erntete. Maximilian übrigens war der, welchem die wenigste Untreue in seiner Politik zu Schulden kam, so wenig treu sie auch war. Das Detail dieser politischen Negociationen liegt unserem Zwecke ferne, und das Merkwürdige in der Geschichte Maximilians als Oberhaupt des Reiches sind nicht sowohl seine äußern Unternehmungen, als was unter ihm im Innern geschah; ja bei weitem das Merkwürdigste ist seine schöne geniale Persönlichkeit. Er hat Manches unternommen, Weniges ist ihm gelungen, selbst von dem, was ihm gelang, war der Erfolg unbedeutend. Das Größte, was unter ihm geschah, und was von welthistorischer Bedeutung wurde, geschah nicht durch ihn, obgleich es aus einem Geist hervorging, dem er nicht fremd war und den er begünstigte. Und doch ist er einer der volksthümlichsten Kaiser, in glorreichem Andenken nicht nur bei den Zeitgenossen, sondern bei der Nachwelt fortlebend. Betrachten wir diese schöne Persönlichkeit.

Als Kind hatte er gar nichts versprochen, im fünften Jahre erst hatte er sprechen gelernt; Grammatik, und was damit zusammenhängt, war ihm ein Ekel gewesen; bald aber hatte sich sein Geist entwickelt in einer unvergleichlichen Beweglichkeit und Frische und heiterer Genialität, nicht durch das Studium der Theologie, der schwarzen Kunst und der Arzneikunde, worin ihn sein Vater unterrichten ließ, wohl aber durch das Studium der Geschichte, der Malerei, der Baukunst, der Musik, der Bergkunde, der Kriegs- und Staatswissenschaft. Nicht der nüchterne Verstand, die ewig rege Einbildungskraft, die in Idealen schwärmende Phantasie war bei ihm überwiegend, und an der Scheide des Mittelalters stehend, ist er zugleich derjenige Kaiser, dessen Genialität wie der letzte Sonnenstrahl des hohenstaufischen Kaisergenius erscheint. Hätte ihn Sickingen nicht überlebt, so würde Maximilian auch als der letzte Ritter im wahren Sinn mit Recht genannt werden. Seine Ritterlichkeit, seine Abenteuer, seine Gefahren, die er selbst aufsuchte und glücklich bestand, auf der Jagd und im Krieg, zu Wasser und zu Land, waren es auch vor Allem, was ihn zum Manne des Volkes, zum Liebling der Nation machte. Da erzählten sie sich in den obern und niedern Landen Dutzende von Abenteuern, wie

das auf der Martinswand; wie ihn vom Jagen, Hetzen und Beizen weder Hitze noch Frost, weder Hunger noch Durst, weder Schnee noch Regen, weder Berghöhe noch Thaltiefe abhalten; wie er im Brabanter Wald einen Hirsch, der ihm in einem Hohlweg begegnete, und über ihn hinausspringen wollte, mit dem Schwert gerade ins Herz stach und rücklings fällte; wie sein Pferd acht Klafter lang zu Thal sprang und er unverletzt sitzen blieb; wie er in der Burgau eine Bärin, die sich für ihre Jungen wehrte, mit eigener Hand erwürgte, und im Land Tirol auf jähem Felsen allein einen ungeheuern Bären bestanden; wie ihm auf der Gemsenjagd im Land ob der Ens an der mürben Wand der Fuß entglitt und er nur an einer dicken Staude schwebend sich hielt; ein andermal, im untern Innthal am Höllenkopf, ihm alle Zinken brachen bis auf einen, der ihn von einem über hundert Klafter tiefen Sturz noch rettete; wie er zu München, ein zweiter Simson, allein zum Löwen ins Käfig ging, ihm den Rachen aufriß, und ihm, der es geduldig litt, die Zunge herauszog; wie er auf dem Ulmer Münster auf dem höchsten Kranz hinaustrat auf die schmale Eisenstange, wo die Feuerlaterne ausgehängt wurde und nur mit einem halben Fuß stehend anderthalb Schuh in die Luft maß; wie er in Seeland im Seesturm, als Alles verzweifelte, selbst mit dem Ruder gegen das Land steuerte; wie er ein goldgefaßtes Stück Einhorn besitze, das jedesmal, wenn seine Feinde, wie die Könige von Frankreich, mit Gift ihm nachstellen, zu schwitzen anfange; wie er in Geldern unterm Feuer der feindlichen Geschütze anlandete und die Stücke nahm; wie er es mit vier, mit fünf in der Schlacht aufnahm, und eines Tags so viel Feinde allein niedermachte, daß man sie nicht alle auf einem Wagen hätte wegführen können; wie er große eiserne Schlösser mit bloßer Hand abdrehte, als wäre es Hanf; mit den Stückmeistern, denen er es weit zuvor that, in die Wette schoß und in den Schlachten selbst die Geschütze richtete. Das war ein Herr für das Volk, das gab Männern und Frauen, Jung und Alt zu reden. Zu Worms auf seinem ersten Reichstage sandte der französische König Claude de Batre, seinen stärksten Ritter, der hing seinen Schild unter das Fenster in seiner Herberge und ließ durch einen Herold jeden Deutschen, der Lust hätte zu einem Zweikampf auf Leib und Leben, auf Gefängniß oder eine Rittergabe, ausfordern. Keiner wollte sich mit ihm messen. Das achtete Max für einen zu großen Schimpf. Des Reichs und deutscher Nation Ehre zu retten, ließ er durch seinen Ehrenherold seinen Schild mit dem Wappen von Oesterreich und Burgund neben dem des Franzosen aufhängen. Auf ritterlich Gefängniß sollte der Kampf sein. Beide Ritter ritten wohlgerüstet mit Lanze und Schwert in die Schranke. Als die Trompeter zum dritten Mal bliesen, legten sie ein und trafen auf einander, beide Lanzen gleiteten an den

Harnischen ab. Dann griffen sie zu den Schwertern und hämmerten einander eine gute Weile um die Köpfe. Der Franzose trennte Max den Panzer und verwundete ihn ein wenig, auf das wurde dieser mit starken Stößen und Streichen so eifrig, und kam seinem Gegner so nah ans Herz, daß er sich ergab. Das war ein Frohlocken, als König Max den französischen Prahler überwunden und gefangen aus den Schranken führte. Ein andermal, als er gegen die Franzosen zu Feld lag, prahlte ein französischer Ritter zwischen beiden Lagern auf und ab, Max sprang zu Pferd, ritt hinaus, legte wider ihn ein, daß der Speer ihm durch den Hals ging, und er todt zur Erde stürzte.

Ein großer Feldherr war Max nicht, nur ein guter Soldat, ein Ritter; Niemand konnte den Bogen geschwinder spannen, das Ziel gewisser treffen, im Harnisch hurtiger laufen, leichter in den Sattel springen, ein Pferd adeliger tummeln, die Lanze zierlicher führen und das Geschütz gerader richten, als Max. In dem Alter, da Andere erst kriegen lernen, führte er schon große Kriege; er kriegte vierzig Jahre durch, fast ununterbrochen, mit Frankreich, mit seinen Niederlanden, mit Lüttich, Utrecht und Geldern, mit Ungarn, mit den Eidgenossen, mit dem Pfalzgrafen am Rhein, mit den Türken, Böhmen, Mailändern, Venetianern und Friesen. War er auch als Feldherr nicht gerade groß oder glücklich, so war er desto größer in der Kunst, ein Heer zu organisiren und die verschiedenen Waffengattungen auszubilden. Bisher hatte man das Stadt- und Landvolk durch Trommelumschlag zusammengeboten; es war meist nur mit einem Seitengewehr ins Feld, und nach geendetem Krieg wieder heimgegangen. Einzelne, die nicht wieder heim gingen, trieben sich auf dem Straßenraub um. Von diesen Böcken, wie man sie nannte, säuberte Max das Reich, und begründete ein geordnetes Fußvolk, die von ihm an so berühmten Landsknechte, meist kernstarke Bauern aus Schwabenland, die er mit neuen, von ihm erfundenen Piken, achtzehn Fuß langen, mit einem Spießeisen versehenen Lanzen, bewaffnete. Er richtete sie in der Handhabung dieser Waffe so gut ab, daß dieses neue Fußvolk es allen andern Nationen zuvor that. Bald konnte kein Krieg ohne die deutschen Landsknechte geführt werden. Er theilte sie nach Art der römischen Legionen in Regimenter. Er brachte überhaupt das deutsche Kriegswesen in eine schöne Ordnung. Besonders für die Artillerie leistete er Ausgezeichnetes. Sein erfinderischer Geist brachte eine ganze Reihe glücklicher Verbesserungen darin auf. Er ließ große Kartaunen und Mauerbrecher gießen, er erfand die Mörser zum Feuereinwerfen, ebenso die langen Rohre zu den Streichwehren, in die Ferne zu schießen, die Stutzen zum Hagel- und Schrotschießen und mehr anderes Kriegszeug. Jedem Regiment setzte er einen Obersten, jedes theilte er in Fähnlein oder Compagnien, diese

in Geschwader und Rotten und ordnete zu dem Obersten, der Reihe nach, die Oberlieutenants, die Oberstwachtmeister, die Hauptleute, die Fähndriche, Quartiermeister und Auditoren. Zugleich ließ er ein Kriegsrecht verfassen und im Druck ausgeben. Zu all diesem, was er im Kriegswesen neu begründete, bediente er sich des Raths Georgs von Frondsberg, des Vaters der deutschen Landsknechte. Die Landsknechte blieben meist Kriegsleute, so lange sie lebten, sie wurden von einem Krieg in den andern geworben und pflegten jederzeit in und außer dem Reich um Sold zu dienen. Der Krieg war ihnen Profession und Beruf. Oft war diese Miliz gegen Max meuterisch, seine Geldquellen flossen ihm nicht regelmäßig, und so blieb ihnen öfters der Sold aus. Wo aber Max selbst beim Heer war, hatte er sie stets gleich wieder besänftigt. Denn die Gabe, die Menschen zu behandeln, besaß er in wunderbarem Grad, dem gemeinen Mann, wie den Fürsten und dem Adel gegenüber. Waren diese auch mit seiner Politik unzufrieden, so fühlte doch jeder wieder durch seine Persönlichkeit sich befriedigt und wohl gethan. Die Herren hatten nie einen artigern und höflichern Mann gesehen. Die fehdelustigen und fehdegewohnten Ritter, deren Burgen er brach, weil sie den Landfrieden brachen, liebten den ritterlichen Kaiser, der jedem ritterlichen Degen sein Wohlwollen nicht versagte, trotz dem wieder so, daß es ihnen eine Freude im Herzen war, ihren Max zu sehen und von ihm angesprochen zu werden, und sie nie etwas wider kaiserliche Majestät und das Haus Oesterreich gethan hätten. Mit dem gemeinen Mann sprach er überaus leutselig, er scherzte gerne mit ihm, und ließ sich Manches gefallen. In einer Reichsstadt trugen sie ihm sein Bild in Holzschnitt, als Gemälde, in Metall- und Gypsgüssen, in Wachs poussirt gar vielfach an. Er belohnte es ihnen. Als es aber gar kein Ende nehmen wollte, sagte er zuletzt: „Seht bei Gott, wohl fromme und gute Spiegelmacher gibt es in dieser Stadt, ein Jeder, der eine große Nase nachmachen kann, der kommt und will uns damit dienen.“ Im Lager vor Padua ritt er geradezu auf eine Marketenterin los, als ihn hungerte. Johann von Landau wollte dem Kaiser die Speise erst kredenzen. Max fragte nur, wo die Frau her sei, und auf die Antwort: von Augsburg, rief er aus: „Ah, dann ist die Speise schon kredenzt, die von Augsburg sind fromme Leute.“ Er fand sich nirgends so wohlgemuth, so behaglich, so heiter aufgelegt, als unter seinen Bürgern, unter ihrer lebensfröhlichen Gutmüthigkeit; am liebsten war er in Augsburg, so zu sagen seiner eigentlichen Residenz. Fremder Unverstand nannte ihn wegen dieser Bürgerfreundlichkeit spöttelnd den Bürgermeister von Augsburg. „Einfältiger,“ strafte den Spötter König Ludwig von Frankreich, vor dem es gesagt wurde, „glaube mir, wenn dieser Bürgermeister die Glocke läßt läuten, so ist ganz Deutschland im Harnisch und

Frankreich muß zittern.“ In den Städten, da sah man ihn unter seinen Bürgern ihre Festtage mitfeiern, da tanzte er auf ihren Tänzen, da schoß er mit auf ihren Schießen, und gewann er jetzt den besten Schuß mit der Armbrust, so setzte er ihnen gleich darauf neue, schönere Preise aus. Denn er war freigebig, auch hierin das Gegentheil von seinem Vater, das Geld blieb nicht bei ihm, und er wollte es auch nicht halten. Er sei ein Kaiser über Land und Leute, und nicht über Geld und Gut, das seine Liebhaber aus Herren zu Sklaven mache. Seine gar zu große Güte hierin machte ihm manchmal untreue Diener, und er sah diesen zu viel nach. Eines Tags hatte ihm einer mehrere tausend Gulden heimlich entwendet, der ihm sonst vielfach gut gedient hatte. Der Kaiser fragte ihn unbefangen, was ihn dünke, daß einer, der ihm so und so viel gestohlen, verdient hätte? Der wäre henkenswerth, meinte der Diener. Max klopfte ihn auf die Achsel und sagte: „Nicht so, wir bedürfen deiner Dienste noch länger.“ Diese allzu große Nachsicht gegen Beamte und Diener erschöpfte oft die Rentkammer, deren Zuflüsse schon zuvor meist seine vielen auswärtigen Kriege verschlangen. Die ausländischen Kriege mißfielen den Kurfürsten gar zu sehr. Auf einem Wormser Reichstag kam Manches darüber zur Sprache. Zu Ende desselben beriethen sich die Kurfürsten noch unter sich darüber, wie man ihm Schranken setzen, Einer sprach davon, wie man ihn absetzen sollte. Max ritt auf der Falkenbeize, als ihm verrathen wurde, womit die Kurfürsten umgehen. Er jagte zur Stadt und trat in das Berathungszimmer der Kurfürsten. „Lieben Herren, sagte er, weil ihr von wegen des Reiches Nutzen allhier im Rath sitzet, den allein mir zu halten gebührt, so habe auch ich mich hiezu einfinden und eurer Handlung zutreten wollen.“ Und sogleich saß er wieder zu Pferd, ritt nach dem Hofe des Kurfürsten, der ihn absetzen wollte, lud sich bei dessen Gemahlin zu Gast und gewann durch dieses freie, großmüthige Benehmen den Kurfürsten selbst. So großmüthig er persönliche Beleidigungen übersah und verzieh, so streng konnte er Gerechtigkeit üben, wo es die Ruhe des Reiches galt. Ritt er vor einer Gerichtsstatt vorbei, pflegte er sie zu grüßen und rief: Salve justitia! Aber seine Beamten waren auch hierin ihm nicht immer gleich. Darum drangen auch die Reichsstände oft und immer wieder in ihn, das oberste Gericht besser zu besetzen. Aber als sie ihm vorschlugen, wie sie neun Männer auszusuchen gedächten, welche gottesfürchtig, streng, rechtlich und jeder Bestechung unzugänglich wären, da lachte er; er sei es wohl zufrieden, sagte er, wenn sie neun dergleichen Männer fänden; sie möchten nur wohl fleißig in allen Landen nachsuchen. Oft saß er noch persönlich zu Gericht; sah er Einen, der schüchtern dahinten stand und seine Sache nicht vorzubringen wagte, so rief er ihn freundlich selbst herbei, und ermuthigte ihn, indem er ihn

selbst auf seine Sache leitete. Nie ließ er einen Priester vor sich stehen; gegen das weibliche Geschlecht war er so artig, daß er auch die Geringste nicht dutzte. Den Weihrauch, den man mächtigen Fürsten zu streuen pflegt, verachtete und haßte er. Ein maßloser Poet verstieg sich eines Tages vor ihm, in einem Lobgedicht auf die Majestät. „Lieber Gesell, sprach Max zu ihm, du kennst wohl mich und andere Fürsten nicht recht.“ Er war ein zu wahrer, zu edler Geist, um sich seines Königsmantels zu überheben. Trefflich wußte er zu sprechen, weil er viel gedacht und gelernt, viel gehört und gelesen hatte, und es war schön zu sehen, wie an seinem Hofe Ritterlichkeit, Wissenschaft, Kunst und was das Leben verschönt und erheitert, beisammen sich fand. Nur die Juristen, mit ihrem römischen Recht, das sie als Göttersprüche in jener Zeit erst recht auszubieten anfingen, haßte er, und mochte sie nicht um sich leiden, wohl aber Gelehrte und Künstler jeder Art. Er ließ auf seine Kosten Geschichtsforscher Ober- und Niederdeutschland, Italien und Frankreich durchreisen, um in den Archiv- und Bibliothekgewölben der Städte, Klöster und Höfe für die Geschichte des Hauses Habsburg zu sammeln. Und diesem Vorgang folgten bald andere Fürsten nach: so wurde durch Max, sagt Fugger schön, Historia, das edle Fräulein, aus ihrem finstern Kerker voll Staub und Motten ans Licht des Tages wieder hervorgeführt. Und wie in andern Zweigen der Wissenschaft, so versuchte Max sich selbst in der Geschichtschreibung. Er diktirte seinem Geheimschreiber, Marx Treutzsauerwein, die Geschichte seines Vaters, Kaiser Friedrichs III., und seine eigene zum Theil unter dem Namen „der weise König“ in die Feder, und er hatte im Sinn, seine ganze Lebensgeschichte abzufassen. Auch machte er den Entwurf zu dem Theuerdank, dem auf Abenteuer denkenden Ritter, ein Buch, das seine ritterlichen Thaten und Gefahren enthält, und das Melchior Pfinzing, Probst zu Skt. Sebald, in deutschen Versen ausführte. Die Poesie des Minnegesangs hatte unter Maximilians Ahn, Rudolph I., ihre letzten Träger gesehen; der prosaischere, aber mehr auf dem Boden der Wirklichkeit spielende Meistergesang klang unter Maximilian in dem an Menschenkenntniß und Witz reichen, lebensfrischen und fröhlichen Hans Sachs bedeutend aus, und unter ihm auch brachte sich zuerst die bildende Kunst der Deutschen in dem großen Maler und Kupferstecher Albrecht Dürer in Nürnberg zu Ruhm und Ehre.

Und doch, so herrlich er war als Mensch, so viel bewegt in Entwürfen und Unternehmungen als Kaiser, es gelang ihm nicht, den widerstrebenden Zeitelementen und Verhältnissen die wahre Hoheit des Kaiserthums abzuringen. Noch unter seinem Vater war der schwäbische Bund begründet worden. Graf Hug von Werdenberg, seines Vaters ausgezeichneter Kanzler, und Erzbischof Berthold von Mainz hatten es durch lange

Bemühungen erreicht, den Landfrieden wenigstens im südlichen Deutschland vorerst durch eine feste Anstalt zu sichern. Zu Eßlingen kamen am 14. Februar 1488 die Mitglieder der großen Adelsgesellschaft von Skt. Georgenschild, Grafen, Freie, Ritter und Knechte mit zweiundzwanzig Reichsstädten zusammen, und mit den Fürsten Erzherzog Siegmund von Oesterreich und Graf Eberhard im Bart von Württemberg. Dieser Bund der drei Parteien, der Fürsten, Herren und Städte, erhielt bald allgemein den Namen Schwäbischer Bund, ob er gleich schnell über das ganze südliche und mittlere Deutschland sich ausbreitete und nur wenige Reichsstände sich von ihm ausschlossen. Neben diesem Bund, der sich unter Max erstreckte und die Aufrechthaltung des ewigen Landfriedens zum Zwecke hatte, entstanden unter Max das Reichskammergericht, das Reichsregiment, der Reichshofrath, und durch Eintheilung in abgeschlossene Kreise erhielt das Reich selbst eine festere Gestalt. Damit das Reich nicht litte, während der Kaiser in seinen Erblanden säße, sollten die ebengenannten Einrichtungen dadurch, daß ein beständiger Senat im Mittelpunkte des Reiches für alle Geschäfte gegenwärtig wäre, den Kaiser nicht nur ersetzen, sondern es sollte dadurch besser werden, daß die höchste Gerichtsbarkeit und Verwaltung, die bisher der Kaiser allein persönlich geübt hatte, auf verfassungsmäßige Behörden übertragen wurden, welche Kaiser und Stände des Reiches miteinander wählten, und unter welchen ein kaiserlicher Würdeträger den Vorsitz führte. Es war der erste Anfang einer Monarchie, wo die Regierten zwischen sich und dem Oberhaupt des Reiches eine verfassungsmäßige, die höchste Gerichtsbarkeit und Verwaltung ausübende Zwischenbehörde hatten. Das hatte freilich den Nachtheil, daß der Kaiser nun mehr auf seine Erblande als auf das Reich sah, mehr auf sein besonderes Interesse, als auf das der deutschen Nation. Auch blieb der Geschäftsgang langsam, schleppend. Und es ist wirklich, als ob Max, im dunkeln Vorgefühl, daß eine neue, ganz andere Zeit in der Geburt begriffen sei, wo es im Reich ganz anders werden würde, zuletzt nur für sein Haus noch hätte sorgen wollen. Der Reichskörper war eine schwerbewegliche, aus bunten, ungleichartigen Theilen zusammengesetzte Masse, an der, ohne sie in rechte Thätigkeit bringen zu können, Maximilians Jugend- und Mannesfeuer sich abgearbeitet und an der er wenig Freude erlebt hatte. Hier auf der Scheide der ritterlichen Zeit können wir an einer mittelalterlichen Einrichtung nicht vorübergehen, welche unter Max ihre Beschränkung, bald ihr Ende fand, der sogenannten heiligen Vehme, oder dem heimlichen Gerichte. Dieses Gericht hielt seine Sitzungen unter freiem Himmel, auf geheimen Kreuzwegen nach uraltdeutscher Art, wie es auch ein Ueberrest altgermanischer Rechtspflege war. Von Westphalen ging es ursprünglich aus, und bald theilte sich das ganze Reich in Frei-

grafschaften, und diese wieder in Freistühle. Der Freigraf eröffnete die Sitzung, vor sich ein bloßes Schwert und einen Strick. Die Richter bestanden aus Wissenden (Schöffen), jeder vom Gesetz als unantastbar anerkannt; sie urtheilten nicht nach römischem Recht, sondern nach althergebrachten Urtheilsgründen, nur dann, wenn vor dem ordentlichen Gericht eine Sache oder eine Person nicht zu Recht kam, auf Klage, nach geschehenen Vorladungen, auf vorgebrachte Urkunden und Zeugeneide hin, und dem Urtheil folgte sogleich die strenge Vollziehung. Mancher vornehme Missethäter, den die gewöhnlichen Gerichte nicht erreichen konnten, fand seinen Lohn unter dem Strang oder Dolch der Vehme. Später artete sie in Willkür aus, und was, so lange strenge Unparteilichkeit herrschte, in rechtslosen Zeiten eine Wohlthat war, das wurde später eine Pest, als die Bosheit sich dessen als Werkzeug bemächtigte. Maximilian beschränkte sie sehr.

Es war überhaupt die neue Zeit nicht mehr zu verkennen. Der Schweizer Bauer saß an der kaiserlichen Tafel, wie wir gesehen haben; noch im letzten Jahre des fünfzehnten Jahrhunderts hatte sie Max selbst schnöde, gottlose Bauern, Rebellen genannt. Aber wie die Appenzeller, im Jahre 1405, unter die Graf Rudolph von Werdenberg trat, den ritterlichen Waffenrock aus und den Bauernrock anzog, unter diesem, zum Bauer gewordenen, adeligen Hauptmann Oesterreich und den Adel Schwabens besiegten, so besiegten die Schweizer Oesterreich, Kaiser und Reich im Schwabenkrieg im Jahre 1499. Es war umsonst, daß der Hauptmann des schwäbischen Bundes drohte, er wolle in der Kühmäuler Land dermaßen brennen, daß Gott auf dem Regenbogen vor Rauch und Hitze blinzeln und die Füße an sich ziehen müsse. Die Schweizer Bauern schlugen ihre Feinde bei Hardt, im Bruderholz bei Basel, bei Konstanz und gleich wieder unweit davon beim Schwaderloch, und zuletzt auf der Malser Heide im Vintschgau. Nachdem das Reichsvolk so geschlagen war, kam der Kaiser selbst mit 20,000 Mann, während zu gleicher Zeit der Graf von Fürstenberg mit 15,000 andern eine Seitenbewegung machen sollte. Während dessen Heer sich belustigte mit Tanz und Spiel, fielen die Eidgenossen über dasselbe und rieben es auf. Acht Tage zuvor hatte der Kaiser mit seinem Heere sich vor demselben, ohne zu schlagen, unterm Geschützesrauch zurückziehen müssen. Als er die Nachricht von Fürstenbergs Niederlage hörte, suchte er unter heitern Scherzen den Gram zu verbergen, über die Dinge, die nicht mehr zu ändern waren; er war gesprächig bei Tafel, wie sonst, und als es Nacht geworden war, ging er an ein Fenster, beschaute den gestirnten Himmel und sprach von der Natur und den Eigenschaften der Sterne, und als er des folgenden Tages von Lindau nach Konstanz fuhr, hörte man die fröhlichsten Scherzreden von

ihm im Schiffe. Er war es müde, die Eidgenossen zu bekämpfen. Darum nahm er sie so mit Ehren auf dem Tage zu Konstanz auf; er wurde ihr Freund, sie die seinen, und das Haus Oesterreich hatte es nie zu bereuen.

Glücklicher war er in einem Kriege mit dem Hause Wittelsbach, wegen der Erbfolge in Pfalzbaiern. Diesen endete er sehr zu seinem Vortheil; aber was er in demselben gegen Hans Pintzenauer und die Seinen that, ist ein dunkler Flecken in seinem weißen Kaisermantel. Die Pfälzischen hatten das feste Kufstein an der Grenze von Tirol und Baiern erobert, der heldenmüthige Hans Pintzenauer befehligte für Baiern darin; er hatte zuvor für Oesterreich darin befehligt, und stand im Verdacht, aus Bestechung sich mit der Festung an die Pfälzischen übergeben zu haben. Max legte sich selbst vor das Bergschloß, es war im Jahre 1504, Pintzenauer begrüßte ihn mit einem Kugelhagel aus allen Stücken des Schlosses. Max mußte etwas zurücklagern und ließ es aus sieben Batterien beschießen. Den starken Mauern schadete das nichts, und da sah man einen Mann mit einem Besen herauskommen, und an den Stellen, wo die Kugeln angeschlagen hatten, abfegen: es war der Pintzenauer, der den Kugeln hintendrein kehrte. „Sehet, rief Max, ein neues Reiterstücklein! dieser Kriegsmann will der Mauer ihre Wunden mit einem Besen heilen, aber ich hoffe, es soll aus dem Besen ein Beil werden, das ihm den Kopf rasirt.“ Er schwur laut, die ganze Besatzung über die Klinge springen lassen zu wollen. Er ließ die zwei größten Geschütze in Deutschland, den Weckauf und den Purlebaus, von Innsbruck kommen, die warfen ihre Kugeln so mächtig, daß nach siebzehn Tagen Pintzenauer um freien Abzug bat. „So, rief Max, will euer Hauptmann nun endlich den Besen weglegen, mit dem er unser zuvor gespottet hat? Saget ihm, wir begehren mit einem solchen Spottvogel keinen Vertrag, hat er das schöne Schloß also zerschießen lassen, so mag er jetzt auch, wenn er kann, die Trümmer behalten.“ — Die Kaiserlichen erstiegen die Festung, Max verurtheilte alle Gefangene zum Schwert. Pintzenauer und die Edelleute wurden herausgenommen und vor drei Scharfrichter geführt. Pintzenauer, eine schöne, hohe Heldengestalt, von 36 Jahren, wollte sich viel und sehr entschuldigen, aber ohne Gnade zu erlangen. Nachdem er einen Trunk Weins gethan, kniete er nieder, und sein Haupt fiel. Ihm folgten im Tode zweiundzwanzig Andere. Als es an den dreiundzwanzigsten kam, einen böhmischen Edelmann, sträubte dieser, trotz seiner Bande, sich mit Händen und Füßen gegen den Tod. Das bewegte Herzog Erich von Braunschweig, er trat hervor und sprach zum Kaiser: „Weil man die Rädelsführer vom Brod gethan, so bitte ich, allergnädigster Herr, Euer Majestät wollen um aller Fürsten und Grafen willen, den Uebrigen das Leben schenken.“ Max, um sein Wort nicht gerade zu brechen, schalt ihn glimpflich, und sprach zuletzt doch: „So laßt sie denn

laufen.“ Da liefen die Fürsten und Herren zu den Gefangenen, und riß Jeder einen zu sich: so wurden der Böhme und noch zwanzig Andere gerettet.

Unter den Wünschen, die Max nicht erfüllt wurden, war der, für seinen Sohn eine neue österreichische Kurwürde errichtet zu sehen: die Kurfürsten verbaten es sich als eine Neuerung, die wider des Reiches Verfassung wäre. Dagegen war er glücklich in größeren Erwerbungen für seines Hauses Macht. Sein Sohn, der König Castiliens, starb zwar schon 1505, aber er hinterließ zwei Söhne, Karl und Ferdinand, und zwei Töchter, Maria und Isabella; und Max erhielt die Vormundschaft über die Niederlande wieder. Auch während er tief in den italienischen Krieg verwickelt war, verlor er die Königreiche Ungarn und Böhmen nicht aus den Augen. Durch eine Wechselheirath wollte er beide Reiche seinem Hause sichern. Er erlebte zwar nicht mehr die wirkliche Vermählung seines Enkels Ferdinand mit Anna, der Erbin von Ungarn und Böhmen, die erst 1521 vor sich ging, aber er sah die Verlobung, sah seinen ältern Enkel Karl auf dem Thron von Castilien, sah ihn mit Hoffnungen und Ansprüchen auf Mailand und Neapel, und die Nachfolge auf dem Thron von Aragonien und dem Königreich Navarra gesichert, sah auf dem Haupte dieses seines Enkels die drei Kronen von Castilien, Aragonien und Navarra, sah ihn als Herr der Niederlande, als Erbe Oesterreichs und als Besitzer einer neuen Welt, deren unermeßliche Größe und Reichthümer die Entdeckungen eines jeden Jahres immer mehr offenbarten. Ihm selbst war noch das schöne Land Tirol mit allen andern Besitzungen des kinderlos verstorbenen Erzherzogs Siegmunds von Oesterreich angefallen. Er war es, unter welchem die Macht dieses Hauses in seinen Höhepunkt einzutreten begann, er hatte den Grund gelegt zu der ungarisch-böhmischen Erbschaft, wie zu der großen spanischen; von jetzt an griff das Haus Oesterreich in alle Verhältnisse Deutschlands ein, weil es alle Landschaften berührte, durchschnitt oder umschloß.

So konnte er mit fröhlichem Auge in die Zukunft hinaussehen, in die großen Aussichten, die seinem Hause sich aufthaten. Wie jenseits des Oceans eine neue Welt sich erschloß, so that sich vor seiner Ahnung bereits auf deutschem Boden eine neue Welt auf. Und sah er auch seinen Lieblingsgedanken, den des Türkenkriegs, nicht erfüllt, er konnte sich mit Vielem trösten. Der Geist der Zeit wandte sich, statt gegen die Türken, gegen den römischen Pabst, ein allgemeiner Angriff auf das ausgeartete Pabstthum bereitete sich vor. Ja, Maximilian trug sich einen Augenblick mit dem Gedanken, selbst Pabst zu werden und die höchste geistliche und weltliche Macht zugleich in seinem Hause zu vereinigen. Das neue Licht der Wissenschaften strahlte, die Blitze des modernen Geistes wetterleuchteten um ihn, als er seinen letzten Reichstag zu Augsburg hielt. Auf dem

Reichstag zu Augsburg, der am 1. August 1518 eröffnet worden war, ging schon eine schriftliche Rede, an die Fürsten Deutschlands gerichtet, unter diesen herum, worin gesagt wurde, der Türke, der am meisten zu fürchten sei, sei in Italien zu suchen; den italienischen Türken zu bezwingen, müsse die ganze Christenheit sich zusammenthun. Auch Luther war bereits aufgetreten, auch er war auf den Reichstag berufen worden, aber zwei Tage, ehe Luther in Augsburg ankam, um sich vor dem Cardinal Cajetan zu verantworten, reiste Max von Augsburg ab. Er ritt über Füßen nach Ehrenberg, um sich mit der Falkenbeize zu zerstreuen. Als er von Augsburg wegging und zu der Rennsäule auf dem Lechfeld kam, wandte er sich um, schlug ein Kreuz gegen die Stadt, und sagte: „Nun gesegne dich Gott, du liebes Augsburg, und alle frommen Bürger darinnen. Wohl haben wir manchen guten Muth in dir gehabt. Nun werden wir dich nicht mehr sehen.“ Es war eine Weissagung des seiner Befreiung entgegengehenden Geistes. Todesgedanken beschäftigten ihn schon seit sechs Jahren. Ein Mathematiker hatte auf das Jahr 1518 eine Sonnenfinsterniß verkündet und damit den Tod des Kaisers in Verbindung gebracht. Das war ihm zu Ohren gekommen. Vor drei Jahren ließ er am Schlosse zu Innsbruck bauen, die Bauleute machten Fehler. Mathäus, sagte Max zu seinem Kammerdiener, sie machen nichts, das mir gefällt; ich will mir ein besseres Haus bauen lassen. Und er schickte zum Schreiner, ließ sich einen eichenen Sarg machen, versah ihn mit allem Todtengeräth, verschloß ihn in einer Lade, behielt den Schlüssel immer bei sich und führte die Lade auf allen seinen Reisen mit herum. Seine Hofdiener vermutheten darin einen sonderbaren köstlichen Schatz; er führte die Lade jetzt auch von Augsburg mit sich ins Tirol. Zu Innsbruck wollten die Bürger seine Wagen und Rosse, weil durch Untreue seiner Beamten noch Schulden von Hof bei ihnen ausstanden, nicht unter Dach aufnehmen, sondern die Nacht über auf offener Gasse stehen lassen. Als Max dies am Morgen erfuhr, nahm er es sich zu Herzen und fiel in ein Fieber. Dennoch setzte er sich auf den Inn, um nach Oesterreich zu gehen. Zu Wels wurde das Fieber schlimmer. Tags beschäftigte er sich in der Krankheit mit Unterhandlungen für die Nachfolge seines Enkels; in den schlaflosen Nächten ließ er sich die Geschichte seines Hauses vorlesen, machte sein Testament, verordnete darin, seinen Leichnam auszustellen, damit Jeder dabei sich seiner Sterblichkeit erinnere, sprach zu seinen weinenden Dienern, indem er ihnen zum Abschied allen die Hand gab: „Was weinet ihr, daß ihr einen sterblichen Menschen sterben sehet?“ und starb am 12. Januar 1519 in seinem sechzigsten Jahre.

Karl V.

Der Angriff auf das Pabstthum geschah zunächst nicht durch die Fürsten, nicht durch den Kaiser; er ging vom Volke aus. Mit der Opposition von weltlicher Seite verbanden sich die Bestrebungen einer neuentstandenen volksthümlichen Literatur, und große Bewegungen auf dem Gebiete der Wissenschaft, besonders in der Theologie. Zu dem lang vorbereiteten Durchbruch des Geistes gab Pabst Leo X. die Veranlassung. Seit längerer Zeit hatten die Päbste eine ganz eigenthümliche Finanzquelle sich eröffnet. Im Jahre 1342 schon hatte Pabst Clemens VII., in Form eines neuen Glaubensartikels, die Lehre vom überströmenden Schatze des Verdienstes Christi und der Heiligen in der Christenheit verbreitet. Der Pabst, wurde gelehrt, habe Macht, jedem Christen so viele von den Verdiensten Christi und der Heiligen anzuschreiben, als ihm an eigenen Verdiensten mangle, um seine Sünden damit auszugleichen. Der päbstliche Sündenablaß, dieses Zugutschreiben fremden Verdienstes, erstrecke sich auch auf die Seelen der Verstorbenen im Fegefeuer, und die Hinterbliebenen können sie aus den schrecklichen Qualen des dunkeln Jenseits durch ein billiges Lösegeld befreien. So hatte der römische Hof eine freiwillige Besteuerung der Völker eingeführt; und jemehr die Geldbedürfnisse desselben zunahmen, desto ausgedehnter wurde dieses Finanzgeschäft von den damit beauftragten päbstlichen Dienern betrieben. Im Jahre 1517 erließ auch Pabst Leo X. eine solche Ablaßbulle, weil die herrliche Peterskirche zu Rom, die im Bau begriffen war, ungeheure Summen verschlang; um die zu dem Fortbau nöthigen Gelder aufzubringen, rechnete Leo auf den frommen Glauben der Deutschen, und schickte Ladungen von Ablaßpapieren nach Deutschland. Die Gemeinheit Johann Tezels, eines Dominikanermönchs, dem der Hauptabsatz übertragen war, seine Plumpheit und Unverschämtheit rief den Widerspruch mancher Deutschen, besonders den des Augustinermönchs Martin Luther hervor. Am 31. Oktober 1517 schlug Luther an der Schloßkirche zu Wittenberg fünfundneunzig Sätze dagegen an, und von diesem einfachen Auftreten gegen den Ablaßkram ging die Trennung der Kirche, die Losreißung vom Pabste, die Reformation aus. Auch hier war der Anfang ein unscheinbarer, die Folgen welthistorisch und weltumbildend. Die Mißgriffe des römischen Hofes, im Fortgang des Ablaßstreites, trugen nur dazu bei, die Sache Luthers zu fördern. Von dem Reichstage zu Augsburg entfloh Luther glücklich, da man ihn, statt zu hören, verdammen

wollte. Der Cardinal Cajetan, sagt Luther, habe zu christlichen Dingen „so wenig Geschick als ein Esel zur Harfe," und als er vollends hörte, daß er schon damals, als er nach Augsburg vorgeladen wurde, zu Rom für einen Ketzer erklärt worden war, also ehe man ihn sich hatte verantworten lassen, da hielt er nicht mehr zurück, und eine gewaltige Druckschrift über die andere ging von ihm aus. Jetzt erst zeigte sich die ungeheure Macht, welche in der Presse lag. Das Schießpulver und die Buchdruckerkunst, diese zwei größten Entdeckungen des letzten Jahrhunderts, jene von Schwarz, diese von Gutenberg gemacht, fingen bereits jetzt an, die Welt umzuändern: vor dem Schießpulver und den Geschützen sanken die Mauern des Adels, durch sie veränderte sich das ganze Kriegswesen; die Buchdruckerkunst brachte jeden neuen Gedanken eines Kopfes mit Blitzesschnelle in Tausenden von Abdrücken unter Völker und Länder und befreite die Geister.

Luthers erstes Wirken fiel in die Zeit der Thronerledigung. Kurfürst Friedrich der Weise von Sachsen, sein Landesherr, schützte ihn, und konnte dies um so mehr, da er Reichsverweser war. Die deutsche Nation hatte hundert Beschwerden gegen den päbstlichen Stuhl aufgesetzt, und diese vergaßen die Fürsten nicht, dem jungen Karl ans Herz zu legen, als sie ihn zum Kaiser wählten. König Franz I. von Frankreich hatte nichts gespart, weder Gold noch Intriguen, noch Aussichten, um die deutsche Kaiserkrone für sich zu erwerben; unerhörte Anerbietungen hatte er gemacht. Die Stimme Friedrichs des Weisen, des Kurfürsten von Sachsen, der die Krone für sich ablehnte, entschied für Karl, den Enkel Maximilians, jenen jungen Herrn so vieler Völker und Länder, daß er in Wahrheit sagen konnte, in seinen Staaten gehe die Sonne nicht unter, am 4. Juli 1519. So blieb das österreichische Haus auf dem deutschen Kaiserthron. Noch sechzehn Monate vergingen, ehe Kaiser Karl V. von Spanien ins Reich herauskam: Unruhen in Spanien hielten ihn so lange zurück. Es war ein hochfliegender stolzer Geist, dieser neugewählte Erzherzog Karl von Oesterreich, Prinz von Burgund, König von Spanien: die Fürsten hatten nicht versäumt, ihn durch einen strengen Wahlvertrag zu beschränken. Bisher hatten sich die Kaiser die Anrede „Hoheit, Gnaden" gefallen lassen. Karl V. zuerst nahm den Titel Majestät an. Gleich in den Niederlanden zeigte er bei seinen Anordnungen, wie wenig er gesonnen sei, an alte Freiheiten und Rechte sich zu binden. Obwohl erst neunzehn Jahre alt, hatte er für seine Herrschsucht an den ererbten Königreichen und Fürstenthümern, an der kaiserlichen Majestät nicht genug: er kaufte Friesland um 100,000 Gulden dazu, und gleich darauf, ein paar Monate nach seiner Wahl, das schöne, von Maximilian zum Herzogthum erhobene Württemberg für 220,000 Gulden von dem schwäbischen Bunde, der den jungen, in des Reiches Acht

verfallenen, schuldbefleckten Herzog Ulrich daraus vertrieben und es erobert hatte. Der schwäbische Bund übergab es ihm nur als Pfandschaft; nichts destoweniger nannte sich Karl gleich darauf Erbherr von Württemberg. Am 22. Oktober 1520 ritt Karl in die Krönungsstadt Aachen ein, und es macht einen eigenthümlichen Eindruck, daß bei diesem Einritt zur Königskrönung ein hohles Bild, in welchem ein Mann ging, und welches Kaiser Karl den Großen vorstellen sollte, einherschritt. Karl beschwor den Wahlvertrag und wurde des andern Tags mit der Krone Karls des Großen gekrönt. Er bestätigte und erneuerte Landfrieden und Kreisverfassung, Reichsregiment und Kammergericht, und führte eine hohe Sprache, wie er das Kaiserthum zur alten Herrlichkeit erheben wolle, jedoch des Sinns, daß man nicht viele Herren habe, sondern allein Einen. Dann theilte er sich mit seinem Bruder Ferdinand in die vom Großvater ererbten deutschen Reichslande.

Die Nation hatte ihm mit großen Erwartungen entgegengesehen, die kühnsten Freunde der neuen geistigen und nationalen Bewegung hatten ihn aufgefordert, an die Spitze derselben zu treten: aber Karl verstand das Bedürfniß der deutschen Nation nicht. Halb Spanier der Geburt nach, erzogen in den Niederlanden, wurde Karl ganz Spanier auf dem deutschen Thron. Schon sein Aussehen, noch mehr sein Auftreten konnte die Herzen der Deutschen ihm nicht gewinnen. Dieser melancholische, blasse, ernste, schweigsame, fast schwächliche, junge Mann — das war kein Mann für die großen Dinge, die jetzt im Geist und Herzen der deutschen Nation sich bewegten: das war kein Kaiser Karl der Große, so sehr er Alles hervorsuchte, an diesen zu erinnern, so absichtlich er am Tage Karls des Großen, dem 28. Januar 1521, den Reichstag zu Worms eröffnete, der durch etwas ganz Anderes welthistorisch wurde, als durch die Gegenwart des Kaisers.

In den letzten Jahren hatte die Kirchenreformation, die Luther begonnen hatte, schon über ganz Deutschland sich verbreitet, vom Ablaßstreit war man schnell zum Angriff und zur Verbesserung aller kirchlichen Gebrechen fortgegangen. Während Martin Luther, gestützt auf alle helleren Köpfe der Zeit, in Sachsen thätig war, war es in gleicher Richtung Ulrich Zwingli in der Schweiz; und wie einst im politischen Freiheitskampfe von Berg zu Berg die Feuerzeichen sich entzündeten, so entzündete sich mit Blitzesschnelle das neue Licht allenthalben durch alle Gaue Deutschlands hin. Als der Kaiser nach Deutschland gekommen war, hatte er den religiösen Streit für abgemacht gehalten. Luther hatte sich selbst nach Spanien an ihn gewendet, der Kaiser aber den unbedeutenden Augustinermönch und seine Sache unbeachtet gelassen. Deutsche Fanatiker hatten geradezu Luthers Hinrichtung verlangt, der Pabst ihn in den Bann gethan, aber die fränkische Ritterschaft ihm Schutz angeboten, Kurfürst Friedrich der Weise sich für

ihn verwendet, das Ketzergeschrei der Mönche die Gunst des Volkes für ihn geweckt, er selbst die Bannbulle nebst dem kanonischen Recht vor dem Thore von Wittenberg öffentlich auf einem Scheiterhaufen verbrannt; und ganz Deutschland war voll von Karrikaturen, Spottliedern und Aufregung, zu Luthers Ruhm und gegen seine Widersacher. Luthers Sache war zur Volkssache geworden.

Der Kaiser hatte davon noch keine Ahnung. Am Ende der Reichstagsverhandlungen, deren Gegenstände jetzt für den spätern Beobachter ganz als Unbedeutendheiten in den Hintergrund treten, willigte Karl endlich auf das Drängen der hohen Freunde Luthers ein, des Mönchs Verantwortung zu hören, ehe seine Verurtheilung als Ketzer bekannt gemacht würde.

Es war ein großer Augenblick, in welchem der Augustinermönch und der deutsche Kaiser zusammenkommen sollten. Wenn Karl V. den Mönch und die Stimmung und das Bedürfniß der deutschen Nation verstanden hätte, so mußte ihm jetzt der Preis zufallen, nach welchem seine Vorfahren, die großen Hohenstaufenkaiser, umsonst gerungen hatten, der Ruhm der Befreiung des deutschen Reiches, ja der europäischen Welt von Rom.

Luther war von allen Seiten gewarnt worden, das Schicksal des Huß nicht in Worms sich zu holen. Aber er dichtete das Lied: „Eine feste Burg ist unser Gott.“ Er vertraute diesem seinem Gott und dem zugesicherten kaiserlichen Geleite. Allenthalben sah er auf dem Wege an den Thoren die Dekrete angeschlagen, welche seine Schriften als ketzerisch verdammten. Ungeschreckt dadurch, folgte er dem kaiserlichen Herold von Wittenberg bis Worms. Noch auf der letzten Station ließ ihn ein Rath seines Kurfürsten warnen, nicht nach Worms hereinzukommen. „Und wenn, antwortete Luther, so viel Teufel in Worms auf mich hielten, als Ziegel auf den Dächern sind, so will ich doch hinein und mitten unter sie; Huß ist verbrannt worden, nicht aber die Wahrheit mit ihm.“ Es war Dienstag, den 16. April, gegen Mittag, als man in Worms gerade bei Tische saß. Da stieß der Thürmer auf dem Dom in sein Horn, zum Zeichen, daß der berühmte Mönch, der Mann der Nation, vor den Thoren sei, und Alles strömte hinaus auf die Straßen, an die Fenster, auf die Dächer, um ihn zu sehen, der solches gewagt hatte. Er saß auf einem offenen Rollwagen, in seiner Augustinerkutte, vor ihm ritt der kaiserliche Herold mit dem Reichsadler, und wie Luther so hinsah über die wogende, zujauchzende, theilnehmende Volksmasse, da wuchs sein Muth zur Freudigkeit und er sagte beim Absteigen, Gott wird mit mir sein. Am Abend nach seiner Ankunft wurde er vor die Reichsversammlung geführt. Hager, blaß von Sorgen und Arbeiten, stand er da, und als der Kaiser das Mönchlein sah und ihn mit schwacher, unvernehmlicher Stimme sprechen hörte, schüchtern und fast erschrocken, sagte er zu seinem Nebensitzer, der wird mich schwerlich

zum Ketzer machen! Er wurde zum Widerruf aufgefordert; er erbat sich Bedenkzeit. Des andern Tages, spät am Abend, wurde er wieder vorgeladen. Schon brannten alle Fackeln in dem Saale, der so gedrängt voll war, daß kaum die Fürsten zum Sitzen kamen. Alles war auf das Benehmen des Mönchs gespannt. Da fing Luther zu sprechen an, mit so freudigem Muth, mit so sicherer, fester und starker Stimme und mit solcher Gewißheit seiner Sache, daß Kurfürst Friedrich voll Freuden Abends zu Spalatinus sagte: „O wie schön hat doch Doktor Martinus heute vor Kaiser und Reich gesprochen.“ Und Landgraf Philipp von Hessen, der ihn mit andern Fürsten Abends in seiner Herberge besuchte, sagte ihm freundlich: „Habt Ihr Recht, Herr Doktor, so helfe Euch Gott.“ Andere sagten ihm, ehe ihn seine Feinde verbrennen sollten, müßten sie Alle mit verbrennen. Vierhundert von Adel verschworen sich, ihn nicht zu verlassen, selbst der kaiserliche Feldhauptmann, Jörg von Frondsberg, fühlte sein ganzes Herz von dem unerschrockenen Mönch gewonnen, und der tapfere Herzog Erich von Braunschweig schickte Luthern zu Gruß und Labe nach seinem Strauß durchs Gedränge hindurch einen Krug Eimbecker Bier. Luther hatte seine Vertheidigung mit den Worten geschlossen: „Es sei denn, daß ich mit Zeugnissen der heiligen Schrift oder mit klaren und hellen Gründen überwunden und überwiesen werde, daß ich irre, so kann und will ich nicht widerrufen, weil mein Gewissen in Gottes Wort gefangen, und es weder sicher noch gerathen ist, etwas wider das Gewissen zu thun. Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir, Amen.“

Das Alles änderte den Eindruck nicht, den Luther zuerst auf den jungen Kaiser gemacht hatte, ihm und seinen vornehmen Spaniern schien der Mönch aberwitzig zu sein, auch andern Fremden, wie einem ganz unparteiischen Venetianer, gefiel Luther, sein Geist und sein Benehmen nicht so, wie den Deutschen. Und der Kaiser sprach am folgenden Tage es aus, daß er gegen ihn und seine Anhänger mit der Acht vorfahren, jedoch das gegebene Geleit halten wolle. Dieses zu brechen, wäre, auch wenn es der Kaiser gewollt hätte, bei der allgemeinen Theilnahme und Aufregung für Luther, nicht in seiner Macht gestanden. Furcht vor einer Volksempörung, vor den drohend die Hand ans Schwert legenden Reichsfürsten, zwang ihn, das Geleit zu halten. Auf diese Erklärung hin fand man des andern Morgens in den kaiserlichen Gemächern einen Zettel, worauf geschrieben war der Spruch der Schrift: Wehe dem Lande, dessen König ein Kind ist.

Als Luther im Hessischen ankam, schickte er schon das Geleit mit Dank zurück. Im Meiningischen sah er sich in der Abenddämmerung von verkappten Reitern angehalten, vom Wagen genommen, auf ein Pferd gesetzt und schnell durch den Wald auf Seitenwegen auf ein Schloß

gebracht. Es war die Wartburg, die ihm sein Kurfürst zur Freistatt bestimmt hatte, und man sprengte das Gerücht geflissentlich aus, Luther, der Geächtete, sei von Feinden des Kurfürsten im Thüringer Walde überfallen, vielleicht getödtet worden.

Karl V. verließ nun die deutschen Angelegenheiten und Deutschland, nachdem er kaum ein halbes Jahr darin verweilt hatte; dem Reichsregiment übertrug er die Regierung, um sich von den, ihm unbedeutend erscheinenden religiösen deutschen Händeln auf einen Schauplatz zu wenden, der seines hochstrebenden Geistes würdig wäre. Er begab sich in die Niederlande. Wenn er hier so über einen Marktplatz ging, und so ein Feuer sah, in welchem man die zu Hauf gebrachten Schriften Luthers verbrannte, zog sich ein Lächeln um seine Lippen. Er war ganz in seine Staats- und Kriegsgeschäfte versenkt. Von allen Seiten schlugen feindliche Hämmer an die Thore seiner völker- und länderreichen Herrschaft. Im Westen standen die Städte Castiliens gegen die Uebergriffe der Krone in den Waffen, im Osten fielen die Türken in Ungarn herein und erstürmten Belgrad. König Franz von Frankreich griff zu gleicher Zeit Navarra und die Niederlande an. In Italien war der Hauptkampf zwischen dem verbündeten kaiserlich-päbstlichen Heere und den Franzosen. Zu Ende des Jahres waren die Letztern aus Parma, Piacenza, selbst aus Mailand vertrieben. Unter diesen Kämpfen und Siegen verschwand für Kaiser Karl Deutschland ganz, zumal er im Mai 1522 auch die Niederlande verließ, über England nach Spanien zurückkehrte, sieben Jahre hindurch seinen festen Aufenthalt in Spanien nahm, sich mit einer portugiesischen Prinzessin vermählte, und an der unumschränkten spanischen Königsgewalt, spanischen Sprache und Sitte ein solches Gefallen gewann, daß er in Allem ganz spanisch wurde.

Der italienisch-französische Krieg entsprang zwar weit mehr aus den besondern Interessen Karls V. und den Verhältnissen seiner Erblande, als aus den Interessen des deutschen Reiches; doch berührte er die letztern sehr.

Karl V. war, als er den Kaiserthron bestieg, so groß an äußerer Macht, daß es schien, ihm müsse gelingen, was seinen letzten Vorfahren mißlungen war, die Rückbringung alles dessen an das Reich, was es in den letzten Jahrhunderten verloren hatte. Man konnte hoffen, er werde in Italien namentlich die Ehre der deutschen Waffen, des kaiserlichen Schwertes einlösen und die Franzosen daraus vertreiben. Karl V. gebot jetzt über unermeßliche Geldquellen, und hatte außer einer Heeresmacht zu Roß und zu Fuß eine bedeutende Seemacht, und darum war auch auf dem Reichstage zu Worms ernstlich von der Wiedereroberung der abgerissenen Reichstheile die Rede gewesen. Dem Bündniß mit dem Pabste zu lieb hätte Karl den lutherischen Handel unterdrückt, selbst wenn er ihm nicht so widerwärtig gewesen wäre, als er es war. König Franz I. hatte Feind-

seligkeiten von mancherlei Art gegen Karl bewiesen. Karl und Pabst Leo X. versprachen einander, den christlichen Staat herstellen, d. h. die Rechte des Kaiserthums und des Pabstthums erneuern zu helfen. Zu Calais kam Karl mit dem Könige von England, Heinrich VIII., zusammen, und gewann ihn für sich.

An der französisch-niederländischen Grenze, wo ein kaiserliches Heer unter dem Grafen von Nassau, Franz von Sickingen und Georg von Frondsberg gegen die Franzosen focht, kam es zu keiner Entscheidung. Anders in Italien. Hier waren die Eidgenossen von großem Gewicht. Kaiser Karl und der Pabst hatten folgenden Plan. In kaiserlichem Sold sollten 16,000 Schweizer über die Alpen gegen Mailand ziehen, während eine kaiserliche Flotte vor Genua, ein neapolitanisch-päbstliches Heer am Po erschiene. Die Schweizer aber ließen sich durch das französische Geld für den Dienst Frankreichs gewinnen, ehe der Kaiser sie anging, und sie trennten sich um Geld, nicht zu ihrem Ruhm, von der deutschen Sache, an die ihr Blut, ihre Sprache, ihre Ehre sie wies. So war der Plan des Kaisers durchkreuzt. Aber Geld und Intriguen gewannen auch dem Pabst und dem Kaiser eine bedeutende schweizerische Werbung; denn neben der französischen Partei in der Schweiz hielt sich die deutsche, und ehe die Franzosen es hinderten, hatte sich das eidgenössische Heer mit dem kaiserlichen Oberfeldherrn Prospero Colonna bei Gambara vereinigt, und die Schweizer beim französischen Heere gingen schaarenweise nach Hause, um nicht mit ihren Eidgenossen schlagen zu müssen. In Mailand war die Stimmung für die Verbündeten, und bei der geringen Fähigkeit des französischen Oberfeldherrn Lautrec, der darin lag, nahmen sie die Vorstädte fast spielend ein. In der Stadt selbst erhoben die Bürger das Geschrei: Es lebe das Reich! nieder mit den Franzosen! Indem rückte die Masse des kaiserlich-päbstlichen Heeres an die Stadt. Die Landsknechte bis an den Gürtel im Wasser, gingen durch die Gräben und erstiegen die Verschanzungen; Lautrec zog sich mit seinem Heere aus der Stadt und überließ sie den Verbündeten. Pavia, Lodi, Parma, Piacenza, fielen ihnen gleichfalls zu. Unter diesen Siegen starb Leo X. Der Sieg der französischen Partei über die Deutschen in der Schweiz änderte die Lage der Dinge. Die Schweizer im kaiserlichen Heere wurden zurückberufen. 16,000 Schweizer zogen dem französischen Heere zu. Da halfen die deutschen Landsknechte dem Kaiser aus seinen Nöthen. Er schickte italienisches Geld; Georg von Frondsberg ließ die Trommel rühren; aus Schwaben, aus Tirol und sonst her sammelten sich schnell zwölf Fähnlein Landsknechte zu Augsburg um diesen rühmlich bekannten Feldhauptmann, und er führte sie im Winter, mitten im Februar, über Schnee und Eis des Wormser Joches, wo 200 Bauern vor ihm her bahnten, gerade noch zur rechten Zeit nach dem von

Schweizern und Franzosen bedrohten Mailand, während 6000 andere Deutsche von Trient herbeikamen. So war das kaiserliche Heer, aus deutschen Fähnlein, aus spanischen Schützen und aus italienischen Ghibellinen zusammengesetzt, wieder im Stande, den Franzosen die Spitze zu bieten, trotz den jetzt ganz mit ihnen verbündeten Schweizern. Bei Bicocca lagerte es wie in einer Festung. Am 27. April 1522 griffen Franzosen und Schweizer dieses Lager an. Jörg Frondsberg war gefaßt, sie zu empfangen. Er stieg ab von seinem Roß, nahm eine Hellebarde und stellte sich in die Reihen der Landsknechte. Wie sie vor dem Kampf pflegten, knieten alle nieder zum Gebet; dann rief Frondsberg: »Wohlauf, zu guter Stunde, im Namen Gottes.«

Wunder der Tapferkeit thaten die Schweizer, ihrer ungünstigen Stellung, dem kaiserlichen Geschütz zum Trotz: Wunder der Tapferkeit thaten die Landsknechte. Lange nachher sang und erzählte man von den Thaten des Rudolph Häl und des Castelalt, der Landsknechtshauptleute, von der Tapferkeit des Fähndrich Brandesser und dem Fähnlein des Strählin im Lager von Bicocca. Die französische Reiterei floh zuerst. Zurückgeworfen, brachte sie ihr Hintertreffen in Unordnung, und plötzlich hörte man ein Geschrei: hinten fliehen sie! Und man sah das ganze französische Heer in die Flucht hineingerissen. Auch die Schweizer wichen jetzt. Aber sie flohen nicht, sie machten einen guten Rückzug. Einige Tausend von ihnen lagen auf der Wahlstatt, gegen Tausend von den Kaiserlichen. Da die Franzosen kein Geld mehr hatten, gingen die Schweizer nach Hause. Alles Mailändische huldigte dem Kaiser als Oberlehensherrn; Genua wurde von den Kaiserlichen erstürmt und geplündert. Die Landsknechte aber machten so gute Beute, daß sie sich in Sammt und Seide kleideten und Hut und Taschen voll Goldes hatten. So war G e n u a und M a i l a n d wieder beim Reich.

Jetzt ging Kaiser Karl daran, die durch Frankreich abgerissenen Lande an das Reich zurückzubringen, und die Rechte des Reiches über den größern Theil des s ü d l i c h e n F r a n k r e i c h s herzustellen. Auch wollte er die dem burgundischen Hause entrissenen Besitzungen für sich als Herzog von Burgund wieder gewinnen. Sein Verbündeter, König Heinrich VIII. von England, unterstützte ihn kräftig dabei. Der Engländer hatte nicht vergessen, was seine Vorfahren einst auf französischer Erde besessen hatten. Im Juni 1522 griff der kaiserlich-königliche Admiral Lord Surrey die Küste von Cherbourg an, und im September brach ein vereinigtes englisch-niederländisches Heer in die Piccardie ein. Der Winter kam, ehe Großes geschehen konnte. Indessen gewann der Kaiser an dem mächtigsten Vasallen, dem bedeutendsten Manne in Frankreich, einen Verbündeten und einen großen Feldherrn, an dem Connetable Bourbon. Franz I. hatte diesen seinen Verwandten auf vielfache Weise hintangesetzt, beeinträchtigt, bedrückt, beleidigt.

So trat er zum Kaiser über und erbot sich, 10,000 zu Fuß, 500 zu Roß zu stellen. Kaiser Karl, voll Freude, versprach ihm, ihn zum König zu erheben und ihn mit seiner Schwester zu vermählen; es wurde beschlossen, Bourbon, der zwei Fürstenthümer, zwei Herzogthümer, vier Grafschaften, neun andere große Herrschaften, und mehr Einkommen hatte, als der größte deutsche Fürst, solle sich unabhängig erklären, ein deutsches Heer in Bourgogne, ein spanisches in Languedoc, und ein englisches in die Piccardie einfallen. König Franz war eben im Begriff, einen neuen Angriff auf Mailand zu machen. Sobald er durch die Alpenpässe wäre, wollten die Verbündeten losbrechen; aber der Plan wurde verrathen, Bourbon entfloh noch glücklich; aber die Operationen der verbündeten Heere gingen nun nicht ganz so, wie man gerechnet hatte. Bourbon selbst vertauschte den Kampfplatz in Frankreich mit dem in Italien. Hier hatte Kaiser Karl alle italienischen Mächte gegen die Franzosen in einen Bund vereinigt, und Venedig war mit ihm selbst in Bund getreten, das er Anfangs auch zum Reich hatte zurückbringen wollen; auf dem päbstlichen Stuhl saß Adrian von Utrecht, sein Erzieher. Der französische Admiral Bonivet umschloß mit 34,000 zu Roß und zu Fuß Mailand, mußte aber mit dem Winter die Belagerung aufheben. Neue Schaaren kamen aus Frankreich, aber auch Bourbon kam, als kaiserlicher Statthalter, und drängte die Franzosen aus einer Stellung nach der andern, und die Franzosen mußten Italien abermals verlassen, und auf dem Rückzug verloren sie ihren besten Ritter, Bayard, den Ritter ohne Furcht und Tadel. Dieser Inbegriff aller Ritterlichkeit, in Frankreich, Italien und Spanien, von Freund und Feind anerkannt als das wirkliche Ideal eines Ritters, wie Franz von Sickingen in Deutschland, fiel durch die Kugel eines Hakenschützen: es war klar, seit die Kugelbüchsen aufkamen, war es mit dem eisernen Ritterthum zu Ende. Sie verloren alle Plätze in Italien, alles Geschütz; bis an den Fuß des Bernhardsberges verfolgten sie die Landsknechte; im Juli 1524 griff Bourbon Frankreich selbst an, und ließ, schnell bis Toulon vordringend, alles Eroberte sich und dem Reiche huldigen; am 9. August nahm er Aix, am 19. stand er vor Marseille. Aber ehe es erstürmt werden konnte, mußte er vor den mächtigern Rüstungen des Königs nach Italien zurückgehen, um dieses dem Kaiser zu erhalten. Bourbon hatte vor wenigen Monaten dem Kaiser geschrieben, er werde ihn zu einem Herrn machen, welcher der ganzen Welt Gesetze gebe; jetzt zog er mit seinem Heere, heruntergerissen, durch die Pässe der Seealpen.

Die französische Kriegsmacht verbreitete sich über Oberitalien; und ein witziger Kopf schrieb aus, es sei ein kaiserliches Heer im Gebirge verloren gegangen; der redliche Finder werde gebeten, es gegen eine gute Belohnung abzuliefern. Bourbon aber hatte sich, da die Pest in Mailand

wüthete, mit seinem Heer in das Castell, in die Städte Pavia, Lodi und Cremona vertheilt. Pavia schlossen nun die Franzosen ein. Das schlug alle Stürme ab; die Deutschen darin hielten sich auf das Beste, und schon kamen neue deutsche Schaaren die Alpen herunter. Bourbon selbst ging nach Innsbruck und Augsburg, verkaufte alle seine Juwelen, und brachte achtzehn Fähnlein Landsknechte unter Marx Sittig von Ems über die Alpen herüber. Des Kaisers Statthalter in Neapel ließ Alles verkaufen und zu Gelde machen, so viel er vermochte, schickte das Geld an Jörg Frondsberg, der warb dafür elf Fähnlein Landsknechte unter trefflichen Hauptleuten, und am 24. Januar stießen diese neunundzwanzig Fähnlein Landsknechte zu dem kaiserlichen Heere in Lodi. Da Geld und Lebensmittel nicht lange ausreichten, galt es, die Franzosen vor Pavia gleich anzugreifen. „Es ist kein Stück Brod da, um morgen davon zu leben, aber vor euch ist das französische Lager, wo man Brod vollauf hat und Fleisch und Wein und Karpfen vom Gardasee. Das müssen wir haben.“ So sprach der Markese Pescara, der Feldoberste des spanischen Fußvolks, der kluge Held mit den rothen Unterkleidern, dem kurzen schwarzen Rock ohne Aermel, dem Landsknechtshut und den großen wehenden Federn darauf. In gleichem Ton sprach Frondsberg zu seinen Deutschen. Alles war ein Sinn. In der Nacht griffen sie den Park von Pavia an, worin König Franz eine starke Stellung genommen hatte. Es wurde Morgen, ehe sie eine hinreichende Bresche in die Mauer gemacht hatten. Als jetzt die Schlacht begann, geriethen die Kaiserlichen sichtbar in Nachtheil. Aber nach einem furchtbaren Kampfe, den größten Anstrengungen der berühmten Hauptleute und Führer, der wunderwürdigsten Tapferkeit der Landsknechte, wurde das beste Volk der Franzosen vernichtet oder zur Flucht gebracht, 28 schweizerische Fähnlein und der schwarze Haufen, auch deutsche Landsknechte aus Geldern und Lothringen, die Frankreich dienten, und darum von den kaiserlichen Landsknechten grimmig gehaßt wurden. Die Hakenbüchsen wirkten furchtbar auf die Reiterei, und als auch die Besatzung aus Pavia heraus den Franzosen in den Rücken fiel, da floh Alles ordnungslos; nur der ritterliche König Franz nicht. Er war der Letzte, immer fechtend, und wurde, als ihm sein Pferd von Niklas von Salm erstochen wurde, stürzend gefangen. 10,000 Mann hatten die Franzosen, die Schweizer ihren alten Kriegsruhm an die Landsknechte verloren. Dieser Sieg wurde gewonnen am 24. Februar 1524.

Kaiser Karl lehnte an einem Fenster seines Schlosses zu Madrid, als ein Bote vor ihn trat, und ihm die Schlacht, den Sieg, die Vernichtung des französischen Heeres, die Gefangenschaft des Königs Franz meldete. Einige Augenblicke war Karl sprachlos, dann hörte man ihn vor sich hin sprechen: der König in meiner Gewalt, die Schlacht für mich

gewonnen! Darauf ging er in das Nebenzimmer, kniete vor ein Marienbild und betete, veranstaltete Processionen in ganz Spanien und sprach davon, wie er jetzt die Türken aus Constantinopel und Jerusalem vertreiben wolle. Er war überrascht von einem Sieg, den er gewonnen hatte, ohne einem Feind ins Auge zu sehen, und vollends von einem Sieg solcher Größe. Sein Bundesgenosse, Heinrich VIII. von England, verlangte geradezu die Absetzung Königs Franz und die Krone Frankreichs für sich, wogegen er Alles zurückgeben wolle, was dem Reiche gehört habe, ja sogar Frankreich und England selbst. Der junge Kaiser ließ sich nicht hinreißen. Er wollte bloß König Franz unschädlich machen und das Uebergewicht des österreichischen Hauses, vorerst sein eigenes, für die Zukunft befestigen.

Der Kaiser that, als ob nicht der König, sondern Frankreich gefangen wäre, aber selbst die Mutter des Königs, so sehr sie ihren Sohn liebte, sprach, besser, er ewig gefangen, als Frankreich zerstückelt. Franz, von der Unerträglichkeit seiner Gefangenschaft bezwungen, unterschrieb zuletzt Alles, was der Kaiser ihm vorlegte, verzichtete auf alle Ansprüche auf Italien, auf die Oberherrlichkeit über Flandern und Artois, willigte in die Herausgabe von Burgund, in die Vermählung mit der Schwester des Kaisers und anerkannte alle Feinde des Kaisers als seine. Es war dies am 14. Januar 1526. Er legte zur Bestätigung dieses Friedensvertrags bei feierlichem Hochamt die Hand auf das Evangelienbuch und schwur, den Vertrag nie brechen zu wollen: am selben Tag, in derselben Stunde, wenige Minuten zuvor, hatte er eine heimliche Protestation unterzeichnet, daß er, weil durch Gewalt gezwungen, den Vertrag für null und nichtig erkläre. Und dennoch leistete er den feierlichen Eid. Auf der Bidassoa, die Frankreich von Spanien scheidet, wurde König Franz gegen seine beiden Söhne ausgewechselt; sie sollten als Geisel für des Vaters Wort dienen. Am jenseitigen Ufer sprang Franz auf das bereite, türkische Pferd; er fühlte sich frei, Gefangenschaft, Eid, Vertrag hinter sich, abgeschüttelt. „Ich bin der König, der König!“ rief er jauchzend in die Lüfte. Der Pabst sprach ihn auch sogleich von seinem Eide frei.

Während dieser Kämpfe auf dem Felde der Politik und des Krieges waren in Deutschland selbst auf dem Felde des Geistes und des Glaubens große Veränderungen vor sich gegangen: Luthers Reformation hatte sich in weiten Kreisen ausgedehnt, die von ihm in einem herrlichen Deutsch, wie es vor ihm nie geschrieben worden war, zum Druck beförderte Bibelübersetzung und seine und seiner Geistesverwandten zahlreiche Schriften hatten Fürsten, Adel und Volk für die Reformation eingenommen, die Messe war in einem großen Theile des Reiches abgeschafft, dem Pabstthum abgesagt worden, der Großmeister des Deutschordens, Albrecht von Brandenburg, hatte das dem letztern Orden gehörige Preußen an sich genommen,

das geistliche Kleid abgelegt, sich verheirathet, und sich zum weltlichen Herzog, Preußen zum erblichen Fürstenthum seines Hauses gemacht; auch sein Stammverwandter, der Erzbischof von Mainz, zeigte wenigstens eine Anwandlung, sich zum weltlichen Erbfürsten zu erklären. Dagegen schlossen einige katholische Fürsten zu Dessau eine Verbindung, und Kaiser Karl führte von Spanien aus eine starke, streng altkirchliche Sprache. Die für die neue Lehre eingenommenen Fürsten schlossen auf das zu Torgau einen Bund. Des Kaisers enge Verbindung mit dem päbstlichen Stuhl hatte auf seine altkirchliche Sprache sehr eingewirkt: als der neue Pabst Clemens VII. einen Waffenbund gegen Karl stiftete, da änderte Karl V. seine kirchliche Haltung und er entschloß sich, die geistige Bewegung in Deutschland gegen den Pabst zu benützen; die Reformation, die man kaum noch auf jede Art gehemmt hatte, ließen jetzt der Kaiser und sein Bruder, der Erzherzog Ferdinand, so weit es nur gegen des Pabstes, nicht gegen ihr Interesse ging, fortschreiten.

Karl bot alle seine italienischen und deutschen Kräfte auf, um Italien zu behaupten; und die Trommel, welche Frondsberg in Oberdeutschland rühren ließ, hatte diesmal einen viel lockenderen Klang und viel stärkere Wirkung; der Wirbel galt einem Feind, gegen den der Zeitgeist gerichtet war; es ging gegen den Pabst, da liefen sie schaarenweise herbei zu den Fähnlein, Junker, Bürger und Bauern und alte Kriegsgesellen. Des Pabstes Minister hatte das vorausgesagt. In seinen Manifesten sprach Karl gegen den Pabst fast wie ein Lutheraner. Gegen 15,000, darunter 4000 Freiwillige ohne allen Sold, zogen die deutschen Kriegsleute über die Alpen. Bei Fiorenzola vereinigte Frondsberg sich mit Bourbon, und weil der Kaiser gerade kein Geld hatte, beschloß man, den Sold in Rom zu holen, wo seit Jahrhunderten alles Geld der Welt zusammengeflossen sei. Am Abend des 5. Mai stießen die Speere der Landsknechte an die Mauern Roms. In der Nacht noch bereitete sich Alles zum Sturm. Mit der Frühe begann er. Bourbon voran im Sturm, aber auch voran im Tod. Er war der Erste, der fiel, durch den Schuß einer Hakenbüchse. Ueber seine Leiche hin ging es in das fast widerstandslose Rom. Nach Sonnenuntergang war es erobert. Zehn Tage lang dauerte die Plünderung: da waren die Landsknechte die reichsten Herren. An zehn Millionen Goldes fielen in ihre Hände, Pabst Clemens VII. mußte noch 400,000 Scudi zahlen, alle Plätze in der Lombardei, in und um Rom ausliefern. Die Landsknechte sagten, sie wollen das Pabstthum dem Luther schenken, und man gab sich der Hoffnung hin, „der junge, theure Kaiser Karl werde von nun an nach Gottes Wort in Rom regieren.“

Zwischen die italienisch-französischen Kämpfe hinein fielen in Deutschland selbst zwei für die bestehenden Verhältnisse sehr gefährliche Waffenbewegungen. Franz von Sickingen, ein einfacher Freiherr, aber reich

wie ein Fürst, voll kühner Ideen, Haupt des verbündeten Adels in Schwaben, Franken und am Rhein, entwarf 1523 den Plan, die geistlichen Fürstenstühle am Rhein umzuwerfen, um, wie er sagte, dem Evangelium eine Oeffnung zu machen; eigentlich wohl, um, wenn das Erste gelang, einen Zustand in Deutschland herbeizuführen, wo keine Fürsten mehr wären, sondern eine freie Nation unter einem Haupte, dem Kaiser. Aber bei der Belagerung seiner Feste Landstuhl schleuderte ihn eine Geschützkugel gegen einen spitzen Balken, daß er starb.

Seit dem Sommer 1524 erhoben sich die Bauern gegen die Bedrückungen ihrer Herren, und im folgenden Jahre wälzte der Bauernkrieg von Oberschwaben bis zur Ostsee, von den Karpathen bis zum Niederrhein seine Vergeltung. An die tausend Schlösser und Klöster sanken in Schutt, bis die Fürsten und Herren der großen Volksbewegung Meister wurden. Der Adel hatte Druck und Hohn so lange getrieben, daß die zügellose Rache der Bauern im Blute des Grafen von Helfenstein und seiner Genossen sich befriedigte, und der für das Leben ihres Gemahls kniendflehenden Gräfin sogar das Söhnlein in ihrem Arme verwundete. Zuletzt ergaben sich die Bauern, als viele ihrer Führer sich bestechen ließen und sie verriethen, theils auf Gnade, theils auf Gnade und Ungnade, und legten ihre Fahnen meist zu des Truchseß von Waldburg Füßen.*

Im Osten war ein neuer, großer Eroberer aufgestanden, der türkische Sultan Soliman II. Der junge König Ludwig von Ungarn hatte umsonst an den Pabst und den Kaiser um Hülfe sich gewandt, umsonst an das Reich. Kaiser und Pabst waren mit sich selbst beschäftigt; und an demselben Tage, an welchem das Reich zu Speier über eine Türkenhülfe hin und her schwatzte, am 27. August 1526, verlor der Ungarnkönig, in der blutigen Schlacht bei Mohacz, Heer und Leben. Die Türken überschwemmten Ungarn, aber nach zwei Monaten kehrte Soliman mit ungeheurem Raub an Gut und Menschen zur Dämpfung einer Empörung nach Kleinasien zurück. Durch König Ludwigs Tod fielen nun die beiden Königreiche Ungarn und Böhmen, den Verträgen Maximilians gemäß, an des Gefallenen Schwager, den Erzherzog Ferdinand von Oesterreich, den Bruder des Kaisers. So erprobte sich aufs Neue das Glück des Hauses Oesterreich. In Böhmen gewann er die Anerkennung der Stände, in Ungarn wurde die Krone ihm lange von Johann Zapolya, dem Woywoden von Siebenbürgen, mit Hülfe der Türken streitig gemacht, ob er sie ihm gleich durch einen siegreichen Zug im Jahre 1527 entriß, und zu

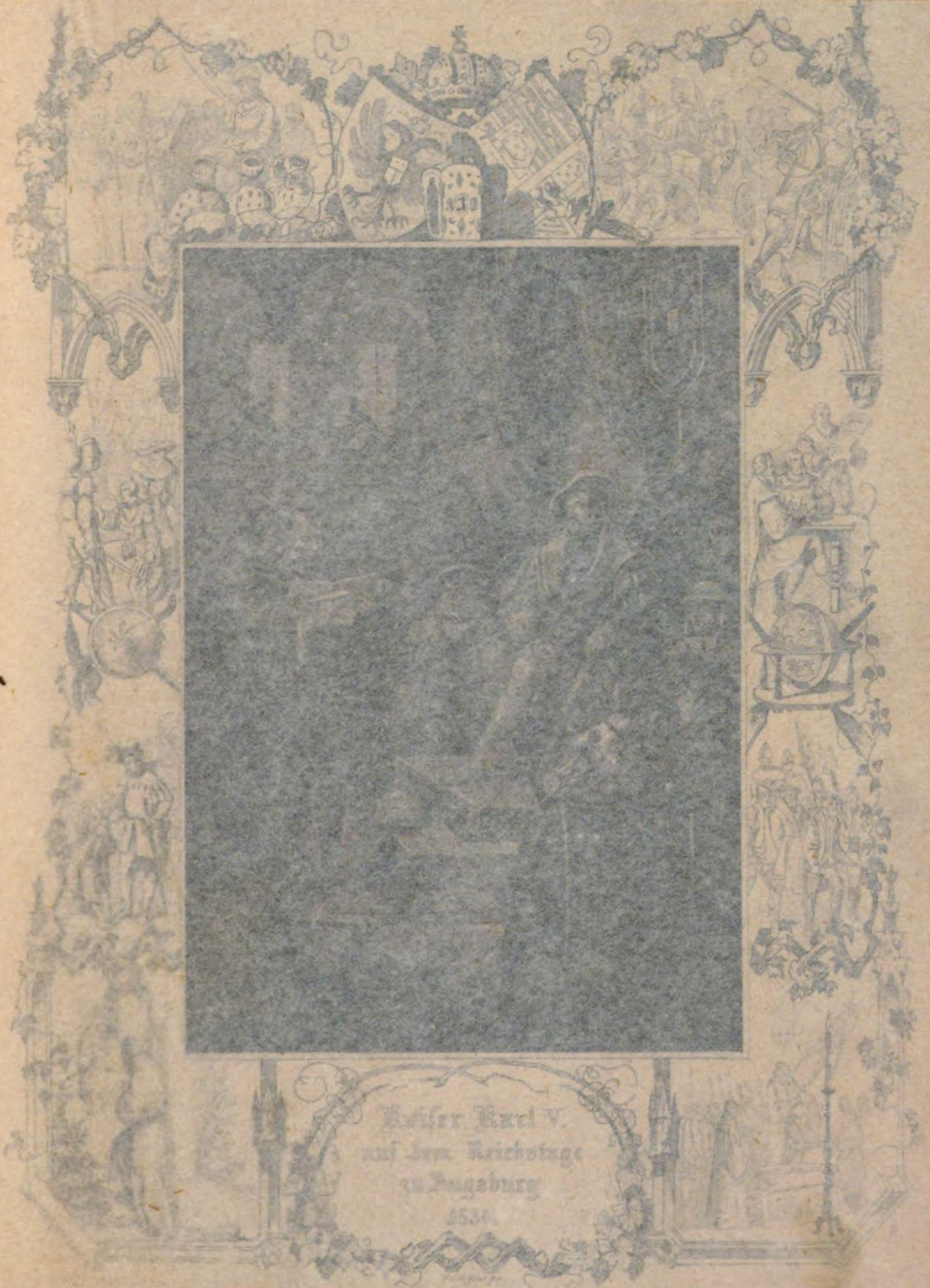
* Ueber diese höchst interessante, bunt lebendige Volksbewegung vergleiche das ganz aus Urkunden und Berichten der Augenzeugen geschöpfte Werk: Geschichte des großen Bauernkriegs von Wilhelm Zimmermann, zwei Bände, zweite ganz umgearbeitete Auflage. Rieger'sche Verlagshandlung. Stuttgart 1856.

Stuhlweißenburg gekrönt wurde. Im Jahre 1528 forderte er von Soliman die Rückgabe Belgrads. Soliman antwortete, er wolle nächsten Frühling nach Ofen kommen, dort könne Ferdinand nach den Schlüsseln von Belgrad bei ihm fragen; und wenn er dies scheuen sollte, werde er selbst sie ihm nach Wien bringen. Am 22. September 1539 stand Soliman vor Wien. Die schwach befestigte Stadt war durch tapfere Vertheidiger geschirmt, so gering ihre Zahl gegen die Menge der Belagerer war. Den Oberbefehl führte Niklas, Graf von Salm. Die Türken aber hatten die Umgegend von Wien zu sehr verheert, um sich lange halten zu können. Nach mehreren vergeblichen Stürmen zog Soliman am 16. Oktober wieder ab, indem er denen in der Stadt schrieb, seine Absicht sei nicht gewesen, ihre Städte einzunehmen, sondern ihren Herrn aufzusuchen, der lasse sich nicht finden, und er habe jetzt lange genug gewartet. Auf der Rückkehr setzte er Zapolya in Ofen die Krone Sft. Stephans auf, und lange blieb dieser der wirkliche König von Ungarn.

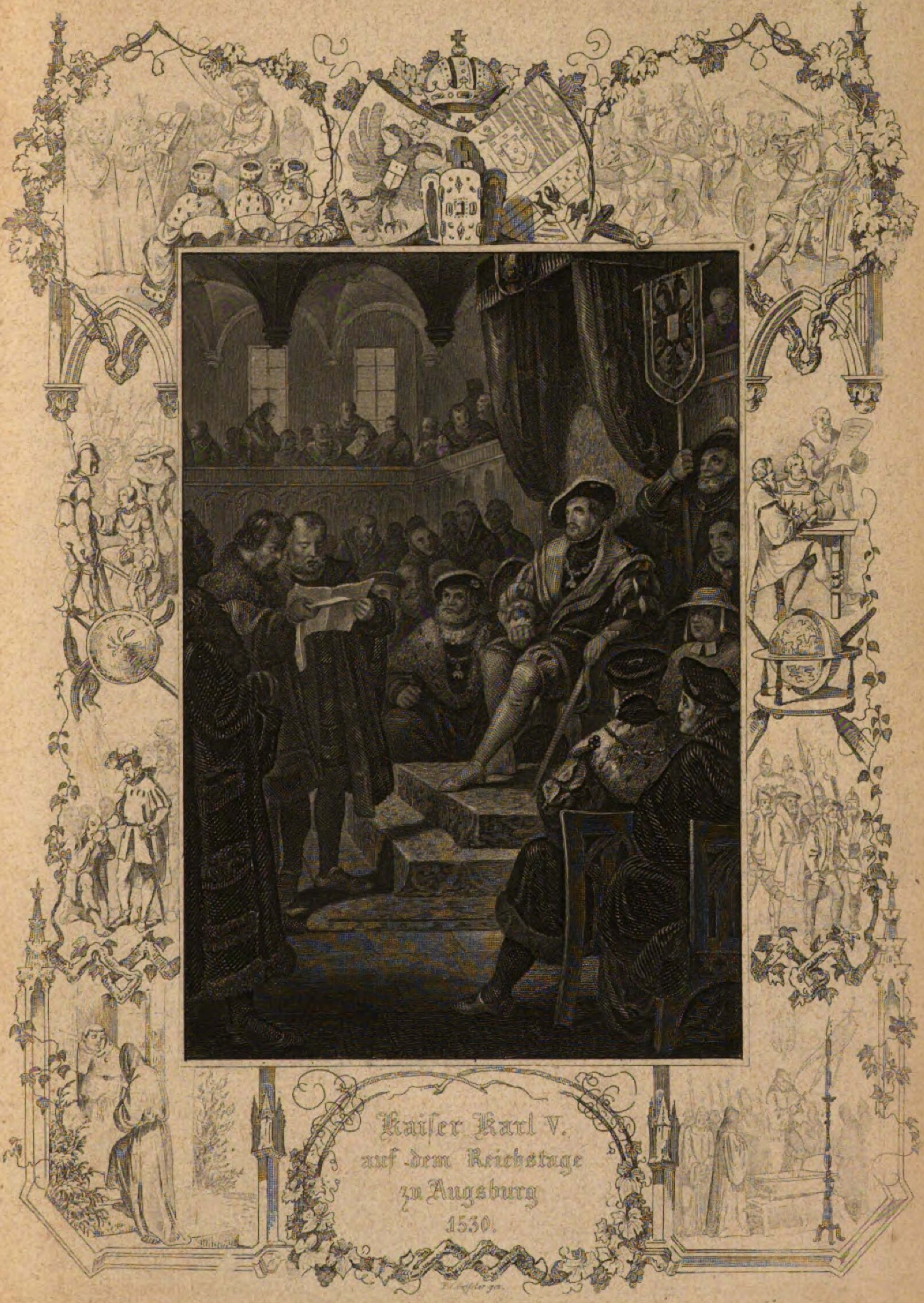
Die großen Erfolge in Italien, welche Karls V. Feldherren errungen hatten, brachten den Pabst und Frankreich zum Frieden; das Letztere behielt Burgund; Flandern und Artois wurden vom französischen Lehensverbande befreit, auch gab Franz alle seine italienischen Bundesgenossen der Willkür des Kaisers preis. Wien zu Hülfe zu eilen, hatte er nichts gethan, so leicht es ihm gewesen wäre. Ungarn kümmerte ihn auch nicht. Fünf Monate saß er zu Bologna unter einem Dach mit Pabst Clemens VII. zusammen. Hier setzte ihm dieser die italienische, zwei Tage nachher die Kaiserkrone auf, ohne daß ein deutscher Fürst zugegen war; hier verlobte Karl seine natürliche Tochter Margarete mit des Pabstes Clemens natürlichem Sohn Alexander von Medicis und setzte diesen zum Erbherzog von Florenz ein. Mailand gab er gegen großes Geld an Franz Sforza zurück, da dessen Abgelebtheit einen baldigen Heimfall voraussehen ließ.

Die Religionssachen in Deutschland versuchte der Kaiser gütlich beizulegen. Er versprach sich viel von seiner persönlichen Einwirkung auf die Fürsten. So kam er auf den Reichstag nach Augsburg. Es war ein Unglück für ihn und für Deutschland, daß sein weiser Großkanzler Gattinara, der ihm zur Milde gerathen, noch auf der Reise zu Innsbruck gestorben war, und jetzt der strenge Granvella seine Stelle einnahm. Schon am Tage nach der Ankunft des Kaisers gab es Streit. Die der neuen Lehre zugethanen Fürsten weigerten sich der vom Kaiser gebotenen Theilnahme an der Frohnleichnamsprozession. Lieber will ich, rief der feurige Landgraf von Hessen, mir gleich hier den Kopf abschlagen lassen. Der Kaiser erwiderte rasch in seiner niederländischen Mundart: „Löwer Förste, nit Kopf ab, nit Kopf ab!“ So unterblieb es. Auf das Verlangen beider Parteien, der altkirchlichen, wie der Protestanten, so hießen sie seit 1529,

weil sie gegen die Gewissensfreiheit protestirten — kam die Religionssache zuerst auf dem Reichstage zur Sprache. Da verlasen dann die Protestanten ihr Glaubensbekenntniß, die „Augsburgische Confession,“ um zu beweisen, daß sie weder in Lehren noch in Ceremonien etwas angenommen haben, das der heiligen Schrift oder gemeiner christlicher Kirche entgegen wäre. Ein Versuch, sie zu widerlegen, schlug fehl; ebenso der andere, Karls Lieblingsgedanke, der Versuch gütlicher Ausgleichung. Auch die Politik erlag an der Standhaftigkeit und dem Eifer des Kurfürsten Johann von Sachsen und des Landgrafen Philipp. Der Kaiser ließ die Protestanten darum seine Ungnade unverholen fühlen, und ohne auf die „hundert Beschwerden der deutschen Nation“ einzugehen, ohne auf die Einsprache der Fürsten zu hören, belehnte er seinen Bruder Ferdinand mit dem Herzogthum Württemberg. Die Protestanten, die sich auch Evangelische nannten, entschlossen sich zur Nothwehr, die selbst Luther für gerecht erklärte, da man ihre Gewissensfreiheit mit den Waffen zu unterdrücken drohte. Sie schlossen zu Schmalkalden einen bewaffneten Bund gegen alle Vergewaltigung in der Religion. Selbst das altkirchliche Baiern verband sich mit den Schmalkaldischen und mit Frankreich gegen das Haus Oesterreich: Baiern war Nebenbuhler des Letztern um die Krone von Böhmen gewesen, und der Kaiser hatte die Wahl seines Bruders Ferdinand zum römischen Könige durchgesetzt, jedoch mit Widerspruch des protestantischen Sachsen; an diesen Widerspruch schloß sich Baiern an. Jetzt bewilligte Karl V., was er zu Augsburg verweigert hatte; er anerkannte die neue Kirche öffentlich, und die Evangelischen leisteten nun die Türkenhülfe zur Rettung Oesterreichs, die sie zu Augsburg verweigert hatten. Auf das ging der Kaiser wieder nach Italien. Diese Abwesenheit benützte Landgraf Philipp von Hessen, kühne Entwürfe gegen das übermächtige Kaiserhaus auszuführen. Es gelang ihm, dessen Hauptstütze, den schwäbischen Bund, zu theilen, aufzulösen, und mit französischen Hülfsgeldern den vertriebenen Herzog Ulrich wieder in sein Herzogthum Württemberg einzusetzen. Die Reformation nahm jetzt schon halb Deutschland ein. Da sie die Hülfe des Reiches gegen die Türken und gegen Frankreich hoch nöthig hatten, so mußten der Kaiser und der römische König nachgeben, welcher Letztere indessen allgemein anerkannt worden war. Aber kaum hatte der Kaiser wieder etwas Luft, so gab er Anlaß zu neuem Mißtrauen; man sah, er führte die Vergleichsverhandlungen nur noch zum Schein. Unter die Verwandten des Schmalkaldischen Bundes kam eine Verstimmung, und Kurfürst Johann Friedrich kam mit seinem Vetter Moritz von Sachsen in bedenkliche Spannung. Kaiser Karl trat mit dem neuen Pabst, Paul III., in ein Bündniß. Dieser gab 12,000 italienische Fußknechte, 500 leichte Reiter sechs Monate ins Feld, dazu


Kaiser Karl V.
auf dem Reichstage
zu Augsburg
1530.

weil sie gegen die [illegible] die Religionssache zurück auf dem Reichstage zu [illegible]. [illegible] die Protestanten ihr Glaubensbekenntniß, die »Augsburgische Confession,« um zu beweisen, daß sie weder in Lehre noch [illegible] etwas angenommen haben, das der heiligen Schrift oder [illegible] Kirche entgegen wäre. [illegible] der andere, [illegible]. Auch die Bes- [illegible] des Kurfürsten Johann von Sachsen [illegible]. Der Kaiser ließ die Protestanten [illegible] auf die »hundert Beschwerden der [illegible]« [illegible] auf die Einsprache der [illegible] seinen Bruder Ferdinand mit dem Herzogthum [illegible]. Die Protestanten, die sich auch Evangelische nannten, [illegible], die selbst Luther für gerecht erklärte, [illegible] mit den Waffen zu unterdrücken drohte, [illegible] Schmalkalden einen bewaffneten Bund gegen [illegible]. Selbst das altkirchliche Baiern [illegible] und mit Frankreich gegen das Haus [illegible] Nebenbuhler des Letztern um die Krone [illegible] hatte die Wahl seines Bruders [illegible] durchgesetzt, jedoch mit Widerspruch des [illegible] Widerspruch schloß sich Baiern an. [illegible] zu Augsburg verweigert hatte; er an- [illegible], und die Evangelischen leisteten nun die [illegible], die sie zu Augsburg verweigert hatten. [illegible] wieder nach Italien. Diese Abwesenheit [illegible] von Hessen, kühne Entwürfe gegen das übermächtige [illegible] auszuführen. Es gelang ihm, dessen Hauptstütze, den [illegible] Bund, zu theilen, aufzulösen, und mit französischen [illegible] den vertriebenen Herzog Ulrich wieder in sein Herzogthum [illegible] einzusetzen. Die Reformation nahm jetzt schon halb Deutschland ein. Da sie die Hülfe des Reiches gegen die Türken und gegen Frankreich doch nöthig hatten, so mußten der Kaiser und der römische König nachgeben, welcher Letztere indessen allgemein anerkannt worden war. Aber kaum hatte der Kaiser wieder etwas Luft, so gab er Anlaß zu neuem Mißtrauen; man sah, er führte die Vergleichverhandlungen nur noch zum Schein. Unter die Verwandten des Schmalkaldischen Bundes kam eine Verstimmung, und Kurfürst Johann Friedrich kam mit seinem Vetter Moritz von Sachsen in bedenkliche Spannung. Kaiser Karl trat mit dem neuen Pabst, Paul III., in ein Bündniß. Dieser gab 12.000 italienische Fußknechte, 500 leichte Reiter sechs Monate ins Feld, dazu


Kaiser Karl V.
auf dem Reichstage
zu Augsburg
1530.

200,000 Kronen baar, gestattete dem Kaiser den Einzug von der Hälfte der jährlichen Kircheneinkünfte in Spanien und den Verkauf von Kirchengütern bis auf 500,000 Kronen. Nach dem Wahlvertrag durfte der Kaiser, ohne Wissen der Kurfürsten, kein Bündniß schließen, noch weniger fremde Kriegsvölker ins Reich hereinführen: so hatte er mit einem Schlag den Wahlvertrag zweifach verletzt. Die Protestanten fragten nach der Bedeutung dieser Rüstungen; er ließ antworten, gegen die Ungehorsamen wolle er sein kaiserliches Ansehen gebrauchen und nach dem Recht verfahren. Eigentlich wollte er nur die beiden Häupter des protestantischen Bundes, Sachsen und Hessen, demüthigen, von denen er, weil sie sich ihm in Religionssachen nicht fügen wollten, seine Autorität und Hoheit aufs Höchste beleidigt glaubte. Er erklärte den Krieg, wie er sagte, „damit Deutschland nicht ganz in Knechtschaft falle.“ Aber die Verwandten des Schmalkaldischen Bundes entwickelten eine große Thätigkeit; seit das Bündniß des Kaisers mit dem Pabst bekannt geworden war, wußte man, es galt einen Religionskrieg. Die Partei der Protestanten war mächtig geworden, eben so sehr aus Ueberzeugung von dem Inhalt der Reformation, als aus Begierde, die Frucht derselben, den Einzug der geistlichen Güter, zu genießen, da in den reformirten Landen alle Klöster aufgehoben wurden. Sie brachten ein großes Heer zusammen; Schertlin, der verbündeten Stadt Augsburg Feldhauptmann, entwarf einen trefflichen Kriegsplan; aber Uneinigkeit unter den Oberhäuptern des „christlichen Verständnisses“ und eine unzeitige Schonung des neutralen Baiern lähmten den Gang der Dinge. Das 47,000 Mann starke Heer trennte sich; der Kaiser hatte Zeit, seine Streitkräfte an sich zu ziehen, und Herzog Moritz von Sachsen, im Einverständniß mit dem Kaiser fiel dem eigenen Verwandten, dem Kurfürsten Johann Friedrich, in sein Land, welches er ihm zu schützen versprochen hatte; er fiel darein unter dem Vorwand, es zu besetzen, damit es, da der Kurfürst geächtet sei, nicht in fremde Hände übergehe: in Wahrheit hatte ihm der Kaiser befohlen, die Acht zu vollstrecken. Moritz war selbst Protestant. Der Kaiser demüthigte nun zuerst die oberländischen Stände des Schmalkaldischen Bundes. Kurfürst Johann Friedrich, welcher Moritz aus seinem Lande geschlagen, dessen eigenes Herzogthum erobert, und sein Heer bis auf 9000 Mann vertheilt hatte, ließ sich bei Mühlberg, während er in der Kirche war, von dem Kaiser überfallen, und wurde nach heldenmüthigem Kampf, im Gesichte verwundet, einer der Letzten auf dem Kampfplatz, gefangen. Der größte Theil seines Heeres deckte das Schlachtfeld, am 24. April 1547.

„Allerdurchlauchtigster Kaiser,“ hob Friedrich an, als er vor den Kaiser geführt wurde. „Ha, bin ich nun Kaiser,“ rief dieser. „Ich bitte um ein fürstlich Gefängniß,“ fuhr der Kurfürst fort. „Wie Ihr es

verdient habt," sagte Karl und schickte ihn an Alphons von Vives in Verwahrung. In Wittenberg befand sich die Familie des Kurfürsten nebst 3000 Mann Besatzung; die Stadt weigerte sich, sich zu ergeben, Johann Friedrich willigte nicht ein, sie zu öffnen. Da berief der Kaiser durch seinen Feldherrn, Herzog Alba, ein Kriegsgericht über ihn, und ließ ihn zum Tode verurtheilen. Er drückte das Siegel kaiserlicher Machtvollkommenheit darauf. Ruhig hörte der Kurfürst, der eben Schach spielte, das Urtheil an, und sagte darauf, wenn es Ernst damit wäre, was er vom Kaiser nicht erwarte, so möchte man ihm den Tag bestimmen, um seine Sachen ordnen zu können. Kurfürst Joachim II. von Brandenburg und Herzog Wilhelm von Cleve bewogen durch ihre Vorstellungen den Kaiser zur Zurücknahme des Urtheils, Johann Friedrich mußte dafür die Wittenberger Capitulation eingehen. Nach derselben gab er für seine Freiheit Alles auf, Kurwürde und Lande, nur nicht seinen Glauben.

Karl kam nach Wittenberg, hier tröstete er die Gemahlin Johann Friedrichs mit freundlichen Worten. In der Schloßkirche besuchte er mehrere Grabmäler, darunter das Luthers, der das Jahr vorher gestorben war. Perenott, Karls Hofpräsident und Bischof von Arras, und mit ihm der Herzog von Alba sollen verlangt haben, den Ketzer ausgraben zu lassen, Karl soll darauf erwidert haben: "Lasset ihn, er hat seinen Richter; ich führe keinen Krieg mit Todten." Bei seiner Ankunft in Wittenberg wurde der evangelische Gottesdienst sogleich eingestellt. Dies mißbilligte er, und befahl ihn fortzusetzen. Ueberhaupt soll er geäußert haben, daß er es anders in diesen Landen gefunden habe, als ihm gesagt worden sei. Dem Herzog Moritz verlieh er, bevor er von Wittenberg abging, die Kur Sachsen und die dazu gehörenden Lande, sowie das Erzmarschallamt.

Landgraf Philipp von Hessen hatte sich durch seinen Eidam, Herzog Moritz, bestimmen lassen, sich dem Kaiser zu unterwerfen; dieses aber sollte ihm, wie der Kaiser durch den Bischof von Arras erklärte, weder zur Leibesstrafe noch zu einiger Gefängniß dienen. Nach dem Abendessen ward dem Landgrafen eröffnet, daß er gefangen bleibe. Moritz und der Kurfürst von Brandenburg machten dem Kaiser Vorstellungen, dieser erwiderte aber trocken, nie habe er versprochen, daß der Landgraf nicht mit einigem, sondern nur nicht mit ewigem Gefängniß belegt werden solle. Die Kurfürsten waren empört über dieses Verfahren und nannten es ein Bösewichtsstück; der Brandenburger zog sein Schwert gegen den Bischof. Der Landgraf aber ward mit Johann Friedrich nach Naumburg geführt. Der Kaiser befahl den Kurfürsten, ihm nicht weiter zu folgen. Philipp bestieg wieder seinen Wagen. Der Kaiser sagte dabei vor seinem ganzen Gefolge: "So weit kann Gott die Fürsten herabsetzen." So war der Schmalkaldische Bund aufgelöst, seine Mitglieder waren entwaffnet, Fürsten

und Städte mit schweren Bedingungen belastet, die beiden Kriegsfürsten gefangen in der Gewalt des Kaisers, welcher noch große Mäßigung bewiesen zu haben meinte, daß er die gefangenen Fürsten nicht nach den Reichsgesetzen zum Tode verurtheilt habe. Diese Reichsgesetze aber erlaubten keinem Kaiser, über einen Kurfürsten abzuurtheilen ohne ein Fürstengericht, und seit der grausamen Zeit der alten Franken wußte man in Deutschland von keinem zum Tode verurtheilten Fürsten.

Einen Augenblick nahm Karl V. den Anschein der Milde gegen Deutschland an, desto härter verfuhr Ferdinand mit Böhmen. Er gedachte es den Ständen dieses Reiches, daß sie sich mit den Sachsen eigenmächtig verbunden hatten. Bald zur Uebermacht gelangt, belegte Ferdinand die Städte mit schweren Geldbußen und der Unterdrückung ihrer Freiheiten, die sie erst später gegen Geldsummen wiedererlangten, die Schuldigen kamen in lebenslängliche Haft, zwei Ritter und zwei Rathsherren von Prag ließ er enthaupten. Den Katholischen wurden die Kirchen der Hussiten eingeräumt; die meisten derselben wanderten nach Polen aus.

Der Kaiser veranstaltete nun einen Reichstag nach Augsburg. Den größten Theil der deutschen Soldaten entließ er, Augsburg aber und die ganze Gegend besetzte er mit italienischen und spanischen Truppen. So bekam der Reichstag ein sehr drohendes Aussehen. Den Religionszwist auszugleichen, damit Frieden im Reiche zu stiften, war Karls erklärte Absicht. Die Protestanten zeigten sich nicht abgeneigt für Unterhandlungen, der Pabst aber wollte jetzt nichts mehr davon hören. Jetzt ließ der Kaiser ein Interim verfassen, welches angeben sollte, wie es mit den streitigen Punkten einstweilen gehalten werden solle. Mit dieser Schrift waren weder die Katholischen noch die Evangelischen zufrieden, und der Pabst nahm die Mittheilung desselben nur so, als wäre sie ihm zur Beurtheilung übergeben. Karl drang strenge auf die Ausführung des Interims, trotz des Widerstands der Evangelischen wie der Katholischen, die sich auf den Pabst stützten. Er war der Hoffnung, bald das Reich wieder in einer Religion vereinigt zu sehen. Das Kammergericht war seit vier Jahren außer Thätigkeit. Die Reichsstände überließen ihm für diesmal die Besetzung desselben allein. Die neue Kammergerichtsordnung stellte den Satz auf: sämmtliche Beisitzer müssen sich der gemeinen katholischen Kirche gemäß halten und keiner Sekte anhängig sein. Das Kammergericht kam ganz in Karls Hände, sein Einfluß auf die Reichsgeschäfte verstärkte sich. Die Kaisergewalt noch mehr auszudehnen, brachte er einen allgemeinen Reichsbund unter kaiserlicher Leitung in Vorschlag. Doch mußte er sich mit der Erneuerung des gewöhnlichen Landfriedens begnügen. Am Bittersten erfuhren die treuen Stützen des Kaiserthums in vielen Nöthen, die Reichsstädte, wie Kaiser Karl V. danke. Das schöne Augsburg, das seinem Großvater Max seines

Herzens Wiege gewesen war, dessen Wohlstand das Kaiserhaus und Karl selbst bisher so sehr zu genießen hatte, strafte er wegen des Schmalkaldischen Bundes um 150,000 Gulden. Den Gewerben hatte die Stadt ihre Blüte zu verdanken; der Kaiser aber schloß durch einen Machtspruch alle Gewerbtreibenden, als unerfahrene Leute, vom Stadtregiment aus, und stürzte in allen oberländischen Reichsstädten gewaltsam die zünftische Verfassung. Er zerriß die Freiheitsbriefe, die seine Vorfahren ihnen gegeben hatten. Konstanz leistete Widerstand und schlug seine Spanier zurück. Es wurde geächtet und verlor seine Reichsfreiheit an das Haus Oesterreich. Vom ganzen Schmalkaldischen Bunde stand nur noch Magdeburg unbezwungen. Sonst gebot überall Karl als Sieger, als Alleinherr. Kurfürst Moritz erhielt den Auftrag, Magdeburg zu belagern. Moritz galt Alles bei dem Kaiser; er hatte eine wunderbare Neigung zu ihm, als wäre es sein Sohn. Aber Moritz sah Karl nicht mehr mit den Augen des Sohnes an; er sah den Kaiser einen Gewaltschritt auf den andern im Reiche thun; er sah ihn auf den Umsturz der Reichsverfassung, auf Vernichtung der deutschen Freiheit rasch losgehen; er sah, wie er „Deutschland spanisch machen," und „aus dem mit fortwährenden Schatzungen und fremdem Kriegsvolk erdrückten Reiche alles Wasser auf eine Mühle leiten wollte." Er schloß einen Bund mit Frankreich und benützte die in die Länge gezogene Belagerung von Magdeburg, sich zur Rettung Deutschlands zu rüsten. Er wußte über seine Rüstungen den Kaiser und seinen Hof zu täuschen. Alba warnte. „Die tollen und vollen Deutschen, sagte der staatskluge Karl, haben gar kein Geschick zu solchen listigen Ränken." Der verschmitzte Bischof von Arras meinte, würde man so einen Verdacht laut werden lassen, so könnte man den Kurfürsten auf einen Gedanken bringen, auf den er von selbst nie käme. Am 1. März 1552 erschien des Kurfürsten und seiner Verbündeten Manifest, eine Kriegserklärung gegen den Kaiser, daß sie sich erhoben haben, das Reich zu retten „vor viehischer erblicher Servitut." So schnell als sein Manifest, kam Moritz mit seinem Heere durch Süddeutschland in den Allgau, und stürmte das kaiserliche Lager bei Reuti, dann die Ehrenberger Klause, die ihm den Weg nach Innsbruck öffnete, wo der Kaiser an der Gicht krank lag. Hätte ihn die Meuterei eines Regiments nicht etwas aufgehalten, so hätte Moritz den Kaiser in Innsbruck gefangen. Heimlich, als altes Weib vermummt, flüchtete sich der Kaiser in einem Hebelwagen, den Albrecht von Vestenberg führte, und der unterwegs vorgab, er führe eine alte Dame aus Wildbad. Sie wollten über Ehrwald nach Hohenschwangau, und von da in das geistliche Gebiet Schwabens. Als am dritten Tage der Kaiser in dem Dorfe Lermos aus dem Wagen stieg, um zu essen, schrie eine junge Dirne, die den Kaiser früher im Bildniß gesehen hatte: „Ei, wie sieht die alte Frau dem Kaiser

so gleich!“ Der Kaiser erschrack, getraute sich nicht weiter vor, kehrte um nach Innsbruck, und floh von da in strömendem Regen Nachts mit brennenden Windlichtern hinweg, durchs Pusterthal nach Kärnthen. Die Stadt Villach nahm ihn freundlich auf, und er erhob dafür den ganzen Stadtrath in den Adelstand. Der mächtige Karl, der Deutschland unter seine Füße gelegt hatte, mußte fliehen, fliehen Tag und Nacht, über die unwegsamen Gebirge Kärnthens, von Knechten in einer Sänfte getragen, von heftigen Gichtschmerzen geplagt, in stündlicher Furcht, von den Nacheilenden gefangen zu werden, überlistet von seinem Liebling, den er selbst die neue Politik gelehrt hatte, und den Gewaltbau seines Lebens hinter sich in Trümmern! Bei ihm war der gefangene Kurfürst Johann von Sachsen. Der geleitete ihn freiwillig, obwohl der Kaiser ihn in dieser Noth frei gelassen: er begleitete ihn als ein lebendiges Zeichen der vergeltenden Gerichte Gottes.

Deutschland sah mit eigenen Gedanken am Kaiser jetzt dessen eigenes Wort wahr geworden: „So weit kann Gott die Fürsten herabsetzen.“

Karls hochfahrender Geist war gebrochen durch den einen Schlag. Er habe zuviel gethan, gestand er dem jungen Herzoge Christoph von Württemberg, seinem Schüler. Sein Bruder, der römische König Ferdinand, mußte für sich und den Kaiser zu Passau einen Frieden schließen, der dem Reiche die Gewissensfreiheit, den beiden gefangenen Fürsten von Sachsen und Hessen die Erledigung, den Reichsständen Sicherheit vor Unterdrückung gab. Moritz überlebte seinen Sieg nicht lange; er starb den Heldentod für Deutschlands Ruhe, bei Sievershausen, als er den, den Frieden störenden Markgrafen Albrecht bekämpfte. „O Absalon, mein Sohn, mein Sohn!“ rief Karl V.: alle Höflinge hatten erwartet, dieser Tod würde den so lange schon freudelosen Kaiser freuen. Seit dem Schlage, der ihn von Moritz getroffen, war ihm nichts mehr gelungen. „Es gibt keine Männer mehr!“ und: „Das Glück ist ein Weib, es war mir hold, da ich jung war, und verläßt mich im Alter,“ hörte man ihn sagen.

Er war in seinen Kriegen überhaupt nicht mehr glücklich wie bei seinem Anfang; unter seine glücklichen Züge gehört der nach Tunis. Müde der deutschen Reichsstreitigkeiten, hatte Karl im Jahre 1535 einen Zug nach Afrika unternommen, um dem Seeräuber Barbarossa, der spanische und italienische Handelsschiffe wegkaperte, das Handwerk zu legen. Er hielt es überhaupt für eine Schmach der Christenheit, welcher zu steuern ihr Oberhaupt berufen sei, daß alljährlich so viele Opfer der Christen in die Sklaverei der Türken fielen. Das Glück begünstigte ihn auch so sehr, daß er die Stadt Tunis bald gewann, und eben damit für 22,000 gefangene Christen die Freiheit, die alsbald ihrer Heimath zueilten. Unglücklich aber war der Zug nach Algier. Das türkische Seeräuberwesen

baute seit der Unterwerfung von Tunis sein Nest in Algier, und die Früchte des in Tunis errungenen Sieges waren bald verloren für die Bewohner der italischen und spanischen Küsten. Diesem Unwesen wieder zu steuern, war Karls fester Entschluß. Die Zurüstungen waren für den neuen afrikanischen Zug gemacht, der Kaiser brannte, ihn auszuführen. Mehrfache Hindernisse verzögerten aber seine Abreise so, daß er erst am 22. Oktober 1541 die Küste Afrika's erreichte, wo ihn eine wohlausgestattete Transportflotte erwartete. Gegen 22,000 Mann waren bereit, Algier anzugreifen, und die Hoffnung lag nahe, Algier zu gewinnen. Aber die Jahreszeit war zu weit vorgerückt; in der zweiten Nacht nach der Ausschiffung der Truppen brach ein entsetzliches Sturmwetter aus; ohne Zelte, dem furchtbaren Unwetter preisgegeben, verloren die Krieger Kraft und Muth; die Geschütze wurden unbrauchbar, die Flotte größtentheils zerstreut oder zertrümmert. Der Morgen zeigte das Ufer bedeckt von Schiffstrümmern und Leichen; wer lebend die Küste erreichte, wurde von den Mauren erschlagen. Jetzt brachen die Türken auch aus der Stadt, um den Kaiser und sein geschwächtes Heer zu überfallen. Die Nähe des Kaisers, sein Beispiel, gab den ermatteten Soldaten Kraft; der Angriff ward abgeschlagen; der Kaiser selbst wich keiner Gefahr aus. „Es ist noch kein römischer Kaiser erschossen worden,“ sagte Karl zu denen, die ihn von der Gefahr abhalten wollten. Aber an ein Halten an diesem Ort war wegen Mangels an allen Vorräthen nicht zu denken. Unter schwierigen Umständen, immer beunruhigt von den Türken, zogen der Kaiser und die Seinen längs der Küste hin, die Trümmer ihrer Flotte zu finden. Am vierten Tage gewahrten sie die vom Unglück verschonten Schiffe. Der Kaiser war der Letzte, welcher die Küste verließ. Unglücklich auch waren seine Züge gegen die Türken, wie von Anfang, so bis ans Ende. Die Fortschritte der Türken wurden für Strafen des Himmels angesehen; die Katholischen meinten, weil die Evangelischen die wahre Kirche verlassen, die Evangelischen, weil die Katholischen die neue Lehre nicht annehmen. Luther klagte über den Kaiser, daß er den Türken nicht Einhalt thue, und meinte sogar, die Katholischen stehen mit den Türken im Einverständniß. In seinen Erblanden und im Reiche beschäftigt, wußte König Ferdinand keine andere Auskunft, als er sandte den Grafen von Salm und den Freiherrn von Herberstein an den Sultan Soliman nach Ofen. Die Gesandtschaft sollte dem Sultan das Königreich Ungarn anbieten, der es dann als Lehen an den König gegen einen jährlichen Tribut zurückgeben sollte. Der Sultan antwortete, er denke nicht nur Ungarn, das er größtentheils schon inne hatte, zu behalten, sondern auch die andern kaiserlichen Lande mit Feuer und Schwert zu verheeren, wenn der deutsche König sich nicht unterwerfe. Von der Ausführung dieses Vorhabens hielt den Türken nur das Unwetter ab, das für den Kaiser in Algier so verderblich wurde.

Auf dem Reichstage zu Augsburg wurden die Beschwerden gegen den Kaiser übergangen, der Religionsfriede jedoch bis zu einstiger gütlicher Vergleichung bestätigt. Mißgriffe des Pabstes gegen das Rechtsgefühl und den Wahrheitssinn der Deutschen verletzten diese um so mehr, als der Pabst das, was sie für ihre Reichsverfassung und das neue Kirchenwesen errungen hatten, auf jede Weise zu verkümmern suchte. Dennoch blieb das Grundprincip der Reformation siegreich bestehen; es durchdrang alle gesellschaftlichen Verhältnisse und wirkte wohlthätig selbst auf die alte Kirche. Es ward versucht, die Reformation in Ungarn, Siebenbürgen, Polen einzuführen. In den nordischen Ländern war die lutherische Lehre bald die herrschende; Schottland theilte sich zwischen die kalvinische und die alte Lehre, und England riß sich ganz vom päbstlichen Stuhle ab; in Frankreich aber schwankte das Schicksal der neuen Lehre; in Spanien und Italien wurde ihr Aufkeimen völlig unterdrückt. Durch ihre Begeisterung für die Reformation, durch ihre Thätigkeit für ihre Förderung, zeichneten sich besonders auch Frauen aus, darunter hohe Frauen auf europäischen Thronen, selbst zwei Schwestern von Kaiser Karl und Ferdinand, Elisabeth, des Königs von Dänemark Gemahlin, und Maria, die Königin von Ungarn. Die Reformation theilte sich übrigens in dreierlei protestantische Kirchen. Deutschland blieb der Mittelpunkt des Kampfes gegen das Pabstthum.

Italiens Verbindung mit dem deutschen Reiche wich jetzt der Diktatur Spaniens. Nicht mehr dem deutschen Reiche, dem europäischen Staatenverhältniß gehörte Italien jetzt an. Den Kaiser übernahm Schwermuth über seinen mißlungenen Regierungsplan mehr und mehr. Im Jahre 1554 schon übergab er seinem Sohne bei dessen Vermählung mit Maria, der Königin von England, das Reichsvicariat und die italienischen Staaten, ein Jahr darauf die Regierung der Niederlande; ja Karl entschloß sich, selbst die Kaiserwürde niederzulegen. Wirklich hatte er sich auch schon der Regierung begeben, als er seinem Bruder, dem Könige, die Abschließung des Friedens zu Passau allein übertrug. Wie schon früher, so machte Karl noch einmal den Versuch, seinem Sohne Philipp die Nachfolge im Reiche zu sichern; Ferdinand ließ sich nicht dazu bewegen. Anderthalb Jahre gingen so hin, bis zu Frankfurt am 25. Februar 1558 auf einem Kurfürstentage die förmliche Uebertragung der kaiserlichen Würde an Ferdinand erfolgte.

Der Reiz aller irdischen Hoheit war für Karl verschwunden; Größe und Glanz verachtend, pochte er an die Pforte des Klosters St. Juste in Valladolid; man öffnete dem müden Kaiser, der hier seine Tage enden wollte. Die Schwermuth Karls nahm in der Einsamkeit zu; bittere Empfindungen verfolgten ihn; er ward von Tag zu Tag düsterer. Sein Lieblingsbuch, den Thucidides, legte er weg, und nahm dafür den Augustinus

zur Hand. Keine Mönchsübung war ihm zu hart. Lebend legte er sich in seinen Sarg und ließ das Leichenamt über sich halten. Bald darauf erkrankte er; schon hielten ihn die, die ihn umstanden, für todt. „Ich denke darüber nach, sprach er noch einmal, wie sehr ich der göttlichen Barmherzigkeit bedürfe.“ So endete Karl V.

1558 **Ferdinand I.** † 25 Juli 1564

Der Religionsfrieden hatte äußerlich Friede gemacht, nicht innerlich, nicht in den Geistern und Gemüthern. Von nun an strömt die deutsche Geschichte in zwei getheilten Armen; zwei große Parteien, zwei Lager stehen in Deutschland einander gegenüber. Ueberall ganz durchgeführt, hätte die Reformation Deutschland einig, von Rom unabhängig, überwiegend groß gemacht und den alten Glanz des Kaiserthums zurückgebracht. So aber, da sie Deutschland theilte, schwächte sie dessen Macht. Eine zweite Theilung, die des Hauses Habsburg, trug zur Schwächung ebenfalls bei. Dieses übergroß gewordene Haus ging jetzt in zwei Linien, in die deutsche und in die spanische, aus einander, und die letztere war die mächtigere.

Zwischen der alten und der neuen Kirchenpartei wurde die Spannung immer größer. Die alte Partei erhielt eine mächtige Waffe für sich in der geistlichen Kriegsschaar, welche sich seit 1522 neu gebildet hatte, in der Gesellschaft Jesu, welche die Vertheidigung des alten Glaubens, die Leitung des Jugendunterrichts und des Volkes übernahm. Ging die Reformation auf Freiheit des Denkens und Glaubens, so arbeitete die Gesellschaft Jesu gegen diese beiden, und behauptete, Thron und Altar stehen nur fest, wenn Denken und Glauben gebunden seien.

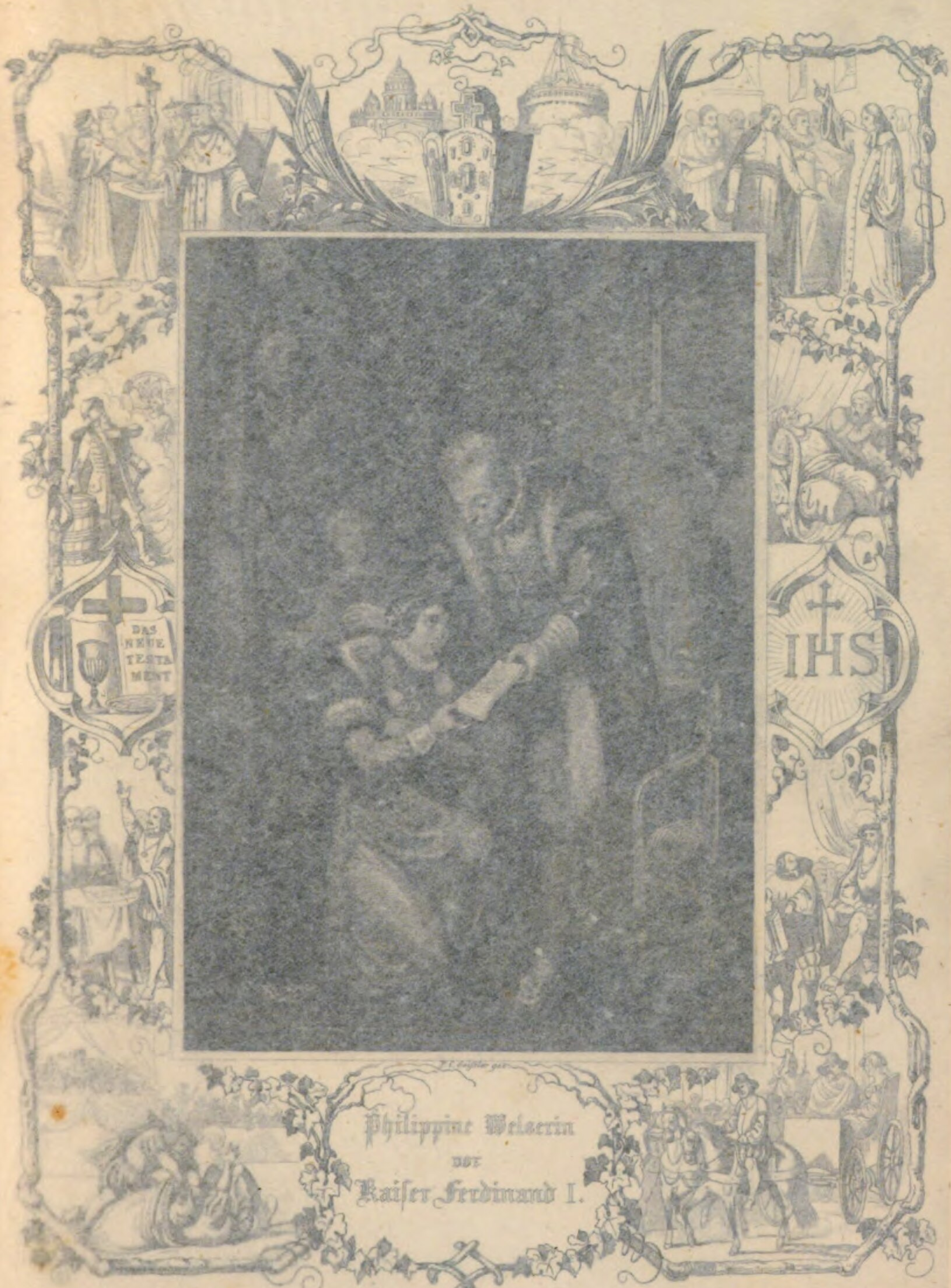
Auch durch eine Kirchenversammlung suchten die Altglaubigen der Reformation einen Damm zu setzen, die religiöse Spaltung auszugleichen. Zu Trient saßen die Väter beisammen, aber es war ihnen mit der Kirchenverbesserung so wenig ein rechter Ernst, als einst denen zu Konstanz und zu Basel. Dem Kaiser Ferdinand aber war es ein Ernst damit.

Ferdinand war kein verschlossener Schweiger, wie sein Bruder Karl; er gönnte gerne den Fürsten und dem Volke ein freundliches Wort, war für seine Erziehung und Abkunft offen genug; und je mehr er mit den Jahren deutsch wurde, desto milder wurde seine Gesinnung gegen die

Reformation und die protestantischen Fürsten; ob er gleich fest am väterlichen Glauben hielt, so war er doch von der Nothwendigkeit überzeugt, daß es in der alten Kirche besser werden müsse. Gehe die Kirchenverbesserung nicht vor sich, schrieb er seinen Gesandten nach Trient, so werde er in Deutschland dafür sorgen. Aber die Jesuiten übten bereits großen Einfluß auf den Kaiser. Noch einmal versuchte dieser eine Religionsvergleichung; aber es mißlang. Er hörte nicht auf, zwischen beiden Religionsparteien vermitteln zu wollen, und versuchte eine von ihm vorgeschlagene allgemeine Reformation in seinen Erblanden zuerst einzuführen; einiges gelang ihm daran, nicht aber, worauf er am meisten drang, die Aufhebung des Cölibats, um der alten Kirche sittlich aufzuhelfen. Alle seine Vorstellungen scheiterten an Pabst Pius IV., der die Ehelosigkeit der Geistlichen als die unentbehrlichste Stütze des Pabstthums erklärte. Mehr in der Sache zu thun, hinderte den Kaiser der Tod: unter den Verhandlungen starb er am 25. Juli 1564, zweiundsechzig Jahre alt. Zehn Jahre lang hatte er im Namen seines Bruders, Kaisers Karl, als Statthalter das Reich regiert, fünfundzwanzig Jahre als römischer König, acht Jahre als Kaiser. In jüngern Jahren war er so gegen die Reformation eingenommen, daß er seiner Schwester Elisabeth drohte, er erkenne sie wegen ihrer Abweichung vom alten Glauben nicht mehr als seine Schwester; ruhig erwiderte diese, wenn er sie verläugne, werde sie sich an Gottes Wort halten. Und als der Tod ihn hinwegnahm, war Ferdinand gerade im Begriff, Reformator seiner Erblande zu werden. Er hätte besseres Glück verdient. Die Türken machten ihm am meisten zu schaffen wegen seiner ungarischen Krone. Es mag nicht wenig Einfluß auf Ferdinands religiöse Ansicht geübt haben, daß er im Bunde mit den Türken den allerchristlichsten König wußte, den König von Frankreich, und daß er des Bundes mit demselben Erbfeinde des Christenthums eine noch viel christlichere Macht wenigstens im Verdacht haben mußte. Die Türken wurden von Christen gebraucht, um die Macht des Hauses Oesterreich zu schwächen. Das Reich betrachtete die Türkengefahr nicht als eine Reichsgefahr, sondern als österreichische Haussache. Sein Bruder Karl, der Kaiser, bewies ihm in der Türkensache, wie in andern Dingen, wenig thätige Liebe. Nach dem Religionsfrieden, welchen Ferdinand geschlossen hatte, waren die Protestanten eifriger, ihn gegen die Türken zu unterstützen; und als er das Kaiserthum antrat, sagten sie ihm Geld und Kriegsvolk reichlich zu. Aber den Zusagen entsprach die That nicht. Große Heldenthaten geschahen von den Ungarn gegen die Türken. Die größte That ist die Vertheidigung von Szigeth. Als Zriny, der in der Felsenfeste befehligte, Sturm auf Sturm zurückschlug, starb der alte, kranke Löwe, Sultan Soleiman, vor Zorn; und als Zriny sich nicht mehr hal-

ten konnte, bettete er sich ausfallend auf den Leichen der Stürmenden sein Todtenbett; und als sie in die Feste eindrangen, hielt einer seiner Helden die Lunte, seinem Gebote gemäß, ins Pulverfaß, und sprengte sich und die Feste mit Tausenden von Türken in die Luft. Aber alle Heldenthaten vermochten nichts gegen die Uebermacht der Türken. Zwei Jahre vor seinem Tode sah sich Ferdinand genöthigt, mit Soleiman II. einen achtjährigen Stillstand zu schließen, den Türken Alles, was sie besetzt hatten, dem Sohne Zapolyas, Johann Siegmund, Siebenbürgen und Oberungarn bis Kaschau, zu überlassen, und für das übrige Ungarn 300,000 Goldgulden jährlichen Tribut an den Sultan zu zahlen.

Es war, als wollte das Schicksal nicht bloß im politischen, sondern auch im häuslichen Kreise ihm die Beweise geben, daß die neue Zeit, die bürgerliche, im Rechte zu sein anfange. So sauer es das stolze kastilische Blut ankam, er mußte vom Schicksal eine bürgerliche Schwiegertochter annehmen. In jenen Tagen, da Kaiser Karl V. und sein Bruder, der römische König Ferdinand, nach der Demüthigung des Schmalkaldischen Bundes, den Fuß des Siegers auf Deutschland setzten, und das österreichische Haus im Höhepunkte seiner Herrlichkeit sich fühlte, sah des Kaisers Neffe, des römischen Königs Sohn, Ferdinand, auf dem Reichstage zu Augsburg 1547, Philippine Welserin, und entbrannte in Liebe zu ihr. Sie war die Tochter des Kaufmanns Franz Welser, der dem Kaiser und König oft mit Geld ausgeholfen hatte. Eine vortreffliche Erziehung hatte ihr die kluge Mutter, außerordentliche Schönheit die Natur gegeben. Alles Feuer des neunzehnjährigen Erzherzogs vermochte sie nicht zu einem andern Verhältniß als dem der Ehe zu bewegen. Im Jahre 1550 vermählte er sich mit ihr in tiefem Geheimniß, ohne Wissen seines Vaters und seines Oheims. Glücklich im Besitze Philippinens, verschmerzte der Erzherzog die Ungnade seines Vaters, der ihn acht Jahre sein Angesicht nicht sehen ließ. Philippine Welserin versöhnte den Vater dem Sohne. Verkleidet überreichte sie Kaiser Ferdinand eine Bittschrift. Ueberrascht, bezaubert von so viel Anmuth und Schönheit, verzieh er gerne der Bittstellerin und dem Sohne, und erklärte ihre Kinder für legitim; doch wurden sie nicht Erzherzoge von Oesterreich, nur Markgrafen von Burgau genannt. Der Kaiser sah im Glücke seines Sohnes, daß die Welt von Vorurtheilen sich befreien müsse, wenn sie glücklich sein wolle. War er mit diesem Sohne acht Jahre zerworfen, so herrschte zwischen ihm und seinem andern Sohne wenigstens nicht Liebe und Vertrauen vor: das war sein Nachfolger, Maximilian II.



Philippine Welserin
vor
Kaiser Ferdinand I.

ten konnte, bettete er sich ausfallend auf den Leichen der Stürmenden sein Todtenbett; und als sie in die Feste eindrangen, hielt einer seiner Helden die Lunte, seinem Gebote gemäß, ins Pulverfaß, und sprengte sich und die Feste mit Tausenden von Türken in die Luft. Aber alle Heldenthaten vermochten nichts gegen die Uebermacht der Türken. Zwei Jahre vor seinem Tode sah sich Ferdinand genöthigt, mit Soleiman II. einen achtjährigen Stillstand zu schließen, den Türken Alles, was sie besetzt hatten, dem Sohne Zapolya's, Johann Siegmund, Siebenbürgen und Oberungarn bis Kaschau, zu überlassen, und für das übrige Ungarn 300,000 Goldgulden jährlichen Tribut an den Sultan zu zahlen.

Es war, als wollte das Schicksal nicht bloß im politischen, sondern auch im häuslichen Kreise ihm die Beweise geben, daß die neue Zeit, die bürgerliche, zu Rechte zu sein anfange. So sauer es das stolze kaiserliche Blut ankam, er mußte vom Schicksal eine bürgerliche Schwiegertochter annehmen. In jenen Tagen, da Kaiser Karl V. und sein Bruder, der römische König Ferdinand, nach der Demüthigung des schmalkaldischen Bundes, den Fuß des Siegers auf Deutschland setzten, und das österreichische Haus im Glanzpunkte seiner Herrlichkeit sich fühlte, sah des Kaisers Neffe, des römischen Königs Sohn, Ferdinand, auf dem Reichstage zu Augsburg 1547 Philippine Welserin, und entbrannte in Liebe zu ihr. Sie war die Tochter des Kaufmanns Franz Welser, der dem Kaiser und König oft mit Geld ausgeholfen hatte. Eine vortreffliche Erziehung hatte ihr die kluge Mutter, außerordentliche Schönheit die Natur gegeben. Alles Feuer des neunzehnjährigen Erzherzogs vermochte sie nicht zu einem andern Verhältniß als dem der Ehe zu bewegen. Im Jahre 1550 vermählte er sich mit ihr in tiefem Geheimniß, ohne Wissen seines Vaters und seines Oheims. Glücklich im Besitze Philippinens, verschmerzte der Erzherzog die Ungnade seines Vaters, der ihn acht Jahre sein Angesicht nicht sehen ließ. Philippine Welserin versöhnte den Vater dem Sohne. Verkleidet überreichte sie Kaiser Ferdinand eine Bittschrift. Ueberrascht, bezaubert von so viel Anmuth und Schönheit, verzieh er gerne der Bittstellerin und dem Sohne, und erklärte ihre Kinder für legitim; doch wurden sie nicht Erzherzoge von Oesterreich, nur Markgrafen von Burgau genannt. Der Kaiser sah im Glücke seines Sohnes, daß die Welt von Vorurtheilen sich befreien müsse, wenn sie glücklich sein wolle. War er mit diesem Sohne acht Jahre zerworfen, so herrschte zwischen ihm und seinem andern Sohne wenigstens nicht Liebe und Vertrauen vor: dies war sein Nachfolger, Maximilian II.



Philippine Welserin
vor
Kaiser Ferdinand I.

Maximilian II.

Maximilian II. war ein edler Fürst, so herrlich an Geist und Gemüth, daß der Menschenkenner Karl V. seine Hoffnung für sein Haus und sein Herz an ihn knüpfte, mit Hintansetzung des eigenen Sohnes. Aufgewachsen unter der großen Bewegung der neuen Zeit, war Max II. mit Wärme den neuen Ideen zugethan; er haßte Jesuiten und Pabstthum, und in seinem 24. Jahre wurde er mit Vergiftung bedroht. Das Licht, das ihn erleuchtete, schien zu hell auf die Bestrebungen einer Partei. Er aber blieb in der Mitte zwischen Protestanten und Katholiken, eigentlich über beiden Parteien. Alle Liebenswürdigkeit seines Urgroßvaters war in ihm widergespiegelt, und Deutschland richtete seit lange mit besonderer Hoffnung seine Augen auf ihn. Das spanische Element hatte den Deutschen gar nicht zugesagt, und als Max in seinem fünfunddreißigsten Jahre zum römischen König erwählt wurde und an den Landgrafen Wilhelm von Hessen schrieb, „seine Versprechungen sollen nicht spanische, sondern gute, runde, deutsche Worte und Werke sein:“ da war Alles voll Freude und Vertrauen. Sein innig vertrauter Freund, den er bis zum Tode liebte, war der berühmte württembergische Herzog Christoph. Der Briefwechsel, den er mit diesem führte, ist für beide Freunde ein dauerndes Ehrendenkmal. Es war eine wüste, verbitterte Zeit, in welcher der zweite Max an das Kaiserthum kam. Nicht nur standen Protestanten und Katholiken einander feindselig gegenüber, die Reformation selbst krankte bereits; sie war aus dem Leben heraus, und ganz in armselige Streitigkeiten der Theologen übergegangen, und Lutheraner und Calvinisten haßten sich noch ärger, als Protestanten und Katholiken. Die Reformation begünstigte er in den österreichischen Erblanden sehr, zu derselben Zeit, da Kaiser Karls V. Sohn, Philipp II., die blutigste Verfolgung gegen die Reformation in den Niederlanden anhob. Maximilian schickte seinen eigenen Bruder, den Erzherzog Karl, nach Spanien und ließ dem Könige Philipp Mäßigung empfehlen, damit er die schönen niederländischen Provinzen nicht ganz verlöre. 1570 vermählte er seine zwei Töchter; Anna, an eben diesen König, Philipp von Spanien, dessen Sohne Karl sie verlobt gewesen war; die andere, Elisabeth, an König Karl IX. von Frankreich. Wie mußte es ihm, der den österreichischen Ständen so eben freie Religionsübung zugestanden hatte, wehe thun, den blutgierigen Fanatismus dieser beiden Eidame mit ansehen zu müssen, ohne etwas dagegen thun zu können. Als er die Nachricht von der Bartholomäusnacht, von jener Wuth des katholischen Pariser

Hofes, die sich im Blute der Reformirten sättigte, empfing, schrieb Maximilian einem seiner Vertrauten: „Mit herzlichem Leid habe ich vernommen, daß sich mein Tochtermann zu einem so schändlichen Blutbad hat bereden lassen; wollte Gott, er hätte mich um Rath gefragt, ich würde ihm treulich als ein Vater gerathen haben. Die tollen Leute sollten billig in so viel Jahren gesehen haben, daß es mit dem tyrannischen Köpfen und Brennen sich nicht will thun lassen. Wie gern hätte ich gewünscht, daß die edeln niederländischen Provinzen nicht so jämmerlich wären verderbt worden. Spanien und Frankreich machen es, wie sie wollen; sie werden es vor Gott, dem gerechten Richter, verantworten müssen. Ich will für meine Person ehrbar, christlich, treu und aufrichtig handeln, und wenn ich das thue, so bekümmere ich mich um diese böse und heillose Welt gar nichts.“ Er hörte nicht auf, die Könige von Frankreich und Spanien zur Milde, zur Duldung zu rufen. Duldung war es, wodurch er allein noch Vereinigung hoffte. „Ich habe keine Macht über die Gewissen, sprach er, und darf Niemand zum Glauben zwingen.“ Er hatte die Freude, seinen dreiundzwanzigjährigen ältesten Sohn Rudolph ohne Widerspruch zum römischen Könige gewählt zu sehen, und er selbst wurde von der tapfern Nation der Polen zum Könige erwählt. So hatte sich das Haus Oesterreich wieder mächtig gestärkt. Ungarn, Polen, Böhmen und Deutsche unter einem Herrscher vereinigt, das war wohl eine Macht, welche Türken und Russen zu begegnen vermochte.

Die Türken wie die Russen drangen immer weiter vor. Die Türkennoth war es auch mehr als Alles, was Maximilian hinderte, so, wie er wollte, wie er es lange in sich trug, dem Reiche und der Kirche eine Verfassung zu geben. Er, der keiner Partei angehörte, weder der päbstlichen, noch der protestantischen, und mit hellem Geiste die Zeitforderungen erkannte, hätte die Befähigung auf jede Weise dazu gehabt. Von Jugend an schwächerer Gesundheit, durch angestrengte Geschäftsthätigkeit ohnedies angegriffen, starb der edle Kaiser nach zwölfjähriger Regierung im neunundvierzigsten Jahre am 12. Oktober 1576, mitten unter großen Entwürfen, redlich, mild und weise, wie nur ein Fürst aller Zeiten, erhaben über Glaubensstreitigkeiten, „eine friedliche Taube.“ Die Zeit der Adler war vorüber.

1576 Rudolph II. † 20 Jan. 1612

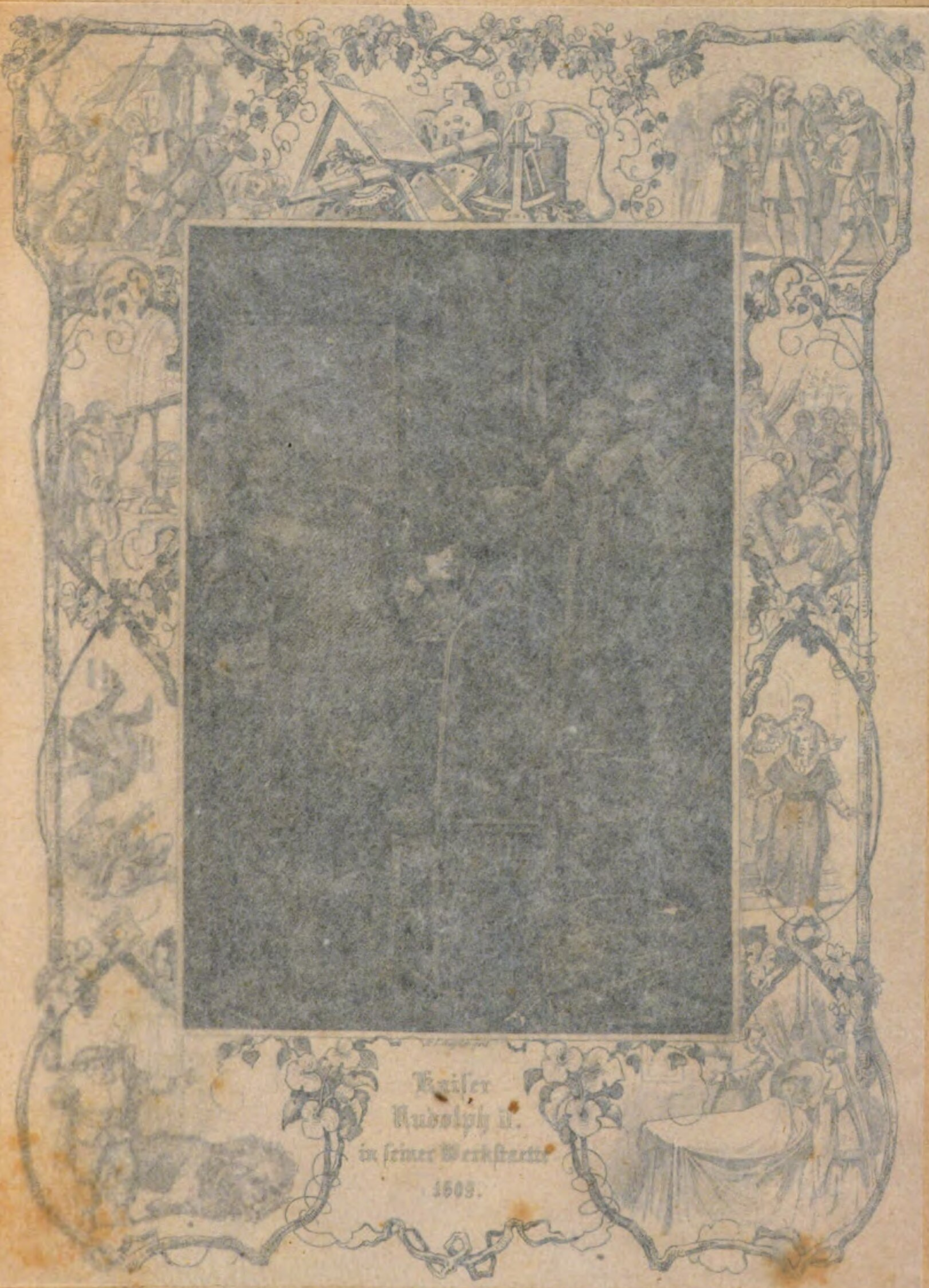
Der altkirchlichen Partei war Maximilian ein Stein im Wege gewesen. Nicht mehr auszugleichen, sondern nur die Reformation rückgängig zu machen, gedachte man jetzt. Deutschland ward inzwischen die Heimath des Ordens der Jesuiten, welchen andere Staaten verfolgten und austrieben. Alle Gauen Deutschlands erschollen von dem widerwärtigen Gezänke der streitsüchtigen Theologen aller Farben: es war das Rabengekrächze, dem ein großes Leichenfeld nicht ferne war.

Der zweite Rudolph war nicht der Mann, der zwischen den erbitterten Religionsparteien, welche die Hand schon am Schwertgriff hatten, mit kaiserlicher Hoheit hätte stehen können. Er war des milden Max sanfter Sohn, den Wissenschaften und Künsten Freund, und gerade dieses sich Versenken in die Wissenschaften war jener Partei nur zu sehr willkommen, die es darauf anlegte, die religiöse Spaltung in Deutschland bis zum Haß des Fanatismus zu steigern: je mehr der Kaiser im Studirzimmer lebte, je weniger politisch-thätig er war, desto freiere Hand hatten Rom, Spanien, die Jesuiten. Die Letztern wußten sich bald des jungen Kaisers ganz zu bemächtigen. Es rächte sich furchtbar, daß Maximilian aus Hausinteresse diesen seinen Sohn an den spanischen Hof geschickt hatte. Als der junge Rudolph aus Spanien wiederkehrte, da sprach er sie laut aus, seines Herzens Freude, wieder deutsche Luft athmen zu dürfen. Aber auch in der deutschen Wiener Luft athmete er einen Fanatismus ein, im Kreise der Glieder der Gesellschaft Jesu, in den sie ihn hineinzuziehen wußten, so daß er eines Tages sich verleiten ließ, mit Spaniern und Welschen eine evangelische Kirche überfallen zu wollen. Der sonst so milde Maximilian hielt seine Gemahlin und seine Söhne in gebührender Furcht und Gehorsam. Als er die Unbesonnenheit seines Sohnes noch zu rechter Zeit erfuhr, deren Ausführung bei der lutherischen Gesinnung der meisten Wiener Bürger einen Volksaufstand und die Ermordung aller Fremden zur Folge gehabt hätte, gab er ihm mit seiner kaiserlichen Hand einen Schlag ins Angesicht. Kaiser geworden, ging Rudolph sogleich daran, der Reformation entgegen zu arbeiten. Er verbot allen Bürgern und Bauern, eine evangelische Kirche zu besuchen, schloß ihre Schulen, befahl den Besuch der katholischen Kirchen, drohte jedem Widerspenstigen mit Landesverweisung; nur dem Adel und Herrenstand bestätigte er die Gewissensfreiheit. Aber alle entließ er aus seinen Hofdiensten, die nicht päbstlich gesinnt waren. Dadurch verlor er alle Popularität; die Wiener,

Salomo" nannten. Als Privatmann wäre Rudolph ein trefflicher Gelehrter, selbst Künstler gewesen: mächtige Reiche zu regieren, dazu hatte er weder Lust noch Fähigkeit. Seine Liebhaberei war, von Seltenheiten der Natur, von Kunstgegenständen schöne Sammlungen anzulegen, mit seinen Gelehrten, seinen Künstlern zu leben. Da sah man ihn tagelang mit seinen Sterndeutern Astrologie treiben, wochenlang in seiner Werkstatt eingeschlossen mit seinen Alchymisten und Goldmachern arbeiten, oder mit Malern, Uhrmachern und Mechanikern. Wenn er so in die Arbeit vertieft saß, und darin unterbrochen wurde, so flogen drohende Worte, Gefäße, Arbeitsgeräthe, was ihm gerade zur Hand war, den Störern an den Kopf.

Im Jahre 1598 hatte er die freie Stadt Aachen durch die benachbarten Fürsten mit Gewalt wieder katholisch machen lassen, zu Ende des Jahres 1607 ließ er die freie Stadt Donauwörth angreifen. Der Abt zum heiligen Kreuz hatte, allen Warnungen des Stadtraths zum Trotz, öftere Prozessionen mit fliegenden Fahnen gehalten. Das dadurch gereizte Volk trieb eines Tages die Prozession mit Fäusten und Knitteln aus einander. Rudolph ächtete dafür die Stadt, ließ sie durch Herzog Maximilian von Baiern einnehmen, und zu einer bairischen Stadt machen. Jetzt erst, bei so naher Gefahr, versuchten die Protestanten wieder sich unter sich und mit Auswärtigen zu verbinden. Lutherische und calvinische Fürsten und Städte schlossen eine Union, eine evangelische Einung, und diese schickte eine Beschwerdeschrift durch den Fürsten Christian von Anhalt an den Kaiser, worin die ganze Reichsverwaltung, die verfassungswidrigen Hofprozesse, die Unwissenheit, der Eigennutz und die Eigenmächtigkeit der kaiserlichen Räthe, mit schweren Klagen nachgewiesen waren. Nach fünf Wochen gab der Kaiser dem Fürsten eine schriftliche, aufzügliche Antwort; der Fürst forderte Gehör; der Kaiser erklärte, er sei eben mit andern Geschäften "trefflich molestirt;" der Fürst sagte ihm geradezu, die Unzufriedenheit im Reich sei so groß, daß die Flammen dem Kaiser über dem Kopf zusammenschlagen werden, wenn er sich nicht anderer Räthe bediene und an Julius Cäsars Ausgang denke. Ob der Fürst von solchen gefährlichen Anschlägen wisse? fragte ängstlich der Kaiser, und als dieser ihn beruhigte, versprach er, Alles bessern zu wollen. Aber es blieb beim Versprechen. Er war zu sehr durch andere Dinge zerstreut. Aus natürlicher Unentschlossenheit hatte er nicht dazu kommen können, sich zu vermählen, jetzt in den spätern Jahren, verfiel er in Unenthaltsamkeit, man mußte ihm Schönheiten aussuchen, die er alle acht Tage wechselte, und zuvor untersuchen ließ, ob sie keine verborgenen Waffen bei sich führen.

Mathias zog ein Heer von 20,000 Mann zusammen, und machte bekannt, daß er den Kaiser der Regierung der Erblande entsetzen werde. Rudolph gab den Böhmen die besten Worte, sie sammelten sich stark zu

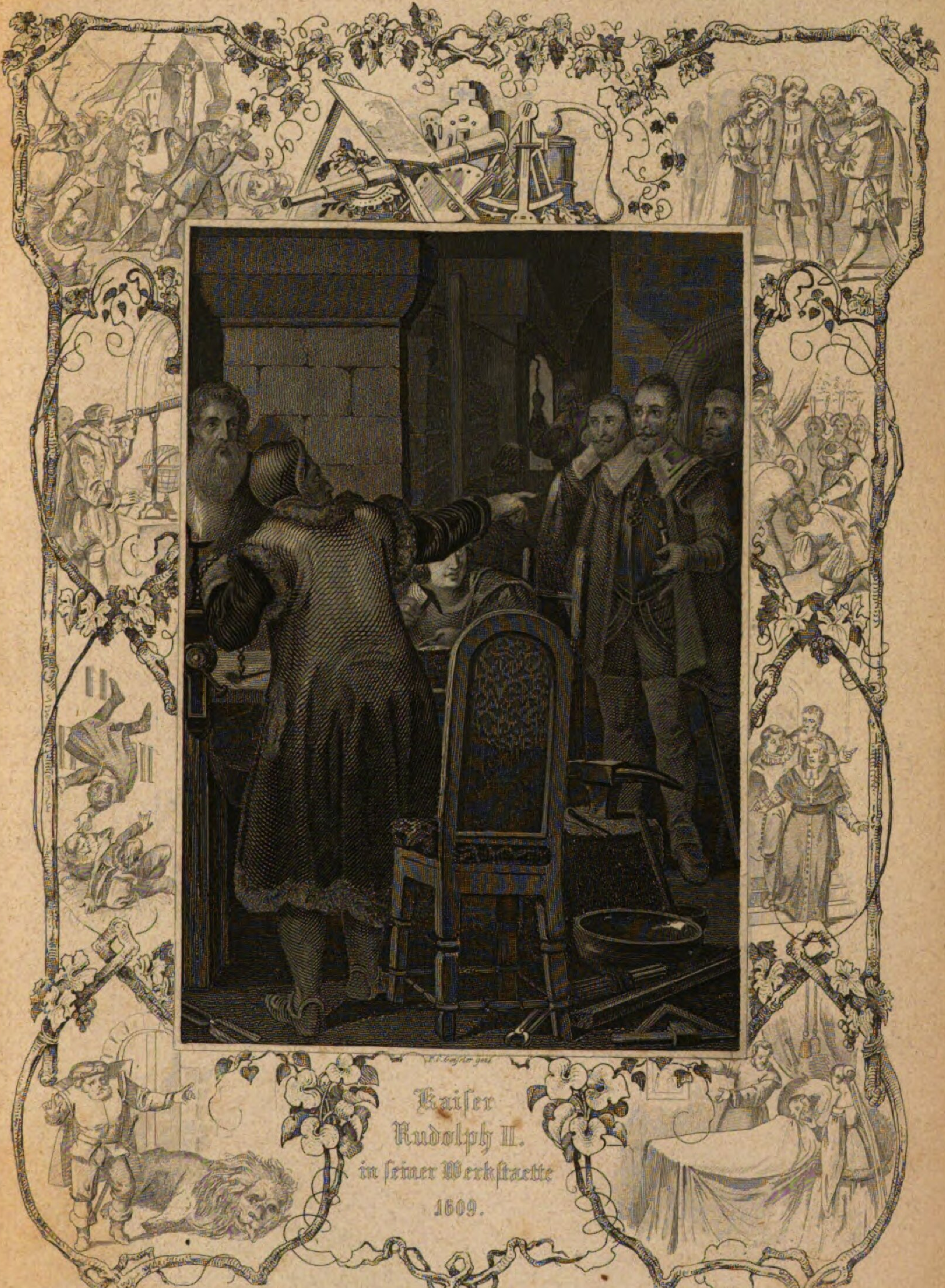


Kaiser
Rudolph II.
in seiner Werkstätte
1609.

Salomo« nannten. Als Privatmann wäre Rudolph ein trefflicher Gelehrter, selbst Künstler gewesen: mächtige Reiche zu regieren, dazu hatte er weder Lust noch Fähigkeit. Seine Liebhaberei war, von Seltenheiten der Natur, von Kunstgegenständen schöne Sammlungen anzulegen, mit seinen Gelehrten, seinen Künstlern zu leben. Da sah man ihn tagelang mit seinen Sterndeutern Astrologie treiben, wochenlang in seiner Werkstatt eingeschlossen mit seinen Alchymisten und Goldmachern arbeiten, oder mit Malern, Uhrmachern und Mechanikern. Wenn er so in die Arbeit vertieft saß, und darin unterbrochen wurde, so flogen drohende Worte, Gefäße, Arbeitsgeräthe, was ihm gerade zur Hand war, den Störern an den Kopf.

Im Jahre 1598 hatte er die freie Stadt Aachen durch die benachbarten Fürsten mit Gewalt wieder katholisch machen lassen, zu Ende des Jahres 1607 ließ er die freie Stadt Donauwörth angreifen. Der Abt zum heiligen Kreuz hatte, allen Warnungen des Stadtraths zum Trotz, öffentliche Prozessionen mit fliegenden Fahnen gehalten. Das dadurch gereizte Volk trieb eines Tages die Prozession mit Fäusten und Knitteln aus einander. Rudolph erklärte darauf die Stadt, ließ sie durch Herzog Maximilian von Baiern einnehmen, und zu einer bairischen Stadt machen. Jetzt erst, bei so naher Gefahr, gedachten die Protestanten wieder sich unter sich und mit Andern fest zu verbinden. Lutherische und calvinische Fürsten und Städte schlossen eine Union, eine evangelische Einung, und diese schickte eine Beschwerdeschrift durch den Fürsten Christian von Anhalt an den Kaiser, worin die ganze Reichsverwaltung, die verfassungswidrigen Eingriffe, die Unwissenheit, der Eigennutz und die Bestechlichkeit der kaiserlichen Räthe, mit schweren Klagen nachgewiesen waren. Nach drei Wochen gab der Kaiser dem Fürsten eine schriftliche, aufschiebende Antwort; der Fürst forderte Gehör; der Kaiser erklärte, er sei eben mit andern Geschäften »trefflich molestirt;« der Fürst sagte ihm geradezu, die Unzufriedenheit im Reich sei so groß, daß die Flammen dem Kaiser über dem Kopf zusammenschlagen werden, wenn er sich nicht anderer Räthe bediene und an Julius Cäsars Ausgang denke. Ob der Fürst von solchen gefährlichen Anschlägen wisse? fragte ängstlich der Kaiser, und als dieser ihn beruhigte, versprach er, Alles bessern zu wollen. Aber es blieb beim Versprechen. Er war zu sehr durch andere Dinge zerstreut. Aus natürlicher Unentschlossenheit hatte er nicht dazu kommen können, sich zu vermählen, jetzt in den spätern Jahren, verfiel er in Unenthaltsamkeit, man mußte ihm Schönheiten aussuchen, die er alle acht Tage wechselte, und jeder untersuchen ließ, ob sie keine verborgenen Waffen bei sich führen.

Matthias zog ein Heer von 20,000 Mann zusammen, und machte bekannt, daß er den Kaiser der Regierung der Erblande entsetzen werde, [illegible] gab den Böhmen die besten Worte, sie sammelten sich stark zu



Kaiser Rudolph II. in seiner Werkstaette 1609.

ihm, aber er traute ihnen nicht, trat ohne Schwertstreich Ungarn und Oesterreich an Mathias ab, und übergab ihm die Verwaltung von Mähren, und den Titel eines designirten Königs in Böhmen. Mathias mußte den Oesterreichern die Religionsfreiheit gewähren, Rudolph den Böhmen und den Schlesiern das Gleiche durch die Urkunde „des Majestätsbriefs.“ Tags zuvor, am 10. Juli 1609, hatte Maximilian von Baiern die heilige Liga gestiftet, einen Bund mit dem Zweck, zu wachen, daß die alte, wahre, alleinseligmachende Religion nicht ausgerottet werde. So standen nun Union und Liga, protestantischer und katholischer Bund, gegen einander, doch ohne das Schwert zum Kampf zu zücken, neun Jahre lang.

Rudolph zeigte im Anfang des Jahres 1611 den Gedanken, die Nachfolge in Böhmen seinem Bruder Mathias zu entziehen, und dem Erzherzog Leopold zuzuwenden. Mathias kam mit einem Heer, die Böhmen schlossen den Kaiser in seiner Burg in Prag ein, und Rudolph dankte ab, um nicht von Mathias auch vom böhmischen Thron abgesetzt zu werden. Mathias setzte ihm einen Jahrgehalt und einige Herrschaften aus.

Rudolph, aller seiner Erblande beraubt, bat das Reich, da er nicht mehr standesmäßig leben, noch weniger seine vielen Schulden bezahlen könne, ihn doch in seinem Alter nicht zu verlassen. Die Kurfürsten schickten eine Gesandtschaft an ihn, bedauerten die Schritte des Mathias, gaben aber dem Kaiser selbst die Schuld, weil er Regiment und Justiz nicht besser bestellt habe. Sie drangen auf einen Reichstag und die Wahl eines römischen Königs. Rudolph stand unter einem Thronhimmel, die Hand auf den Tisch gestützt, als die Gesandten vor ihn traten. Während sie sprachen, sanken ihm die Kniee ein, und er mußte sich setzen. Nachher sagte er zu dem Herzoge von Braunschweig: „Diejenigen, die mir in meinen jüngsten Nöthen keine Hülfe geleistet und zu meinem Dienst auch nicht ein Roß haben satteln lassen, haben mir jetzt eine Art von Leichenpredigt gehalten. Ohne Zweifel werden sie mit unserem Herrgott im geheimen Rath gesessen sein. Vielleicht wissen sie von daher schon, daß ich noch in diesem Jahre sterbe, weil sie gar so stark auf einen Nachfolger im römischen Reiche dringen.“ Er fürchtete, man wolle ihn auch des Kaiserthums entsetzen. Als er zögerte und Ausflüchte machte mit der Wahl, schrieben die Kurfürsten selbst einen Wahltag aus, und am 20. Januar 1612 war Kaiser Rudolph II. eine Leiche. An einem brandigen Geschwür war er in den Armen seines Kammerdieners Hans gestorben.

Mathias.

Abermals schien die deutsche Krone an das Haus Baiern kommen zu wollen. Herzog Maximilian von Baiern war von dem weisesten Fürsten der Zeit, von Heinrich IV. von Frankreich, als derjenige bezeichnet worden, der am Würdigsten der Kaiserkrone wäre. Er ragte durch Verstand, durch kühnen Geist und männlichen Charakter weit hervor, aber er bewarb sich nicht um die Krone, gab einzelnen anfragenden Fürsten keine Erklärung, und ging nicht aus seinem München heraus, so oft er auch zur Wahl eingeladen wurde. Jetzt parteiten sich die Stimmen für diesen und jenen der österreichischen Erzherzoge. Mathias hatte die Protestanten für sich, er kam mit großem Gepränge, mit den damals neuen Kutschen, 200 an der Zahl. Er hatte versprochen, es ganz zu halten wie sein Vater Max II. So wurde er gewählt und gekrönt, am 13. und 24. Juni 1612. Der kirchlich-politische Fanatismus spaltete das Reich schon so, daß auch ein Kaiser, der unternehmender gewesen wäre, als Mathias, nicht viel nach Außen wirken konnte: alle seine Plane, Katholiken und Protestanten zu vereinigen, Union und Liga gegen einander aufzuheben, scheiterten. Beide, die Union und die Liga, verstärkten sich. Von der evangelischen Partei ging sogar ein bedeutender Fürst, der junge Pfalzgraf von Neuburg, Wolfgang Wilhelm, über. Er war im Begriff, die Tochter des Kurfürsten von Brandenburg zu heirathen; über der Tafel gerieth er mit dem Kurfürsten in Zank, der gab ihm eine Maulschelle; der Pfalzgraf heirathete nun die Schwester des Herzogs Max von Baiern, und trat zuerst heimlich, dann öffentlich zur katholischen Kirche über. Mitten unter diesen Parteiungen vergnügte sich Mathias mit den Schönheiten seiner Städte; er lebte wie sein Bruder, und die Aerzte versprachen ihm kein langes Leben. Auf den ersten Anlauf, den er als Kaiser genommen hatte, folgte große Abspannung. Er hatte so wenig als ein anderer der Söhne Maximilians II. einen gesetzlichen Erben. Er nahm seinen Vetter Ferdinand von der steiermärkischen Linie zu seinem Sohn an, und setzte es bei den Böhmen durch, daß sie ihn zu ihrem Könige krönten, ebenso bei den Ungarn; Ferdinand hatte versprochen, „alle Landesfreiheiten und Rechte fest zu halten und bei Lebzeiten des Mathias sich in nichts zu mischen.“ Schon längst aber trug er den Entschluß in sich, in allen Staaten des Kaiserhauses die Gegenreformation mit Gewalt durchzusetzen, oder, wie man am kaiserlichen Hof es nannte, eine neue Reformation einzuführen. Zu Braunau und Klostergrab bauten die Gemeinden neue Kirchen; der Abt zu Braunau

und der Erzbischof zu Prag untersagten den Bau; Kaiser Mathias bestätigte das Verbot; die Gemeinden vollendeten den Bau doch: die Folge war Schließung, dann Niederreißung der Kirchen, und Verhaftung der Gemeindeältesten. Die Gemeinden beriefen sich auf den Majestätsbrief — so hieß die Urkunde, in welcher den Böhmen ihre Freiheiten, die religiösen wie die politischen, verbrieft und versiegelt waren, und worauf Jeder schwören mußte, ehe er als König anerkannt wurde. — Die Katholiken behaupteten, als Unterthanen des Abts und des Erzbischofs haben die Braunauer und Klostergraber zu keiner Religionsübung Freiheit, als die ihnen ihre Grundherren gestatten. Seit dem Majestätsbrief waren drei Viertheile Böhmens evangelisch. Das Benehmen der seit Ferdinands Krönung zum böhmischen Könige in ihren freudigen Hoffnungen sehr vorlauten Jesuiten, viele einzelne Bedrückungen, die Entfernung des bei den Böhmen vielbeliebten Vertheidigers ihrer Rechte, des Grafen von Thurn, aus allen seinen Stellen hatten eine allgemeine Aufregung zur Folge. Thurn und die Häupter der Evangelischen baten den Kaiser um Abstellung der schweren Religionsbedrückung. Mathias, oder vielmehr die an der Stelle des kranken Kaisers am Hofe herrschende Partei, antwortete streng. Die Stände schrieben diese Strenge besonders den beiden Ministern Slavata und Martiniz zu; beide hatten sich durch grausame Verfolgungen ihrer evangelischen Unterthanen ausgezeichnet. Es war zu spät, daß der Kaiser jetzt milder schrieb. Die Stände drangen bewaffnet auf das Schloß, und forderten die beiden Minister zu einer bestimmten Antwort auf, ob sie das erste Schreiben verfaßt haben, die Böhmen lassen sich nicht länger als Sklaven behandeln. Statt zu antworten, flehten Slavata und Martiniz um Aufschub, um Untersuchung. Aber Beide wurden ergriffen, und nach einander nebst ihrem Schreiber Fabricius zum Fenster hinausgeworfen. Sechzig Fuß hoch fielen sie herab, aber ihre weiten Mäntel dienten ihnen als Fallschirm, und sie kamen fast unversehrt auf einen Misthaufen zu liegen, am 23. Mai 1618.

Die Böhmen vertheidigten diesen Schritt vor dem Kaiser und vor allen Fürsten und Völkern: vom Kaiser wollten sie nicht abfallen, von Ferdinands Erbfolge aber sich befreien. Sie vertrieben alle Jesuiten auf ewig aus dem Lande, sammelten ein Heer, und riefen alle Kaiserstaaten auf, ihnen beizustehen. Mathias fürchtete den Abfall aller Erblande; er erließ ein Patent, der Majestätsbrief sei entheiligt, er werde ihn halten, nie habe er etwas gegen ihre Freiheiten beschlossen. Die Böhmen kannten die Lage der Dinge am Kaiserhofe: dort lag der gealterte Kaiser gichtkrank zu Bette; Erzherzog Ferdinand und seine Partei, welche die »Rebellen« mit den Waffen niederwerfen wollten, suchten das Uebergewicht zu gewinnen; sie nahmen des kranken Kaisers vertrautesten Rath und ersten

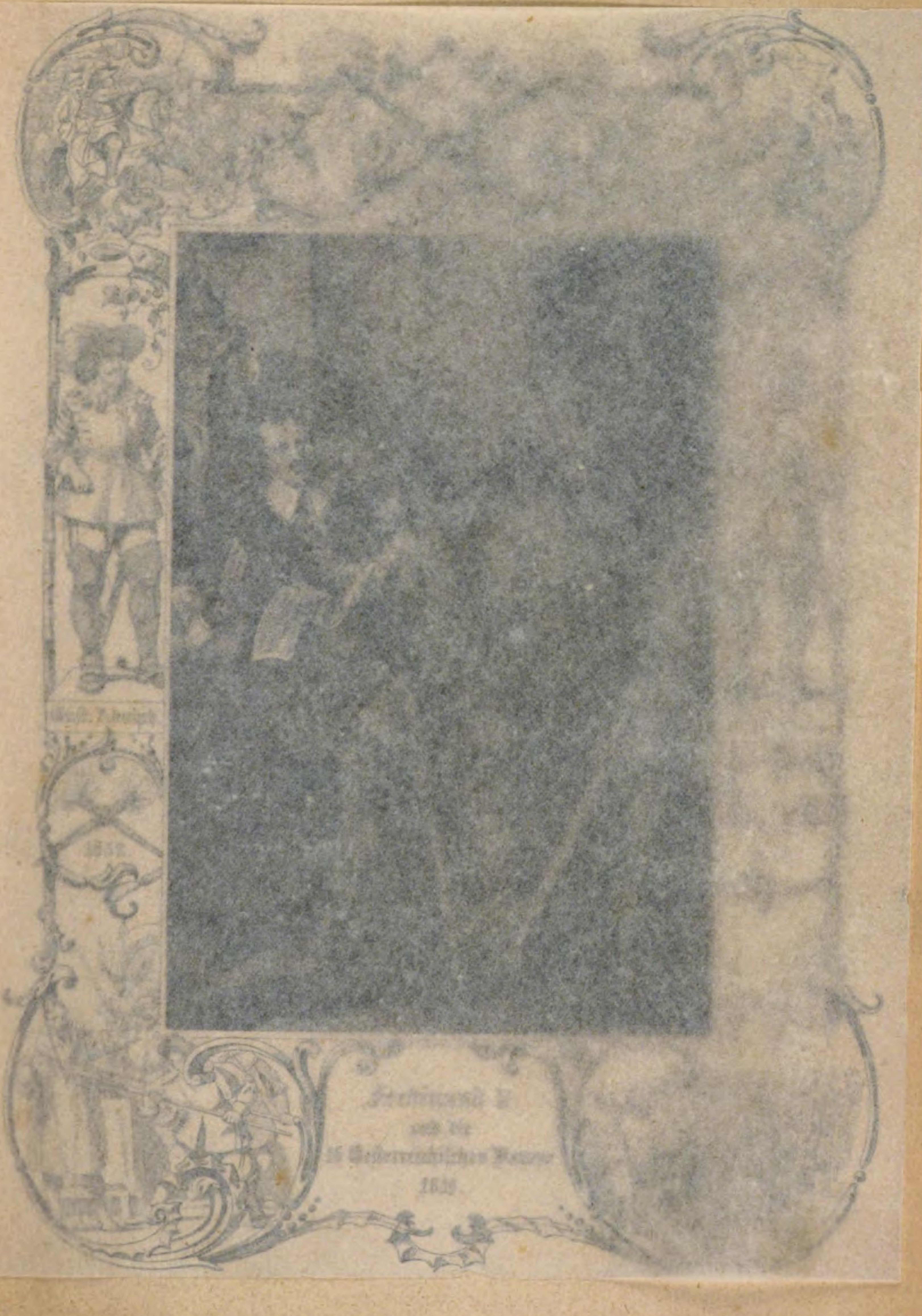
Minister, den Kardinal Clesel, der den Jesuiten abhold war, gefangen, schickten ihn nach Tirol, und sagten erst, nachdem er in sicherem Gewahrsam war, dem Kaiser davon, wie sie im Einverständniß mit dem spanischen Gesandten für gut gefunden haben, den Mann unschädlich zu machen, der sein Vertrauen mißbraucht habe. Als der kranke Mathias das hören mußte, wurde er schamroth, und verhüllte sich schweigend in sein Betttuch. Die Kaiserin, die auch an seinem Bette stand, verhielt ihre Entrüstung nicht. „Ich sehe wohl, sagte sie, daß mein Gemahl euch zu lange lebt.“

Böhmen, bis auf drei katholische Städte, stand unter den Waffen. Im August eröffnete der kaiserliche Hof den Krieg gegen sie. Den Oberbefehl erhielt der Graf von Bouquoi, ein Niederländer; unter ihm befehligte der Graf von Dampierre; man traute keinem Oesterreicher. Siegesfreudig eilten sie nach Böhmen, die zusammengelaufenen, ungeübten Rebellen zu zerstreuen. Graf Thurn schlug sie zweimal nach einander. Schlesien schloß sich den Böhmen an, und Graf Ernst von Mansfeld, ein tapferer Heerfürst, der bald Diesem, bald Jenem mit seinen geworbenen Soldaten diente, führte ihnen 4000 Mann zu. Mathias eröffnete Friedensunterhandlungen; aber ehe sie begannen, starb er, am 20. März 1619.

Ferdinand II.

g. 18 Aug. 1619 — † 15. Febr. 1637

Alle Kronen welche Mathias getragen hatte, standen für Ferdinand in Frage, als er nachfolgen sollte. Die Oesterreicher wollten nicht huldigen, bis er sein Kriegsvolk abgedankt, ihre Beschwerden abgestellt hätte. Bethlen Gabor, der Fürst von Siebenbürgen, bedrohte Ungarn; Böhmen und die daran schließenden Provinzen waren in Aufstand. Durch Fortsetzung der Friedensunterhandlung hoffte er mit den Böhmen zu recht zu kommen. Da es ihm aber nicht ernst war, Hauptsachen zuzugestehen, so fiel der Graf von Thurn in Oesterreich ein, und umschloß Wien, worin Ferdinand Hof hielt. Die feindlichen Kugeln flogen aus dem Thurnischen Lager in die Burg herein; in Wien selbst war die protestantische Partei die mächtigere. In dieser Hülflosigkeit sah Ferdinand sein Zimmer sich öffnen, sechzehn österreichische Barone drängten sich herein, forderten die Bestätigung ihrer Freiheiten, seine Unterschrift zu einem Vertrage mit Böhmen. Ferdinand zögerte, wollte reden. „Ferdinandl, rief einer der Barone, Thomradl, indem er ihn bei einem Knopf seiner Weste faßte, willst Du unterschreiben?“



Minister, den Kardinal Clesel, der den Jesuiten abhold war, gefangen, schickten ihn nach Tirol, und sagten erst, nachdem er in sicherem Gewahrsam war, dem Kaiser davon, wie sie im Einverständniß mit dem spanischen Gesandten für gut gefunden haben, den Mann unschädlich zu machen, der sein Vertrauen mißbraucht habe. Als der kranke Mathias das hören mußte, wurde er schamroth, und verhüllte sich schweigend in sein Betttuch. Die Kaiserin, die auch an seinem Bette stand, verhielt ihre Entrüstung nicht. »Ich sehe wohl, sagte sie, daß mein Gemahl euch zu lange lebt.«

Böhmen, bis auf drei katholische Städte, stand unter den Waffen. Im August eröffnete der kaiserliche Hof den Krieg gegen sie. Den Oberbefehl erhielt der Graf von Bouquoi, ein Niederländer; unter ihm befehligte der Graf von Dampierre; man traute keinem Oesterreicher. Siegesfreudig eilten sie nach Böhmen, die zusammengelaufenen, ungeübten Rebellen zu zerstreuen. Graf Thurn schlug sie zweimal nach einander. Schlesien schloß sich den Böhmen an, und Graf Ernst von Mansfeld, ein tapferer Heerfürst, der bald Diesem, bald Jenem mit seinen geworbenen Soldaten diente, führte ihnen 4000 Mann zu. Mathias eröffnete Friedensunterhandlungen; aber ehe sie begannen, starb er, am 20. März 1619.

Ferdinand II.

Alle Kronen welche Mathias getragen hatte, standen für Ferdinand in Frage, als er nachfolgen sollte. Die Oesterreicher wollten nicht huldigen, bis er sein Kriegsvolk abgedankt, ihre Beschwerden abgestellt hätte. Bethlen Gabor, der Fürst von Siebenbürgen, bedrohte Ungarn; Böhmen und die daran schließenden Provinzen waren in Aufstand. Durch Fortsetzung der Friedensunterhandlung hoffte er mit den Böhmen zu recht zu kommen. Da es ihm aber nicht ernst war, Hauptsachen zuzugestehen, so fiel der Graf von Thurn in Oesterreich ein, und umschloß Wien, worin Ferdinand Hof hielt. Die feindlichen Kugeln flogen aus dem Thurnischen Lager in die Burg herein; in Wien selbst war die protestantische Partei die mächtigere. In dieser Hülflosigkeit sah Ferdinand sein Zimmer sich öffnen, sechzehn österreichische Barone drängten sich herein, forderten die Bestätigung ihrer Freiheiten, seine Unterschrift zu einem Vertrage mit Böhmen. Ferdinand wollte reden. »Ferdinandl, rief einer der Barone, Thonradl, der ihn bei einem Knopf seiner Weste faßte, willst Du unterschreiben?«



Ferdinand II.
und die
16 Oesterreichischen Barone
1619.

Ein Wortwechsel entspann sich; Trompetenschall tönte vom Burgplatz herauf; Befremden, Furcht, ein seltsames Gerücht, das heraufläuft, machen, daß einer der Barone nach dem andern verschwindet, und Ferdinand ist gerettet durch 500 Kürassiere Dampierre's, welche durch das unbewachte Fischerthor eingelassen worden waren. Bald darauf kam Botschaft, daß Bouquoi bei Budweis über die böhmischen Generale Mansfeld und Hohenlohe gesiegt habe. Auf das griffen die katholische Partei in Wien und die Studenten für Ferdinand zu den Waffen. Die protestantische Partei floh zum Theil ins Thurnische Lager; Thurn selbst hob die Belagerung auf, um Prag zu retten. Ferdinand eilte zur Kaiserwahl und wurde gewählt, am 28. August 1619, zu Frankfurt am Main. Am 18. August wurde ihm zu Prag die böhmische Krone abgesprochen, und am 27. der Kurfürst von der Pfalz, Friedrich V., zum Könige von Böhmen gewählt, nachdem der Vorschlag in der Minderheit geblieben war, Böhmen zu einem Freistaat zu machen, wie Holland und die Schweiz. Die böhmischen Stände erklärten Ferdinand der Krone verlustig als Erbfeind der Gewissensfreiheit, als Sklaven Spaniens und der Jesuiten, welcher die fürchterlichen Drangsale des Kriegs über Böhmen gebracht, die Krone durch verwerfliche Kunstgriffe erschlichen, und durch geheime Verträge an Spanien verrathen habe.

Die Böhmen hatten nach ihrer Ansicht ein Recht hiezu. Sie hatten ihr Wahlrecht nie aufgegeben. Die Bestätigung ihrer Religionsfreiheit war die Hauptbedingung gewesen, unter der sie Rudolph und Mathias, unter der sie allein Ferdinand II., als er von Mathias zum Könige designirt wurde, gehuldigt hatten. Ferdinand hatte die Religionsfreiheit der Böhmen, so viel er konnte, untergraben, die Hauptbedingung der Huldigung gebrochen, eben damit den Vertrag, und die Böhmen zogen ihr Wahlrecht wieder an sich.

Der Kurfürst von der Pfalz war erst dreiundzwanzig Jahre alt. Er fragte bei allen Höfen herum, ob er die Böhmenkrone annehmen solle. Alles rieth ihm ab, seine Mutter warnte ihn; der politische Krieg, sprach sie, werde sich schnell in einen Religionskrieg verwandeln. Ihm selbst bangte davor. „Konntest du dich, sagte seine Gemahlin, König Jakobs von England Tochter, vermessen, die Hand einer Königstochter anzunehmen, und dir bangt vor einer Krone, die man freiwillig dir entgegen bringt? Ich will lieber Brod essen an deiner königlichen Tafel, als schwelgen an deinem kurfürstlichen Tisch.“

Dieses Wort hing an die Vorstellungen seines Hofpredigers, seiner Freunde, seiner Diener, welche alle ihrem Ehrgeiz am Königshof zu Prag Befriedigung versprachen, ein entscheidendes Gewicht. Er ließ sich von den Böhmen einholen und krönen. Aber die evangelische Union, auf die er rechnete, ließ sich von ihm nicht bewegen, die Vertheidigung der böhmischen

und der deutschen Religionsfreiheit als eine und dieselbe Sache zu nehmen. Sollte man, meinten die engherzigen, theologischen Räthe der uniirten Fürsten, den Calvinismus unterstützen, und das Königreich Böhmen einer solchen Deformation aussetzen? Kurfürst Johann Georg von Sachsen ließ sich ganz von seinem Hofprediger, Hoe von Hoenegg, leiten; den bestach die kaiserliche Partei, und er beredete seinen Herrn, von dem unruhigen Geiste der Calvinisten sei mehr zu befürchten, als von den Papisten. So ging der Kurfürst so weit, seinen Glaubensgenossen, den Kurfürsten von der Pfalz und neuen König von Böhmen, wegen seines Einverständnisses mit Bethlen Gabor zu verdächtigen, als würde dadurch den Türken der Eingang ins Reich geöffnet, bestimmte zuerst die obersächsischen Stände zur Neutralität, und versprach zuletzt, für den Kaiser zu fechten. Die Liga stellte 30,000 Mann, Spanien schickte Spinola mit 20,000. Statt den böhmischen Glaubensgenossen beizustehen, schloß die Union mit der Liga Frieden, feige, charakterlos, lächerlich; nicht nur schlossen sie Böhmen und die Niederlande aus diesem Frieden aus, sondern sie gestatteten durch ihre Lande ordnungsmäßige Durchzüge. Hätten die Völker nicht Sünden der Art stets zu büßen, so müßte man sagen, eine solche Handlungsweise habe nichts Anderes verdient, als mit Hohn niedergetreten zu werden, wie sie es auch wurde.

So im Rücken sicher, überfiel Herzog Max, das Haupt der Liga, Oberösterreich, und unterwarf es, mehr durch Güte als Gewalt. Ferdinand sprach jetzt gleich von Entwaffnung des Volks, Vernichtung der Religionsfreiheiten, Hinrichtung der Führer. Freimüthig sagte ihm Max, das gehe nicht. Max und Bouquoi zogen nun gerade auf Prag, der evangelische Kurfürst von Sachsen überfiel mit 15,000 Mann die evangelische Lausitz. König Friedrich von Böhmen hätte sich noch immer halten können, wäre er nicht eine dreiundzwanzigjährige Unfähigkeit gewesen. Statt Böhmens, Mährens, Schlesiens mächtige Streitkräfte zu sammeln und ins Feld zu stellen, hatte er nach prunkvoller Krönung die Bilder in Böhmen gestürmt, und die Böhmen rein calvinisch machen wollen. Zudem hatte er die Häupter, welche bisher die böhmische Bewegung geleitet hatten und sie allein zu leiten verstanden, die Grafen von Thurn und Mansfeld, zurückgesetzt, und den Oberbefehl über das Heer an den Fürsten von Anhalt und den Grafen von Hohenlohe gegeben. Die Heere standen sich bei Pilsen, ohne zu schlagen, gegenüber. Ehe die Kaiserlichen ihren Marsch auf Prag vollendeten, setzte sich durch einen geschickten Vorsprung das böhmische Heer auf dem weißen Berge bei Prag fest. Die Stadt deckte seinen Rücken. 20,000 Mann standen gegen 30,000. Buoquoi wollte wegen der trefflichen Stellung der Böhmen nicht angreifen; Max und sein Feldhauptmann Tilly bestanden auf dem Angriff. „Heilige Maria," war ihre Losung. Die Böhmen schlugen sie zurück. Die Baiern ordneten sich

wieder; der Sohn des Fürsten von Anhalt, zu weit in der Verfolgung sich hinauswagend, wurde gefangen; die ungarischen Reiter fingen an zu fliehen, und brachten das böhmische Fußvolk in Verwirrung, dann in Flucht. Da zeigte sich, daß die Böhmen schlecht geführt waren. Der Graf von Thurn mit dem jungen Grafen von Schlick hielt, als Alles um ihn her floh, mit einer mährischen Schaar das Schlachtfeld gegen das ganze feindliche Heer, bis die Meisten gefallen waren, Schlick gefangen; da erst rettete Thurn sich und ein Häuflein durch die Flucht.

Als der Angriff begann, saß König Friedrich noch mit dem englischen Gesandten an der Tafel; er kam gerade noch recht, vom Wall aus die Niederlage der Seinigen zu sehen. 16,000 von seinem Heere hatten sich in die Stadt gerettet; die Bürger waren entschlossen, die Belagerung auszuhalten, bis Mansfeld und Bethlen Gabor herankämen. Es war unmöglich, daß die Kaiserlichen, da schon Krankheiten in ihrem Heere wütheten, den Winter über im Feld aushalten konnten. Herzog Max sandte an den König die Aufforderung, seine Krone niederzulegen; er gab ihm acht Stunden Bedenkzeit. Statt ritterlich und königlich in Prag sich zu vertheidigen, entfloh er in der Nacht mit seiner Gemahlin und den Vornehmsten des Hofes, so eilig, verzagt, gedankenlos, daß er nicht nur die Krone, sondern die geheimsten Papiere, seine ganze Correspondenz, zurückließ. Er sagte, er befehle die Sachen Gott, dem Allmächtigen, und nehme in Geduld die Strafen an, die er ihm zuschicke. Jetzt wagte auch Thurn nicht, in Prag auszuhalten; die Kleinmuth des Königs hatte Bürger und Soldaten kleinmüthig gemacht. Prag ergab sich den Tag nach der Schlacht, am 13. November 1620. Alle Städte folgten, nur Pilsen und Tabor nicht, welche Mansfeld vertheidigte. Auch Mähren unterwarf sich. Ueberall wurde die katholische Religion hergestellt. Den Schlesiern versprach der Kurfürst von Sachsen die Gnade des Kaisers, und die Freiheit ihres lutherischen Glaubens. Die Böhmen wußten drei Monate nicht, was ihrer harre. Am 20. Februar ließ Ferdinand aus der Ruhe des Landes heraus dreiundvierzig der vornehmsten verhaften, und siebenundzwanzig davon am 21. Juni auf dem Schaffot sterben, unter diesen den Grafen Joachim Andreas von Schlick: der Enkel des Hauses Oesterreich gedachte es diesem nicht, was einst Kaspar Schlick für dieses Haus gethan hatte. Die Andern wurden verbannt oder lebenslänglich eingekerkert; nur neunundzwanzig Häupter entflohen. Der Graf von Thurn hatte sich nach Mähren, und als dieses sich unterwarf, nach Siebenbürgen gerettet, und Bethlen Gabor befeuert, vorzudringen. Das hemmte die schon ausgereckte Hand Ferdinands, Schwereres noch auf Böhmen zu legen. Bethlen Gabor ließ sich zum Könige von Ungarn ausrufen, schlug Dampierre und Bouquoi, fiel in Oesterreich ein, und seine Vorhut streifte bis unter die Thore von Wien. Der Kaiser

bewilligte ihm den Titel eines Reichsfürsten, trat ihm beträchtliche Theile Ungarns ab, und sicherte Ungarn allgemeine Amnestie zu. Von Bethlen Gabor befreit, fuhr er in Böhmen zu strafen fort. Er ließ den Entwichenen durch ein Mandat Vergebung zusichern, wenn sie zurückkehren; es stellten sich achthalbhundert Herren und Ritter. Diesen wurde nur das Leben geschenkt; sie verloren aber entweder alle, oder ihre meisten Güter. Die Religionsfreiheiten wurden vernichtet, alle reformirten, darauf auch alle lutherischen Lehrer aus dem Lande vertrieben; Ferdinand wollte keinen Ketzer unter seinem Scepter sehen, und drei Jahre später zerschnitt er mit eigener Hand den Majestätsbrief; jeder Einwohner mußte katholisch werden, oder das Land verlassen; über 30,000 gewerbfleißige Familien, 200 Herren- und Rittergeschlechter wanderten aus; man schätzte die eingezogenen Güter auf 40 Millionen. Zu gleicher Zeit geschah das Gleiche in Oesterreich und Schlesien. Die Protestanten des letztern Landes wurden größtentheils mit den Waffen zum katholischen Glauben gezwungen. Ferdinand behandelte alle diese Lande als eroberte, seinem Schwert und seiner Willkür preisgegebene. Und ebenso versuchte er das ganze Reich zu behandeln. Zwei Monate nach der Prager Schlacht sprach er die Acht über den Kurfürsten von der Pfalz, als Richter in seiner eigenen Sache, ohne die Zustimmung der Kurfürsten oder eines Fürstengerichts, ohne alle gesetzliche Form, und ohne gesetzlichen Grund; denn der Kurfürst von der Pfalz stand als von den Böhmen erwählter König nicht gegen den Kaiser, sondern gegen das Haus Oesterreich. Die Union war so entmuthigt, daß sie gegen diese ungesetzliche Acht nichts vollbrachte, als eine Bitte um Aufhebung, ja sie löste sich auf, nachdem sie versprochen, dem Kurfürsten von der Pfalz keinen Beistand zu leisten, und ohne daß die Liga zugleich aufgelöst worden wäre; diese blieb mächtiger als je fortbestehen. Der geächtete Kurfürst war nach Breslau, dann über Berlin nach Holland gegangen, wo er als Privatmann lebte. Für ihn focht kein deutscher Fürst mehr; nur der tapfere Parteigänger Ernst von Mansfeld ließ seine Sache nicht fallen; er hatte dem König in seinem Glück seine Dienste angeboten, und er hielt treu bei dem Unglücklichen aus. Als Tilly ihn aus Böhmen drängte, schlug er sich in die Oberpfalz durch, von da an den Rhein, sammelte durch das Anziehende seines Rufes gegen 20,000 Mann um sich, brandschatzte die österreichischen Vorlande, um sein Heer zu erhalten, und schlug am 29. April 1622 bei Wisloch den ligistischen Feldherrn Tylli aus dem Felde. Ihm zugesellte sich ein zweiter Held, Markgraf Georg Friedrich von Baden-Durlach. Er konnte die Schmach der deutschen Fürsten nicht ertragen, er dankte zu Gunsten seines Sohnes ab, zog das Kriegswamms an, warb ein Heer von 15,000 Mann, brachte eine treffliche Artillerie zusammen, und stieß damit zu dem Mansfelder. Seine Leute waren meist abgedanktes

Kriegsvolk der Union. Entweder guter sicherer Friede, oder Untergang, war seine Losung. Mansfeld und der Markgraf von Baden waren Tilly und dem spanischen General Cordova überlegen, wenn sie vereinigt blieben. Als Tilly auf Wimpfen am Neckar sich zurückzog, trennte sich der Markgraf von dem Mansfelder, um jenem auf dem Fuße zu folgen.

Die evangelischen Städte in der Gegend waren so theilnahmlos für die Sache, die der Markgraf vertheidigte, und die ihre eigene war, daß die Bürgerschaft der freien Reichsstadt Heilbronn, einer der reichsten in Schwaben, sich nicht schämte, zu sagen, sie kaufe kein Pulver und thue keinen Schuß, weil neun Batzen für ein Pfund doch gar zu viel Geld sei. Die Bürgersleute sahen ruhig von ihren Thürmen und Mauern, wie die Bairischen ringsum das Landvolk plünderten und mißhandelten. Wohl verschlossen hielt die Stadt ihre Thore; ein evangelischer Soldat, aus schweren Wunden blutend, kommt vom Schlachtfeld, wo der Markgraf und Tilly schlagen, und bittet am Thor um Einlaß, nur um sich verbinden zu lassen. Der Rath aber läßt ihn nicht ein, „weil noch mehrere kommen könnten.“ Auf allen Seiten ist der Markgraf Sieger; die Baiern jagen dem Neckar zu. Tilly bittet um kurzen Waffenstillstand, und der Markgraf nimmt ihn an, statt den fast schon geschlagenen Tilly zu vernichten. Inzwischen vereinigt sich ein spanischer Heerhaufen unter Cordua mit Tilly. Dieser greift an: die Badener, der Markgraf vor allen, kämpfen wie am Morgen als begeisterte Helden. Schon fliehen die Baiern, die Spanier weichen; da fällt eine Kugel in die Pulverwagen des Markgrafen, und alle fliegen mit furchtbarem Knall und Krachen mit Mann und Roß in die Luft. Dichter Rauch und erstickender Staub, Verwirrung, Schrecken, Muthlosigkeit, zuletzt allgemeine Flucht der Reiterei, wirft sich auf das badische Heer. Noch steht das Fußvolk, verzweifelnd kämpfend. Schon hat es zwei bairische Regimenter völlig aufgerieben; aber Tilly bemächtigt sich einer Batterie von zehn Kanonen; und so von ihrem eigenen Geschütz beschossen, sinkt oder flieht auch das Fußvolk. Noch stehen 400 Bürger von Pforzheim wie eine Mauer, um ihrem Markgrafen einen Vorsprung zur Rettung zu sichern. Sie allein halten verblutend Tillys Siegesstrom auf, während das übrige Heer in wilder Flucht ist. Der Markgraf entkommt der Gefangenschaft. Von Staub und Blut bedeckt, sprengt er an die Heilbronner Landwehr, und ruft, von Durst gequält, hinauf: „Gebt mir einen Trunk, ihr Leute, ich bin der alte Markgraf von Baden.“ Ein Becher Wasser wird ihm gereicht. Er stürzt ihn hinab, und mit dem flüchtigen Rosse vorüber. Aber viele der Seinen werden fliehend in den wagenversperrten Gassen von Neckargartach durch die bairischen Reiter geschlachtet. Das Blut rinnt durch die Gassen; angezündet von den Baiern stehen bald mehr als fünfhundert Häuser, Hütten und Ställe in vollen

Flammen. Heulend fliehen die Bauern mit Weib und Kindern. Was nicht fortkommt, oder ergriffen wird, wird ein Opfer der feindlichen, besonders der spanischen Wuth. Weiber und Jungfrauen werden entehrt, nach vollbrachter That auf den Kopf gestellt, und mit dem Säbel gespalten. Von ihren Mauern und Thürmen sehen die Bürger von Heilbronn zu, ohne ihre Thore den Fliehenden zu öffnen. Ihre feste Stadt hätte dem geschlagenen Markgrafen einen sichern Halt- und Sammelplatz gegeben. Aber auch von Württemberg gestand Tilly, wenn der Herzog nur einige geringe Bewegungen gemacht hätte, wäre es um seine ganze Armee geschehen gewesen. Wider Willen Johann Friedrichs war sein Bruder, der Prinz Magnus von Württemberg, zum Heere des Markgrafen gestoßen. Ganz zerhackt und durchstochen wurde sein Leichnam auf dem Schlachtfelde gefunden. Diese Schlacht geschah am 26. April 1622.

Der Markgraf verlor durch dieses Unglück den Muth nicht; er warb im Elsaß neues Kriegsvolk. Auch der Herzog Christian von Braunschweig, der Administrator von Halberstadt, machte sich auf, und brachte, nach Mansfeldischer Art, ein Heer von 15,000 Mann in Sachsen und Westphalen zusammen. Er steckte, nach Rittersitte, den Handschuh Elisabeths, der Gemahlin Friedrichs, auf seinen Hut, und schwur, ihn nicht abzunehmen, bis er Elisabeth wieder auf den böhmischen Thron gesetzt. Von geraubtem Kirchensilber ließ er Thaler prägen, und setzte die Worte darauf: Gottes Freund, der Pfaffen Feind. Er suchte sich mit Mansfeld zu vereinigen, und schlug darum bei Höchst eine Brücke; hier brachte ihm Tilly eine Niederlage bei. Er zog sich mit dem Rest der Seinen ins Elsaß, ebenso Mansfeld. Nun folgte die Verheerung der Pfalz, und die schöne Heidelberger Bibliothek ward ausgeraubt. Der Kaiser verlieh die pfälzische Kur an den Herzog Maximilian von Baiern; es standen somit fünf katholische Kurfürsten gegen zwei protestantische. Es war die Blütezeit der Beichtväter; allmächtig am Kaiserhofe war der Pater Lammormain; die Reichshofräthe selbst gestanden, über ihnen stehe der geheime, absonderliche Gewissensrath.

Nun ging der bisherige Parteikampf in einen europäischen Krieg über. Es kam ein Bündniß in Antrag zwischen England und Frankreich, das die Herstellung des Veltlin, und die Wiedereinsetzung des Kurfürsten von der Pfalz zum Zweck hatte. Frankreich wollte aber noch nicht öffentlich mit Oesterreich brechen, und der König von England, Jakob, zögerte, seine Versprechungen zu erfüllen. Die nordischen Höfe boten wiederholt den Protestanten Hülfe an. König Christian IV. von Dänemark, als deutscher Reichsfürst, verband sich mit den zuletzt schwerbedrohten niedersächsischen Ständen, und der König Gustav Adolph von Schweden, der schon vor zehn Jahren zur Hülfe bereit war, war es jetzt noch mehr.

Den Kaiser genirte schon lange die Abhängigkeit von der Liga und dem Baiernherzog: da tauchte ihm eine Hülfe auf, wo er sie nicht ahnen konnte. Ein General stellte ihm ein Heer ins Feld, ohne daß es ihn was kostete, und ein Feldherr bildete sich für ihn, größer als irgend einer im Felde bisher erschienen war. Ein solcher überraschte den Hofkriegsrath mit dem Vorschlag: ohne einen Kreuzer Geld von der Hofkriegskasse zu verlangen, wolle er ein Kriegsheer schaffen, das sich selbst erhalte; aber wenigstens ein Heer von 40,000 Mann; denn weniger als 40,000 vermöchten sich nicht selbst zu erhalten. Das war Albrecht von Waldstein, ein böhmischer Edelmann.

Waldsteins, gewöhnlich Wallensteins, Eltern besaßen wenige Güter; sie gehörten einem freiherrlichen, protestantischen Geschlecht an. Albrecht studirte zu Altdorf, diente als Page bei dem Markgrafen Karl von Burgau, fiel eines Tages aus dem dritten Stocke des Schlosses im Schlafe herunter, ohne Schaden zu nehmen, ließ sich überzeugen, daß nur die heilige Maria ihn geschützt habe, trat zur katholischen Kirche über, machte große Reisen durch Europa, studirte zu Padua Astrologie, und kehrte, von dem Astrologen Argoli als der Mann einer großen Zukunft bezeichnet, in seine Heimath zurück. Von da an glaubte er fest an die aus den Sternen gelesene große Bestimmung. Er focht im Türkenkrieg, heirathete eine reiche Wittwe, und wurde bei seiner zweiten Vermählung mit der Gräfin von Harrach in den Grafenstand erhoben. Als die Böhmen aufstanden, boten sie ihm eine Feldherrnstelle, so sehr hatte er sich bereits im Kriegsdienst ausgezeichnet; er blieb dem Kaiser aber treu, focht unter Bouquoi, und führte nach dessen Fall den Oberbefehl gegen Bethlen Gabor. Für seine Dienste belohnte ihn Ferdinand nach der Unterwerfung von Böhmen und Mähren mit der Herrschaft Friedland, und erhob ihn in den Reichsgrafenstand.

Als Wallenstein nun den Vorschlag einer neuen Heerschöpfung machte, gab ihm der Kaiser Vollmacht dazu, und erhob ihn zum Herzoge von Friedland. In Kurzem hatte er 23,000 Mann unter seiner Fahne, aus allen Nationen; er führte sie nur durch bisher vom Krieg verschonte Lande; in Niedersachsen zählte er schon gegen 40,000. Des Friedländers Name hatte längst einen bezaubernden Klang. Mit Tilly vertrug er sich nicht, jeder von Beiden verlangte für sich den Titel Generalissimus; aber auch ohne verbunden zu wirken, warfen sie die niedersächsischen Stände nieder, indem Jeder für sich allein siegte. Es war ein solcher Zauber in Wallensteins Namen und Fahne, daß vom Heere des tapfern Mansfelders die Soldaten tausendweis zu ihm übergingen. Mansfeld gelang es dennoch, aus der Mark Brandenburg mit einem neugesammelten Heere nach Schlesien und nach Ungarn sich zu werfen, ohne daß ihn Wallenstein erreichen konnte. Tilly aber schlug den dänischen König Christian im August 1626 bei

Lutter am Barenberge. Wallenstein verlor von seinem 60,000 Mann starken Heere in wenigen Monaten 25,000 durch Seuchen in den Gebirgen Ungarns, ohne gegen Mansfeld etwas auszurichten. Dieser wollte eben über Venedig nach England gehen, um dort von dem Schwäher des Pfalzgrafen neue Hülfsgelder zu holen; er erkrankte unterwegs, ließ sich, im Gefühle des nahen Todes, den Harnisch anlegen, und starb stehend zwischen seinen Offizieren.

Seine Feinde hatten Wallenstein vor dem Kriegsrathe zu Wien verklagt; es war ihm gelungen, sich zu reinigen, und mit 40,000 Mann stand er wieder im Felde, vereinigte sich mit Tilly und griff die Dänen im eigenen Lande an, bis diese sich einschifften. Ganz Norddeutschland war von den kaiserlich-ligischen Kriegsvölkern überschwemmt. Der Kaiser erklärte die Pfalz für verwirkt und verkaufte sie an Herzog Max von Baiern, dem er schon die Kurwürde verliehen, für die auf 13 Millionen berechneten Kriegskosten. Wallenstein nahm sich den Preis seiner Verdienste selbst. Er besetzte Mecklenburg, und der Kaiser sagte ihm dieses Fürstenthum, wie auch das Fürstenthum Sagan, zu. Wallenstein ließ schon verlauten, man bedürfe keine Kur- und andre Fürsten mehr; wie in Frankreich und Spanien, so solle in Deutschland ein Herr allein sein. Allerdings hatte Wallenstein ganz Deutschland zum Gehorsam gebracht, den Kaiser zum Herrn vom adriatischen bis zum deutschen Meere erhoben, und die ganze Armee sah allein auf ihn, als den Mann ihres Vertrauens und ihren Stern. So entschloß sich Ferdinand, die Herzoge von Mecklenburg zu ächten, ließ die Mecklenburger dem Friedländer als Landesherrn huldigen, belehnte ihn mit dem schlesischen Herzogthume Sagan, erklärte ihn zum Reichsfürsten, und erlaubte ihm bei der Aufwartung nach alter Sitte sich mit dem Herzogshut zu bedecken.

Wallenstein ging mit großen Planen: er wollte die Hansestädte unterwerfen, Dänemark erobern und zum Reiche bringen, eine Seemacht auf diese Art gewinnen, und dann gegen die Türken sich wenden, um sie nach Asien zurückzutreiben. Vor Stralsund verließ Wallenstein sein Glück. „Und wenn die Festung mit eisernen Ketten, rief er, an den Himmel gebunden wäre, so müßte sie doch herunter.“ Er mußte abziehen, nachdem er 12,000 Mann davor verloren hatte. Unerträglich war es ihm, so abziehen zu müssen; am unerträglichsten, daß es die „schwedische Canaille“ sei, die seinen Siegeslauf hier hemmte. Stolz nannte er sich „General des baltischen und ozeanischen Meeres.“ Dänemark ließ alle seine Bundesgenossen im Stich und schloß zu Lübeck Frieden mit Wallenstein.

Jetzt trat der Kaiserhof hervor mit dem, was längst beschlossen war, nämlich die evangelischen Stände zu zwingen, alle eingezogenen oder reformirten geistlichen Güter an die katholische Kirche zurückzugeben. Dieses

Gebot erging und wurde mit Härte in Ober- und Niederdeutschland ausgeführt. Niemand wagte Widerstand; Magdeburg allein stand zum zweiten Male muthvoll der ganzen Kaisermacht gegenüber. Wallenstein belagerte die Stadt; nach achtundzwanzig Wochen erkärte er, er hebe aus Gnaden die Belagerung auf. An allen andern Orten wurde die katholische Religion mit großer Pracht und schweren Mißhandlungen wieder eingeführt. Der Pabst sollte in geistlichen Dingen, der Kaiser im Reiche absoluter Herr werden; darum wollte der Letztere sich auch von der Liga losmachen, drang darauf, sie solle ihre Kriegsvölker abdanken, und ließ sie durch seine eigenen Heere überall aus den besetzten Ländern verdrängen, während Wallenstein seine Waffenmacht immer mehr vergrößerte. Die Liga wollte sich nicht nur so beseitigen lassen, nachdem sie das Kaiserhaus gerettet hatte, noch weniger der Uebermacht sich preisgeben. Sie bestand darauf, ein Heer von 27,000 zu Fuß und einer hinlänglichen Reiterei bis zum allgemeinen Frieden zu unterhalten und keines der in Besitz genommenen Lande abzutreten.

Frankreich trat jetzt wieder mit großem Einfluß in die deutschen Angelegenheiten hinein. Kurfürst Max von Baiern wurde durch den Cardinal Richelieu, der Frankreich leitete, in seiner Spannung gegen das Kaiserhaus bestärkt; denn dieses wollte auch der Krone Frankreich zu mächtig werden; zugleich lud Richelieu den Schwedenkönig Gustav Adolph zu einem Bunde gegen den Kaiser ein.

Der junge König Gustav Adolph lag mit Polen im Krieg. Wallensteins Einmischung in denselben, dessen Plane auf die Ostsee waren dem Schweden nicht gleichgültig gewesen; Frankreich und England vermittelte einen Stillstand mit Polen, damit der Schwede gegen Wallenstein und den Kaiser freie Hände hätte, und als Zweck des Bundes wurde „die Freiheit des deutschen Reiches" hingestellt. Die Kurfürsten drangen auf einen Tag zu Regensburg. Ferdinand erschien persönlich auf demselben. Als ahnete er gar nicht, daß er den Wahlvertrag und die Reichsverfassung vielfach verletzt habe, rechnete er ganz darauf, daß die Reichsfürsten ihm alle ihre Kräfte gegen die Franzosen und Schweden widmen, und seinen Sohn Ferdinand III. zum römischen Könige wählen werden.

Wie erstaunte er, als, ohne auf seinen Vortrag einzugehen, von allen Seiten her ein Sturm von Klagen über die schauerlichen Gewaltthätigkeiten der kaiserlichen Soldateska hereinbrach und ein Reichsstand um den andern seine Kriegsschadenberechnungen übergab: Kurbrandenburg 40 Millionen Gulden, Schwerin 10, Kassel 7 Millionen. Sie richteten zwar den Sturm nicht sowohl auf den Kaiser, als auf Wallenstein; ihn traf der allgemeine Haß, er sollte gestürzt werden. Wallenstein hatte diesen Sturm heranziehen sehen, er verachtete ihn; er war überzeugt, daß der

Kaiser ihn nicht fallen lassen könne und werde. Die Reichsfürsten, unterstützt von dem Pater Joseph, einem Kapuziner, welchen Richelieu sandte, bewältigten den Kaiser so, daß er in Wallensteins Abberufung willigte; wie er sagte, „ungern und ohne Gutheißen, mit Protestation an allem hieraus entstehenden Unheil, vor Gott und der Welt unschuldig zu sein.“ Von den hunderttausend Mann, die Wallenstein unter seinen Fahnen hatte, dankte der Kaiser auf das Dringen der Fürsten über 60,000 ab, die Liga behielt 30,000. So glaubte man noch immer stark genug zu sein, um die Handvoll Schweden übers Meer zurückzujagen, wenn sie kämen. Daran dachte Niemand, daß, wenn man 60,000 Mann abdankte, Gustav Adolph ein Heer zu seinen Diensten vorfinden mußte, wenn er auch nichts brachte, als seinen Degen. Den Oberbefehl über beide Heere erhielt der bairische General Tilly.

Trotz des Kaisers Nachgeben verstanden sich die Kurfürsten doch nicht dazu, seinen Sohn zum römischen Könige zu wählen.

Wallenstein sagte, als des Kaisers zwei vertrauteste Freunde ihm die Nachricht von seiner Entlassung brachten: „Ich kann dem Kaiser keine Schuld geben, wiewohl es mir wehe thut, daß sich Ihro Majestät meiner so wenig angenommen hat; ich will aber Gehorsam leisten; die Sterne zeigten mir, daß des Kurfürsten von Baiern Spiritus im Augenblick den des Kaisers beherrscht.“ Er zog sich auf seine Güter zurück, und umgab sich mit einem königlichen Prunk. In diesen Tagen zog sich sein Astrolog, der Reichsmathematikus Johann Keppler, in die Ruhe des Grabes zurück. Keppler hatte von seiner kaiserlichen Stelle her noch 12,000 Thaler Besoldung zu fordern, ohne am Kaiserhof etwas erhalten zu können. Kaiser Ferdinand wies ihn zuletzt auf Mecklenburg an; auch von Wallenstein erhielt er nichts, und er ging auf eben den Tag nach Regensburg, um seine Bezahlung nachzusuchen. Man hörte ihn nicht. Entkräftet von der Wanderung starb er, drei Tage nach dem Schluß des Kurfürstentags. Leuchtend überdauert seine kurze Noth für alle Zeiten sein großes Werk von der Harmonie der Welt, und die Regeln, die sein hoher Geist erfand, als die Gesetze der Himmelsbewegung, sind die Säulen der Sternkunde geworden. Wallenstein aber hat nichts zurückgelassen, als einen großen, breiten Blutstreif in der Geschichte, über dem die Flüche seiner Mitwelt und die Geister seiner Tausende von Ermordeten schweben. Zu seinem noch größeren Nachtheil steht neben und über ihm Gustav Adolphs hohe, lichte Gestalt.

Gustav Adolph beschloß, „weil Deutschlands Knechtschaft der Anfang der europäischen sein würde,“ die Befreiung des niedergedrückten Reiches zu wagen, im Glauben, daß, so gering seine politischen Kräfte waren, es der guten Sache nicht an Vertheidigern fehlen werde.

Am 25. Juni 1630 landete Gustav Adolph an der kleinen Insel

Rügen. Nicht weit von Rügen, stieg er, der Erste, aus dem Schiff, fiel auf die Kniee, dankte Gott für die Erhaltung seiner Flotte, und betete um ferneren Schutz. Als Kaiser Ferdinand die Botschaft von seiner Landung erhielt, lächelte er: „Da haben wir halt a Feindl mehr," soll er gesagt haben. Die Höflinge scherzten, der Schneekönig werde schon schmelzen, wenn er der kaiserlichen Sonne zu nahe komme: hatte doch das Orakel in Kriegssachen, Wallenstein, sich gerühmt, er wolle den König mit Ruthen über das Meer zurückpeitschen. Es war ihnen nicht zu verargen, den Herren am Kaiserhofe. 70,000 Kaiserliche standen unter Tilly's Befehl, sie waren auf 100,000 im Nu gebracht; und der Schneekönig kam mit einer Handvoll, mit 15,000 Mann.

Daß ein Mann eine Armee aufwiege, das hätten sie am Kaiserhof von Wallenstein lernen können; daß jeder Mann unter Gustav Adolphs 15,000 vom Geiste seines Heerführers durchdrungen war, davon konnten sie keine Ahnung haben. Das war keine Armee, wie die Wallensteinische, die aus dem Bodensatz aller Nationen sich gesammelt hatte; das waren an Mäßigkeit und Entbehrungen gewöhnte, in strenger Kriegszucht herangezogene, erprobte Krieger, fromm, nicht wie einst die Landsknechte, sondern wie ihr König, der knieend im freien Felde mit ihnen betete, und zu sagen pflegte, je mehr Betens, je mehr Sieg. Das war ein König, ein Völkerfürst, wie man sie seit lange in Deutschland nicht gesehen hatte. Der marschirte mit ihnen, focht in ihren Reihen mit ihnen in der Schlacht, legte bei Verschanzungen, wo es nöthig war, an die niederste Arbeit mit Hand an; er wollte nichts vor seinen Kriegsgenossen voraus haben. Da war ein Wetteifer der Befehlshaber, vom Hohen bis zum Niedersten herab, dem königlichen Feldherrn zu gleichen. So kurzsichtig das äußere Auge des goldhaarigen Schwedenkönigs war, so scharf war sein inneres Auge. Er selbst setzte sich und seinen Beruf gerne mit der Weissagung des Propheten Jeremias in Verbindung und nannte sich selbst den „Jüngling von Mitternacht." In Pommern vermehrte sich sein Heer auf 30,000. Schnell hatte er aus diesem Lande und aus Mecklenburg alle Kaiserlichen vertrieben. Die Weigerung der Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen, sich ihm anzuschließen, machte, daß das edle Magdeburg verloren ging. Mit Gewalt, weil des Brandenburgers erster Rath im geheimen Sold des Kaisers stand, mußte Gustav Adolph die festen Plätze gewinnen, die er nicht im Rücken lassen konnte, und indessen erstürmte Tilly Magdeburg. Tilly aber war es nicht, der die Stadt in Brand steckte. Es war ihm im Gegentheil Alles daran gelegen, diesen Waffenplatz mit allen Vorräthen sich zu erhalten. Wahrscheinlich war ein schwedischer Oberst, der abziehend einen Theil der Werke unterminirt hatte, daß sie nachher in die Luft flogen, die erste Ursache des Stadtbrandes, durch den Alles bis auf den Dom,

ein Kloster und einige Hütten an der Elbe niederbrannte. Aber vor dem Brande hatte Tilly, „um für seine Aufopferung dem Soldaten etwas zu gut zu halten,“ in der Stadt drei Tage rauben und morden lassen, an die 30,000 Menschen. Auf Leichenhaufen sah man die Kroaten sitzen und zechen; sie nannten es ihre Magdeburgische Hochzeit.

In einem Jahre hatte Gustav Adolph Brandenburg wie Pommern befreit. Die Königin, seine Gemahlin, führte ihm 8000 Schweden nach; der englische General Hamilton brachte ihm 6000 Engländer zu. Jetzt eilte Tilly, Gustav Adolph zuvorzukommen, und besetzte die sächsischen Lande. Diese Eile veranlaßte aber den, bisher eine bewaffnete Neutralität beobachtenden, Kurfürsten von Sachsen in ein Bündniß mit Gustav Adolph zu treten. Er zeigte sich so eifrig für die schwedische Sache, oder vielmehr, Tilly aus seinen Landen zu vertreiben, daß er in den Schwedenkönig drang, durch eine Entscheidungsschlacht sich von den Kaiserlichen zu befreien. Um den Kurfürsten zu prüfen, stellte der König demselben das Gewagte dieser Schlacht vor. Der Kurfürst zeigte sich bereit, allein anzugreifen. „Nein, nein, rief darauf Gustav Adolph, Herr Kurfürst, Ihr werdet nicht allein fechten, die Schweden werden mit Euch ziehen.“

Das sächsisch-schwedische Heer sammelte sich. Es waren 7000 Schweden zu Pferde und 8000 zu Fuß, die Sachsen hatten 4000 zu Pferde und 11,000 Fußgänger. Die Kaiserlichen waren 32,000 Mann stark, 11,000 Reiter und 21,000 zu Fuß; hier an Zahl überlegen, waren sie dagegen schwächer an Geschütz, Tilly hatte nur einige dreißig, die Schweden gegen hundert Stücke Geschütz. Der kaiserliche General war unentschlossen zu schlagen, er nahm eine sichere Stellung, lehnte sich an Leipzig, und wollte Verstärkung erwarten. Pappenheim ließ ihm keine Ruhe, er mußte ihn mit 2000 Kürassieren die Stellung der Schweden erspähen lassen; bald aber kam Pappenheim ins Gedränge, und er verlangte Unterstützung von weiteren 2000. „Dieser Mensch wird mich noch um Ehre und Reputation, den Kaiser um Land und Leute bringen!“ rief Tilly, die Hände zusammenschlagend. Und wirklich sollte auch dieser Tag, sowohl über die großen Feldherrn, die sich zum ersten Mal miteinander maßen, als auch über das Schicksal Deutschlands entscheiden. Tilly, der siebzigjährige Greis, eine hagere, verschrumpfte Gestalt, mit einem grünseidenen Schlafrock und Federbarett bekleidet, bestieg sein Pferd, einen kleinen Schimmel; bei Breitenfeld nahm er eine vorgerückte Stellung, zum Feldgeschrei gab er: „Jesus Maria!“ Noch war er unentschlossen, zwischen Angriff oder Vertheidigung. Da schickte Gustav Adolph durch einen Trompeter die Ausforderung. Tilly antwortete, er sei bereit, des Königs Befehl zu vollziehen.

In einfachem, grauem Ueberrock und weißem Hut, mit einer grünen Feder, ritt Gustav Adolph vor den Seinen, ihren Muth befeuernd, auf

und nieder. „Gott mit uns!“ gab er zur Losung. Den Schlachtplan des sächsischen Feldmarschalls Arnim, nach welchem die Sachsen eine abgesonderte Stellung erhielten, hatte er genehmigt. Das grobe Geschütz eröffnete die Schlacht. Tilly hatte den Wind für sich, eine glückliche Wendung des Königs gewann ihm diesen Vortheil bald ab. Pappenheim griff den rechten Flügel der Schweden an, siebenmal hieb er ein, siebenmal schlugen ihn die Schweden zurück. Tilly eilte selbst herbei und griff das Centrum an, auch er konnte das heftige Feuer des leichten schwedischen Geschützes nicht aushalten. Er warf sich auf die Sachsen, die bereits im Kampf mit den Kroaten waren; die fliehen nach kurzem Widerstand mit dem Kurfürsten. Was von den Sachsen nicht geflohen, stellte Arnim unter den Befehl des Königs. Der zog seine Hinterhut an sich, ordnete schnell seine Schaaren, und als Tilly, von der Verfolgung der Sachsen zurückkommend, die Schweden wieder angriff, fand er denselben Widerstand wie die Pappenheimer. Horn, der Schwedengeneral, durchbrach die kaiserlichen Reihen, ihr schweres Geschütz eroberte der König und richtete es gegen sie, Verwirrung ergriff sie, bald die Flucht. Tilly stellte sich unter sein Fußvolk, er focht wie ein gemeiner Soldat, ein schwedischer Rittmeister, „der lange Fritze,“ hatte ihn schon gefaßt, ein kaiserlicher Offizier schoß diesen durch die Ohren, so wurde Tilly gerettet. Von Wunden und Stößen aber schwer verletzt, brachte man ihn nach Halle. Pappenheim hatte zehn Feinde mit eigener Hand getödtet; er war der Letzte, der die Wahlstatt verließ, er hatte Geistesgegenwart genug, den kleinen Rest des zersprengten Heeres sobald als möglich zu sammeln.

Der Sieg der Schweden war entscheidend, vollständig. Knieend dankte Gustav Adolph Gott auf dem Schlachtfelde für den Sieg. Ihr ganzes Geschütz hatten die Kaiserlichen verloren, 100 Fahnen und über 6000 Todte, eben so viele Verwundete und Gefangene, die Sachsen 2000, die Schweden nur 700. Am andern Tage ward den Fliehenden nachgesetzt, Merseburg genommen, ebenso Halle, bald darauf Leipzig. Sachsen war frei von dem kaiserlich-ligistischen Heere.

Das war ein Donnerschlag, daß der Kaiserhof zu Wien erzitterte und erblaßte: ein Schlag, der mit einem Male den Bau der Uebermacht in Trümmer schlug, an dem der Kaiser zwölf Jahre gebaut hatte. Das ist Gottes Finger, sagten die Protestanten. Des protestantischen Deutschlands Arme waren jetzt offen, Gustav Adolph als Befreier zu empfangen.

Gustav Adolph wies seinen Bundesgenossen, den Sachsen, die Eroberung Böhmens zu, er selbst zog durch Thüringen nach Franken, Tilly ihm nach. Während zu Wien alles in Schrecken war, verachtete der Kaiser die Schweden noch immer, er vertraute auf seine Generalissima und Spaniens Hülfsquellen. Tilly's Heer war auch bald wieder den Schweden

an Zahl überlegen, aber das Vertrauen zu sich verließ ihn immer mehr, je reißendere Fortschritte der Schwedenkönig machte. Schon stand dieser im Herzen Deutschlands, das westliche und südliche Deutschland bis Ulm war sein, in wenigen Monaten. Die Sachsen nahmen Böhmen, die Hauptstadt Prag, alles Kaiserliche entfloh, selbst Wallenstein, von dem kaiserlichen Befehlshaber um guten Rath in der Noth befragt, antwortete, er habe Niemand Befehle zu ertheilen. Die Angst in Wien wuchs, auch dem Kaiser fing es an, unheimlich zu werden. Er dachte an Wallenstein. Man wandte sich an ihn. Wallenstein entschuldigte sich mit seinem Podagra. Bestürzt über diese Weigerung des Gekränkten, schrieb Kaiser Ferdinand ein Handschreiben. Wallenstein, nach einigem Zögern, versprach binnen drei Monaten ein Heer von 50,000 Mann zu sammeln, lehnte aber den Oberbefehl zum zweiten Mal ab. Als des Friedländers Name und die Werbtrommel durch Deutschland erscholl, da strömte es zu seinen Fahnen. Der das Heer gesammelt hatte, konnte es allein zusammenhalten. Wallenstein ließ sich erflehen, den Oberbefehl zu übernehmen unter Bedingungen, welche ihn in der Armee, in den Landen, wo der Krieg war, zum unabhängigen Herrn, zum Kaiser machten. Höchlich dankte ihm der Kaiser, daß er sich so bereitwillig habe finden lassen. Der Schwedenkönig flog auf seiner Siegesbahn fort. Er nahm seinen Zug aufs Herz von Baiern. Der Kurfürst Max eilte selbst zu Tilly ins Lager, um ihn von Baiern abzuhalten. Gustav Adolph gelang es, in ihrem Angesicht eine Brücke über den Lech zu schlagen. Tilly wurde durch eine Falkonetkugel über dem Knie tödtlich verwundet; er rieth dem Kurfürsten den Rückzug nach Ingolstadt und starb daselbst am 16. April 1632. Er war ein Barbar! rief Gustav Adolph heftig aus.

Der Sieger zog nach Augsburg und ließ diese Reichsstadt der Krone Schweden huldigen, ließ die oberschwäbischen Städte besetzen, er selbst nahm München ein, an seiner Seite ritt der unglückliche Pfalzgraf Friedrich, dem Max von Baiern Kurwürde und Lande abgenommen hatte. Es verlauteten Stimmen, die an München Rache für Magdeburg forderten. Gustav Adolph aber behandelte Stadt und Einwohner freundlich.

Während dem nahm Wallenstein Prag wieder, im Laufe eines Monats ganz Böhmen. Arnim, der sächsische Feldherr, war kein Gegner für ihn, und die Demüthigung Baierns durch die Schweden demüthigte auch den Kurfürsten Maximilian vor Wallenstein, er mußte Hülfe bei dem Letztern suchen. Wallensteins Bewegung, auf Baiern zu, nöthigte Gustav Adolph, von diesem Lande hinweg, sich nach Franken zu wenden, um die Vereinigung des wallensteinischen und ligistischen Heeres zu hindern. Er setzte sich bei Nürnberg in einem festen Lager. Wallenstein lagerte sich auf dem Altenberge, ihm gegenüber, in der Absicht, ihn einzuschließen und zum Frieden zu zwingen. Anderthalb Monate standen sie einander gegenüber.

Gustav Adolph zog in dieser Zeit seine vorgeschobenen Heertheile glücklich an sich, und sobald er sie beisammen hatte, stürmte er das feste, wallensteinische Lager; die deutschen Soldaten drangen bis in das Lager ein; doch gelang es nicht, dasselbe zu überwältigen, der leuchtendsten Tapferkeit ungeachtet: die kühnsten Stürme führte Herzog Bernhard von Weimar aus. Mit der Nacht kehrte Adolph in seine Stellung zurück, und da Wallenstein sich nicht rührte, zog er mit klingendem Spiel an seinem Lager vorüber, weil Mangel einriß, und wandte sich gegen Baiern und Oesterreich, während Herzog Bernhard Sachsen deckte. Wallenstein bedrängte Sachsen so, daß der König umkehrte und diesem Lande zu Hülfe eilte. Er sah die Stunde zu einer Hauptschlacht gekommen. Bei Naumburg wollte er mit seinen 20,000 alten Soldaten die Zuzüge seiner Verbündeten erwarten. Wallenstein entließ Pappenheim mit einem Heertheil zu einer Seitenbewegung, weil er überzeugt war, der König werde jetzt keine Schlacht suchen. Sobald Pappenheim fern war, beschloß Gustav Adolph, ohne auf die Sachsen zu warten, den Angriff, zog sich auf Lützen, wo Wallenstein mit 12,000 Mann stand, und ordnete am 6. November 1632 die Entscheidungsschlacht, in der Frühe des Morgens. Ohne etwas zu genießen, bestieg er sein weißes Leibroß. Er legte keinen Harnisch an, nichts als ein Koller von Elennfell; Gott ist mein Harnisch, sprach er. So ritt er durch die Reihen, redete seine Schweden und Finnen, redete die Deutschen an. Allgemeiner freudiger Zuruf antwortete ihm. „Gott mit uns!" war wieder die Losung, die er gab. Und während die deutschen Regimenter ein von ihm selbst gedichtetes Lied: „Verzage nicht, du Häuflein klein," freudigen Muthes sangen, während darauf die Trompeter Luthers Lied: „Eine feste Burg ist unser Gott," bliesen, ritt er wieder zum rechten Flügel und rief mit lauter Stimme: „Nun wollen wir dran, das walte der liebe Gott; Herr Jesu hilf mir heut streiten zu deines heiligen Namens Ehre!"

So rückte er auf Lützen.

Wallenstein litt so sehr am Podagra, daß ihm die Steigbügel mit Seide umwunden werden mußten. Eilboten jagten Pappenheim nach, ihn zurückzurufen. „Jesus Maria", Tilly's Schlachtruf, wählte auch Wallenstein.

Ein dicker Nebel lag bis gegen Mittag auf den Feldern. Nach mehreren Scheinangriffen auf die Flügel, warf sich der König auf die feindliche Front bei den Windmühlen, vertrieb die wallensteinischen Musketiere aus den Gräben und nahm sieben Stücke Geschütz. Er dankte Gott mit entblößtem Haupt für den Anfang des Sieges. Da traf Pappenheim mit seiner Reiterei ein, er war von Halle aus dem Fußvolk voraus daher gesprengt, warf sich auf die siegreichen Schweden und trieb sie über den Graben zurück. Gustav Adolph setzte sich an die Spitze des Steenbockischen

Reiterregiments, sprengte zuerst wieder über den Graben, die Pappenheimer zurückzuschlagen, gegen ein Uhr Mittags. Sein Feuer riß ihn weit voraus, die Reiter vermochten ihm nicht schnell genug zu folgen, sein kurzes Gesicht führte ihn hart an die Pappenheimer heran, eine Kugel traf sein Pferd durch den Hals, ihn selbst eine in den linken Arm. Die Wunde schwächte ihn durch großen Blutverlust. Bei ihm war der Herzog von Lauenburg, ein Page August von Leubelfing und ein kleines Gefolge. Während er sich zurückziehen wollte, um sich verbinden zu lassen, und sein Gefolge durch die Pappenheimer zersprengt wurde, schoß den König ein kaiserlicher Offizier durch die Hüfte. Auf dem Herzoge von Lauenburg ruht der Verdacht, daß er den König verrathen, ihn durch ein Zeichen dem feindlichen Offizier kenntlich gemacht habe. Vielleicht gab er ihm selbst den letzten Schuß. Gegen die Anklage der öffentlichen Stimme hat er sich nie später zu rechtfertigen versucht. Schon einmal, gleich nach der Landung in Pommern, hatte ein Italiener im kaiserlichen Dienst einen ähnlichen Anschlag auf den König gemacht, und es ist nicht außer Wallensteins Charakter, so wenig als gegen den Charakter, wie wir bald sehen werden, gewisser Höflinge, durch einen Dolchstoß oder Pistolenschuß sich eines überlegenen Gegners zu entledigen, wenn an demselben das Schicksal einer Welt hängt. Doch sind die historischen Beweise nicht stark genug, um den Lauenburger, und überhaupt Jemand des Verraths oder Meuchelmords zu überführen. Vom Pferde gestürzt, wurde der verwundete König einige Schritte im Bügel geschleift. Der Lauenburger verließ den König, fliehend mit dem übrigen Gefolge, doch er allein unverwundet, alle Andern mit Wunden. Nur noch der junge Page Leubelfing war bei dem König; er stieg ab, wollte dem verwundeten Herrn auf sein eigenes kleines Pferd helfen; Gustav Adolph bot ihm beide Hände; Pappenheimische Küraffiere jagten daher; weder der Page noch der König gab sich zu erkennen, und sie streckten den Erstern mit mehreren Säbelhieben für todt nieder, woran er nach einigen Tagen starb. Den König schossen sie durch den Kopf und zogen ihn bis aufs Hemd aus, ohne ihn zu erkennen. In der gleichen Stunde war Pappenheim, der feurige Held, von einer Falkonetkugel getroffen worden, woran er des andern Tages starb, und bei seinem Falle floh seine Reiterei, während die Schweden von Herzog Bernhard geführt wurden. Bernhard erfuhr durch einen aus dem Gefolge des Königs, den Freiherrn von Truchseß, dessen Schicksal zuerst; und Bernhard, ohne dem Heere von dem großen Verlust etwas zu sagen, beschloß zu sterben oder die Schlacht zu gewinnen und den König zu rächen. Der Oberste des Steenbockischen Regiments verweigerte ihm den Gehorsam; er durstach ihn mit dem Degen. Dieses Regiment hatte den König im Stiche gelassen, und es liegt der Verdacht vor, daß sein Oberst um den Verrath mit-

wußte. Mit vier Regimentern und dem Fußvolk brach Bernhard in die Feinde ein. Es gelte, sagte er, den verwundeten König aus ihren Händen zu retten. Die gelbe und die blaue Brigade der Schweden deckten mit ihren Leichen ihre Stellung, der Sieg war errungen. Dreimal hatten die Kaiserlichen ihr Geschütz bei den Windmühlen verloren und wieder erobert, zum vierten Mal nahm es Herzog Bernhard, vertrieb sie aus den Gräben und Batterien, beschoß sie mit ihren eigenen Kanonen: der Abend neigte sich, Wallenstein gab sich für überwunden und räumte im Schutze der Nacht das Schlachtfeld.

Am andern Morgen eröffnete Herzog Bernhard zuerst den Offizieren des Königs Tod und ließ den von Huftritten und neun Wunden entstellten Leichnam desselben vor die Augen des Heeres bringen. Ueber der Leiche schwuren sie, ihm zu folgen bis ans Ende der Welt, dem Todten zur Rache.

Ehe das Jahr zu Ende ging, hatte er ganz Sachsen von den Kaiserlichen befreit, der Geist Gustav Adolphs ruhte auf seinem Degen. Die Feinde des Königs freuten sich so unmäßig über seinen Fall, daß Graf Gualdo diese Freude Gustavs Triumph im Tode nannte. Kaiser Ferdinand II. aber sprach: Laßt uns in Demuth fortgehen und die Sache auch weiter Gott befehlen. Als er das blutige Koller des Schwedenhelden sah, sprach er: „Wie gern wollt' ich dem König fröhliche Rückkehr in sein Reich gegönnt haben, oder auch mit ihm gegen die Türken gezogen sein, hätte man nur Frieden in Deutschland erlangt.“

Nach dem Siege bei Breitenfeld hatte der Kurfürst von Sachsen dem Sieger die Kaiserkrone angeboten. Es ist nicht unwahrscheinlich, wie die polnische Krone, wäre Gustav Adolph auch die Kaiserkrone willkommen gewesen. Gewiß ist, daß er die evangelischen Reichsstände unter dem Schild Schwedens zu größerer Freiheit vereinen wollte, als einen Staatenbund unter seinem Vorsitz, politisch frei, evangelisch frei.

An einem bösartigen Fieber starb zu Mainz, dreizehn Tage nach der Schlacht von Lützen, Friedrich, König von Böhmen, vertriebener Pfalzgraf. An die Spitze der Geschäfte stellte sich jetzt der schwedische Reichskanzler, Axel Oxenstierna. Es gelang ihm, wenigstens die Hälfte der Plane seines verstorbenen Herrn auszuführen; auch erneuerte er das Bündniß mit Frankreich. In Sachsen aber erwachte wieder die alte Eifersucht gegen die Schweden, und selbst im Heere dieser brach Unzufriedenheit aus, unter Offizieren und Gemeinen. Die Krone Schweden gab das Herzogthum Franken an Herzog Bernhard von Sachsen zu Lehen, dieser gab sodann wieder einzelne Güter an Offiziere als deutsche Reichslehen, wodurch die Unzufriedenheit gestillt, und dem Bedürfniß und Mangel abgeholfen wurde. Wallensteins Thätigkeit beschränkte sich indessen nur auf das Kabinet.

Sachsen beizuziehen und die Fremden aus dem Reiche zu vertreiben, war sein Hauptstreben, und es bedurfte dringender Aufforderungen des Kurfürsten Max von Baiern, ihn zur Hülfe für sein Land zu bewegen. Der Schwedengeneral Horn zog durch die Oberpfalz und Schwaben bis Konstanz, Herzog Bernhard drang in Baiern selbst vor. Nun ließ Wallenstein sein Heer marschiren, zu spät aber, um Regensburg zu retten, das war bereits in Bernhards Gewalt. Er ließ jetzt eine Abtheilung seines Heeres zu den Baiern stoßen, die Hauptarmee führte er nach Böhmen zurück in die Winterquartiere. Diese frühe Rückkehr benützten die Feinde Wallensteins, den Kaiser gegen ihn zu stimmen. So erließ denn der Kaiser das gnädigste Ansuchen und Begehren, den Krieg an der Donau zu führen und Böhmen dadurch von der Last des Heeres zu befreien. Nach gepflogenem Kriegsrath zeigte Wallenstein in seiner Antwort die Erfüllung des kaiserlichen Begehrens als etwas Unmögliches, weil die Armada während des Winters zu Grunde gehen würde; und der Kaiser war mit diesem „Wohlmeinen“ zufrieden.

Bald darauf kam Wallenstein die Nachricht aus Wien zu, wenn er den Oberbefehl ferner führen werde über die Kriegsvölker Spaniens, so werde man diese nicht mehr bezahlen. Wallenstein erklärte jetzt öffentlich, den Befehl niederlegen zu wollen. Die Obersten der Regimenter waren wie vom Donner gerührt; durch ihn allein hofften sie zu der Bezahlung der Forderungen zu kommen, die sie an den Kaiser hatten. Er versprach, auf ihr Dringen, nicht ohne ihre Zustimmung abzutreten; zum Dank dafür stellten die Obersten eine Schrift aus, nach welcher auch sie sich so lange nicht vom Friedländer trennen wollten, als derselbe im Dienste des Kaisers bleiben würde. Kaum hatte die Wallenstein feindliche Partei hievon Nachricht, als sie dem Kaiser beibrachte, in einer unterschobenen Schrift sei jene Clausel weggelassen, die Offiziere seien unmittelbar an den Herzog gekettet. Eben diese Partei gab den Rath: „Den Scorpion auf der Wunde, die er gemacht, zu erdrücken.“ Ein Dolch, der Schuß einer Pistole und die ganze Verschwörung würde gesprengt sein, meinten sie. Der Kaiser war erschreckt; das Haus Oesterreich war dem Friedländer zudem ungeheure Summen schuldig; Ferdinand unterzeichnete ein Patent, das den Oberbefehl an Generallieutenant Gallas gab, und schrieb diesem zugleich eigenhändig: „Den Friedländer, nebst Illo und Terzky, zum Verhör zu verhaften, oder doch sich seiner lebendig oder todt zu bemächtigen.“ Noch beinahe drei Wochen nach diesem blutigen Handbillet an Gallas setzte der Kaiser die gewohnte, vertrauliche Correspondenz mit Wallenstein fort; dieser lag meist krank zu Bette, und ließ durch Terzky antworten. Das Patent an Gallas blieb fürs Erste noch geheim. Ueberhaupt schwand der gewaltige, persönliche Eindruck des Herzogs bedeutend, seit er die

Geschäfte mehr im Kabinet als mit den Soldaten trieb; das scharfe Kriegsrecht, das er übte, mißfiel besonders; man wußte von dem Hof aus einen Obersten nach dem andern zu gewinnen. Wallenstein hatte zwar Wünsche und Plane, die böhmische Königskrone sich zu gewinnen; aber er hatte nie daran gedacht, wie man jetzt urkundlich weiß, als Verräther die Armee zum Feinde hinüberzuführen und sich gegen Oesterreich zu empören. Erst als er wußte, daß der Befehl ausgefertigt war, seine, Terzky's und Illo's Güter einzuziehen; erst als er seine Verurtheilung erfuhr, sich zu den Feinden hinüber gedrängt sah durch die Hofpartei: da beschloß er, bei den Schweden, den Sachsen, oder Franzosen seine Person in Sicherheit zu bringen, und fing an, mit ihnen darüber zu unterhandeln. Selbst diese Verhandlungen wurden nicht mehr zum Ziele geführt. Als die Regimenter abgefallen waren, gegen Pilsen, gegen ihn selbst anrückten, eilte er mit wenigen Begleitern nach Eger, in einer schlechten Sänfte gichtkrank von zwei Pferden getragen. Zu Eger sagte er den wenigen Obersten, die ihm gefolgt waren, daß es mit ihm aufs Aeußerste gekommen sei, daß die Hofpartei ihn gestürzt habe, daß er aber auch jetzt noch hoffe, beim Kaiser sich zu rechtfertigen. Ein Irländer, Oberst Buttler, hatte ihn mit 200 Dragonern begleitet, er wußte um das Geheimniß und theilte Gordon, einem Schottländer, und Lesley, einem Irländer, den Befehl von Gallas mit. Sie waren einstimmig, den Herzog und die Seinigen nicht gefangen zu nehmen, wohl aber zu ermorden. Vor wenigen Tagen hatte Wallenstein an Gordon ein erledigtes Regiment gegeben, alle Drei hatten in jenem frühern Revers geschworen, den letzten Blutstropfen für ihn zu wagen. Jetzt, im Dunkel der Nacht, schworen wieder alle Drei auf ihre gezogenen Degen, am folgenden Abend ihn zu ermorden. Eben an diesem Abende gingen Illo, Terzky, Kinsky und der Rittmeister Neumann zu Gordon, einen Fastnachtsschmaus zu halten. Sie wurden heiter beim Mahle. Jetzt traten sechs Dragoner Buttlers, geführt vom Oberstwachtmeister Geraldino, in den Saal: Viva la Casa d'Austria! rief er. „Wer ist gut kaiserlich?“ rief es von der andern Seite: Rittmeister Deveroux mit 24 andern Dragonern war hereingestürzt. Die drei Verschworenen nahmen jeder ein Licht. „Vivat Ferdinandus!“ riefen sie, bei Seite gehend. Die Dragoner fielen über ihre Opfer her. Zuerst sank Kinsky, dann Illo. Neumann, verwundet, entsprang; im untern Geschoß ward er niedergestoßen. Terzky wehrte sich verzweifelt; er wußte seinen Degen zu finden und deckte sich, an eine Wand lehnend, den Rücken: zwei Dragoner fielen todt von seinen Streichen nieder, einen Spanier verwundete er tödtlich; dem Rittmeister Deveroux zersplitterte er den Degen; mit Dolchen erst gelang es, ihn niederzustechen, als Andere ihm das Koller von Elennfell aufhoben.

Wallenstein hatte sich mit Zenno, seinem Astrologen, unterredet; nun war er schlafen gegangen. Um neun Uhr kam Deveroux mit sechs Dragonern; die Wache ließ sie passiren, in der Meinung, der Rittmeister habe eine Meldung; ein Gewehr ging los. Der Knall schreckte den Herzog aus dem Bette, er sprang ans Fenster; das Jammern der Gemahlinnen der Ermordeten drang vom Nachbarhause zu ihm herüber. „Ist denn Niemand mein Freund? will mir Niemand beistehen?“ rief er. Deveroux und seine Dragoner drangen indeß durch die aufgesprengte Thüre ein. Im Hemde, an einen Tisch gelehnt, fanden sie Wallenstein. „Du mußt sterben!“ schrie ihn Deveroux an; dann hielt er inne. Lautlos breitete der Herzog die Arme aus, und Deveroux stieß ihm die Partisane in die Brust.

So fiel der Friedländer, am 26. Februar 1634, 16 Monate nach Gustav Adolphs Tod. Mit Bestürzung, fast mit Entsetzen, standen die 30 Buttlerischen Dragoner, die ins Zimmer gedrungen waren, um den ermordeten Feldherrn her; es waren lauter Irländer, bis auf zwei Schotten und einen Spanier. Keine deutsche Hand hatte sich mit dem Feldherrnblut befleckt. In einem rothen Teppich trugen sie ihn in die Citadelle, und warfen ihn in den Hof zu den andern Ermordeten. Es ward ein schlechter Sarg gezimmert, da legte man ihn hinein; man mußte ihm die Beine brechen, die in der Kälte der Nacht erstarrt waren. Auf dem Illo'schen Schloß Mieß wurde er beerdigt; nach zwei Jahren durfte seine Wittwe Isabelle ihn in der Karthause bei Gitschin beisetzen; drei Jahre später schickte der schwedische General Banner den Schädel und den rechten Arm Wallensteins nach Schweden. Die Mörder erhielten goldene Gnadenketten und Theil an den eingezogenen Gütern. Sie genossen sie nicht lange; Buttler starb im sechsten Monate darauf, Deveroux vier Jahre später.

So verrieth nicht Wallenstein seinen Kaiser, sondern die Hofpartei handelte gegen Wallenstein und den Kaiser verrätherisch. Sie hatte den Kaiser glauben gemacht, der Friedländer habe eine große Conspiration angesponnen, ihn um Thron und Scepter zu bringen und sein Haus auszurotten.

Durch des Feldherrn Ausgang kam große Verwirrung in die kaiserliche Armee. Doch die Eifersucht zwischen den schwedischen Häuptern und Herzog Bernhard, und die Zurückhaltung Sachsens ließ sie nicht die Vortheile daraus ziehen, die man hätte erwarten sollen. An der Spitze des kaiserlichen Heeres standen jetzt Gallas und der Name Ferdinands III., des Königs von Ungarn. Mitten in seinem Siegeslaufe verdarb Herzog Bernhard Alles durch die Schlacht bei Nördlingen. Es standen hier 22,000 Schweden und Deutsche, worunter 6000 Mann ungeübtes Landvolk, 33,000 Kaiserlichen gegenüber. Der schwedische General Horn wollte erst den heranziehenden Rheingrafen erwarten; Bernhard wollte schlagen. Die Schlacht ging verloren, wie keine im ganzen Krieg. 12,000 Todte

und Gefangene büßten die Schweden ein, 80 Kanonen gingen verloren; bei Cannstadt erst sammelte sich der Rest. Ganz Süddeutschland wurde von den erbitterten Siegern überschwemmt: fürchterlich hausten die verwilderten Schaaren in den erschöpften Ländern. Es gehörte der große Geist eines Oxenstierna dazu, die deutschen Stände nach dieser Niederlage wieder aufzurichten; die Sachsen jedoch traten in Folge derselben zurück; nur die oberdeutschen Kreise blieben dem Bunde mit Schweden treu, und Herzog Bernhard wurde zum Generalissimus ernannt. Er war und blieb, jener Niederlage ungeachtet, der Mann des allgemeinen Vertrauens und des Glücks. Es wandte sich ihm schnell wieder zu. Dem kaiserlichen Hofe aber gelang es, Sachsen zu einem einseitigen Frieden zu bringen. Dadurch wurde der Krieg fast noch um die Hälfte verlängert; aber es war kein Religionskrieg mehr, es war wieder, wie im Anfang, ein bloß politischer Krieg.

Hatte der Kaiser mit Sachsen zu Prag Frieden geschlossen, so schloß Oxenstierna ein neues, engeres Bündniß mit Frankreich. Frankreich nahm jetzt offen am Kriege Theil. Herzog Bernhard traf noch eine besondere Uebereinkunft mit dieser Krone. Er wurde durch dieselbe eigentlich Feldherr Frankreichs, wußte sich aber auch aus dieser Abhängigkeit eine freie Bahn zu brechen. Diejenigen Reichsstände, die nicht in den Prager Frieden aufgenommen waren, sahen sich alle genöthigt, sich den Schweden oder den Franzosen in die Arme zu werfen. Die Verbündeten waren stets im Vortheil, so wenig auch Einheit in den Kriegsoperationen war. Während der schwedische General Banner den Ruhm der schwedischen Waffen bei Witstock wieder herstellte, eroberte Herzog Bernhard unter andern glänzenden Thaten die für unüberwindlich gehaltene Festung Breisach. Sein Stern strahlte hoch über alle: da wurde er vom Tod hinweggenommen, im fünfunddreißigsten Lebensjahre, am 8. Juli 1639, nicht ohne Verdacht, den er selbst mit seiner Zeit theilte, daß er Gift erhalten habe.

Zwei Jahre vor ihm war Kaiser Ferdinand II. gestorben, am 15. Februar 1637. Er sollte das Ende des Krieges nicht sehen, den seine Herrschsucht und sein Glaubenseifer entzündet hatten. Achtzehn Jahre hatte er regiert, unter fortwährendem Getöse der Waffen, von Natur mit guten Anlagen zur Herrschaft ausgestattet, ein Opfer eingelernter religiöser und politischer Begriffe.

Ferdinand III.

Ferdinand III. war am 9. Dezember 1636 zum römischen Könige gewählt worden, oder vielmehr, sein Vater hatte ihn zum römischen Könige gemacht. Mit den Thronen und Kronen, die er von Letzterem ererbte, ererbte er auch den langen unheilvollen Krieg. Der dritte Ferdinand war weniger erhitzt in religiösen Begriffen, als sein Vater, wenn gleich wie dieser erzogen. Er war ein kalter, berechnender Verstand, der ruhig saß, maß und wog. Der Boden, auf dem er aufgewachsen war, glühte noch von den Flammen des Krieges: die schöne Frucht des Friedens zu sehen und zu genießen, dieser Wunsch mußte ihm am nächsten liegen. Auf seinem ersten Reichstage, den er nach Regensburg einberief, wurde er von dem schwedischen General Banner mit allen Reichstagsgliedern beinahe aufgehoben. Am 17. Januar 1641 stand dieser mit seinem Heere vor Regensburg, während die Reichsversammlung ihn in den fernen Winterquartieren Thüringens glaubte; nur das plötzlich eintretende Thauwetter rettete Kaiser, Reichstag und Stadt aus den Händen der Schweden. Die Schweden waren wieder mächtig, weil ihre alten Bundesgenossen, um nicht mit ihnen zu unterliegen, einer nach dem andern sich wieder ihnen anschlossen. Am 2. November 1641 siegte Torstenson, der nach Banners Tod den Oberbefehl führte, wieder auf derselben Ebene von Breitenfeld, wo Gustav Adolph vor elf Jahren gesiegt hatte. Daß Torstenson und der verbündete französische General Guebriant wegen ihrer verschiedenen Instruktionen sich nicht vereinigen konnten, das war es allein, was Baiern und Oesterreich rettete. Auch im Norden änderte es sich zu Gunsten des Kaisers. Zwischen Dänemark und Schweden brach offener Krieg aus. Aber am 24. Februar 1645, als der kaiserliche Feldherr Herzfeld den nur 16,000 Mann starken Torstenson mit Uebermacht bei Jankow in Böhmen angriff, wurde er von diesem in achtstündiger Schlacht so entscheidend geschlagen, wie zu Ende des vorigen Jahres Gallas bei Bernburg und Magdeburg. Torstenson näherte sich Wien, sein Verbündeter, Fürst Ragotzi von Siebenbürgen, drang über die mährische Grenze vor, und der französische Feldherr Turenne, vereinigt mit den Schweden und Hessen unter Königsmark, zog durch Baiern heran. Wenn alle drei Heere sich mit einander vereinigten, so war Liga und Kaiserhaus so gut als verloren. Ferdinand III., standhaft unter diesen ringsum drohenden Gefahren, bestach Ragotzi, daß er zurückging; auch Franzosen und Hessen wurden zum Rückzug bestimmt, und das schwere Wetter verzog sich von der Kaiserstadt Wien, indem auch Torstenson nach vergeblicher Belagerung Brünns die Winterquartiere in

Mähren und Böhmen bezog. Zu gleicher Zeit aber schlossen Dänemark und Kursachsen Frieden, Baiern einen Waffenstillstand mit den Schweden: Oesterreich verlor drei seiner Bundesgenossen auf einmal. Doch ließ im folgenden Jahre Kurfürst Maximilian sein Kriegsvolk nochmals zu den Kaiserlichen stoßen. Turenne sollte sich mit Wrangel vereinigen, der Pfalzgraf Karl Gustav war mit 8000 Mann von Schweden unterwegs, Wrangel wartete sie nicht einmal ab, sondern ging bei Lauingen über die Donau, und schlug den kaiserlichen Feldherrn Holzapfel bei Zusmarshausen. Es war die letzte Feldschlacht. Wrangel verwüstete Baiern, und nur die austretenden Flüsse hinderten ihn, in Oberösterreich einzudringen. In derselben Zeit hatte Königsmark die kleine Seite von Prag überfallen, und den ganzen königlichen Schatz erbeutet. Karl Gustav stieß unter den Mauern von Prag zu ihm, und sie begannen die Belagerung der böhmischen Hauptstadt, am 2. November 1648. Da, am Morgen des 3. Novembers, brachten Eilboten von Münster die Botschaft, daß der allgemeine Friede geschlossen war.

Dreißig Jahre hatte der Krieg gedauert, in Prag hatte er angefangen, vor Prag endete er: das Reich war in diesem Kriege an Religion, Sitte und Zucht, an Tugend und Vaterlandsliebe, an Gütern und Menschen, an Freiheit und Gesetz verarmt. Nach dreißig Jahren war es wieder Friede. Ein ganzes Geschlecht war herangewachsen, das den Frieden nie gesehen. Seit seinem Regierungsantritt hatte Kaiser Ferdinand III. am Frieden gearbeitet: zehn Jahre lang waren die Friedensunterhandlungen zu Osnabrück und Münster neben den Kriegsbewegungen hergegangen, und noch zwei Jahre dauerte es, bis der Frieden vollzogen, das Kriegsvolk abgedankt war; erst am 21. August 1650 wurde das allgemeine Friedens- und Dankfest gehalten.

Gegen ein Jahrhundert war daran gearbeitet worden, die Denk- und Glaubensfreiheit zu unterdrücken. Ihre Unterdrückung und zugleich die Einführung des politischen Absolutismus sollte zu Anfang des dreißigjährigen Krieges vollendet werden. Aber der Geist siegte, der dreißigjährige Kampf hatte den westphälischen Frieden zum Schluß; dieser Frieden verbürgte die Denk- und Glaubensfreiheit für Deutschland. Kaisergewalt und Pabstthum wurden durch denselben in ihre Schranken zurückgewiesen. Das katholische Deutschland wurde dadurch der Unabhängigkeit von Rom, einer deutschen Nationalkirche näher gebracht.

Aber alles das um schweren Preis, um Verluste, an denen die deutsche Nation bis auf die Stunde noch blutet. Es wurden herrliche Landstriche vom Reiche abgetrennt, und, was viel schlimmer ist als dieses, die Einmischung fremder Mächte in die deutschen Reichsangelegenheiten, besonders Frankreichs, blieb von da an. Und endlich war die mit der

Reformation begonnene Spaltung Deutschlands, die Auflösung seiner Einheit, durch den Frieden selbst für immer festgestellt.

Ferdinand III. herrschte jetzt über das beruhigte Reich; aber es glich mehr einer Wüste, das politische und das geistige Leben war gestorben. Im Mai 1653 ließ er seinen Sohn Ferdinand IV. zum römischen Könige wählen, und am 30. Juni eröffnete er in Person den Reichstag zu Regensburg. Doch war seine Gesundheit schon so geschwächt, daß ihm das Stehen auch nur auf Augenblicke schwer wurde. Er empfing die Fürsten freundlich, doch mit spanischer Grandezza; freundlich auch die, welche die Waffen gegen ihn getragen hatten. Da auf diesem Reichstage so vieles geordnet, so vieles im Frieden unentschieden Gelassene entschieden, so vieles neu gebaut werden sollte, war ein längerer Reichstag vorauszusehen, und der Kaiser ließ zur Erholung und Erheiterung des Reichstags ein Opernhaus bauen, Komödien und Gesangspiele aufführen. Die Geschäfte, schwierig an sich, gingen langsam, und ehe sie alle beendigt werden konnten, verschlimmerten sich die Gesundheitsumstände des Kaisers. So sehr er sich deßwegen nach Wien zurücksehnte, hätte er dennoch einige Hauptpunkte gerne zuvor erledigt gesehen. Die Fürsten bestanden darauf, diese müssen einer Reichsdeputation zur weiteren Berathung übergeben werden; einige Jahre befaßte sich die Reichsdeputation damit, und Kaiser Ferdinand III. starb darüber am 2. April 1657; sein Sohn, der römische König, Ferdinand IV. war schon drei Jahre vor ihm an den Blattern gestorben.

---

18 Juli 1658

Leopold I.

† 5 Mai 1705

Schwerer als je war diesmal für das Haus Oesterreich der Kampf um die Kaiserkrone. Oesterreich, hieß es, führe seine Kriege immer nur auf deutsche Kosten. Im Volke sagte man, nun werde sich's zeigen, ob die Kurfürsten noch etwas zu bedeuten haben, oder ob das deutsche Reich Oesterreichs Antheil sei. Und da die Katholiken gut französisch gesinnt waren, die Protestanten aber deutsch, so hatte Leopold, des verstorbenen Kaisers Sohn, den Letztern es vorzüglich zu danken, daß er am 18. Juli 1658 zum Kaiser gewählt wurde. Ludwig XIV., der junge König Frankreichs, wollte selbst deutscher Kaiser werden, und der junge Kurfürst von Baiern hatte gleiche Gedanken. Unverschämt wie nie waren die französischen Bestechungen geübt und angenommen worden. Die Reichsfürsten benützten die

neue Wahl zur Beschränkung der kaiserlichen Gewalt, und zur Erweiterung der kurfürstlichen und der landesherrlichen Rechte. Durch den westphälischen Frieden waren bedeutende Besitzveränderungen vorgegangen; ebenso namhafte Standeserhöhungen. Daraus folgte eine neue Sitz- und Stimmordnung der Reichstagsmitglieder; die Zahl der sämmtlichen Reichsstände war jetzt ohne die Ritterschaft 370.

In dieser Zeit nahm das neue Haus Brandenburg einen raschen Aufschwung; es benützte den schwedisch-polnischen Krieg, sein Herzogthum Preußen souverän zu machen. Habsburgs Macht in Spanien aber wurde von Frankreich gebrochen. Im deutschen Reiche änderten sich die Reichstage dadurch, daß die Reichsstände nicht mehr persönlich erschienen, sondern sich vertreten ließen. Auch die Reichsstädte empfanden die veränderte Zeit; mehrere verloren ihre Freiheit und wurden Fürstenstädte. Als die Franzosen den Boden des deutschen Reiches ohne Scheu verletzten, drang Kaiser Leopold I. auf die Erklärung des Reichskrieges. Der endete aber mit dem Frieden zu Nimwegen, nicht rühmlich für die Deutschen. Aus dem dreißigjährigen Kriege und dem westphälischen Frieden sollte eine Reihe von Eroberungskriegen erwachsen, worin Alles am deutschen Reich sich bezahlt machen wollte.

Der Kaiser wurde zu solcher Nachgiebigkeit, wie er sie in den Nimweger Friedensverhandlungen zeigte, besonders auch durch den Aufstand bestimmt, welcher in seinem Königreich Ungarn durch die Härte, das Verfolgungssystem seiner Beamten hervorgerufen worden war. Die österreichischen Waffen unterdrückten schnell den ersten Aufstand, und die kaiserlichen Minister, Generale und Truppen, erlaubten sich jede Bedrückung, besonders gegen die Magnaten und gegen die Protestanten. Leopold I., von Natur milde, und ein Fürst, der für sich selbst Ungerechtigkeit nicht liebte, war unter dem Einfluß der Gesellschaft Jesu erzogen, später als weltlicher Verbrüderter selbst ein Glied ihres Ordens geworden, und stand ganz unter ihrer Einwirkung. Die Jesuitenpartei schilderte die Magnaten und die Protestanten in Ungarn dem Kaiser als die einzigen Hemmräder in dem Plane, dieses Königreich in ein absolut monarchisches Erbreich umzugestalten. Unumwunden sprach man zu Wien in Beziehung auf die, damals meist protestantischen Magnaten, man müsse die ungarischen Hoffartsfedern ausrupfen, die böhmischen Hosen einführen, die goldenen und silbernen Knöpfe mit bleiernen vertauschen. Durch täglich vorgespiegelte Verschwörungen gegen seinen Thron, und selbst gegen sein Leben, arbeitete man, den Kaiser zur Strenge aufzureizen, und den Riß zwischen den Ungarn und dem kaiserlichen Hof unheilbar zu machen, war Niemand geschäftiger, als die Werkzeuge der französischen Politik. Diese reizten zu gleicher Zeit den Wiener Hof gegen die Protestanten in Ungarn auf,

und eben diese Protestanten zur Verschwörung gegen den Wiener Hof, indem sie ihnen französischen Beistand heimlich versprachen. Die Verschwörung wurde hart am Ausbruch entdeckt; die Häupter wurden hingerichtet, Land und Volk so behandelt, daß bald eine offene Empörung ausbrach, an deren Spitze Tököly, der Sohn eines jener hingerichteten Häupter, stand, und es entbrannte ein gräuelvoller Krieg durch das ganze Land, mit allem Fanatismus des Nationalhasses, zwischen den „Kruczen,“ den Anhängern Tököly's, und den „Lapanzen,“ den deutschen Kriegsknechten. Frankreich unterstützte die Erstern. Vorzüglich begünstigte den ungarischen Aufstand Kara Mustapha, der türkische Großwessir. Tököly und Frankreich hatten den Gedanken der Eroberung Wiens in seine ehrgeizige und habsüchtige Seele geworfen. Sultan Mohamed IV. erkannte Tököly als König von Ungarn an, und im ganzen türkischen Reiche wurde zum Kriege gegen den Kaiser gerüstet.

Als der Kaiser sah, daß der Krieg unvermeidlich war, schloß er mit dem Könige von Polen, Johann Sobiesky, ein Schutz- und Trutzbündniß, am 31. März 1683, nach welchem der König 40,000 Mann bereit zu halten versprach. Der Kurfürst von Sachsen sagte seinen Beistand zu. Das Reichskollegium zu Regensburg dachte daran, Hülfe zu rüsten und Vorsorge zu treffen, daß Frankreich keine Diversion machen möchte. Den Kurfürsten von Baiern, Max Emanuel, der lange schwankte, ob er Frankreichs oder Oesterreichs Partei ergreifen solle, gewann der Kaiser durch eine persönliche Zusammenkunft. Er wallfahrtete nach Alt-Oetting in Baiern, zum Gnadenbild der Mutter Gottes, einem der berühmtesten in Europa. Hieher eilte der junge Kurfürst, um das Oberhaupt des Reiches zu bewillkommnen. Die zuvorkommende, ungewöhnliche Freundlichkeit und Güte, die der Kaiser dem Kurfürsten bewies, zeigte, daß ihn mehr die Politik, als die Frömmigkeit hergeführt, und es ihm wenigstens eben so sehr um den Kurfürsten, als um das Gnadenbild zu thun war. Er beschenkte ihn mit einem kostbaren Schwert mit diamanten-besetztem Griff, und sprach die Hoffnung aus, ihn noch als Gemahl seiner schönen Tochter Antonia umarmen zu können. Von diesem Augenblicke an war Max Emanuel für die Sache Oesterreichs begeistert. Er schloß einen engen Bund mit dem Kaiser. In Oesterreich selbst zog man in Eile an Truppen zusammen, was man konnte. Es waren lauter brave, versuchte Krieger, eine auserlesene Mannschaft; aber bei der Musterung auf der Kitseer Ebene bei Preßburg fand sich ihre Zahl im Ganzen nur 33,000 Köpfe stark, 22,000 zu Fuß, 11,000 zu Roß, zu welchen ein Corps der zu Oesterreich haltenden Ungarn erst noch stoßen sollte. Das war eine viel zu geringe Zahl, um die weitläufigen Grenzen des Kaiserstaates gegen die Macht der ungarischen Mißvergnügten, gegen die Heerschaaren der Osmanen, zu decken.

Den Oberbefehl über dieses Heer führte der ritterliche Herzog Karl von Lothringen, kenntnißreich, vielerfahren, kalt und bedächtlich in Plan und Rath, wie mitten im Gewühle der Schlacht. Er wollte dem Feinde zuvorkommen, und durch einen kühnen Streich die Festung Gran nehmen, um Meister der Donau zu werden; aber der Kriegsrath zu Wien befahl ihm, Neuhäusel zu belagern. Das Geschütz und die übrigen Kriegsbedürfnisse wurden jedoch so langsam dem Herzoge zugeführt, daß, als diese kaum angelangt waren, schon ein Befehl von Wien kam, die Belagerung aufzuheben. Der Herzog, nach den Regeln der Kriegskunst rechnend, war der Meinung, daß die Feinde die wichtigste Festung, Raab, zuerst angreifen würden, um sie nicht im Rücken zu lassen, und wandte sich nach dieser hin; als plötzlich die Gewißheit kam, daß die Türken Raab liegen gelassen, und gerade auf Wien ziehen.

In Wien war Alles voll Schrecken, Wagen an Wagen rasselten 6 Stunden lang nach einander über die Donaubrücke, gegen 60,000 Personen flohen noch am selbigen Tage aus der Stadt, Linz zu. Der Kaiser mit dem ganzen Hofe waren vorangegangen. Keine Gelegenheit zu fliehen war so schlecht, daß man sie nicht mit theurem Gelde bezahlt hätte. Frauen und Mädchen hingen sich wie Lakaien an die kaiserlichen und andere Kutschen an. Der Kaiser mußte in seinem ersten Nachtlager nebst der Kaiserin nüchtern auf den Mänteln seiner Edelknaben seine Ruhestatt nehmen, und des andern Tages stieß ihm ein Trupp Bauern auf, die spöttisch zu ihm in den Wagen riefen: „Es könne bei guten Tagen jedweder Kaiser sein.“ Seine Begleitung fragte, ob sie Feuer unter den Haufen geben sollte. „Laßt sie, antwortete der Kaiser; die Versuchung kommt vom Herrn, der mir auch wieder helfen wird.“ In Linz nicht sicher sich glaubend, da die Tartaren bis an den Ißfluß streiften, floh der Kaiser weiter, Passau zu.

Der Herzog von Lothringen langte, zum großen Trost der Geängsteten, am 12. Juli unter den Mauern Wiens an. Rüdiger, Graf von Stahrenberg, wurde vom Kriegsrath zum Commandanten der Stadt ernannt. Er rief die ganze Stadt in Arbeit. Was Arme hatte, mußte, ohne Rücksicht auf Stand und Geschlecht, zur Befestigung mitwirken. Der Herzog lagerte sich zur Bedeckung der Donaubrücke und zur Erhaltung der Communikation von der Seite der Stadt, woher das Fußvolk erwartet wurde, auf die Donauinsel. Am 13. Juli stieß sein Fußvolk zu ihm, und den Tag darauf lagerte der Großwessir mit 200,000 Mann vor Wien, worin im Ganzen nicht über 10,000 Mann regelmäßige Truppen lagen.

Als Kara Mustapha den Commandanten von Wien zur Uebergabe aufforderte, steckte dieser alle Vorstädte diesseits der Donau in Brand, als Antwort. Der Angriff der Feinde geschah auf die Burg- und Löwel-

Bastei, und das dazwischen liegende Ravelin. In einem Umfang von sieben Stunden erstreckte sich das Lager der Barbaren, von St. Marx an um die Stadt herum bis auf Nußdorf. Am 15. Juli zog der Herzog von Lothringen wieder mit seinem Heere von der Donauinsel ab. Er sah sich zu schwach, etwas gegen den Großwessir zu thun, ehe die polnischen und deutschen Hülfsvölker herankämen, und hielt, da die Donau sehr gefallen war, und die Türken häufig darüber setzten, seine Stellung auf der Donauinsel nicht mehr für haltbar. Er steckte die schöne Leopoldstadt, bei der er gestanden, in Brand, warf noch etwas Volk in die Hauptstadt, zerstörte die Brücken und zog sich gegen Mähren zurück.

Er ließ zugleich auf den Werken und in der Stadt einen Abschnitt hinter dem andern machen, sogar bis an den Palast des spanischen Botschafters. Immer heftiger drangen die Feinde auf das Ravelin. Am 29. war es bereits gänzlich in Schutt verwandelt, bis auf einen kleinen Winkel in der Mitte, und auch auf diesem hielten sich die Belagerten noch, obschon die Belagerer bereits in dem Stadtgraben sich festgesetzt hatten, und jene durch nichts von diesen abgesondert waren, als durch ihre Palissaden. Der Großwessir, über diese Hartnäckigkeit erstaunt, verzweifelnd, glaubte, die Christen müssen alle ihre Zauberkünste auf diesem einzigen Punkte vereinigt haben. Dreiundzwanzig Tage lang war das Ravelin vertheidigt, als am 3. September die Belagerten sich genöthigt sahen, das letzte Stück zu verlassen und in Brand zu stecken. Die Türken faßten auf dem Schutte sogleich Posto, und beschossen daraus aus vier Stücken sofort die Burgbastei aus der Nähe. Schon am andern Tage ward ein großes Stück an der Spitze der Burgbastei durch eine feindliche Hauptmine eingeworfen. Mit einem Knall, daß abermals die halbe Stadt erzitterte, flog die Mine auf, die Bastei lag auf eine Länge von fünf Klaftern zerschmettert. Ein solcher Wallbruch steigerte die Gefahr auf das Höchste. Gegen 4000 Mann liefen anderthalb Stunden Sturm gegen die Bastei, faßten Posto und steckten fünf Fähnlein aus. Aber die Tapferkeit der Vertheidiger, die vom Commandanten selbst und anderen Heerführern durch Wort und Beispiel angefeuert wurden, und das Querfeuer des Hauptgeschützes trieben sie wieder heraus. Das Eingestürzte wurde schnell mit Fässern und Sandsäcken ausgefüllt und verpalissadirt.

In der Stadt stieg von Woche zu Woche die Noth. Fünfzehn Mal war gestürmt, einundzwanzig Mal waren Ausfälle gemacht worden. Durch die auffliegenden Minen, durch die hartnäckigen Gefechte und durch Krankheiten war die Zahl der Bürger und Soldaten zusammengeschmolzen. Die ununterbrochene Unruhe — denn man mußte jeden Augenblick eines Sturmes gewärtig sein — und die Last der Strapatzen fingen an, auch den Muth und die Kräfte der noch Gesunden niederzudrücken. Dazu kam,

daß es bereits an Lebensmitteln zu mangeln begann. Eine Katze wurde mit dreißig Kreuzern, ein Pfund Eselsfleisch mit fünfzehn Kreuzern bezahlt. Nur noch 5000 Soldaten waren in der Stadt, die Bürger wegen der langen Belagerung in Gährung und in Zwiespalt mit dem Militär, und der Commandant sah sich in der höchsten Bedrängniß. Das veranlaßte den davon unterrichteten Großwessir, den Sturm gegen die Burgbastei zu erneuern. Vierundzwanzig Stunden lang liefen die Barbaren Sturm, von eigener Wuth und von den bloßen Säbeln ihrer Führer ins Feuer getrieben. Umsonst.

Gegen Ende des Augusts kamen nach und nach die Truppen aus dem Reiche an. Der Kurfürst von Baiern, Max Emanuel, begleitet von einer großen Zahl des bairischen Adels, führte persönlich 7800 zu Fuß und 3500 zu Roß herbei; ebenso der Kurfürst von Sachsen, Johann Georg III., 12,000; der fränkische Kreis sandte 8000 unter dem Fürsten von Waldeck; der schwäbische Kreis aber war so langsam, daß seine Völker erst nach der Schlacht ankamen. Pabst Innocenz XI. sandte Geld, das oft mächtiger ist als Waffen, und dem Kaiser eben so nöthig war, als Mannschaft; dazu den wegen seiner Frömmigkeit und Wunderthätigkeit in der katholischen Christenheit berühmten Priester Marcus von Aviano. Dieser brachte absonderliche Indulgenzen und Segen für die wieder den Erbfeind streitenden christlichen Völker mit, und seine Ankunft im Lager verbreitete große Freudigkeit und Zuversicht unter den Katholischen. Auch die kleinen Stände des Reiches sandten ihren Theil Hülfe. Noch fehlte die Hauptmacht, die des Königs von Polen. Johann Sobiesky war seit dem großen Siege, den er bei Chozim im Jahre 1673 über die Türken erfochten, das glänzendste Heldengestirn in Europa. Am 30. August vereinigte er sich bei Krembs mit dem Herzoge von Lothringen. In dem Heere verbreitete sich das Gerücht, als der König durch Mähren gezogen, habe man gesehen, wie ein Adler ihm sieben Meilen weit gefolgt, und allezeit über seinem Haupte geflogen sei. Bei seiner Ankunft im kaiserlichen Heerlager wollten einige Fürsten, man solle vorher über das Ceremoniel mit dem Könige übereinkommen; der Herzog von Lothringen empfing ihn mit großer Feierlichkeit. „Wozu das?“ sagte der König, indem er den Herzog aufs Zärtlichste umarmte, „ich habe den König zu Hause gelassen, und bin hieher gekommen, mit Euch als Bruder für die Ehre und Wohlfahrt des christlichen Namens zu streiten.“ Er schwur dem Herzoge brüderliche Freundschaft, und stellte ihm seinen ältesten Prinzen mit den Worten vor: „Unter Führung eines so großen Feldhauptmanns kannst du, mein Sohn, Krieg führen lernen.“ Der Kaiser schickte von Linz aus, wohin er nun sich wieder zurückbegeben hatte, durch den Markgrafen Herrmann von Baden dem Könige zum Willkomm einen schönen, mit Edelsteinen ausgelegten Feldherrnstab. So

marschirte das vereinte Heer, zusammen mehr als hunderttausend Mann, unter dem Oberbefehl des Polenkönigs, um in Eile der bedrängten Kaiserstadt sich zu nähern.

Die Noth hatte in der Stadt den höchsten Grad erreicht. Wenn der Großwessir Kara Mustapha noch einen Hauptsturm wagte, war sie verloren. Aber Mustapha unternahm in diesen Tagen Nichts. Der 10. und der Mittag des 11. Septembers war den Belagerten in banger Erwartung verflossen, die Türken hatten emsig an den furchtbaren Minen fortgearbeitet. Da — es war fünf Uhr Abends — donnerten drei Kanonenschüsse vom Gipfel des Kalenberges in die von Dämmerung und bangen Sorgen umwölkte Stadt hernieder; das christliche Heer war nahe.

Stahrenberg schrieb in Eile an den Herzog: „Keine Zeit verlieren, gnädigster Herr, ja keine Zeit verlieren!“ Ein Reiter schwamm im Mantel der Nacht durch die Donau, und brachte den Zettel ins Lager. Zugleich ließ er für den Fall, daß der Bote verunglückte, vom Stephansthurm eine ganze Girandola von Raketen, das verabredete Zeichen der äußersten Noth, in den Nachthimmel steigen. Und siehe da, in kurzem Zwischenraum antworteten als frohe Botschaft der Hülfe Hunderte von Raketen auf der Spitze des Herrmannskogels.

In der Nacht auf den 12. September nahm das christliche Heer seine Stellungen, und die aufgehende Sonne zeigte den linken Flügel und das Centrum längs dem Berge hin in einer Strecke von wenigstens zwei Stunden zur Schlacht bereit.

Die untergehende Sonne sah die Kaiserstadt befreit. Ueber 10,000 Türken deckten die Wahlstatt. Das Christenheer zählte im Verhältniß zu den Feinden einen geringen Verlust an Todten und Verwundeten. Die Sieger hatten außer dem Danke der erretteten Stadt, außer dem Ruhm, Erlöser der Christenheit zu heißen, auch einen sehr reellen Lohn ihrer Anstrengungen in der ungeheuern Beute des türkischen Lagers. Aber auch die Türken hatten aus der Christenheit noch einen großen Raub entführt: 6000 Männer, 11,000 Weiber, 1400 Mädchen, 50,000 Kinder hatten sie mit sich fortgeschleppt in die Sklaverei.

Am 15. September kam der Kaiser von Linz zu Wasser herunter und zog in seine errettete Hauptstadt ein. Alle Glocken, die seit sechzig Tagen verstummt waren, verkündeten durch ihr Freudengeläute dieses Ereigniß. Als der Kaiser durch die Pforten einzog, rief ihm der Baiernfürst zu: „Dies Schwert, von Eurer Majestät Hand trage ich's, bleibe der Vertilgung aller Feinde des Christennamens und Eurer Majestät ewiglich geweiht.“

Als in dem kaiserlichen Geheimenrathe Einige darüber verhandeln wollten, wie des Kaisers Majestät einen Wahlkönig wie Sobiesky anreden solle, erhob sich der Herzog von Lothringen. Wie? rief er; der



Kaiser Leopold I.
und
König Joh. Sobiesky
von Polen,
bei Wien. 15. Sept.
1683.

[illegible] das vereinte Heer, [illegible] dem Oberbefehl des [illegible] sich zu nähern.

Die Noth hatte in der [illegible] der Großwessir Kara Mustapha [illegible] verloren. [illegible] und der [illegible] des 11. [illegible] wartung [illegible] fortgearbeitet. Da — [illegible] schüsse [illegible] Sorgen [illegible]

[illegible] gnädigen [illegible] der [illegible] ließ er [illegible] eine ganze [illegible] Noth, [illegible] Spitze [illegible]

[illegible]

[illegible] zu Todten [illegible] dem Danke der erretteten [illegible] zu heißen, auch einen sehr [illegible] der ungeheuern Beute des türkischen [illegible] Türken [illegible] aus der Christenheit noch einen [illegible] 6000 Männer, 11,000 Weiber, 1400 Mädchen, [illegible] sie mit sich fortgeschleppt in die Sklaverei.

Am 15. September kam der Kaiser von Linz [illegible] und zog in seine errettete Hauptstadt ein. Alle Glocken [illegible] Tagen verstummt waren, verkündeten durch ihr Freuden[illegible] eigniß. Als der Kaiser durch die Pforten einzog, rief [illegible] »Dies Schwert, von Eurer Majestät Hand trage ich's, [illegible] der Feinde des Christennamens und Eurer Majestät [illegible]

[illegible] in dem kaiserlichen Geheimenrathe Einige [illegible] des Kaisers Majestät einen Wahlkönig [illegible] erhob sich der Herzog von Lothringen. [illegible]



Kaiser Leopold I.
und
König Joh. Sobiesky
von Polen,
bei Wien. 15. Sept.
1683.

Kaiser muß ihn anreden mit offenen Armen, da er das Reich gerettet hat. Der Kaiser empfing in diesem Sinne den Polenkönig, und dankte ihm höflich. Sobiesky und der Herzog von Lothringen mit den Reichsvölkern außer Sachsen zogen die Donau abwärts, um den Sieg zu verfolgen.

Es war eine Reihe schneller Siege, die sich folgten, dem Siege bei Barkan schloß sich die Eroberung von Gran an, dieser der Fall der Festungen Wissegrad, Waizen, Hamsabeg. Nach einer ersten unglücklichen und einer zweiten längeren Belagerung wurde Ofen, die uralte Hauptstadt Ungarns, der Lieblingsaufenthalt vornehmer Türken, von ihnen Schloß und Schlüssel des osmanischen Reiches genannt, mit Sturm genommen, nachdem sie es anderthalbhundert Jahre besessen hatten, im Jahre 1686 am 2. September; sechsmal war es in 145 Jahren vergeblich belagert worden, und seine Wälle hatten so viel Christenblut getrunken, daß man nach dem Worte Sobiesky's aus jedem Stück Erde derselben hätte Blut herausdrücken können. Diese großen Siege benützte die Hofpartei, die unumschränkte Königsmacht in Ungarn einzuführen. Ein fortgesetztes System der Strenge sollte jeden Widerspruch niederschlagen, und der Henker waltete zu Eperies in solcher Art, daß das Blutgericht die Schlachtbank von Eperies genannt wurde.* Die Klagerufe der Ungarn verhallten unter dem lauteren Waffengeräusch und den Siegen über die Türken. Am 12. August 1687 erfocht der Herzog von Lothringen bei Mohacz seinen größten Sieg, und im folgenden Jahre eroberte Max Emanuel, der Kurfürst von Baiern, als kaiserlicher Oberfeldherr, Belgrad, für die Türken das Thor in die Kaiserstaaten, für Oesterreich das in die Türkei, während Prinz Ludwig von Baden, der andere kaiserliche Feldherr, in Bosnien siegte.

Um den Türkenkrieg nachdrücklich fortsetzen zu können, hatte nach Wiens Befreiung das Reich einen zwanzigjährigen Waffenstillstand mit Frankreich geschlossen. Die reißenden Fortschritte der kaiserlichen Waffen im Türkenkriege sah Ludwig XIV. schon lange mit Besorgniß. Er brach den Stillstand, aus nichtigem Anlaß, und fiel plötzlich Ende Septembers 1688 in Deutschland ein. Louvois, der Kriegsminister, faßte den Plan, vor dem Elsaß und vor Lothringen eine große Wüste zu ziehen, um, wenn deutsche Heere anrücken wollten, ihnen den Unterhalt und das Eindringen in Frankreich unmöglich zu machen. Fünf Mordbrennerhorden übten die furchtbarsten Gräuel diesseits und jenseits des Rheins, und der Bluthund Melac hat bis zur Stunde durch Unmenschlichkeiten, wie man sie nie von den Barbaren der Türkenheere vernahm, in Schwaben seinen Namen im

* Ueber die Details der Geschichte Kaiser Leopolds, wie über die seiner beiden Nachfolger, der Kaiser Josephs I. und Karls VI., vergleiche man das Werk: Prinz Eugen von Savoyen von Wilhelm Zimmermann. Stuttgart 1838.

Andenken erhalten. Der Jammer der deutschen Reichsverfassung war an allem Schuld. Da saßen sie in ihren großen Perücken, die Gesandten des Reichstags, und stritten sich Jahrelang, ob die Kurfürsten auf rothen Stühlen sitzen sollen, oder alle auf grünen, und wenn endlich dem Phlegma der Reichscontingente im wörtlichen Sinne Feuer unterlegt wurde, das war dann ein Heer, das zusammenkam, zum Erbarmen. Und so bewegte sich auch jetzt der Reichskrieg gegen Frankreich in gewohnter Langsamkeit. Damit der König von Frankreich nach geendigtem Kriege nicht auch die Kaiserkrone sich zueigne, wählten die Kurfürsten den noch nicht elfjährigen Sohn des Kaisers, Joseph I., zum römischen König. Matt schleppte sich der Rheinkrieg fort. Prinz Eugen von Savoyen aber, der nach dem Tode Herzogs Karl von Lothringen den Oberbefehl gegen die Türken übernommen hatte, erfocht am 11. September 1697 einen großen Sieg bei Zenta, der seinem Namen in ganz Europa eine Glorie erwarb, und die Türken zu billigen Friedensanträgen bestimmte. Diesen Sieg erfocht er wider die Erlaubniß des Wiener Hofkriegsraths. Er erhielt, als schon die Kanonen auf dem linken Flügel spielten, Depeschen von Wien, er ahnte ihren Inhalt, befahl darum dem Kurier, einstweilen im Lager auszuruhen, und erbrach sie erst vier Stunden nach erfochtenem Siege: als er sie erbrach, stand darin das Verbot, sich mit den Türken zu schlagen.

Im Jahre 1700 starb Karl II. von Spanien, mit ihm erlosch der spanisch-habsburgische Zweig. Jetzt wollte sowohl Oesterreich, als Frankreich, Spanien einen König geben, Kaiser Leopold seinen Sohn Karl, Ludwig XIV. seinen Enkel Philipp von Anjou. Die deutschen Fürsten wurden von dem Kaiser für diesen Krieg gewonnen, dabei der Kurfürst von Brandenburg als König von Preußen anerkannt. Es kam zuletzt zu einem allgemeinen Reichskrieg, in welchem der Kaiser auch Holland, England, Portugal und Savoyen zu Verbündeten hatte, gegen Frankreich und das diesem verbündete bairische Haus. Frankreich hatte viele, aber keine großen Generale, der Kaiser und seine Verbündeten hatten zwei gleich große Heerführer in Eugen und Marlborough, die durch innige Hochachtung und Freundschaft verbunden auf dem Felde der Waffen in schönster Eintracht handelten. Eine herrliche Frucht dieser Einigkeit Beider für das Kaiserhaus war der große Sieg bei Höchstädt oder Blindheim. Gegen 20,000 Todte und Verwundete ließen die Besiegten auf dem Schlachtfelde. Nicht minder groß war die Zahl der Gefangenen.

Zu Wien hatte der Kaiser Leopold am Tage vor der Schlacht den Befehl gegeben, dreitägige Bittgänge zu halten; denn, sagte er, es liege ihm gar sehr auf dem Herzen, daß sich an einem von diesen dreien Tagen etwas zutragen dürfte, darauf Glück und Unglück des Hauses Oesterreich stünde. Auch breitete sich zu Wien das Gerücht von einem großen Siege

einige Tage zuvor aus, ehe die Schlacht wirklich geschlagen ward. Als der damals am kaiserlichen Hofe sich befindende türkische Botschafter von diesem Siege der kaiserlichen Waffen, den die Deutschen nach dem Städtchen Höchstädt, die Engländer nach dem Dorfe Blindheim nannten, hörte, sprach er: Der Kaiser ist ein Mann Gottes, Gott ist mit ihm, und es wird kein Feind gegen ihn bestehen können.

Die Folgen dieses Sieges waren die Befreiung des Reiches von auswärtigen Waffen, die Austreibung der französischen Partei, die Eroberung des abgefallenen Baierns. Siege in Ungarn sicherten Oesterreich auch von dieser Seite. Unter solchen günstigen Verhältnissen starb Kaiser Leopold I., nachdem er 47 Jahre die deutsche Krone getragen hatte, am 5. Mai 1705.

Viel früher hatte ihn eine Partei aus dem Leben fördern wollen. Der Kaiser erkrankte, die Aerzte vermochten nicht, aus seiner Krankheit klug zu werden. Einen Monat schon siechte der Kaiser hin, und glich von Tag zu Tag mehr einem Schatten. Gerade damals wurde der berühmte Chemiker Joseph Franz Borri von der Inquisition verfolgt, und der Kaiser selbst hatte ihn gefangen nehmen lassen. Man lenkte des Kaisers Aufmerksamkeit auf Borri, und er ließ ihn vor sich kommen. Borri zeigte auf einige vorlaute Bemerkungen des kaiserlichen Kammerherrn seinen Unwillen. Mein guter Cavalier, sagte der Kaiser, mir scheint, Ihr seid empfindlich. Das muß man an Höfen nicht sein, sonst würde der Aerger mich selbst schon unter den Boden gebracht haben. Der Kaiser saß in einem grünen Schlafrock am Tische, hatte die Füße eingebunden und auf dem Kopf eine Mütze, die eine Art von Lichtschirm bildete; seine Stimme war sehr ungleich, bald stark, bald mit schnellem Wechsel schwach, das Gesicht sehr eingefallen. Man vermuthete, der Kaiser habe Gift bekommen. Borri erkannte in wenig Minuten die Vermuthung als begründet. Die Luft des kaiserlichen Wohn- und Schlafzimmers schien ihm vergiftet. Der kaiserliche Kammerherr fing bei dieser Bemerkung Borri's wie ein Narr zu lachen an. Und aus was, fragte der Kaiser, könnt Ihr dies abnehmen, da ich doch nichts spüre? Eure Majestät, antwortete Borri, sind schon zu stark an den giftigen Dunst gewöhnt, als daß sie es bemerken könnten. Und wo soll dieser Dunst herkommen? fragte der Kaiser. Von ihren Wachslichtern, erwiderte Borri. Sehen Eure Majestät nicht das rothe Feuer der Flamme, nicht den hievon aufsteigenden, feinen, weißen Dunst, der den gewöhnlichen Wachskerzen nicht eigen ist? Des Kaisers Augen waren schon zu schwach, um es zu sehen. Aber der Kammerherr sah es und lachte nicht mehr. Indem trat der Leibarzt ein und sagte Borri, daß er an sich irre werde, trotz seinen Ordinaten trete der kalte Schweiß täglich, und täglich häufig, ein. Erlauben Eure Majestät, sagte Borri,

daß ich beide Wachskerzen von Ihrer Person entferne, und auf diesen Tisch setze. Sehen Sie, wandte er sich zum Leibarzt, das rothe, heftige Feuer in dieser Flamme, bemerken Sie auch den schnell und fein aufgehenden, weißen Dunst, und noch mehr den großen Absatz, den dieser Dunst in diesem hohen Zimmer an der Decke schon angelegt hat? Der Leibarzt bemerkte Alles. Auf Borri's Wunsch ließ der Kaiser die Wachslichter der Kaiserin herüberbringen. Finden Eure Majestät, sagte Borri, das Feuer dieser Kerzen nicht weit sanfter, ruhiger, ohne Dunst und ohne jenes feine Spritzen? Jetzt sah der Kaiser den merklichen Unterschied selbst. Ich werde zeigen, fuhr Borri fort, daß diese Kerzen das feinste Gift auswerfen. Er fing an, das Wachs einer abgelöschten Kerze mit einem Messer von dem Docht abzulösen, und zeigte dem Leibmedicus in der Stille das Resultat; dieser ging zum Kaiser hin und sagte ihm leise: Eure Majestät befehlen, daß der ganze Vorrath Ihrer Wachskerzen sogleich in das Kabinet geliefert werde. Das geschah. Gegen 30 Pfund wurden hereingebracht. Es fiel auf, daß diese Kerzen oben und unten mit einem kleinen goldenen Kränzchen eingefaßt waren, wahrscheinlich, um sie nicht zu verwechseln. Der Kaiser gebot Allen, außer dem Leibarzt und dem Kammerherrn, das Kabinet zu verlassen: es hatten sich mehrere Personen den Eintritt erlaubt. Borri entledigte beide Dochte von den zwei angebrannten Lichtern, der Leibmedicus that das Gleiche an einem der unangebrannten. Beide erkannten, daß offenbar Arsenik zur Flüssigkeit gebracht, der Docht eingetunkt, dann abgetrocknet, und darüber erst das reine Wachs gegossen war. Der Kaiser befahl sogleich, den, der die Wachskerzen geliefert hatte, in der Stille zu verhaften: seit zwei Monaten waren täglich solche Kerzen aufgestellt worden. Auf Borri's Rath begab sich der Kaiser in ein geräumiges Zimmer, um sich einige Stunden Bewegung zu machen. Borri gab von dem zerschnittenen Docht einem Hund etwas in Fleisch zu fressen, dem bald das Zimmer vor Schmerzen zu eng wurde. Kurz darauf krepirte er. Borri fand bei der Analyse weit mehr Arsenik in dem getünchten Docht, als er vermuthet hatte, und bereitete darnach dem Kaiser seine Arzneien. Auf diese ließen die starken Beängstigungen und Beklemmungen nach. Durch starke Schweiße, Ruhe und strenge Diät wirkte Borri auf die afficirten Glieder des Kaisers; bei 28 Pfund Kerzen fand sich eine Giftmasse von $2^3/_4$ Pfunden. Schon nach drei Wochen konnte der Kaiser wieder ausfahren, einen Monat darauf war er vollkommen hergestellt. Der Lieferant der Wachskerzen, nach Prinz Eugens und des päbstlichen Nuntius Passionei Zeugniß ein Jesuitenprokurator, verschwand aus seinem Verhaft und kam nicht mehr ans Tageslicht; Kaiser Leopold fand für gut, über die ganze Begebenheit einen Schleier zu werfen.

Joseph I.

Kaiser Joseph I. war fünfundzwanzig Jahre alt, als er die Zügel der Regierung ergriff. Schon als Kind hatte er große Anlagen gezeigt und die sorgfältigste Erziehung genossen. Obgleich selbst ein Glied des Ordens, hatte sein Vater Leopold, im Gefühle der Fehler, die sie ihm anerzogen hatten, die Erziehung seines Sohnes Joseph den Jesuiten nicht anvertraut. Von ihm erwartete man eine neue, schönere Zeit. Gleich bei seinem Antritt verabschiedete er alle der Gesellschaft Jesu ergebenen Minister, und ließ diesen mächtigen Orden unverholen seine Ungnade fühlen; auch gegen den Pabst führte er eine ganz andere Sprache, als sein Vater gewagt hatte. Die Ungarn suchte er durch Entgegenkommen zu beruhigen, und den Kampf um das spanische Erbe setzte er zu Gunsten seines Bruders Karl eifrig fort. Schon Leopold hatte die Kurfürsten Max Emanuel von Baiern und Joseph Clemens von Köln, dessen Bruder, geächtet, die Kurfürsten hatten beigestimmt; Joseph brachte die Acht zum Vollzug. Baiern, das er als verwirktes Lehen behandelte, wurde zerstückelt; Einiges den Nachbarn und den Ministern und Generalen geschenkt; der größte Theil zu Oesterreich gezogen, den Söhnen Max Emanuels Nichts gelassen, als der Name Grafen von Wittelsbach. Auch an den zu den Franzosen abgefallenen Herzogen von Mantua und Mirandola wurde die Acht vollzogen, da Eugens Sieg bei Turin Italien unterwarf. Johann Wilhelm von der Pfalz erhielt die im dreißigjährigen Kriege auf Baiern übertragene alte, pfälzische Kur und die Oberpfalz zurück. Aber man sah in diesen Schritten Gewaltschritte, eine Anmaßung unbeschränkter Monarchie, und es war im Reich große Verstimmung gegen den Kaiser. Diese war auch Schuld, daß der Reichskrieg gegen Frankreich trotz des Siegs bei Höchstädt mit Nachtheil fortgeführt wurde. Während Eugen in Italien, siegte Marlborough in den Niederlanden; nur in Spanien war der Kaiser auch im Nachtheil. Eugen und Marlborough erfochten dagegen vereinigt in den Niederlanden solche Siege, daß Ludwig XIV. ganz niedergedrückt schien. Im Frühlinge 1711 hatte Eugen mit dem Kaiser die neuen Unternehmungen eben verabredet, als dieser erkrankte, und durch die Unwissenheit der medicinischen Fakultät von Ober- und Niederösterreich, welche, ohne einig zu werden, die ganze Nacht über die Heilmittel disputirte, die Beute eines frühzeitigen Todes wurde, am 17. April 1711, mit allen Anlagen zum großen Manne, und bei seinen Völkern blieb der wohl grundlose Verdacht, als wäre er von der Gesellschaft Jesu vergiftet worden. Der berühmte Prinz Eugen, dem er die Leitung des ganzen Kriegswesens und

der auswärtigen Angelegenheiten mit unbedingtem Vertrauen überlassen hatte, sagt: „Joseph war der erste Kaiser seit Karl V., der Charakter hatte und nicht abergläubisch war.“

Karl VI.

Am 12. Oktober 1711 wurde Erzherzog Karl von Oesterreich und König von Spanien zu Frankfurt als der sechste seines Namens zum Kaiser gewählt. Dadurch bekam der Streit über die Erbfolge in Spanien eine andere Wendung. Karl VI. war der einzige Erbe des Hauses Oesterreich; damit nicht die ganze österreichische und spanische Macht, wie unter Karl dem Fünften, auf einem Haupte wieder vereinigt würde, erklärten sich England und Holland dafür, daß das spanische Reich getheilt werde, der französische Bewerber Philipp von Anjou sollte die spanische Krone, Kaiser Karl VI. die spanischen Niederlande nebst den in Italien besetzten Ländern erhalten, und im Jahre 1714 bestätigte dies der Friede zu Rastatt, wo Oesterreich mit Frankreich sich verglich; Oesterreich bekam außer den spanischen Niederlanden Mailand, Neapel und Sardinien; der Hergog von Savoyen Sicilien. Große Erwerbungen brachten dem Kaiserhause Eugens neue Siege gegen die Türken.

In demselben Jahre, in welchem der Erbfolgekrieg sich schloß, brachen die Osmanen den Karlowitzer Frieden, erklärten an die Republik Venedig den Krieg, eroberten Morea und bedrohten Corfu und Dalmatien. Zu Wien hatte man die Kunde, daß die Absicht der Pforte dahin ging, nach Vertreibung Venedigs aus dem Besitz Morea's, für den Fall, daß sich Oesterreich der Republik annehmen sollte, ihr Glück auch gegen Ungarn zu versuchen. Aufgefangene Briefe der flüchtigen Häupter der ungarischen Mißvergnügten bestätigten dies. Die Pforte rechnete auf die durch einen zwölfjährigen Krieg gegen Frankreich bewirkte Schwächung der österreichischen Macht. Die Osmanen machten große Fortschritte gegen die Venetianer. Ihr Uebermuth wuchs, die Vermittlung des Kaisers wiesen sie zurück und rühmten sich, bald Wien und Rom einzunehmen. Der Kaiser rief das Reich zur Türkenhülfe auf und sandte Eugen nach Ungarn. Sein Heer bestand nur aus 64,000 Mann, doch waren es größtentheils bewährte Genossen seiner Siege am Rhein und in den Niederlanden, und Ungarn war versöhnt und für den Kaiser.

Eugen näherte sich Peterwardein, es war am 27. Juli 1716. Der Großwessir Ali, ein halbcivilisirter Fanatiker, hatte 150,000 Mann die Donau herangeführt, während er ein anderes Heer und eine Flotte gegen Corfu sandte. Mit der Belagerung von Peterwardein wollte er beginnen. Ich empfinde es schon, sagte er, daß ich noch ein besserer Heerführer sein werde, als Eugen es gewesen ist. Am 2. August ging Eugen über die Donau, und lagerte sich hinter denselben Verschanzungen, die er in seinem frühern Feldzuge hier aufgeworfen, und welche die Türken zu zerstören versäumt hatten. Am andern Tage setzten sich die osmanischen Horden auf den Höhen von Peterwardein. Eugens Lager wurde am 4. wie eine Festung mit der größten Wuth bombardirt, und von allen Seiten so geängstigt, daß Eugen den Anbruch des nächsten Tages kaum erwarten konnte, um sein Schicksal durch ein Treffen entschieden zu sehen.

In wenigen Stunden war Eugen Meister auf allen Seiten des Schlachtfeldes, so daß er die Türken zuletzt zwischen drei und vier Feuer brachte. Ihre Flucht ward allgemein; außer dem Großwessir, dem Janitscharenaga und dem Bassa von Temeswar deckten bald 30,000 Mann das Schlachtfeld. Die Beute war unermeßlich, die türkische Kriegskasse mit 5 Millionen Gulden, 175 Geschütze, Lebensmittel, die den ganzen Feldzug für die Kaiserlichen ausreichten, waren die Beute eines Sieges, der die Oesterreicher nur 5 Stunden Arbeit und 8000 Todte und Verwundete kostete, unter jenen vier, unter diesen drei Generale. Eugen gestand, den Sieg, in Hinsicht seiner offenbaren Schwäche, allein Gott zu danken, der es so werden ließ, nachdem Alles geschehen war, wodurch man hätte überwunden werden sollen; ja seine Armee sei auf dem Punkte gestanden, gänzlich aufgerieben zu werden, wenn der Großwessir, statt mit seiner dreimal überlegenen Macht sich zu setzen und durch Approchen ihn anzugreifen, geradezu auf ihn losgebrochen wäre.

Eugen und dem Prinzen Alexander von Württemberg wurden in der Schlacht fünf Offiziere an der Seite weggeschossen, zweimal hatte Eugen selbst die Rettung seinen Pistolen zu danken. Im folgenden Jahre rüstete sich die Pforte mit ihrer letzten Kraft. Eugen eilte nach Ungarn. Der Kaiser verehrte ihm beim Abschied ein mit Diamanten besetztes Crucifix, und versicherte ihn, daß alle seine Siege von Gott gekommen seien und kommen werden. Das ist Ihr Generalissimus! sagte er.

Als Eugen am 15. Juni 1717 über die Donau ging, war sein Heer kaum 70,000 Mann stark. Auf den Höhen von Wisnitza, anderthalb Stunden von Belgrad, lagerte er sich. In der Nacht vom 14. bis 15. August, früh um 2 Uhr griff Eugen das Lager des herangekommenen Großwessirs an. Es war 9 Uhr, als das kaiserliche Heer alle Höhen erstürmt hatte. Von allen Seiten flohen die Feinde in solcher Eile, daß sie

ihr festes Lager zu vertheidigen vergaßen, und dieses und ungeheure Beute den Siegern überließen. 18,000 Todte und 5000 Gefangene hatten sie verloren, die Sieger nur 2000 Todte und 4000 Verwundete. Die Besatzung von Belgrad, die während des Nebels nicht wußte, was die Art, wo der Ort des Angriffs war und ganz ruhig während der Schlacht sich verhalten hatte, kapitulirte noch am gleichen Tage. Eugen, froh, sich aus dieser mißlichen Lage gezogen zu haben, gestand ihr alle Kriegsehren zu. Sie wußte nicht, was das war, und zog, Männer, Weiber, Kinder, Kameele, Wagen, Alles durcheinander, in größter Eile ab. Die diesmal eroberten Geschütze betrugen über siebenhundert. Nach Belgrad wurde Semendria, Kulicz, Mehadia, Sabacz und Orsova besetzt. Der Großwessir kam mit kaum 10,000 Flüchtigen nach Nissa.

Jetzt bot die Pforte Frieden an. Zu Wien schrieen die Frommen Mirakel, die Neider über impertinentes Glück, die Feinde über strafwürdige Tollkühnheit Eugens, die das Heer und die Monarchie aufs Spiel gesetzt habe. Eugen würdigte sie nur der kurzen Antwort: „Was ich bewirken wollte, ist geschehen, und wer glaubt, daß er es sicherer, besser und vollkommener gemacht haben würde, dem sollen seine Einsichten und sein guter Wille für einen künftigen Fall gelten.“ Er traf große Anstalten, um im nächsten Frühjahr den Krieg ins Innere der Türkei zu spielen; die Kabale, die ihn durch eine diplomatische Sendung vom Oberbefehl entfernen wollte, scheiterte; aber seine Absicht, den Frieden von Constantinopel aus zu diktiren, erreichte Eugen nicht. In dem Augenblicke, als er gegen den Großwessir marschirte, um ihn zur Schlacht zu zwingen, und dann gerade auf Constantinopel loszugehen, erhielt er die Nachricht, daß der Frieden zu Passarowiz unterzeichnet sei. Seine reißenden Fortschritte, die Gewißheit, daß nichts ihm auf dem Marsch nach der Hauptstadt des türkischen Reiches würde Widerstand leisten können, hatten England und Holland um so mehr gespornt, durch schnellen Friedensabschluß die Einnahme Constantinopels und das dadurch ungeheuer werdende Uebergewicht Oesterreichs abzuschneiden. Die Pforte trat im Frieden das Banat von Temeswar, die Festung Belgrad, einen großen Theil von Serbien, einen Theil von Bosnien und die kleine Wallachei bis an die Aluta an Oesterreich ab. Es war der glänzendste Frieden, den das Haus Oesterreich jemals erhielt.

Eugens durch ganz Europa gefeierter Name, die ungemeine Popularität, die der Feldherr genoß, zumal bei den Wienern, die ihn wie einen Halbgott empfingen, mißfielen, wie seine Geradheit, dem Kaiser Karl. Man hätte ihn gerne verabschiedet, wären nicht seine Dienste zu groß und zu neu gewesen, und hätte man sich nicht von der unbegränzten Liebe des Volkes und Heeres zu ihm und von der Furcht, er möchte in französische Dienste treten, abhalten lassen.

Karl VI. stand ganz unter dem Einfluß von Schmeichlern, Augendienern und Geliebten. Der Graf von Althan war, ohne Minister zu sein, allmächtig am Wiener Hofe. In Spanien hatte sich Karl in die schöne, geistreiche Fürstin Pignatelli Belrigardo verliebt, sie war ihm nach Wien gefolgt und, damit sie ungestörter am Hofe sein könnte, dachte der Kaiser längst an ihre Vermählung. Althan warf sich seinem Herrn zu Füßen und flehte, die Pignatelli heirathen zu dürfen; er heirathete sie, und dadurch stieg der feine Höfling im Vertrauen seines Kaisers noch höher und zu den höchsten Ehrenstellen. Dieser Althan errichtete, dem sehr hispanischen Karl zu gefallen, einen aus lauter Spaniern und Italienern bestehenden Rath; dieser hätte zwar nur die neapolitanischen, mailändischen und niederländischen Geschäfte besorgen sollen, aber Althan riß die Leitung der ganzen Monarchie an sich. In allen Ministerien saßen seine Geschöpfe, wie in allen untergeordneten Stellen, nur nicht in der Armee. Tag und Nacht war er geschäftig, Eugen vom Präsidentenstuhl im Hofkriegsrath zu entfernen, doch ohne Erfolg. Nach Althans Tod trat der Marquis von Realp bei dem Kaiser in die erledigte Günstlingsstelle. Diesen überflügelte bald der Graf Sinzendorf. Eugen hatte in den letzten fünfzehn Jahren nur wenig Einfluß.

Mit wenigen Worten zeichnet Eugen seine Zeit, wie er sie aus Erfahrung kannte. „Die Geschichte unserer Tage, sagt er, zeigt uns fast täglich Beispiele, daß ein imponirendes Weib, und wäre sie auch nur eine Theaterheldin, oder ein listiger Schwarzrock, ja selbst der ehrwürdige Bart eines ränkevollen Juden, das Schicksal ganzer Nationen entscheidet.“ Karl VI. wollte, wenn er seine Räthe fragte, nur Antworten hören, wie es ihm wohl gefiel; Eugen sprach, wenn man ihn fragte, immer ohne Scheu, nur so, wie er dachte. Darum hatte Karl VI. keine Neigung zu ihm und zog ihn selten zu Rath. Als im Jahre 1733, nach dem Tode des Polenkönigs, August II., ein Streit zwischen August III. und Stanislaus Leszinsky um die polnische Krone ausbrach, da fragte Karl VI. den alten Eugen auch wieder einmal. „Es kann Eurer Majestät, sagte dieser, ganz gleichgültig sein, ob ein August oder ein Stanislaus auf dem polnischen Throne sitzt. Frankreich will seinem Schwiegervater helfen. Setzen Sie darum ihre Erblande und das deutsche Reich keinen neuen Unruhen aus, es fehlt Ihnen auch an Geld.“ Aber der Kaiser hörte nicht auf ihn, sondern auf Andere, er mischte sich in den Krieg; doch übertrug er Eugen den Oberbefehl am Rhein. „Sire, sagte der erfahrene Feldherr, Ihre Armee wird nur 25,000 Mann stark sein, die französische 100,000.“ — Sie müssen auch die deutschen Hülfsvölker dazu rechnen, meinte der Kaiser. — „Ja, Sire, erwiderte Eugen, sie werden zu Ende des Feldzugs zusammenkommen; doch ich werde das Meinige thun.“

Ehe er noch zur Armee kam, war seine Voraussage erfüllt; die Franzosen waren bei Kehl über den Rhein gegangen und brandschatzten das Reich, und der Kaiser hatte schon Mailand und die ganze Lombardei verloren. Als er ankam, fand er die vereinigte Armee, die das Reich pomphaft als ein schlagfertiges Heer von 125,000 Mann angekündigt hatte, kaum 12,000 stark: durch die preußischen Hülfstruppen wuchs sie auf 25,000. Durch kluge Märsche, gutgewählte Stellungen und Bewegungen hielt er die weit über die Hälfte stärkere Macht im Schach. Daß er aber im folgenden Jahre die aufs Dreifache stärker gewordene französische Armee nicht angriff, damit war man in Wien unzufrieden; es hieß, sein Alter gestatte ihm nicht, seinen Ruf zu behaupten. Aber der Größere, der nach ihm kommen sollte, Friedrich II. von Preußen, war Augenzeuge der letzten Unternehmungen Eugens, an seiner Seite stand er im Kanonenfeuer zum ersten Mal wie jener zweiundsiebzigjährige Held zum letzten Mal, und dieser hat ihm, dem alten Savoyarden, der aber deutscher war, als die deutschen Fürsten seiner Zeit, das Zeugniß hinterlassen, daß er, obwohl nur noch der Schatten des großen Eugen, doch auch durch seinen letzten Feldzug am Rhein ein Meisterstück aus der Hohenschule der Kriegskunst und der Politik dargestellt habe. Seine Feinde dachten anders; der Kaiser rief ihn vom Oberbefehl ab, unter dem Vorwand, seine Anwesenheit zu Wien sei zum Friedensgeschäft durchaus nothwendig. Eugen beschäftigte sich eifrig mit dem Friedensgeschäfte und „mit der pragmatischen Sanktion," d. h. mit der Feststellung der Erbfolge in den österreichischen Ländern und ihren Garantien. Karl VI. hatte keinen Sohn, er setzte seine älteste Tochter, Maria Theresia, zur Erbin der ganzen österreichischen Monarchie ein. Eugen erlebte es noch, die von ihm geliebte Erzherzogin mit Franz von Lothringen, dem Großherzog von Toskana, vermählt, ihre Erbfolge von fast allen Mächten Europa's anerkannt zu sehen und den Frieden mit Frankreich selbst zu unterzeichnen. Karl VI. mußte für die Anerkennung der Erbfolge Neapel, Sicilien und einen Theil der Lombardei an Frankreichs Bundesgenossen, das Reich Lothringen an Stanislaus und zugleich an Frankreich abtreten.

Am 31. April 1736 beschloß Eugen sein thatenreiches Leben. Sanft und unerwartet entschlummerte er. Um 10 Uhr Vormittags fand ihn der Kammerdiener todt. Die Stunde seines Todes war nicht zu bestimmen, aber viele glaubten, daß der Held früh um 3 Uhr verschieden sei, weil um diese Zeit, im Thierpark desselben, der älteste seiner Löwen wider alle Gewohnheit ein entsetzliches Brüllen hatte hören lassen.

Eugen war eigentlich der Kaiser! sagt Friedrich der Große von ihm. Ohne Eugen, sagte derselbe an einem andern Ort, wäre Karl VI. wie oft! verloren gewesen.

Sein letzter Wunsch war, daß der Kaiser durch eine angemessene Kriegsmacht und durch ein geordnetes Finanzsystem der anerkannten Erbfolge seiner Tochter die einzig wahre Stütze geben möchte. Diesen Rath befolgte der Kaiser nicht, und als ob die Kräfte seiner Monarchie nicht schon genug erschöpft wären, ließ er sich von dem russischen Hofe zur Theilnahme an einem neuen Türkenkriege verleiten. Drei Jahre nach Eugens Tode war Alles, was er mit seinem Genie und seinem und seiner Waffenbrüder Blut errungen hatte, wieder an die Türken verloren. Hofgenerale, keine Feldherren, wurden an die Spitze der Heere gestellt. Der einzige tüchtige, von Eugen noch empfohlene Seckendorf wurde durch Kabalen gehemmt, dann verdrängt. Der Hofgeneral Doxaf übergab Nissa, ohne Schwertstreich, wieder an die Türken; Königseck erlitt lauter Verluste; man rief ihn ab und beförderte ihn zum Oberhofmeister der Kaiserin; der Hofgeneral Wallis ließ sich bei Krodzka so aufs Haupt schlagen, daß er 20,000 Mann auf der Wahlstatt ließ. Sein Kollega, der Graf von Neipperg, hinderte, von dem französischen Gesandten an der Nase geführt und arglistig zu Unterhandlungen mißleitet, jedes kühnere Unternehmen. Er und Wallis waren Todfeinde; und während Wallis jenseits der Donau sich schlug, parlamentirte Neipperg mit dem Feinde. Ja er unterzeichnete am 1. September 1739 den nachtheiligsten Frieden, den Oesterreich je geschlossen hatte. Ganz Serbien mit Belgrad und Schabatsch, die kleine Wallachei nebst Corsova und das ganze österreichische Bosnien trat er ab. Er, der commandirende General, hatte Posten und Heer verlassen, war ohne Bürgschaft ins türkische Lager gegangen, dort fast wie ein Gefangener behandelt worden, und hatte auf diese Art den Frieden abgeschlossen, abgeschlossen ohne Wallis zu fragen oder ihm davon zu sagen, der doch gemeinschaftlich mit ihm beauftragt war. Alle Welt, am meisten der Kaiser, war erstaunt, als sein Feldherr Neipperg diesen Frieden als den errungenen Lorbeer aufwies: es war nicht einmal mehr möglich, die kaiserliche Bestätigung zu verweigern; denn die Hauptsachen waren bereits faktisch an die Türken verloren. Denn Neipperg hatte sich so unerhört übereilt, daß er, den Bedingungen seines Traktats gemäß, das über Alles wichtige Belgrad den Türken sogleich ausgehändigt hatte, ehe die Friedenspräliminarien überhaupt vom Kaiser genehmigt wurden. „Ist denn alles Glück, rief der Kaiser aus, seit Eugens Tod von uns gewichen?“

Wallis und Neipperg wurden vor ein Kriegsgericht gestellt, jener nach Glatz, dieser nach Brünn als Festungsgefangene abgeführt; doch hatten sie nichts zu fürchten, noch weniger der Prinz von Hildburghausen und der Herzog Franz von Lothringen, des Kaisers Eidam, welche an dem mißlungenen Feldzuge Seckendorfs die größte Schuld hatten. Auf Seckendorf dagegen, den Protestanten, wurde alle Schuld gewälzt; er

rechtfertigte sich, und zwar, ohne von den geheimen Aufträgen des Kaisers Gebrauch zu machen; aber seine vielen Feinde, besonders die Geistlichen, fanatisirten den Pöbel, dieser machte einen Auflauf gegen das Haus, worin der ketzerische General gefangen saß, der Kaiser mußte ihn darum nach Gräz bringen lassen.

Seit Eugens Tod — welch ein Zerfall des Kaiserhofes, überall Verwirrung, Schlaffheit, Eigenmächtigkeit, Unfähigkeit. Da war der Kaiser, der gab den Generalen seine vertrauten Aufträge; da waren die Thronerbin, Maria Theresia, und ihr Gemahl, der Herzog von Lothringen, diese hatten wieder ihre besondere Politik und gaben den Generalen geheime Aufträge; da waren die Minister, die befolgten wieder eine eigene Politik und gaben, dieser gemäß, den Generalen ihre Instruktionen; unter den Ministern selbst befolgte wieder jeder einen eigenen Plan, dreist, eigennützig die meisten; ohne Talent alle; im Hofkriegsrath arbeiteten sich der Präsident und der Vicepräsident entgegen; bei dem Heere herrschte Eifersucht, Neid, Haß, Uneinigkeit unter den Generalen, Jeder baute insgeheim auf seine Freunde am Hof, auf die Protektion, der er daselbst genoß, handelte nach seinem Kopf, und durchkreuzte und hemmte die Unternehmungen des Andern. Es wäre unglaublich, wenn es nicht schwarz auf weiß authentisch wäre, alles das, was die geheime Geschichte des Kaiserhofes um diese Zeit erzählt. Und in diesem Zustande, wo keiner für das Wohl der Monarchie, des Kaiserhauses, sondern jeder nur für sich sorgte und für seine Protektoren, hinterließ der Kaiser am 20. Oktober 1740 die habsburgischen Erblande seiner dreiundzwanzigjährigen Tochter M a r i a T h e r e s i a, er, unter den deutschen Kaisern der vierundvierzigste, seines Stammes der sechzehnte und der letzte: seit Albrecht II., also 300 Jahre lang, waren ununterbrochen habsburgische Kaiser, und zwar dreizehn an der Zahl, auf dem deutschen Thron gesessen. Zuerst war er für den geistlichen Stand, dann zum Könige von Spanien bestimmt gewesen; durch seines Bruders Tod war er zum Besitz aller Erblande und des Kaiserthums gekommen. Von Glück umstrahlt war sein Anfang: als er starb, hinterließ er von dem ganzen spanischen Erbe nichts, als einige italienische Fürstenthümer und den Rest der entlegenen Niederlande; für seine Hausmacht hatte er Toskana erhalten, dagegen den Schlüssel Ungarns, Belgrad, an die Türken verloren, und unter ihm hatte das Reich Lothringen an Frankreich eingebüßt. Alle seine von der Natur so reich begabten Staaten hinterließ er im schlechtesten Finanzzustand.

Karl. VII.

Beruhigt, sicher in seinem Innersten über die Erbfolge seiner Tochter, war Karl VI. gestorben, sicher, weil er ein Papier darüber in Händen hatte, das die meisten deutschen und europäischen Mächte unterschrieben hatten. Baiern hatte immer Einsprache gethan. Der Kurfürst Karl Albert wollte selbst erben, als Abkömmling der ältesten Tochter Kaiser Ferdinands I., obgleich ihm der Ungrund seines Anspruchs noch vor dem Tode Karls VI. nachgewiesen wurde. Der bairische Gesandte zu Wien wollte die Hofchargen des verstorbenen Kaisers sogleich seinem Herrn als ihrem jetzigen Landesfürsten huldigen lassen; aber Maria Theresia ergriff Besitz von allen Staaten ihres Vaters, und der baierische Gesandte mußte vor den Wienern aus der Stadt fliehen. Furchtbarer war der Erbin ein anderer Feind. Fünf Monate vor Karls VI. Tod hatte König Friedrich II. den Thron von Preußen bestiegen.

Die preußische Macht hob sich schnell, im Laufe zweier Jahrhunderte, zu hoher Bedeutung. Der große Kurfürst Friedrich Wilhelm verwandelte das Herzogthum Preußen in einen unabhängigen Staat, und sein Nachfolger, Friedrich I. erhob es zum Königreich, setzte sich selbst die Krone auf und stellte sich so unter die europäischen Monarchen. Das bürgerliche Element, das in Preußen überwiegend hervortrat, und die religiöse Duldung, mit welcher der neue preußische Staat die, wegen ihres Glaubens Verfolgten aus allen Ländern aufnahm, aus Frankreich, aus der Pfalz, aus dem Salzburgischen, trugen am meisten zu diesem Aufschwung bei: denn die Geflüchteten mehrten nicht bloß die Bevölkerung an Zahl, sie waren auch die gewerbfleißigsten und besten Bürger. König Friedrich Wilhelm I. bildete ein treffliches Heer und sammelte einen ansehnlichen Schatz; alle Zweige der Verwaltung waren in der besten Ordnung, und während Oesterreich durch fortwährende Kriege sich ganz erschöpfte, gebrauchte er sein 66,000 Mann starkes Heer nur dazu, seinem Königreich den Frieden zu erhalten. Das war eine Macht, die nicht zu verachten war, und doch vernachlässigte, ja ignorirte Kaiser Karl VI. den König Friedrich Wilhelm I. ganz. Dieser war darüber so aufgebracht, daß er gegen einen Vertrauten einst ausrief, indem er auf den Kronprinzen zeigte: „Dort steht einer, der mich rächen wird.“ Er starb, Karl VI. starb, und zwei Wochen nach dem Tode des Letztern setzte König Friedrich II. von Preußen 28,000 Mann in Marsch, um, wie er sagte, seine Ansprüche an Schlesien geltend zu machen, und von demselben als seinem bestrittenen Eigenthum vorläufig Besitz zu nehmen. Achtundzwanzig Jahre war der König alt, er lag am

viertägigen Fieber darnieder, als ihn die Nachricht von Kaiser Karls VI. Tode traf; er raffte sich auf und schrieb an einen Freund: „Die Zeit ist da, wo das alte politische System eine gänzliche Aenderung erleiden kann; der Stein ist losgerissen, der auf Nebucadnezars Bild von viererlei Metallen rollen und sie zermalmen wird.“ Der Wiener Hof, im Hochgefühl des alten Kaiserhauses, erinnerte den Kurfürsten von Brandenburg an seine Pflichten; dieser aber hatte in drei Monaten bis auf drei Festungen ganz Schlesien eingenommen. Maria Theresia entließ den Grafen Neipperg seiner Haft und schickte ihn an der Spitze eines Heeres nach Schlesien; er ließ sich am 10. April 1741 bei Mollwitz von den Preußen überraschen, gründlich schlagen und aus Schlesien hinausdrängen, und die Erbin Kaiser Karls VI., jetzt vierundzwanzig alt, eine der schönsten Frauen in Europa, sah sich in der Lage, ihrer Schwiegermutter zu schreiben: „Noch weiß ich nicht, ob mir aus der ganzen väterlichen Erbschaft eine einzige Stadt übrig bleiben wird, um darin die unter meinem Herzen keimende Frucht abzulegen.“ Denn von allen Seiten erhoben sich Feinde, die erben wollten, trotz des unterschriebenen Papiers, auf das der verstorbene Kaiser so viel baute. Frankreich, Spanien und Baiern traten in einen geheimen Bund; der Kurfürst von Baiern sollte die Kaiserkrone, Oberösterreich und Böhmen, Spanien alle italienischen Lande des Hauses Oesterreich erhalten. Vier Heere ließ Frankreich marschiren, nach Italien, nach Oesterreich, nach Flandern und an den Niederrhein. Von allen, welche die Erbfolge für Maria Theresia garantirt hatten, blieb ihr nur der König von England treu; aber eben, um die englische Hülfe unwirksam zu machen, schickte Frankreich jene zwei Heere an den Niederrhein, und schon drangen 40,000 Mann Baiern und Franzosen in Oesterreich selbst ein.

Maria Theresia's Gemahl war ein verständiger Staatswirth, aber kein Feldherr, ebensowenig ein Politiker; sie selbst war nicht für die Regierung, sondern für das stille Glück des Familienlebens erzogen, aber sie hatte Verstand, Selbstständigkeit, Festigkeit, eine im Unglück standhafte Seele. Ohne Kriegsmacht, ohne Geld, ohne fähige Minister verzagte sie nicht. Am 13. März 1741 hatte sie einen Sohn, den nachmaligen Kaiser Joseph II., geboren, und sich gleich nach dem Wochenbett als Königin von Ungarn krönen lassen. Jetzt, als die Baiern und die Franzosen und der Preußenkönig und die Spanier zumal sie bedrängten, eilte sie nach Preßburg, wohin sie ihre Ungarn zu einem Reichstag berufen hatte. Im Trauergewand, ganz ungarisch gekleidet, die Krone des heiligen Stephan auf dem Haupte und mit dem Königsschwert umgürtet, trat sie in die Reichsversammlung, am 11. September 1741 und hielt in lateinischer Sprache eine Rede, worin sie sich und ihre Kinder dem Schutze der Ungarn übergab. Die Reichstagsglieder, hingerissen von der Jugend, der

Schönheit und dem Unglück der Königin, zogen ihre Säbel und riefen: „Blut und Leben für unsern König Maria Theresia!“ Die gleiche Begeisterung ergriff die Magnaten, als zehen Tage später Maria Theresia ihren sechs Monate alten Sohn Joseph auf ihren Armen in die Versammlung brachte. Nachdem sie den Beschwerden und Wünschen der ungarischen Nation entgegengekommen war, beschlossen die Ungarn ein allgemeines Aufgebot. Maria Theresia nahm vorerst nur etwas über 20,000 Mann an, um ihre andern Erblande nicht zu sehr zu belästigen. Es war Hülfe in der höchsten Noth.

Jahrelang schon war es eingeleitet gewesen, ihren Gemahl, den Großherzog Franz, zu Lebzeiten ihres Vaters zum römischen Könige wählen zu lassen; jetzt kam die Gewißheit, daß Karl Albert von Baiern alle Stimmen der Kurfürsten für sich vereinige, daß Oberösterreich ihm gehuldigt habe, Niederösterreich gebrandschatzt, und Wien jeden Augenblick mit einem Ueberfall bedroht werde.

Karl Albert regierte seit 1726 als Kurfürst in Baiern, er war ein gutmüthiger Fürst, aber ohne Selbstständigkeit, dem Einflusse seiner Beichtväter hingegeben: von seinem Vater hatte er die größte Vorliebe für Pracht und Aufwand, einen Marstall von 1400 Pferden, eine Legion Jagdhunde, ein Hofpersonal, dessen einzelne Theile darnach zu bemessen sind, daß es sechsunddreißig Kammerdiener in sich schloß, 30 Millionen Schulden und ächt mittelalterliche Frömmigkeit geerbt, nicht aber seinen Muth, sein Feldherrntalent, seine politischen Gaben. Das Hofpersonal verminderte er um zwei Drittel, den Marstall um die Hälfte, aus Noth; in Schenkungen an Klöster und Wallfahrtsorte war er desto freigebiger. Wie sein Vater, war er schon im Jahre 1733 in französischen Sold getreten, und hatte während eines Reichskriegs dem Reichserbfeind gedient. Und doch wollte er deutscher Kaiser werden, wollte es werden mit Frankreichs Hülfe. Die Briefe, welche er in dieser Hinsicht mit Ludwig XV. und seinem Minister, dem Cardinal Fleury, wechselte, sind ein Denkmal des Geistes, in welchem er die Kaiserwürde suchte. „Voll Vertrauen auf die Freundschaft Eurer Excellenz,“ schrieb er am 10. Januar 1741 an diesen Minister, „dachte ich, als an den ersten Schritt, den ich zu thun hätte, daran, mich seiner Majestät (von Frankreich) in die Arme zu werfen, die ich immer als meine einzige Stütze, und meinen alleinigen Halt betrachten werde.“ Dann bittet er ihn, ihm zu helfen, die Rechte seines Hauses geltend zu machen, und ihm, wenn es möglich wäre, den Kaiserthron zu verschaffen.

Es war eine traurige Zeit in Deutschland, ein paar französische Chevaliers spielten die Hauptrolle darin, sie lenkten durch Kanzleien und Höflinge die Dinge ganz nach ihrem Sinne: von Paris aus wurden

Deutschlands Angelegenheiten geleitet, nur nicht die Preußens, wo der große Geist des zweiten Friedrichs herrschte, nur nicht die Oesterreichs und Ungarns, wo Maria Theresia von der Nation unterstützt wurde, und die Nation handelnd auftrat.

Statt sich zu waffnen, statt wie Friedrich von Preußen sich an die Spitze eines Heeres zu stellen, um seine Wünsche und Ansprüche durchzuführen, verschwendete man am Münchner Hofe die französischen Subsidiengelder mit Festen und Liebschaften, mit dem Ankauf von Putzsachen, Livreen, Wagen und Tressen, und im Mai und Juni 1741 wurden zwischen Baiern, Frankreich und Spanien Traktate geschlossen, worin Frankreich alle Zahlungen übernahm, Karl Albert aber unter Anderem versprach, daß Frankreich für diese Zahlungen in Deutschland sich bezahlt machen, und die Provinzen und Städte, welche es am Rhein besetzen werde, behalten, der Kurfürst aber, wenn er Kaiser werde, solche nie reklamiren solle.

Diese Traktate wurden später abgeläugnet: die Originale liegen, neuerdings von Schlosser eingesehen, auf dem Archiv der auswärtigen Angelegenheiten zu Paris, unterzeichnet von dem Kurfürsten Karl Albert am 3. Juni 1741. Einige Monate vorher hatte er an den Kardinal geschrieben, „aus Neigung und Erkenntlichkeit werde er immer trachten, die Interessen Deutschlands mit denen Frankreichs zu vereinigen.“ Belleisle, der französische Gesandte, wurde in Frankfurt wie einer der ersten Reichsfürsten empfangen und geehrt, und er schrieb nach Paris, um sich bei den Deutschen geltend zu machen, bedürfe es sehr großen Glanzes in der äußeren Erscheinung; um sie zu gewinnen und ihnen zu gefallen, bedürfe es — Leckerbissen.

Unter solchen Umständen wurde durch Frankreich zu Ende Januars 1742 die Kaiserwahl und Krönung Karl Alberts unter dem Namen Karls VII. durchgesetzt.

Während Maria Theresia fürchtete, Karl Albert werde unmittelbar auf Wien losgehen, wandte dieser sich nach Prag und entblößte Oesterreich, weil er es nicht über sich gewinnen konnte, seine Königskrönung als Böhmenkönig nur um ein paar Wochen noch aufzuschieben. Das vereinigte Heer der Franzosen und Baiern, und 20,000 Sachsen, die vor Prag zu ihnen stießen, eroberten diese Hauptstadt schnell; Karl Albert wurde mit dem größten Pomp unter den glänzendsten Festen zum Könige Böhmens gekrönt, im Dezember 1741.

Der Großherzog von Toskana war herangezogen, Prag zu retten; als er es verloren sah, war er zurückgegangen; statt ihn zu verfolgen, zu vernichten, feierte Karl Albert Fest an Fest, und reiste dann mit Belleisle nach Frankfurt, zu seiner Kaiserkrönung, wo der letzte Rest

[illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] die Preußens, [illegible] große Geist des zweiten Friedrich [illegible], war nicht die [illegible] und Ungarns, wo Maria Theresia von der Nation unterstützt wurde, [illegible] die Waffen [illegible] [illegible].

Statt sich zu [illegible], [illegible] wie Friedrich von Preußen sich [illegible] Spitze eines Heeres zu stellen, um seine Wünsche und Ansprüche [illegible] zuführen, verschwendete man am Münchener Hofe die französischen [illegible] [illegible] mit Festen und Lustbarkeiten, mit dem Ankauf von [illegible] Pferden, Wagen und Kutschen, und im Mai und Juni 1741 wurden zwischen Baiern, Frankreich und Spanien Traktate geschlossen, [illegible] Frankreich alle Zahlungen übernahm. Karl Albert aber unter [illegible] versprach, daß Frankreich für seine Zahlungen in Deutschland sich bezahlt machen, [illegible] die Festungen und Städte, welche es am Rhein [illegible] werde, behalten, [illegible] aber, wenn er Kaiser werde, [illegible] [illegible] [illegible].

[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]: die Originale liegen, [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], auf dem Archiv der auswärtigen Angelegenheiten zu Paris, [illegible] [illegible] von dem Kurfürsten Karl Albert [illegible] 8. Juni 1741. [illegible] [illegible] [illegible] hatte er an den Kardinal geschrieben: «[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] werde er immer trachten, die [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] zu vereinigen.» Belleisle, der französische Gesandte, wurde in [illegible] wie einer der ersten Reichsfürsten empfangen und geehrt, und [illegible] nach Paris, um sich [illegible] [illegible] zu machen, [illegible] es sehr großen Glanzes [illegible] [illegible], um sie zu gewinnen und ihnen zu gefallen, [illegible] es — [illegible].

[illegible] [illegible] [illegible] wurde durch Frankreich zu Ende Januar 1742 die Kaiserwahl und Krönung Karl Alberts unter dem Namen Karls VII. durchgesetzt.

Während Maria Theresia fürchtete, Karl Albert werde unmittelbar auf Wien losgehen, wandte dieser sich nach Prag und entblößte Österreich, weil er es nicht über sich gewinnen konnte, seine Königskrönung als Böhmenkönig nur um ein paar Wochen noch aufzuschieben. Das [illegible] einzige Heer der Franzosen und Baiern, und 20,000 Sachsen, die [illegible] Prag zu ihnen stießen, eroberten diese Hauptstadt schnell; Karl Albert wurde mit dem größten Pomp unter den glänzendsten Festen zum König Böhmens gekrönt, im Dezember 1741.

Der Großherzog von Toskana war herangezogen, Prag zu [illegible]; als er es verloren sah, war er zurückgegangen; statt ihn zu verfolgen, zu vernichten, feierte Karl Albert Fest an Fest, und reiste dann [illegible] [illegible] nach Frankfurt, zu seiner Kaiserkrönung, wo der letzte [illegible]



Maria Theresia und Khevenhüller in Wien den 11. Dez. 1741.

der neuen französischen Subsidiengelder für Zimmervergoldungen und Krönungsfeierlichkeiten verschwendet wurde.

Wie anders stand Maria Theresia da! Der gleiche Enthusiasmus, wie in Ungarn, wurde durch sie in Oesterreich und Tirol geweckt. Am 11. Dezember 1741 erfolgte zu Wien eine gleiche Scene, wie zu Preßburg; die österreichischen Großen, an ihrer Spitze Khevenhüller, schwuren, für sie zu sterben, als sie dem Letztern, der vor ihr kniete, die Hand reichte und ihre Sache seinem und der Andern Muth und Schwert befahl. Die Tiroler erhoben sich in Masse für ihre Fürstin, der Krieg wurde Sache des Volkes in allen ihren Erblanden, nur in Böhmen und Schlesien nicht: in Schlesien sahen die zahlreichen, zuvor vielfach gedrückten Protestanten in dem Preußen Friedrich einen Befreier, einen Rächer; wie ein neuer Gustav Adolph erschien er ihnen, und die Katholiken gewann er durch die Schonung und den Schutz, den er ihnen angedeihen ließ; in Böhmen stand eine französische und sächsische Armee. Von England erhielt Maria Theresia endlich Hülfsgelder, sie selbst half vorerst ihren Finanzen dadurch, daß sie den größten Theil der 40,000 Personen, die vom Hofe lebten und die ihren Vater jährlich zehnthalb Millionen gekostet hatten, abschaffte. Khevenhüller vereinigte im Dezember 1741 ein schönes, patriotisches, für seine junge, schöne Fürstin begeistertes Heer, schloß das französische Hauptheer unter Segür in Linz ein, während Kroaten- und Pandurenschwärme unter ihren wilden Führern Menzel und Trenk den Franzosen alle Verbindung mit Baiern, alle Zufuhr abschnitten und Baiern selbst streifend verheerten, in Verbindung mit den regelmäßigen Truppen Bärenklau's. Der bairische General Törring, der aus Böhmen herbeieilte, um Linz zu entsetzen, wurde am 17. Januar zwischen Braunau und Schärding von Bärenklau und Menzel geschlagen, und am 24., gerade am Tage nach Karls Kaiserkrönung, übergab Segür gegen freien Abzug Linz an Khevenhüller; Oesterreich war befreit, Baiern wurde jetzt von den fürchterlichen Rotten der Panduren und allem Gesindel der türkischen Gränze überschwemmt, und dem Untergange nahe gebracht. Die Oesterreicher zogen sich erst aus dem hartgeplagten Lande wieder zurück, als des Preußenkönigs Friedrich siegreiches Vordringen in Mähren sie dazu nöthigte.

Am 17. Mai 1742 trat die österreichische Armee der preußischen bei Czaslau in Böhmen entgegen, mußte aber zum zweiten Mal dem jungen Könige und seinem alten Feldherrn, dem Fürsten von Dessau, Sieg und Schlachtfeld überlassen; und um Preußen von dem französisch-bairischen Bündnisse zu trennen, schloß Maria Theresia am 28. Juli mit Friedrich den Frieden zu Breslau, worin sie ihm ganz Schlesien abtrat, mit geringen Ausnahmen, und zwar als souveränes, unabhängiges Herzogthum; nur den Titel behielt sie für sich und ihre Nachkommen vor. Auch Sachsen

*

trat dem Frieden bei, und sie konnte jetzt ihre ganze Macht gegen die Franzosen und Baiern wenden. Sie hatte die alte kaiserliche Macht ihres Hauses, Karl von Baiern hatte den kaiserlichen Titel, und weil selbst seine Hauptstadt München noch in österreichischen Händen war, mußte er außerhalb seiner Staaten, zu Frankfurt am Main, seine Residenz nehmen, nach kurzem Pomp und Glanz, in Mittellosigkeit, in Armuth, während der junge Friedrich von Preußen, der einen einfachen, groben Soldatenrock trug und unter seinen Soldaten und wie sie lebte und strapazirte, Land und Leute, Ruhm und reiche Einkünfte gewann.

Um die Noth des neuen Kaisers zu vermehren, nahm sich England der österreichischen Sache gerade jetzt mit Nachdruck an. Wie es englische Vermittlung war, welche den Breslauer Frieden zu Stande brachte, so zog auch England den König von Sardinien vom Bunde gegen Oesterreich ab, und machte ihn zum Verbündeten Maria Theresia's; 500,000 Pfund englische Hülfsgelder wurden nach Oesterreich geschickt, um englisches Geld von Georg II. für Oesterreich dänische, hessische, hannöver'sche Truppen ins Feld gestellt, und Lord Stair sogar nach dem Haag gesandt, um auch die Generalstaaten zur ernstlich-thätigen Mitwirkung mit Truppen und Geld für Oesterreich zu gewinnen. Und gleich nach dem Breslauer Friedensschluß warf sich Khevenhüller mit seinem Heere über Baiern her, und verheerte es bis in den Herbst, während eine andere österreichische Armee die Franzosen in Prag einschloß. Schon erbot sich Belleisle zum zweitenmal, gegen freien Abzug die böhmische Hauptstadt zu übergeben: Maria Theresia, im Glücke eigensinnig, wies die Anträge zurück; das französische Kabinet schickte 50,000 Mann Verstärkung nach Böhmen; sie bereute zu spät, jene Anträge nicht angenommen zu haben; ihr eigener gleicher Antrag ward jetzt von den Franzosen zurückgewiesen, die Belagerung mußte in eine Einschließung verwandelt werden, alle Opfer dafür waren umsonst gebracht, und selbst Khevenhüller mußte aus Baiern nach Böhmen gerufen werden; denn kaum hatte sich Prinz Karl von Lothringen von Prag hinweg gegen die unter Maillebois heranziehenden 50,000 Franzosen gewandt, als ihm ein Theil der Besatzung von Prag unter Broglie folgte, um sich mit Maillebois zu verbinden; zu gleicher Zeit hatte Seckendorf, der aus österreichischen Diensten in die des Kaisers getreten war, an der Spitze eines bairischen Heeres Baiern wieder besetzt, und Karl VII. war in seine Residenz München zurückgekehrt. Maillebois ging plötzlich statt vorwärts zurück, wie er sagte, aus Mangel an Lebensmitteln. Dadurch gab er die in Böhmen stehenden Franzosen preis, und wäre nicht Belleisle kühn genug, die österreichischen Generale, namentlich der Prinz von Lobkowitz nicht ungeschickt und nachlässig gewesen, so war mit Prag auch die Armee darin verloren. Um nicht gefangen zu werden, stahl sich Belleisle

am 17. Dezember 1742 im strengen Winter aus Prag, mit seinem ganzen Heere, kam zwei Tagmärsche den nachlässigen Belagerern voraus, und brachte nach großen Verlusten an Todten, von Kälte Erstarrten, durch Hunger Erlegenen, die Trümmer glücklich nach Eger; nachdem er durch die rauhen Gebirge Böhmens, durch Schluchten und über Felsen, und überall von leichten Truppen umschwärmt, den kühnen Rückzug gemacht hatte. So war auch Böhmen frei und Maria Theresia wurde im Frühling 1743 in Prag gekrönt. Karl VII. hatte, in Folge des Rückzugs Maillebois', seine Hauptstadt aufs Neue verlassen müssen, war aber ihm Frühlinge 1743 abermals dahin zurückgeführt worden, ohne auch jetzt lange darin zu residiren. Am 8. Mai schlug Khevenhüller die Baiern, von denen sich kurz zuvor 20,000 Franzosen getrennt hatten, bei Braunau, und verfolgte dann die Franzosen, die in wenigen Wochen durch Seuchen und kleine Gefechte über 10,000 Mann verloren: der unglückliche Kaiser Karl VII. mußte abermals aus München fliehen, und nach Frankfurt seinen Hof verlegen, und der französische Feldherr sah sich genöthigt, bis an den Rhein sich zurückzuziehen, während die österreichischen Heere unter Lobkowitz und Khevenhüller immer weiter vordrangen. Um diese Zeit fing der Menschenhandel in Deutschland an. 6000 Hessen dienten im englisch-österreichischen Heere unter Lord Stair, 6000 im kaiserlich-französischen, und so hätte es, wenn das Schicksal es gewollt hätte, sich treffen können, daß eine gleiche Zahl Hessen gegen Hessen für fremde Zwecke sich hätte schlagen müssen.

Verlassen von den Franzosen, mußte Seckendorf am 27. Juni ganz Baiern durch Uebereinkunft den Oesterreichern überlassen, und zu Frankfurt am Main erfuhr Kaiser Karl VII. häufig persönliche Beleidigungen; mit Ohren mußte er hören, wie hart die öffentliche Stimme von ihm urtheilte, und er war so in Geldverlegenheit, daß er von dem Marschall Noailles Geld annehmen mußte. Die bairische Armee stand, Seckendorfs Uebereinkunft gemäß, unthätig und unberuhigt im Anspachischen, während die Oesterreicher tief in Lothringen hinein streiften, und Lord Stair gegen die Franzosen im Felde lag; und während alle Welt gespannt war auf die großen Kriegsbegebenheiten am Rhein, verließ Lord Stair das 80,000 Mann starke Bundesheer, weil er mit seinen Planen im Kriegsrath und bei seinem Hofe nicht durchdringen konnte, und dadurch sich gekränkt fühlte. Mit dem Feldherrn gingen die einzelnen Theile des Heeres auseinander, jeder in seine Heimath.

Im Mai 1744 erhielt der verlassene Kaiser einen neuen Bundesgenossen an dem Preußenkönig Friedrich II. Zu Worms hatten nämlich England und der König von Sardinien mit Maria Theresia einen geheimen Vertrag geschlossen, dem auch Kursachsen beitrat, und der dahin ging,

die pragmatische Sanktion, das Gleichgewicht und die Freiheit von Europa aufrecht zu erhalten. Friedrich II., der diesen Vertrag erfuhr, ersah daraus, daß die Mächte dem Hause Oesterreich den Besitz aller seiner Staaten nach den bisherigen Friedensschlüssen garantirten, ohne dabei des Breslauer Friedens zu gedenken, und daß Sardinien zu einer Zeit, in welcher doch Baiern bereits den Frieden mit Oesterreich suchte, seine Hülfe für Deutschland zusagte: das ließ ihn fürchten, daß der Vertrag gegen ihn gerichtet sei, um ihn seiner schlesischen Eroberung wieder zu berauben: und unter dem Vorwand, das Reichsoberhaupt zu schützen, die Reichsverfassung aufrecht zu halten, den Wiener Hof zur Anerkennung Karls VII. zu bewegen und den Erbfolgestreit gütlich oder rechtlich beizulegen, schloß er mit dem Kaiser, mit Hessen und Schweden einen Bund, die sogenannte Frankfurter Union.

Aufs Neue bewegten sich drei französische Armeen, zwei gegen die österreichischen Niederlande, eine gegen den Rhein, um sich mit Seckendorf und den Baiern zu verbinden. Der Krieg wandte sich aber zu Gunsten Oesterreichs. Am Rhein focht jetzt für den verstorbenen Khevenhüller der Graf Traun, der sich bereits in Italien ausgezeichnet hatte; dem Namen nach stand Prinz Karl von Lothringen an der Spitze des Heeres, dem Kopf und der That nach aber Traun. Traun machte solche Fortschritte, daß die Franzosen genöthigt waren, ihre besten Streitkräfte aus den Niederlanden an den Rhein zu ziehen. Denn im Juli 1744 ging Traun im Angesichte der verbündeten französisch-kaiserlichen Armee über den Rhein und drang im Elsaß vor, und nur der Einbruch der Preußen in Böhmen zwang ihn, zurückzugehen, ohne beträchtlichen Verlust, so leicht wie sie den Uebergang gemacht hatten, den ihnen die Unfähigkeit der französischen Generale nicht erschwerte.

Friedrich II. hatte schon im September Prag eingenommen, Seckendorf drängte die Oesterreicher aus Baiern und führte Karl VII. noch einmal nach München zurück, während die große französische Armee sich auf die Einnahme des Breisgau und einen Streifzug gegen Vorderösterreich beschränkte. Traun vereinigte sich in Böhmen mit 20,000 Sachsen; die Böhmen haßten in Friedrich II. den Ketzer, die böhmischen Bauern, von ihren Priestern fanatisirt, fingen seine Zufuhr, seine Kuriere, seine Kundschafter auf, und der geschickte Traun zwang den Preußenkönig, noch im Winter Böhmen zu räumen, ohne eine Schlacht. Und die Verbündeten theilten jetzt schon auf dem Papier die preußischen Staaten: am 18. Mai wurde zu Leipzig zwischen Sachsen und Oesterreich eine Uebereinkunft geschlossen, nach welcher Maria Theresia wieder ganz Schlesien, der Kurfürst von Sachsen das Herzogthum Magdeburg und andere Theile der preußischen Lande erhalten sollte.

Unter solchen Hoffnungen drangen Oesterreicher und Sachsen in Schlesien ein, aber am 3. Juni 1745 überfiel sie der geflügelte Sieger Friedrich II. bei Hohenfriedberg, zwischen Schweidnitz und Siegau, und schlug am 4. das um das Doppelte stärkere sächsisch-österreichische Heer so sehr, daß das letztere 12,000 Mann verlor; in dieser Schlacht gründete die preußische Reiterei ihren Ruhm.

Diesen Sieg erlebte Kaiser Karl VII. nicht mehr. Kaum am Ende des vorigen Jahres wieder in seine Residenz München eingezogen, kam er durch das neue Vordringen Bärenklau's schon wieder in Gefahr, daraus vertrieben zu werden, als er am 20. Januar, erst siebenundvierzig Jahre alt, starb, am zurückgetretenen Podagra: sein Krieg um die Erbfolge und sein dreijähriges Kaiserthum hatten über Baiern dreijährige Verheerungen und eine Schuldenlast von 40 Millionen gebracht. Auf dem Sterbebette hatte er seinen achtzehnjährigen Sohn Maximilian Joseph für volljährig erklärt, und der am 22. April durch Seckendorf für Baiern und Oesterreich geschlossene Frieden gab dem jungen Fürsten sein ganzes Kurfürstenthum zurück, gegen Verzicht auf alle Ansprüche an die Erbschaft Karls VI.

Sept. 1745 † 18 Aug. 1765

Franz I.

(Maria Theresia.)

Um die erledigte Krone trat diesmal nur ein einziger Bewerber auf, Maria Theresia's Gemahl, der Großherzog Franz Stephan. Frankreich und Preußen hatten vergeblich den Kurfürsten von Sachsen und König von Polen, Friedrich August, zur Bewerbung aufgefordert. So wurde Kaiser Franz I. anerkannt; im September 1745 war die Wahl, im Oktober die Krönung zu Frankfurt. Maria Theresia kam selbst, um die Ehre zu theilen, und rief bei der Krönungsfeierlichkeit, als die Erste, vom Balkon herab: „Es lebe Kaiser Franz I.!“

Friedrich II. war gleich nach dem Sieg bei Hohenfriedberg mit England in Friedensunterhandlungen getreten, England verbürgte ihm aufs Neue den Besitz Schlesiens und verpflichtete sich auch, Oesterreich und Sachsen zum Frieden zu bestimmen. Maria Theresia aber wollte nichts vom Frieden hören, obgleich ihre Finanzen ganz erschöpft waren und man sogar schon das Silberzeug aus den Kirchen zu Geld gemünzt hatte: ihr

Hochgefühl war gesteigert, seit sie Kaiserin-Königin hieß, sie wollte Schlesien wieder haben, sie wollte sich rächen, und verwarf, ohne des Siegers Mäßigung nach dem Siege zu würdigen, seine und Englands Vorschläge; ja sie gefiel sich in dem Gedanken, ein österreichisch-sächsisches Heer auf Berlin marschiren zu lassen. Der geschickte Feldherr Traun wurde aber nicht dazu auserseheu, sondern unter Prinz Karl von Lothringen mußten die Prinzen von Aremberg und Lobkowitz das böhmisch-schlesische Heer befehligen. Diese berathschlagten, wie sie den König überfallen und schlagen wollten, und recognoscirten immer wieder mit dem Telescop. Friedrich II. lachte über dieses ewige Planmachen, Kriegsrathhalten, Telescopisiren, an der Spitze von Streitkräften, die den seinen so weit überlegen waren: er hatte 19,000, sie 40,000 Mann; und als er seine Stunde gekommen sah, eben, als sie wieder über einen Plan, ihn zu schlagen, zusammenberiethen, stellte er unter ihren Kanonen, in der Nähe von Sorr, am 30. September, sein Heer in Schlachtordnung, griff an, und zwang sie, eine Schlacht zu schlagen, auf welche alle ihre Plane und Berathungen nicht paßten. Friedrich II. selbst schrieb an einen Vertrauten: „Es hat bei Sorr schärfer gegangen, als niemalen, und bin ich in der Suppe bis über die Ohren gewesen. Siehst Du wohl, mir thut keine Kugel was.“ Er schlug die Oesterreicher und behauptete das Schlachtfeld. Gerne konnte er den räuberischen Corps der Kroaten und Panduren sein Gepäck und seine Kasse lassen; während sie raubten, siegte er, und konnte in Folge des Siegs ganz ungestört mit seinem Heere nach Schlesien zurückgehen: ohne den Sieg, von einem so überlegenen Feinde verfolgt, hätte er in den Engpässen des böhmischen Gebirges seinen Untergang finden müssen. Jetzt sollte, so flogen die Hoffnungen Maria Theresia's und ihrer Freunde, ein sächsisches Heer in Verbindung mit einem österreichischen unter Graf Grüne geradewegs auf Berlin marschiren, und auf der andern Seite Prinz Karl von Lothringen durch die Lausitz sich mit einem andern sächsischen Heere vereinigen und den Krieg in die brandenburgische Mark tragen. Da, am 23. September 1745, kam Friedrich II. plötzlich wie ein Gewitter über die Sachsen, schlug sie bei katholisch Hennersdorf, nahm vier Regimenter gefangen, und wandte sich dann ebenso schnell gegen die Oesterreicher, die gerade erst aus Böhmen hervorbrachen. Grüne mußte, statt nach Berlin, nach dem geängsteten Dresden eilen, Friedrich August floh nach Prag, Prinz Karl eilte nach Böhmen zurück; der Fürst von Dessau, der alte Preußengeneral, zog schnell über Leipzig gegen Dresden, Friedrich II. ließ eine Abtheilung seines Heeres über Meißen zu ihm stoßen, um mit dem Dessauer die Sachsen einzuschließen, und dieser schlug am 15. Dezember bei Kesselsdorf die Sachsen gänzlich: sie verloren 10,000 Mann. Am Tage nach der Schlacht vereinigte sich Friedrich II. mit dem alten

Dessauer, Prinz Karl war aus Böhmen wieder hervor in den plauenschen Grund gekommen; sie entschlossen sich, auch ihn anzugreifen; er ging auf dieses wieder nach Böhmen zurück. Ganz Sachsen mit der Hauptstadt Dresden war in der Hand der Preußen, und schon am 25. Dezember endete der Friede zu Dresden den Krieg. Oesterreich mußte den Breslauer Frieden bestätigen, eben damit den Besitz von Schlesien; Friedrich II. erkannte Franz I. als Kaiser; Sachsen mußte an Preußen unerschwingliche Contributionen zahlen, und seine Landessöhne mußten unter der preußischen Fahne dienen.

Maria Theresia hatte es höchst nöthig, wenigstens so leichten Kaufs auf dieser Seite Ruhe zu bekommen. In Schottland war der Prätendent der schottischen Krone, Karl Eduard, aus dem Hause Stuart, gelandet, das nöthigte die englische Regierung, ihre Hülfstruppen aus den österreichischen Niederlanden zurückzuziehen, und dadurch bekamen die Franzosen so sehr und so schnell die Oberhand, daß am 4. Mai 1746 Ludwig XV. seinen Einzug in Brüssel hielt und sämmtliche Niederlande außer Luxemburg in seiner Hand waren. Die Niederlage bei Rocon vermehrte das Unglück Maria Theresia's auf dieser Seite; dagegen siegte sie in Italien. Der Friede zu Dresden erlaubte ihr 30,000 Mann frischer österreichischer Truppen nach Italien zu schicken, dem Namen nach unter dem Fürsten Lichtenstein und dem Marchese Botta: das Gute, das geschah, geschah durch die unter ihnen commandirenden Generale Brown und Bärenklau, und es wäre mehr geschehen, hätten die Oberbefehlshaber durch ihre gewohnte Langsamkeit dem Unternehmungsgeist und der Tüchtigkeit dieser Unterbefehlshaber nicht Blei angehängt und große Fehler gemacht. Als König Philipp V. von Spanien am 9. Juli 1746 starb, Ferdinand VI. den Thron bestieg und seine Truppen bald darauf aus Italien abrief, erhielten die Oesterreicher das entschiedene Uebergewicht. Genua, von den Oesterreichern zu Land, von den Engländern zur See eingeschlossen, ergab sich an die Erstern. Botta übte in der eroberten Stadt solche Erpressungen und Gewaltthätigkeiten, daß das Volk aufstand; Botta verlor 8000 Mann, die ganze Artillerie, alles Gepäck, als er aus Genua und aus dessen Gebiet vertrieben wurde, zwischen dem 5. und 9. Dezember. Brown fiel mit seinem aus Oesterreichern und Sardiniern bestehenden Heere über Nizza in die Provence; aber Klima, Witterung und durch schlechte Zahlmeister und Lieferanten, auch durch eine Viehseuche eingetretener Mangel hatten Krankheiten zur Folge, welche Pferde und Truppen aufrieben, und da Botta indessen aus Genua vertrieben ward und die Artillerie ausblieb, welche Brown von dort erwartet hatte, wäre er verloren gewesen, hätten nicht die Franzosen durch Mangel auch ihrerseits, durch Uneinigkeit ihrer Heerführer, durch Tollkühnheit eines derselben Einbußen und Nachtheile gehabt. Maria Theresia hatte im Frühlinge 1746

schon mit Rußland ein Vertheidigungsbündniß geschlossen, das Vorrücken der Russen in Deutschland und die Zerstörung der französischen Flotte, durch den englischen Admiral Hawke, machten Frankreich zum Frieden geneigt; dieser wurde am 17. November 1748 zu Aachen zwischen allen kriegführenden Mächten geschlossen. Maria Theresia wurde als Erbin der österreichischen Monarchie anerkannt, nur der Infant Don Philipp erhielt in Italien davon die Herzogthümer Parma, Piacenza und Guastalla; der König von Sardinien ein beträchtliches Stück des mailändischen Gebiets; Frankreich erhielt nichts, der achtjährige Krieg zeigte ihm nur in seinen Rechnungen — eine Staatsschuld, deren jährliche Zinsen allein auf 69 Millionen Livres sich beliefen; Preußen behielt Schlesien, das konnte Maria Theresia nicht verschmerzen; auch mußte sie die 37,000 Russen, die auf ihrem Zuge nach den Niederlanden schon in Deutschland standen, in die Winterquartiere Böhmens und Mährens aufnehmen.

Im Frieden zu Aachen wurde des deutschen Reiches gar nicht gedacht, das Reich wurde zurückgesetzt, das Reich hatte auch in diesem Kriege nicht viel gethan: die deutsche Nation, die deutsche Freiheit, diese einst bedeutungsvollen Worte, waren nur noch Redensarten, man hörte sie auch nicht viel mehr; der deutsche Kaiser, Franz I., hatte keine Macht, denn Maria Theresia war Regent aller ihrer Staaten, sie übte die Selbstherrschaft, und Franz hatte nur den Titel eines Mitregenten. Der wahre Regent der österreichischen Monarchie aber war Graf Kaunitz-Rittberg, ein Mann, wie sie selten an Höfen sind, eben so edel als genial, würdig des Ruhmes der Nachwelt.

Während Kaiser Franz als trefflicher Staatswirth Maria Theresia's Finanzen ordnete und, wenn dem satirischen Friedrich II. zu glauben wäre, die Finanzspekulationen so weit trieb, daß er in Verbindung mit Schimmelmann sogar Lieferungen für Mächte übernahm, die mit seiner Gemahlin im Kriege waren: während er die Hofhaltung von Müßiggängern und unerhörten Mißbräuchen säuberte, und Millionen dadurch ersparte: während er auf Maria Theresia's Wunsch die Steuereinnahme reformirte, die Staatskasse von Tausenden unbrauchbarer Subjekte befreite, und dadurch jährlich zwölf Millionen ersparte: reformirte Kaunitz eigentlich die ganze übrige Monarchie, natürlich mit Maß. Im Jahre 1746 hatte Maria Theresia durch den Krieg sich genöthigt gesehen, etwas zu thun, das selbst den sie anbetenden Oesterreichern über das Maß zu gehen schien: um 17 unentbehrliche Millionen zu bekommen, hatte sie eine Kopfsteuer ausgeschrieben, die nur die Bettelorden und die gemeinen Soldaten ausnahm, ein Fürst mußte 600 Gulden, ein Bauer 48 Kreuzer, ein Taglöhner 12 Kreuzer zahlen. Auf solche Ungleichheiten und Unregelmäßigkeiten kam man seit Kaunitz Eintritt in die oberste Leitung nicht mehr

zurück. Zuerst wurde das Heerwesen umgestaltet. Khevenhüller hatte viel darin verbessert, jetzt wurde es ganz verändert, der neue Stand desselben wurde bei weitem weniger kostspielig, wenn auch nicht gerade ausgezeichnet. Graf Daun schuf neue Uebungen und ein neues Regiment, nach Art der preußischen Heerordnung; das Grundübel wagte man noch nicht an der Wurzel abzuschneiden, die höheren Stellen im Heer ließ man fortwährend in den Händen der hohen Adelsfamilien, die ein Privilegium darauf zu haben glaubten. Auch die Justiz wurde verbessert, die Provinzialkanzleien wurden abgeschafft, und ein höchster Gerichtshof für die letzte Instanz errichtet. Die höchste Leitung des Finanz- und Polizeiwesens wurde von den Ministerien getrennt und einem großen eigenen Rathscollegium übergeben. Auch hier und in den Ministerien behaupteten zwar noch immer die hohen Familien das Vorzugsrecht, aber der hohe Adel sah sich jetzt gezwungen, Ritterakademien und adelige Unterrichtsanstalten zu besuchen, sich etwas wissenschaftlich zu bilden, und den Staatsgesetzen sich zu fügen. Es fing auch in Oesterreich an, ein Theil des Mittelalterlichen sich zu lichten, die Adelsaristokratie verlor manches Stück ihrer bisher behaupteten Herrschaft an die Monarchie.

Maria Theresia war eine selbstständige Herrscherseele; sie ließ sich ungern regieren; daher stand sie mehrere Jahre in einem, dem französischen Hofe nachgebildeten Verhältniß zu ihrem Ministerium. Dieses hieß Conferenzministerium. Es bestand aus dem Reichsvicekanzler Coloredo, dem Staatskanzler Graf Uhlefeld, dem Feldmarschall Graf Königseck, der Obersthofmeister und Präsident des Ministeriums war, und dem Obersthofmeister des Erzherzogs Joseph, Feldmarschall Batthiani. Die arbeitende Feder der Conferenz, der eigentliche Geschäftsmann war der Staatssekretär Bartenstein. Wegen der Verschiedenheit der Ansichten ihrer Räthe, namentlich Bartensteins und Wasners, schwankte sie nicht selten zwischen den entgegengesetztesten Maßregeln. Da kam, ihr von ihrem guten Geschick zugesandt, der fünfte und jüngste Conferenzminister, der zu Aachen unterhandelt hatte; dieser gewann ihr Vertrauen und sie schenkte, nachdem eine Zeitlang noch ihr Sekretär Koch sich darein getheilt hatte, bald es ihm ganz: er erhielt von nun an von ihr Aufträge, vertrauteste Mittheilungen, von denen das Ministerium nichts erfuhr, und wodurch er allein allmächtiger Minister wurde.

Kaunitz überzeugte Maria Theresia von der Wichtigkeit einer innigen Verbindung Oesterreichs mit Frankreich, er hatte bald ganz den französischen Gesandten in Wien, Blondel, durch Kleinigkeiten, die der Selbstgefälligkeit des Franzosen schmeichelten, gewonnen, alle Einleitungen zu unmittelbaren Verhandlungen mit der Pompadour, Ludwigs XV. neuester Geliebten, die zwar nicht von Stand war, aber jetzt Frankreich regierte,

getroffen, und dann ging er selbst als Gesandter nach Paris, um die seinem eigenen wie dem französischen Ministerium bis zur Ausführung unbewußten Plane zur Vollendung zu bringen.

Maria Theresia selbst war eigenhändig thätig bei dieser Intrigue, die nichts Geringeres zum Zwecke hatte, als Frankreich zu einem Angriff auf Preußen zu bewegen, und sie an Friedrich II. zu rächen. So stolz sie war, so gab ihr die Erbitterung über diesen König doch die Feder in die Hand, und sie schrieb auf Kaunitz's Anrathen einen sehr verbindlichen, vertrauten, eigenhändigen Brief an die Maitresse Ludwigs XV., an die Pompadour. Sich tröstend, rief sie, als sie die Feder niederlegte, aus: „Habe ich doch auch an Farinelli geschrieben!“ Farinelli aber war keine Maitresse von der Schlechtigkeit der Pompadour, sondern ein großer Künstler des Gesanges, der großen Einfluß am spanischen Hofe hatte, und ohne sittlichen Flecken war.

Die Maitresse wurde durch diesen Verkehr der größten Monarchin Europa's mit ihr ganz bezaubert, und wandte allen ihren Einfluß an, die von Oesterreich gewünschte Verbindung mit Frankreich zu Stande zu bringen. Kaunitz selbst bezauberte in Paris die Pompadour und den König, und so einfach er sonst zu leben gewohnt war, und selbst in Paris wie ein Philosoph lebte, so glänzend und rauschend trat er in Versailles auf, mit Festen und Vergnügungen aller Art, und spielte für den König und seine Geliebte ganz den gefälligen Höfling, während Maria Theresia zu gleicher Zeit die französischen Bevollmächtigten an ihrem Hofe durch Artigkeiten einnahm und mit der russischen Kaiserin in enge Verbindung trat. Die Pompadour arbeitete darauf hin, das französische Ministerium zu stürzen und ein ihr ganz ergebenes zu bilden. Im Frühlinge 1753 eilte Kaunitz nach Wien zurück, um als Staatskanzler die oberste Leitung der Geschäfte zu übernehmen. Von Paris nahm er den Ruhm mit, daß er französische Leichtigkeit mit italienischer List und österreichischer Tiefe vereinige. An seiner Statt ließ er in Paris den Grafen Stahremberg zurück, um den Faden der Intrigue fortzuspinnen.

Kaunitz stammte aus einem alten slavischen Geschlechte in Mähren. Zwei Meilen von Brünn liegt das Stammschloß Kaunitz, eine Doppelheirath verband das Geschlecht mit dem Wallensteinischen Hause, und Elise, des Herzogs von Friedland einzige Tochter, vermählte sich dem Grafen Rudolph von Kaunitz. Auf Universitäten, Reisen und Gesandtschaften hatte sich Kaunitz ausgebildet. Uhlefeld legte seine erste Depesche, von Turin aus, der Kaiserin mit den Worten vor: Hier ist der erste Minister.

Von nun an führte der Staatskanzler Kaunitz fast ein halbes Jahrhundert lang die Geschäfte der österreichischen Monarchie, als Minister, nicht des Kaisers, sondern der Kaiserin-Königin: Oesterreich war ihm der

Gegenstand seiner Sorgfalt, nicht das deutsche Reich; eitel in seinem Toilettezimmer, frivol in seinen Liebhabereien, in den Geschäften vom Ehrgeiz geleitet, aber tief und groß, von seiner Mutter so verzärtelt, daß er im buchstäblichen Sinne nicht einmal die freie Luft ertragen konnte, mehrere Bekleidungen über einander trug und nur im höchsten Sommer seinen Armstuhl in das Gärtchen vor der Staatskanzlei stellen ließ; unbestechlich, dem Hause Oesterreich treuest ergeben, neben der Selbstherrscherin Maria Theresia Herrscher in seinem hohen Amt und sie selbst beherrschend. Das Verhältniß zwischen Frankreich und Oesterreich wurde immer freundlicher, während noch immer die Politik der Pompadour und die des französischen Ministerums eine entgegengesetzte war, gerade wie auch der deutsche Kaiser eine ganz andere Politik hatte als die Kaiserin; selbst der Kaiser wußte nichts von der französischen Intrigue seiner Gemahlin, er gab aber auch von seinem Ersparten und Erspekulirten keinen Pfennig zu ihren Planen und behandelte das österreichische Interesse niemals ganz als das seinige, ebenso wenig aber auch das Interesse des deutschen Reiches. Im Monat September 1755 gelang es endlich der Pompadour, das französische Ministerium zu stürzen und Frankreich dahin zu bringen, daß es Preußen aufgab und Freundschaft mit Oesterreich schloß, einer Politik entsagte, welche ihm die Natur anwies und welche es seit zwei Jahrhunderten befolgt hatte.

Und jetzt bildete sich schnell vollends die große Verbindung aus, die langsam herangereift war, eine Verbindung der Kabinette von Wien, Versailles, Dresden und Petersburg zum Angriff auf Preußen, und der Held der zwei schlesischen Kriege, Friedrich II., sollte allein gegen alle diese Mächte einen siebenjährigen Kampf bestehen. Er hatte es so kommen sehen; durch Bestechung österreichischer und sächsischer Sekretäre war er von Allem unterrichtet.

Friedrich II. stand bereits als der Vorfechter des Protestantismus im weitesten Sinne, als Kämpfer des neuen freien Geistes der Menschen- und Volksrechte da.

Während Oesterreich, Rußland und Frankreich zu Wien über einen gemeinschaftlichen Operationsplan gegen Friedrich II. conversirten, fiel dieser mit 60,000 Mann in Sachsen ein, besetzte Dresden, schloß die ganze sächsische Armee bei Pirna ein, ließ 30,000 Mann unter dem Herzog Ferdinand von Braunschweig durch Sachsen in Böhmen einbrechen, während zugleich an der Spitze eines andern Heeres Schwerin von Schlesien nach Böhmen vordrang, schlug am 1. Oktober 1756 in der Nähe von Lowositz den österreichischen Oberfeldherrn Brown, zwang am 15. Oktober bei Königstein die eingeschlossenen 13,000 Sachsen, das Gewehr zu strecken und größtentheils unter seine Fahnen überzutreten, und behandelte Sachsen als er-

obertes Land. Das Alles vollführte er innerhalb fünf Wochen. Das war ein Glanz, in dem der Name des Preußenkönigs auf einmal wieder aufstrahlte, das war ein anderer Kampf, als der schlesische Krieg, wo die öffentliche Meinung allgemein für die bedrängte Maria Theresia gewesen war: jetzt waren alle freie Herzen für den zweiten Friedrich enthusiasmirt; man sah in der gegen ihn geschlossenen Verbindung der Mächte eine Verschwörung der mittelalterlichen Finsterniß gegen das neue Licht, der Fürsten, Aristokraten und Pfaffen gegen bürgerliche Freiheit und Protestantismus.

Der Kaiser Franz und der Reichshofrath sprach über den kühnen Preußenkönig das „Erkenntniß des Landfriedensbruchs“ aus, und erließ „Abmahnungsschreiben“ an ihn.

Kaiser Franz war, als Maria Theresia ihm die Fäden ihrer geknüpften Verbindung gegen Preußen vorlegte, davon überrascht, besonders von der Freundschaft mit Frankreich. Er schlug auf den Tisch, rief: „Eine solche Allianz ist gegen alle Natur, sie kann nicht stattfinden!“ und verließ den Saal. Kaunitz brachte ihn dahin, daß er endlich beistimmte. Der junge Erzherzog Joseph fragte seine Mutter, ob sie sich denn mit Sicherheit Frankreich vertrauen möge, das sie so oft betrogen habe? Maria Theresia gab ihm einen Verweis.

Da Friedrich II. auf die Abmahnungsschreiben nicht achtete, beantragte der Wiener Hof, über ihn die Reichsacht und den Verlust aller Reichslehen, Würden und Titel auszusprechen, konnte aber damit nicht durchdringen, so laut er von einer „unerhörten, gemeinen, gefährlichen Empörung“ des brandenburgischen Kurfürsten sprach. Doch wurde die Herstellung der Ruhe als allgemeine Reichssache erklärt, und mit Genehmigung des Kaisers „eine eilende Reichsexekutionsarmee“ ins Feld zu stellen beschlossen, welche durch einen Druckfehler in der Kundmachung als eine „elende“ bezeichnet wurde. Inzwischen erklärte sich auch Schweden und Dänemark, von Maria Theresia und Frankreich gewonnen. Die französischen, russischen und österreichischen Minister theilten schon in Gedanken und auf dem Papier die preußische Monarchie, um „den Ruhestörer von Europa und Deutschland für immer unschädlich zu machen.“ Die kleinern Reichsfürsten waren alle im Sold Frankreichs, nur drei erklärten sich für Preußen, Kassel, Gotha und Braunschweig, und König Georg II. von England, der Kurfürst von Hannover. Mit ihm erneuerte Friedrich II. am 11. Januar 1757 sein Bündniß „zu Handhabung der Freiheit von Europa und der protestantischen Religion in Deutschland,“ und Pitt, der große englische Minister, der begeisterte Verehrer Friedrichs II., „des wundervollen Mannes,“ verhieß ihm kräftige Unterstützung: England sollte so „das französische Amerika in Deutschland erobern.“ Das Volk des ganzen

protestantischen Deutschlands sah den Krieg gegen Preußen als einen Religionskrieg an, einen Krieg zur Unterdrückung des lutherischen Glaubens.

Kaiser Franz übertrug, als Friedrich II. von allen Seiten zugleich angegriffen werden sollte, das Reichscommando an den Prinzen Joseph Friedrich von Hildburghausen; er selbst für seine Person verhielt sich in dem Kampf neutral, machte bloß Finanzoperationen, und Friedrich II. sagt, er habe Lieferungen sogar für die preußische Armee übernommen.

Friedrich II. hatte im vorigen Jahre, des Winters wegen, sich in Böhmen nicht festgesetzt, er war aber der Erste, der im Frühling 1757 den Kampf eröffnete, mit einem siegreichen Einfall in Böhmen. England hatte ihm seine Verheißungen nicht gehalten, und auf sich selbst gewiesen, suchte der Preußenheld schnelle Entscheidung durch sein Schwert. In Böhmen waren alle österreichischen Streitkräfte zusammengezogen, aber sie befehligte als Oberfeldherr nicht mehr der geschickte Brown, sondern Prinz Karl von Lothringen. Friedrich überraschte ihn, er wollte die Oesterreicher niederwerfen, ehe seine andern Feinde im Felde erschienen, aber die österreichischen Heerabtheilungen wichen überall vor ihm zurück, mit Preisgabe ihrer Magazine von Millionen im Werth. Prag zu retten, mußte Prinz Karl eine Schlacht wagen. Nach hartnäckigem, ungemein blutigem Kampfe waren 12,000 Oesterreicher gefangen, Brown tödtlich verwundet: Friedrich erkaufte den Sieg mit einem seiner ersten Helden, dem sich aufopfernden Schwerin, und großem Verlust, und schloß 40,000 Oesterreicher unter Prinz Karl in Prag ein, am 6. Mai 1757; aber als er von Prag dem behutsamen Feldherrn Daun, der es zu entsetzen sich heranbewegte, entgegen eilte und dessen verschanztes Lager auf den Höhen bei Collin unvorsichtig stürmte, am 18. Juni, wurde er zum ersten Mal geschlagen, und verlor alle Vortheile der Prager Schlacht; aber er zog sich meisterhaft nach Sachsen zurück, wiewohl mit großem Verlust; es wäre sein Untergang gewesen, wären nicht Prinz Karl und der behutsame Daun hinter ihm gewesen. Nicht so glücklich, als er, war sein ältester Bruder mit dem Heertheil, den er in die Lausitz führen sollte: Friedrich II. war groß genug, Fehler, die den Staat gefährdeten, am eigenen Bruder, wie an jedem andern Manne nicht ungerügt zu lassen; Prinz oder Gemeiner, vor seinen Augen war Alles gleich, wo es auf das Staatswohl ankam; dadurch war sein Staat stark.

Nach dem Siege bei Collin thaten die Oesterreicher nichts mehr, als daß sie nach kurzer Verfolgung durch ein kleines Detaschement unter Haddik Berlin überrumpeln und brandschatzen ließen. Friedrich mußte eilen, um seine Hauptstadt zu befreien. Das hinderte ihn, die Vereinigung eines französischen Heeres unter dem Herzog von Broglie mit dem französischen Haupttheere unter Soubise und der buntscheckigen, eilenden, deutschen

Reichsexekutionsarmee unter dem Prinzen von Hildburghausen zu hintertreiben. Während nämlich von den Niederlanden her ein französisches Heer, mit einem österreichischen Corps vereinigt, die hannöverisch-englische Beobachtungsarmee über die Weser zurückdrängte, und sich bis Ostfriesland und Hessen-Kassel ausdehnte, während zu gleicher Zeit 100,000 Russen unter Apraxin in das Königreich Preußen eindrangen, das die durch Friedrichs II. Witz verwundete Kaiserin Elisabeth schon als ihr Eigenthum betrachtete, war endlich auch die eilende Reichshülfe in Bewegung gekommen, und der Reichstag eröffnete sogar keck jetzt den Achtsprozeß gegen den König, da dieser immer mehr ins Gedränge kam. Denn zu Allem noch wurde sein Liebling, der General Winterfeld, den er mit dem Herzog von Braunschweig-Bevern in Schlesien zurückgelassen hatte, um die dreifach überlegenen, vereinigten Heere der Kaiserin unter Daun und Prinz Karl aufzuhalten, in zwei Gefechten bei Moysburg und Görlitz geschlagen und fiel im letztern selbst; die Schweden drangen in Pommern vor, die Russen in Preußen schlugen am 30. August seinen alten Feldmarschall Lehwald, der, ob er gleich nur 30,000 gegen ihre Uebermacht hatte, sie doch in ihrem Lager bei Großjägerndorf angreifen wollte; und die hannöverisch-englische Armee gab durch die Uebereinkunft von Seeven Hannover den Franzosen preis. So faßte sich der Reichstag ein Herz, den König von Preußen in Betreff der Acht nach Regensburg zu zitiren. Als aber der kaiserliche Notar April am 14. Oktober 1757 im Hause des brandenburgischen Gesandten von Plotho erschien, um die Citation ihm feierlich zu insinuiren, rief dieser: „Was, du Flegel, insinuiren!“ und warf ihn am Mantel zur Thüre hinaus. So weit war es mit dem Ansehen kaiserlicher Beamten und eines Reichsbeschlusses gekommen.

Schnell hatte Friedrich Haddik aus der Mark getrieben, ebenso schnell suchte und fand er die französisch-deutsche Armee unter Broglie an der Saale, die Sachsen befreien wollte. Friedrich hatte wieder etwas Luft. Nach dem Siege bei Großjägerndorf hätten die Russen Preußen besetzen und über die Oder gehen können; aber statt ihren Sieg zu benützen, zogen sich die russischen Generale fast fluchtartig zurück, bis über die russische Grenze: nicht, wie man gewöhnlich meint, weil sie sich fürchteten, dem großen Könige nachtheilig zu werden, aus Rücksicht auf den russischen Thronerben, der ihn bewunderte und begünstigte; sondern die Kaiserin Elisabeth lag krank, der erste Minister Bestuscheff hatte den Plan, im Fall ihres Todes, den beschränkten Großfürsten Peter von der Nachfolge ausschließen, dessen ältesten Prinzen als Kaiser auszurufen, und die Regentschaft für diesen an die Großfürstin Katharina zu übertragen. Um diesen Plan durchzusetzen, mußte das Heer des darein eingeweihten Apraxin zur Hand sein. Kurz vor der Schlacht von Großjägerndorf erhielt dieser Botschaft, die Kaiserin sei im

Sterben; zugleich erhielt er einen, im Namen der Kaiserin ausgefertigten Befehl zum Rückzug; daher seine Eile, so schnell als möglich Rußland zu. So bekam Friedrich Raum, mit Franzosen und Reichsvölkern fertig zu werden. Es war im Anfang Novembers, als er in ihrer Nähe stand, und im Begriff, ihr Lager anzugreifen, zurückwich, weil er es zu fest fand: zudem hatte er gegen 40,000 Franzosen und 20,000 Reichstruppen nur 25,000 Mann. Als er wich, verließen sie ihre treffliche Stellung und folgten ihm, ihn anzugreifen, zu vernichten. Das ging so im Siegesjubel dahin, daß die Feldherren weder Kundschaft einzogen, noch sonst eine Vorsicht trafen. Friedrich hatte sich auf das Dorf Roßbach zurückgezogen. Vom Schlosse aus betrachtete er den Anmarsch des mehr als doppelt überlegenen Heeres. Er speiste ruhig zu Mittag, stieg noch einmal auf den Thurm, dann gab er seine Befehle. Im Nu waren die preußischen Zelte abgebrochen. Die Franzosen sahen es, sahen darin den Beweis des Rückzugs, der Flucht des Königs; sie eilten, ihn anzugreifen, ehe er ihnen entkäme: im Begriff, ihn anzugreifen, sahen sie sich von ihm angegriffen, und in anderthalb Stunden war die ganze große französisch-reichstruppliche Armee in verworrenster, in unerhörter Flucht. So eigenthümlich hatte der große König den Angriff geordnet, mit solcher Blitzesschnelle, mit solchem Nachdruck ihn ausgeführt. Es war eine beispiellose Niederlage auf Seiten seiner Feinde, noch ehe, außer der Kavallerie, mehr als sieben preußische Bataillone zum Feuern kamen; Friedrichs ganzer rechter Flügel kam gar nicht zum Gefecht. Vor diesem liefen die Reichstruppen davon, als die ersten Kanonenschüsse knallten; sie verloren darum nur 560 Mann; die Franzosen, ihre Verbündeten, 10,000, darunter 7000 Gefangene; die Preußen hatten, wenn der amtlichen Angabe zu glauben wäre, nur 91 Todte und 274 Verwundete. Die Nacht rettete die Fliehenden vor Aufreibung, die Reichstruppen liefen bis Franken; die Franzosen, von den Bauern, wo sie durchliefen, angefallen, bis an den Rhein. Friedrich hatte all ihr Geschütz und Gepäck: er eilte nach Schlesien. Die Benützung des Roßbacher Siegs überließ er dem neuen Helden Ferdinand von Braunschweig an der Spitze des hannöverisch-englischen Heeres: Pitt war wieder am Ruder, er hatte die Uebereinkunft von Seeven umgestoßen, das Heer wieder in Thätigkeit gesetzt, und von Friedrich selbst sich einen seiner Feldherren für dieses Heer erbeten.

In Schlesien hatte der Herzog von Braunschweig-Bevern gegen die dreifach überlegenen Heere Dauns und Karls von Lothringen sieben Wochen lang Breslau gedeckt. Friedrich eilte, um Schweidnitz und Breslau zu entsetzen: aber am 12. November, während er im Marsch war, ergab sich Schweidnitz unrühmlich, Prinz Karl konnte jetzt das Heer, das die Belagerung dieses Platzes gedeckt hatte, an sich ziehen, und die ver-

einigte österreichische Macht warf sich am 22. November auf den Herzog von Braunschweig-Bevern in seinem festen Lager zwischen Lissa und Breslau, ehe Friedrich herankommen konnte, und warf ihn aus allen Stellungen hinter die Oder zurück; Alles schien in Schlesien verloren, Breslau ergab sich, der größte Theil der Besatzung trat zu den österreichischen Fahnen über, Bevern selbst, vor Friedrichs Zorn sich sicher zu stellen, ließ sich von den Oesterreichern gefangen nehmen, Prinz Karl ließ überall in Schlesien seiner Kaiserin huldigen.

Friedrich II. entsandte seinen General Ziethen, die Trümmer des Bevern'schen Heeres zu sammeln: am 2. Dezember führte dieser diese glücklich zu seinem König. Daun's Warnung verachtend, der jedem Zusammentreffen mit dem Helden des Jahrhunderts ausweichen wollte, verließ Prinz Karl die feste Stellung von Breslau und suchte „die Potsdamer Wachtparade" auf: er hatte 80,000, der König kaum 32,000 Mann. Dieser ließ sich leicht finden, da er eine Schlacht suchte: er wußte, nur ein zweiter, großer Sieg konnte ihm Schlesien retten. Am 5. Dezember stießen sie bei Leuthen, unweit Lissa, zusammen.

Ueber zwei Stunden weit dehnte sich die österreichische Schlachtlinie aus: Friedrich versammelte seine Generale. „In Kurzem, sagte er bedeutungsvoll, haben wir den Feind geschlagen, oder — wir sehen uns nie wieder." Er brachte die schräge Schlachtordnung in Anwendung, und warf sich plötzlich mit allem Nachdruck dahin, wo es die Gegner am wenigsten erwartet hatten, auf den schlecht unterstützten linken Flügel. Hier standen voran die bairischen, die württembergischen Soldtruppen: sie hatten nicht einmal hinreichend Munition, und waren, damit diese nicht ausgehen möge, beordert, langsam zu feuern! Von ihren Fürsten an Oesterreich verkauft, fochten sie ohnedies mit Widerwillen gegen den Mann aller braven Soldaten, gegen Friedrich. Sie flohen beim ersten Angriffe. Der ganze Flügel floh nach. Der rechte österreichische Flügel eilte zu spät dem linken zu Hülfe, er kam auch in Verwirrung, und nach drei Stunden hatten Prinz Karl und Daun 21,000 Gefangene, 6500 Todte und Verwundete, 134 Kanonen und 59 Fahnen verloren. Die Preußen zählten nur 2660 Todte und Verwundete. 6000 waren zu ihnen übergegangen. Prinz Karl und Daun eilten, Böhmen zu erreichen; in Breslau hatten sie 20,000 Mann Besatzung zurückgelassen, am 10. belagerte Friedrich die Stadt, am 20. ergab sie sich, und die ganze Besatzung von 20,000 Oesterreichern ward kriegsgefangen. Ganz Schlesien bis auf Schweidnitz war wieder sein, und er selbst durch solche Thaten der Mann Europa's geworden.

Hätte nicht Frankreich den Wiener Hof zur Fortsetzung des Krieges befeuert, Maria Theresia hätte jetzt nachgegeben und dem Preußenkönig die Hand zum Frieden gereicht. Frankreich und Oesterreich wollten nochmals

die äußersten Kräfte anstrengen. Für Friedrich, den Helden des Protestantismus, waren Pitt und das englische Parlament so begeistert, daß sie ihm am 11. April 1758 vier Millionen Thaler jährlicher Hülfsgelder und eine bedeutende Verstärkung ihrer eigenen Armee bewilligten. Aus Sachsen und Mecklenburg zog er ungeheure Summen, schwer fühlten sie seine Hand, und dennoch reichte es nicht gegen so viele Feinde; er mußte aus den vier Millionen Thalern gutes Geld, die er aus England bekam, zehn Millionen schlechtes Geld münzen und in Umlauf setzen. Auf zwei Hauptpunkten wurde im Jahre 1758 der Krieg geführt, Friedrich selbst nahm Oesterreicher, Russen und Schweden für sich, der ihm nacheifernde Held Ferdinand die vereinigten Franzosen und Reichstruppen. Ferdinand vertrieb die Franzosen aus den braunschweigischen und hessischen Landen; am 22. Juni schlug er den französischen Marschall, Graf von Clermont, bei Crefeld; Clermont gestand selbst in seinem Schlachtbericht, daß er durchaus nicht begreife, wie sein Heer die gute Stellung, die es noch zwei Tage vor der Schlacht gehabt habe, verlassen konnte, und daß sie allesammt beim Anfange des Gefechts nicht gewußt haben, welcher von den Angriffen Ferdinands eigentlich der wahre sei: solche Kriegsmänner waren die Helden der Pompadour.

Clermont mußte abgerufen werden, und an seine Stelle kam der Marschall von Contades. Soubise, durch ein württembergisches Corps verstärkt, überfiel mit 30,000 Mann die hessischen Lande und drang unter grausamen Verwüstungen bis Kassel vor. 7000 Hessen unter dem Prinzen von Isenburg mußten nach tapferem Widerstand gegen 12,000 Mann unter Broglie weichen; 300 ertranken in der Fulda, indem sie der Gefangenschaft entgehen wollten. Da die Franzosen so von der Weser wieder ins Hannöversche und Westphälische sich ausbreiteten, ging Ferdinand über den Rhein zurück. Mit 10,000 Mann vom englischen Parlament verstärkt, stellte er sich an der Lippe auf und deckte Hannover. In den übrigen Theilen von Deutschland war das Jahr 1758 auch ohne bedeutende Waffenthaten, desto reicher an Verwüstung und Elend aller Art für die Einwohner.

Im österreichischen Heere jedoch hatte sich eine bedeutende Veränderung begeben; Prinz Karl von Lothringen mußte den Oberbefehl niederlegen. Daß er nach der Schlacht von Leuthen von 80,000 Mann kaum 20,000 nach Böhmen zurück brachte, erregte den allgemeinen Volksunwillen in Oesterreich gegen ihn. Um diese Volksstimmung zu beschwichtigen, fuhr Kaiser Franz seinem zurückkehrenden Bruder Karl entgegen; die Polizei ließ Verbote ausgehen, daß Niemand sich unterstehen solle, wegen der letzten Schlacht von dem Prinzen übel zu reden, da er nur die kaiserlichen Befehle darin befolgt habe; aber Volk, Adel, Alles murrte laut, Anschläge gegen den Prinzen las man an den Stadtthoren, an den Kirchen,

an der Hofburg, und Prinz Karl fand sich in der Lage, seinen Oberfeldherrnstab abzugeben.

Hatten die Mecklenburger ihre Theilnahme am Kriege gegen Friedrich hart zu büßen, so war die Thätigkeit der Schweden wenigstens unbedeutend, ihre Armee stand mehr auf dem Papier als im Feld, die französischen Hülfsgelder verzehrte der Hof, die Soldaten darbten an allen Bedürfnissen des Lebens wie des Kriegs. Neben diesem unbedeutenden Feind hatte Friedrich wieder mit einem gefährlichen zu thun, mit den Russen. Die Kaiserin Elisabeth starb nicht zur Zeit, da man es erwartete, sie kam hinter alle gesponnenen Ränke, und kaum genesen, befahl sie, ihre Armee nach Preußen zurückzuführen: Friedrich hatte Preußen nach jenem Rückzug der Russen entblößt, so war dessen Besetzung durch dieselben jetzt leicht. Doch sie marschirten langsam, ließen Preußen als russische Provinz huldigen und schonten es; in der brandenburgischen Mark wütheten sie. Weit von der Oder entfernten sie sich nicht, man sah, sie wollten der russischen Grenze nahe bleiben, und ebensosehr, aus Rücksicht auf den Thronerben, gegen den König nicht zu viel thun.

In Schlesien nahm Friedrich Schweidnitz wieder, während Daun noch mit der Ausrüstung seines Heeres beschäftigt war, da es in Oesterreich an Geld fehlte; und während der König zwei Monate mit der Belagerung von Ollmütz hinbrachte, stärkte sich Daun, und ein Held trat jetzt im österreichischen Heere auf, dem Friedrich aus Abneigung gegen seine rothen Haare eine Stelle in seinem Heere versagt hatte, und der es ihm jetzt zu bereuen gab. Das war Laudon. Am 28. Juni nahm Laudon ihm Alles weg, was für Heer und Belagerung unterwegs war, einen langen großen Wagenzug, und nöthigte ihn dadurch, sich nach Schlesien zurückzuziehen, was er meisterhaft that. Ehe Daun die Unternehmungen der Russen und Schweden unterstützen konnte, war Friedrich über die Oder gegangen und hatte die Russen am 24. August bei Zorndorf geschlagen, daß sie sich nach Polen und Preußen zurückzogen. Waren die Russen aus Absicht langsam in ihren Unternehmungen, so bewegte sich die österreichische Armee langsam aus Gewohnheit, eben so langsam die Reichsarmee; dieser gelang endlich eine That, eine Eroberung, die Eroberung eines Forts, des Sonnensteins; es war ihre erste und letzte. Prinz Heinrich von Preußen, des Königs Bruder, „der Feldherr, der nie einen Fehler gemacht,“ trieb und scheuchte sie vor sich her, wie ein scheues Reh. Friedrich selbst aber ließ sich durch die Langsamkeit, durch die Schläfrigkeit seiner Gegner zu solcher Sorglosigkeit verführen, daß er sich mit kaum 30,000 Mann hart an der österreichischen Hauptarmee lagerte, in der Nacht des 14. Oktobers von Laudon überfallen ließ, Gepäck, Lager, 100 Kanonen, 9000 Todte, darunter seinen Marschall Keith, verlor. Daun berichtete den Sieg nach

Wien, und mußte beim Hofkriegsrath weitere Verhaltungsbefehle einholen; indessen zog Friedrich ein neues Heer zusammen, entsetzte die von den Oesterreichern belagerten Festungen Neiße und Cosel in Schlesien, und Daun, von Prinz Heinrich und dem schnell zurückkehrenden König von zwei Seiten bedrängt, mußte die Belagerung Dresdens aufheben und die Winterquartiere in Böhmen suchen. In Westphalen zwang Ferdinand von Braunschweig die französischen Heerführer Contades und Soubise, deren Vereinigung er durch so kluge als kühne Märsche verhindert hatte, zum Rückzug, in Pommern General Wedel die Schweden. Zu Regensburg wollten der Kaiser und die österreichische Partei die Achtserklärung gegen den König und die mit ihm waren, aufs Neue aufnehmen, und mußten abermals die Sache wieder fallen lassen.

So hatte auch dieser Feldzug nichts entschieden: für den vierten Feldzug erneuerte Frankreich seinen Bund mit Oesterreich unter Bedingungen, welche für das Letztere unglaublich günstig lauteten; auch England verlängerte seinen Subsidienvertrag mit Preußen. Im Mai erst begannen die größeren Unternehmungen. Broglie, in seiner festen Stellung zu Bergen bei Frankfurt am Main angegriffen, wies den Angriff siegreich ab, vereinigte sich mit Contades, besetzte Kassel und Münster, nahm am 10. Juli Preußisch-Minden, einen Hauptstützpunkt des Prinzen von Braunschweig für die Behauptung der Weser und eroberte Hameln; aber an einem Tage, am 1. August 1759, schlug der jüngere Ferdinand den Herzog von Brisac bei Crefeld, der ältere Ferdinand den Marschall Contades, in der Schlacht bei Minden. Dieser Sieg Ferdinands von Braunschweig war eine der glänzendsten Waffenthaten des Jahrhunderts, und die geschlagene französische Hauptarmee wurde nur dadurch vom gänzlichen Untergang gerettet, daß Lord Sackville, der erste General der englischen Reiterei, aus Mißgunst, Eigensinn oder Feigheit dem dreimal wiederholten Befehle des Oberfeldherrn Ferdinand keine Folge leistete, und sogar den General der zweiten Abtheilung der Reiterei, Lord Granby, so lange aufhielt, bis die in verderblicher Flucht dahineilende Armee einen Vorsprung gewonnen hatte, sonst wäre ihr der Rückzug an den Main und Rhein ganz abgeschnitten und sie vernichtet gewesen. Sackville wurde kassirt, von einem Kriegsgericht in England verurtheilt, später dennoch des geistesschwachen Königs Georgs III. Minister und, nach elend gespielter Rolle aus dem Parlament und dem Ministerium ausgestoßen, Pair von Großbritannien. Trotz all dem hätte der Sieg weit größere Früchte getragen, hätte nicht Ferdinand seinen gleichnamigen Neffen mit 12,000 Mann dem König selbst zu Hülfe schicken müssen, für den dieses Jahr das unglücklichste war. General Dohna hatte den Russen ihr Vorrücken so erschwert, daß sie erst im Juli an die Oder gelangten. Friedrich, der mehr von ihm erwartet

hatte, nahm ihm den Befehl und übergab ihn an den General Wedel, mit der besondern Weisung, unter jeder Bedingung den Russen eine Schlacht zu liefern. Wedel griff am 23. Juli bei Züllichau an, wurde geschlagen und wäre vernichtet worden, wären die russischen Generale nicht von der Rücksicht auf den gut preußischen Großfürsten Peter, der im Begriff war, Kaiser zu werden, zurückgehalten worden.

Friedrich ließ seinen trefflichen Bruder Heinrich in der Lausitz gegen Daun zurück, eilte der unter Haddik entsandten 30,000 Mann starken Armee nach, die den Russen zuzog, schlug einen Theil derselben, zog Wedels Heer an sich, während der größere Theil von Haddiks Heer unter Laudon mit den Russen sich vereinigte, und griff am 12. August das vereinigte russisch-österreichische Heer bei Kunersdorf, unweit Frankfurt an der Oder, an. Laudon brachte ihm eine Niederlage bis zur Vernichtung bei: Friedrich verlor all sein schweres Geschütz, sein Heer war nach allen Seiten zerstoben; Laudon wollte Berlin besetzen, aber Soltikoff, der russische Oberfeldherr, that nach dem Siege keinen Schritt, aus Neid auf Laudon, wie aus Rücksicht für den Großfürsten. Sonst wäre das Königreich Preußen wieder in die Mark Brandenburg zusammengeschrumpft, Oesterreich Herr über ganz Deutschland geworden; Friedrich selbst hatte anfangs Alles verloren gegeben. Die Unthätigkeit der Russen, der Zwist zwischen ihnen und den Oesterreichern und des Prinzen Heinrich genialer Marsch von Sagan nach Bunzlau, wodurch die endlich verabredete Verbindung der Heere Daun's und Soltikoff's unmöglich gemacht wurde, und er selbst mit dem König sich in Verbindung setzte, retteten ihn: Friedrichs Geist, nach kurzer Verzweiflung, hatte sich selbst und ein Heer wieder gesammelt. Er schickte aufs Schnellste den General Wunsch nach Sachsen gegen die Reichsarmee, die, weil kein Feind da gewesen war, ganz Sachsen besetzt hatte; dieser trieb die Reichstruppen vor sich her aus dem Lande hinaus, nur für Dresden kam er zu spät; Schmettau, einer der ausgezeichneteren preußischen Generale, übereilte sich mit der Uebergabe, wenige Tage, ehe Wunsch zum Entsatz herbeikam. Schnell vereinigte sich Prinz Heinrich durch einen überaus geschickten Marsch, indem er Daun umging, mit dem preußischen General Fink, der Sachsen nicht allein hatte decken können, wandte sich Dresden zu, und zog dadurch auch Daun nach Sachsen nach. Friedrich II. folgte ihm, um Daun's Armee von Böhmen abzuschneiden oder ganz aufzureiben. General Fink sollte für diesen Zweck die Engpässe von Ottendorf und Maxen besetzen, und über Dipoldswald die Verbindung mit seinem Könige unterhalten; diesen Paß bei Dipoldswald vernachlässigte Fink, sah sich plötzlich von 40,000 Oesterreichern eingeschlossen, und es blieb ihm nichts, als am 21. November mit 12,000 Mann und allem Geschütz sich gefangen zu

geben. Daun verfolgte seinen Vortheil nicht weiter, er ruhte mit seiner Armee bis zum Juni des folgenden Jahres 1760. Friedrich II. mußte, da seine westphälischen Lande von den Franzosen, Preußen von Russen besetzt war, aus Sachsen seine Gelder und Kriegsmittel beziehen; das unglückliche Land mußte fürchterlich zahlen; zu seinen Fahnen liefen mehr Rekruten, als anders wohin. Aber während er sich anschickte, mit seinem Genie, das schöpferischer als je dastand, die ungeheuern Massen zu Schanden zu machen, die gegen ihn operirten, kamen zwei Unglücksschläge in Schlesien über ihn, wie im vorigen Jahre in Sachsen. General Fouqué ließ sich bei Landshut, wo er mit 15,000 Mann die Festung Glatz decken wollte, von Laudon mit 30,000 einschließen. Ein kleiner Theil schlug sich durch, 4000 wurden aufgerieben, mit 6000 Mann und zwei andern Generalen ergab sich Fouqué, am 23. Juni. Zu allem Unglück für Friedrich hatte Fouqué einen unfähigen Offizier zum Commandanten in Glatz befördert, der diesen wichtigen Platz schon am achten Tage an Laudon übergab.

Das zwang Friedrich, die Belagerung Dresdens aufzuheben, um Breslau zu retten; die Russen, 70,000 Mann stark, näherten sich Breslau, das bereits von Laudon bombardirt wurde, Prinz Heinrich mußte sich zwischen Laudon und die Russen werfen: er führte es aus, zwang Laudon zum Rückzug von Breslau, und als Daun und Lascy mit 100,000 Mann bei Liegnitz an der Katzbach dem Könige den Weg nach Breslau verlegen wollten, wagte dieser am 15. August hier auf der alten, sieg- und schlachtverherrlichten Wahlstatt, wo die Mongolen einst geschlagen wurden, eine Schlacht. Die Russen und die Oesterreicher hatten verabredet, ihn hier, ehe er sich mit Prinz Heinrich vereinige, zu vernichten. Friedrich griff in der Frühe an; ehe sie sich versahen, und in zwei Morgenstunden, von drei bis fünf Uhr, hatte er sie geschlagen: Laudon verlor 10,000 Mann, die Russen zogen sich eilig ganz aus Schlesien, und Daun wurde ängstlich; Friedrich hatte sein Schlesien gerettet.

Während Friedrichs Abwesenheit aus Sachsen hatte die Reichsarmee dieses Land wieder eingenommen, er kehrte dahin zurück; Daun folgte ihm, und setzte sich bei Torgau. Friedrich jagte das Reichsheer zurück, ohne Schwertstreich, und griff dann die von 400 Kanonen gedeckte, ungemein feste Stellung Daun's bei Torgau an, am 3. November. Es war die blutigste Schlacht des ganzen Krieges, sie wurde bis in die Nacht hinein fortgesetzt. „Hat Er jemals eine stärkere Kanonade gehört?" sagte Friedrich zu Syburg. Er erhielt eine Quetschung auf der Brust; Daun wurde gleichfalls verwundet aus der Schlacht weggebracht, und sie entschied sich in der ersten Stunde der Nacht für den König. 20,000 Mann hatten die Oesterreicher verloren, darunter 8000 Gefangene, aber auch der König vermißte 13,000 der Seinen. Der Sieg gab ihm fast ganz Sachsen wieder.

Acht Tage vor diesem Siege verlor er durch den Tod seinen treuen Bundesgenossen Georg II. von England, und Laudon nahm im folgenden Jahre Schweidnitz, sonst konnten ihm seine vereinigten Feinde nichts anhaben. Eine Folge der Einnahme von Schweidnitz aber war, daß die Oesterreicher zum ersten Mal jetzt nach sechs Jahren ihre Winterquartiere in Schlesien nahmen. Der fünfte Januar des folgenden Jahrs 1762 befreite den von England verlassenen Preußenkönig von seiner mächtigen Feindin, der Kaiserin Elisabeth, die endlich starb, und gab ihm an ihrem Nachfolger Peter III. einen für ihn begeisterten Bundesgenossen. Die Russen vereinigten sich jetzt mit dem preußischen Heere als Freunde, Schweden schloß Frieden, und obgleich Kaiser Peter in demselben Jahre noch Thron und Leben verlor, und die Kaiserin Katharina II. die Russen zurückrief, so nahm sie doch keinen Antheil weiter am Kriege. Friedrich nahm Schweidnitz wieder und behauptete das Uebergewicht. Am 15. Februar 1763 schlossen endlich, erschöpft und von Frankreich, wie von Rußland verlassen, Maria Theresia und ihre Verbündeten zu Hubertsburg mit dem Preußenhelden ihren Frieden, und damit den siebenjährigen Krieg.

Der durch Oesterreichs Langsamkeit, Zaudern und Zuwarten in die Länge gezogene Krieg hatte Deutschland nahe an eine Million Menschen gekostet. Die schönen deutschen Gauen waren auf lange hinein ruinirt, mit jedem Jahre hatte das Elend zugenommen, da mit den Deutschen Hunderttausende von Franzosen, Engländern, Russen und Schweden den deutschen Bürger und Bauer mißhandelten und zu Grunde richteten. Da sah man Städte und Dörfer verödet, wie im dreißigjährigen Krieg, — in sieben hessischen Dörfern fand ein durchreisender Offizier nur einen Menschen — ganze Strecken ungebauter, wüster Felder, im mittlern Deutschland fast kein Pferd, kein Stück Vieh mehr, Tausende von Krüppeln in Soldatenlumpen, die, um nicht Hungers zu sterben, im verarmten Land herum bettelten. Und doch wurde von den Engländern jedes Glied der verstümmelten Soldaten mit einer bestimmten Geldsumme bezahlt; aber die Fürsten behielten auch diese Gelder für sich, wie die französischen und englischen Subsidiengelder. Während die Gemeinden vor Bergen von Schulden nicht hinaussahen, hatten sich Fürsten, Minister, Generale, Beamte aller Art bereichert. Aus Frankreich hatten, laut des in der Revolution gedruckten rothen Buches, die deutschen Fürsten zusammen bei 140 Millionen Livres Soldgelder erhalten, ohne das, was an Minister und Generale bezahlt worden war. Und jetzt, nach dem Kriege, da so manche Hülfsquelle auf lange versiegt war, mußte der Bürger und Bauer die drückendsten Finanzoperationen mit sich vornehmen lassen. Nur die süddeutschen Lande hatte der Krieg nicht verheert, sie waren nur verschuldet. Auch die österreichische Monarchie war außer Böhmen und Mähren

von den Drangsalen des Kriegs frei geblieben, hatte aber zu den alten Schulden über 100 Millionen neue auf sich geladen. Nur der große König hatte seinem geretteten Lande nichts aufzulegen. 125 Millionen Thaler hatte ihn der Krieg gekostet, aber er hatte ihn geführt ganz allein durch die englischen Hülfsgelder, durch auswärtige Contributionen und durch die Münzverringerung: so war Preußen nach dem Krieg ohne neue Auflagen und ohne Schulden, und nicht ein Dorf hatte Friedrich II. verloren, ja Preußen hatte sich jetzt als Macht erster Größe befestigt.

Die Zerrissenheit des deutschen Reiches, ja sein innerer Ruin lag bereits jetzt offen zu Tag. Der Kaiser hatte bei dem Kriege den theilnahmlosen Zuschauer gemacht, er hatte ihn als Privatmann zu Finanzspekulationen benützt; als Kaiser nicht einmal eine Nebenrolle, sondern in Wahrheit keine Rolle dabei gespielt. Die Reichsexekutionsarmee war ein Bild des Reiches; beim Frieden ignorirte man das Reich ganz, der Kurfürst von Brandenburg und die mit ihm haltenden Reichsstände hatten während des Kriegs die Reichsschlüsse völlig ignorirt, deutsche Fürsten ihre Bürger und Bauern in ausländischen Sold verkauft, daß Brüder gegen Brüder fochten; die Reichsverwaltung zeigte sich als eine Null, das Kaiserthum selbst war so gut als nicht mehr vorhanden, eine Scheinmacht, ein bloßer Titel.

Aus dem siebenjährigen Kriege war eine große Veränderung insofern auch hervorgegangen, daß in Deutschland jetzt zwei gleichmächtige Häuser sich gegenüberstanden: Preußen hatte nicht bloß auf seinem eigenen Gebiet das kaiserliche Ansehen vernichtet, sondern der Monarch von Preußen benahm sich von nun an als offenbarer Nebenbuhler des Kaisers, des Reichsoberhaupts, um das Uebergewicht in Deutschland. Eine Einheit in die Zerrissenheit zu bringen, einen Zusammenhang der Reichsglieder mit dem Reichshaupt zu befestigen, war von jetzt an so gut als unmöglich. Welche Macht, ob Oesterreich, ob Preußen, den größern Einfluß auf Deutschland ausüben würde, das hing fortan davon ab, welche von beiden die neue nordische Großmacht, Rußland, gerade für sich hätte.

Im Hubertsburger Frieden hatte Friedrich II. die brandenburgische Kurstimme dem Sohne des Kaisers, Joseph, für die römische Königswahl freundschaftlich zugesagt. Der Erzherzog Joseph, ein dreiundzwanzigjähriger Jüngling von ausgezeichneten Geistesgaben, Maria Theresia's ältester Sohn, wurde am 27. März 1764 einstimmig zum römischen Könige gewählt, am 29. zu Frankfurt gekrönt, und am 18. August 1765 starb Kaiser Franz I. zu Innsbruck an einem Schlage, siebenundfünfzig Jahre alt; er starb während der Vermählungsfeier seines zweiten Sohnes, des Großherzogs Leopold von Toskana. Franz I. hatte schöne Eigenschaften eines Privatmanns, auch solche, die einem Throne eben so gut anstehen als nöthig sind: Handel und Manufakturen fanden an ihm ihren Kenner

und Beförderer, Künste und Wissenschaften ihren Freund und ausübenden Liebhaber, die Armen ihren Wohlthäter. Er war wie Joseph I. in religiösen Dingen ebensosehr duldsam, als seine Gemahlin Maria Theresia intolerant. Sein Tod erschütterte diese tief. Zweiunddreißig Jahre lang war er ihres Herzens Freude gewesen, seit ihrer ersten Jugend. Sie bereitete mit eigenen Händen sein Grabgewand, und legte ihr ganzes übriges Leben die Trauer nicht mehr ab; ja sie vernachlässigte seitdem den Putztisch. Deutschland vermißte ihn um so weniger, je mehr die Hoffnungen aller patriotischen Männer sich längst auf den neuaufgehenden Kaiserstern hefteten, auf seinen Sohn Joseph II.; auch Oesterreich vermißte ihn nicht, denn dieses wurde nach wie vor von Maria Theresia und Kaunitz allein regiert.

Joseph II.

1764 d. 27. März † 20 Febr. 1790

Vier und zwanzig Jahre war Joseph II. alt, als er den glanzlosgewordenen Kaiserthron bestieg. Er brachte keine politische Macht, keine Erblande mit auf denselben, denn diese behielt alle seine Mutter in Händen; er brachte aber einen entwürfevollen, von der Idee des Kaiserthums gehobenen Geist und ein Herz mit hinauf, das im Anfang feurig für sein deutsches Volk schlug. Das gesunkene Kaiserthum wieder zu heben, war sein vorzüglichstes Denken. Bei jeder neuen Wahl hatte dasselbe durch den von den Kurfürsten abgenöthigten Wahlvertrag neue Beschränkungen erlitten, und indem sie ihm die Möglichkeit zu Gewaltschritten zu beschränken behaupteten, hatten sie dem Kaiser fast die Möglichkeit überhaupt etwas zu thun genommen. Die Hände gebunden, mit einem Einkommen, das sich kaum auf 13,000 Gulden belief, fast ohne Krongut, denn das unmittelbare Reichsgebiet hatte sich größtentheils unter die Landeshoheit der Fürsten verloren, alle wichtigeren Rechte mit den Reichsständen theilend, durch den Schneckengang des seit lange schon zu Regensburg als beständig sitzenden Reichstags, dessen Berathungen alle Angelegenheiten unterlagen, überall gehemmt — so stand der Kaiser da, und was hätte ein solcher Kaiser Großes vor sich zu bringen vermocht?

Joseph II. begann mit der Verbesserung der Gerechtigkeitspflege. Er gebot dem Reichshofrath, der vom Kaiser allein abhing, mehr zu arbeiten, keine Streitsache länger als zwei Jahre unentschieden zu lassen, sich aller

Weitläufigkeit, Parteilichkeit und jeder Geschenkannahme zu enthalten, bei Verlust des Amtes. Beim Reichskammergericht, über welches der Kaiser nur gemeinschaftlich mit dem Reiche verfügen konnte, stieß er mit seinen Verbesserungen schon auf Schwierigkeiten. Neun Jahre verflossen, ohne daß eine eigentliche bedeutende Verbesserung durchging: über lauter Formfragen kam man gar nicht zur Sache. Josephs II. Streben ging dahin, sein oberstrichterliches Amt weiter auszudehnen: dem arbeiteten die Reichsstände entgegen. Noch mehr mißlang es ihm in Betreff der Religionsbeschwerden beiden Theilen, Protestanten und Katholiken, ein Genüge zu thun. Auf ihn vertrauend, that jedoch die deutsche katholische Kirche ernstliche Schritte, sich von Rom unabhängiger zu machen, und man fing an, selbst im katholischen Deutschland sehr frei zu denken und zu schreiben, und nachdem der Orden der Gesellschaft Jesu in Frankreich, Spanien, Neapel und Parma als staatsgefährlich ausgewiesen wurde, brachte Joseph selbst seine Mutter Maria Theresia dahin, daß sie auf Aufhebung des ganzen Ordens antrug: man hatte ihr unzweifelhaft bewiesen, daß ihr Beichtvater, ein Glied des Ordens, ihre Beichtgeheimnisse nach Rom verrathen hatte, und am 21. Juli 1773 unterzeichnete Pabst Clemens XIV. (Ganganelli) das Breve, das die Aufhebung des Ordens aussprach. Ein Jahr darauf war Pabst Clemens XIV. nicht mehr.

Mit diesen kirchlichen und politischen Bewegungen der Begebenheiten traf eine große Hungersnoth zusammen, die von 1770 bis 1772 dauerte und viele Reichslande entvölkerte. Die Noth, Folge eines Mißwachses, wurde durch Wucher, durch Mangel an Gegenmaßregeln oder durch verkehrte Vorkehrungen vermehrt. Auf jedem Fleck deutscher Erde fast saß ein anderer Herr, und jeder Herr traf seine besondere Vorkehrung nach seinem Kopf. Man aß Baumrinde, Gras, selbst Ungesundes; daraus entstehende Seuchen und Auswanderungen entvölkerten selbst die fruchtbaren Rheinlande, die Pfalz und Württemberg: Bürger und Bauern wanderten nach Preußen aus, wo der große Friedrich seine gefüllten Militärspeicher öffnete und sie beschäftigte. Kaiser Joseph reiste in seinen Erblanden umher, um die Noth durch Hülfe zu mildern, und doch sollen über 20,000 Bauern aus Böhmen allein ausgewandert, und 180,000 in diesem Königreich, 100,000 in Sachsen durch Hunger und Seuchen umgekommen sein.

Polen verlor in diesen selben Jahren nicht bloß durch die Hungersnoth und Pest, sondern durch eine Theilung viele Tausende von Menschen. Diese Republik war durch lange innere Unruhen entkräftet. Die drei Nachbarn, Rußland, Preußen und Oesterreich, beschlossen diese Noth des Wahlreiches zu benützen, um „zu Verhütung ferneren Blutvergießens und zu Herstellung des Friedens in Polen gewisse unbezweifelbare Rechte auf einige polnische Provinzen geltend zu machen.“ Seit Friedrich II. Schlesien erobert

hatte, schien es ihm nöthig, nicht auf halbem Wege stehen zu bleiben, sondern jede Gelegenheit zur Erweiterung und Abrundung seines Gebiets zu benützen, da auch Oesterreich und Rußland sich auf jede Art zu vergrößern trachteten. Schon seit länger als einem Jahrhundert war der Gedanke an eine Theilung Polens entstanden, und der vorletzte polnische König August II. hatte selbst an seine Nachbarn den Vorschlag gestellt, wenn sie ihm den Kern Polens erblich ließen, mit ihnen in das Reich sich zu theilen.

Am 25. August 1769 besuchte Kaiser Joseph II. den preußischen König Friedrich II. in seinem Lager bei Neiße. Friedrich sagte, er betrachte diesen Tag als den schönsten seines Lebens, da zwei Häuser sich vereinigen, welche lange genug feindlich gegen einander gestanden seien. „Für Oesterreich, rief Joseph II. aus, gibt's kein Schlesien mehr!“ Beide Monarchen entschlugen sich jedes Zwangs des Ceremoniels, und gingen in vertrauter Unterhaltung wie Freunde mit einander um. Denn Joseph bewunderte Friedrich, der König war ihm Vorbild in der Regierung und im Kriegswesen. Beim Abschied vereinigten sie sich zu einer vertraulichen Korrespondenz. Am 3. September des folgenden Jahres erhielt der Kaiser von Friedrich einen Gegenbesuch im Lager zu Mährisch-Neustadt. Joseph zur Seite bei dieser Zusammenkunft fand sich auch der Staatskanzler Kaunitz; man sah die beiden Monarchen und ihn sehr eifrig und sehr einverstanden sprechen, und auf den Gegenstand, den es betraf, schien eine Karte zu deuten, die vor ihnen lag, es war die Karte von Polen.

Gerade um diese Zeit machte Rußland im Kriege gegen die Türken bedeutende Fortschritte. Die Türken schickten Gesandte und riefen die Vermittlung Oesterreichs und Preußens an. Kaunitz drohte der russischen Kaiserin Katharina II., Oesterreich werde die Türken unterstützen. Katharina hatte bereits Theile des polnischen Reiches besetzt, und es zeigte sich ihre Lust nach ganz Polen. Der Drohung von Kaunitz trat Friedrich II. mit einer andern entgegen, mit der einer Anschließung an Rußland. Der Frieden unter allen drei Mächten wurde dadurch erhalten, daß alle drei einen geheimen Theilungsvertrag über Polen schlossen, am 17—19. Februar 1772. Und nun nahm jede Macht so viel sie konnte. In ganz Europa erscholl ein Wehe unter den Völkern über diese ungescheute Verletzung des Völkerrechts durch die drei Monarchen, aber kein Arm erhob sich für Polen.

Jenseits des atlantischen Ozeans aber erhoben sich Englands nordamerikanische Kolonien kräftig gegen die Besteuerungen des Mutterstaates, in welchem sie nicht vertreten waren, im Jahre 1775. England warb deutsche Truppen gegen sie, und dies gab deutschen Fürsten Gelegenheit, gegen englisches Geld ihre Unterthanen an England zu verkaufen; sie revoltirten zum Theil beim Abmarsch, aber man erschoß die ärgsten Schreier: nur der große Friedrich dachte deutsch genug, daß er, als diese

verkauften Truppen an Wesel vorüber den Rhein hinab fahren wollten, die Kanonen seiner Festung gegen sie richten ließ und ihnen den Durchgang durch sein Gebiet versagte. Es gewann im deutschen Lande ein für das Volk immer traurigeres Aussehen; in den meisten Fürstenländern waren die Finanzen in arger Zerrüttung, die ständischen Verfassungen mit Füßen getreten, weil die Fürsten, sie mochten so klein sein als sie wollten, einen großen Hof zu machen und allein Herren zu sein sich gefielen. Von Friedrich II. hätten sie lernen können, Hülfsquellen zu schaffen oder zusammen zu halten, um Land und Volk groß zu machen; sie aber dachten nur darauf, ihre Hülfsquellen zu erschöpfen, für ihre fürstliche Pracht und Belustigung.

Während der Krieg der nordamerikanischen Kolonien für ihre Unabhängigkeit außer England auch Frankreich, Spanien und Holland in seine Kreise zog, war in Deutschland Ruhe, bis der Kaiser selbst durch seine Vergrößerungsplane, zunächst durch seine Absichten auf Baiern, diese Ruhe störte. Zu Ende des Jahres 1777 starb der Mannsstamm der Kurfürsten von Baiern aus. Ihre Kurwürde kam an das pfälzische Haus, und an eben dasselbe fiel auch der Besitz ihrer Länder. Aber Maria Theresia verlangte als Königin von Böhmen und als Erzherzogin von Oesterreich, auch noch unter andern Rechtstiteln, schöne Stücke in der Oberpfalz, in Oberbaiern und in Schwaben für sich, als erledigte Lehen von Böhmen und Oesterreich; Joseph II., ihr Sohn, zog als Kaiser die Reichslehen ein; die Kurfürstin Wittwe von Sachsen sprach als Schwester das Allodialerbe an; auch Mecklenburg-Schwerin wollte erben. Der Haupterbe, der Kurfürst von der Pfalz, ließ sich einschüchtern und verglich sich mit Oesterreich dahin, daß für seine Anerkennung all das Angesprochene an Oesterreich fallen sollte; es war dies nahezu die bessere Hälfte von Baiern. Aber der Herzog von Pfalzzweibrücken, der nächste Verwandte des Kurfürsten von der Pfalz, widersprach diesem übereilten, abgenöthigten Vergleich, und Friedrich II. von Preußen sagte ihm und den andern Erben seinen Beistand zu. Kaiser Joseph war entschlossen, die Entscheidung auf das Glück der Waffen zu setzen, nachdem es mißlungen war, Friedrich II. für den Wiener Hof zu gewinnen. Die Lockspeise dafür war nichts Geringeres, als ein Vorschlag des Kaisers, Deutschland zwischen Preußen und Oesterreich zu theilen. Der österreichische Minister kam nach Potsdam, er brachte in die Audienz eine Karte, worin der für Preußen bestimmte Theil von Deutschland schon ausgezeichnet war, er band die Karte auf, um sie auf dem Tische des Königs auszubreiten; Friedrich II. wies ihn trocken an seine Minister. An der Thüre rief er ihn mit heiterer Miene zurück, der Gesandte glaubte, der König habe sich eines Besseren besonnen, Friedrich aber nahm bloß den zurückgebliebenen Bindfaden vom Tisch, und gab ihn dem Gesandten mit den Worten: „Ich mag kein fremdes Gut.“

Friedrich II. hielt den Ruhm, der Beschützer des Reiches gegen Oesterreichs Gewaltgriffe und Intriguen zu sein, für höher, als Vergrößerung der preußischen Macht. Er hatte die allgemeine öffentliche Stimme für sich, der Wiener Hof den allgemeinen Unwillen; Frankreich erklärte sich in der Sache neutral; Rußland neigte sich auf die Seite Friedrichs II. Maria Theresia fürchtete sich, es aufs Aeußerste kommen zu lassen. Sie ließ dem Könige durch den Baron von Thugut sagen: sie sei untröstlich, daß sie mit ihm auf dem Punkte stehe, sich einander die vom Alter gebleichten Haare auszureißen. Aber Joseph und Kaunitz beharrten auf ihren Forderungen. Friedrich II. erklärte am 3. Juli die Verhandlungen für abgebrochen, und drang zwei Tage darauf über Glatz an der Spitze von 100,000 Mann in Böhmen ein; Wien war in Bestürzung; Kaiser Joseph hatte zwar früher als Preußen seine Rüstungen begonnen, aber war noch nicht auf einen Angriff gefaßt, er eilte mit Lascy, sich an die Spitze einer gleich großen schnell zusammengezogenen Armee an der Elbe zu stellen. Dieser Strom trennte ihn von Friedrich II. Und schon drang das zweite preußische Armeecorps unter Prinz Heinrich, 113,000 Mann stark, gegen die Isar vor, während ein drittes preußisches Armeekorps Oberschlesien deckte. Laudon war es, der sich dem Prinzen Heinrich entgegen warf und die Vereinigung desselben mit dem König hinderte. Der König selbst, so scheint es, wollte mehr drohen als schlagen. Als nämlich Maria Theresia fast eine halbe Million schlagfertig gegen einander stehen sah, erschauderte sie vor diesem neuen schrecklichen Kampf. „Mein Alter,“ schrieb sie dem König, „und meine Wünsche für die Erhaltung des Friedens, sind allbekannt, und ich kann keine reellere Probe davon geben, als durch den Schritt, den ich jetzt thue. Mein mütterliches Herz ist mit Recht angstbewegt, zwei meiner Söhne und einen geliebten Schwiegersohn bei der Armee zu wissen. Ich thue diesen Schritt ohne Vorwissen des Kaisers, und ich bitte Sie, denselben geheim zu halten, was auch der Erfolg sein möge. Meine Wünsche gehen dahin, die bisher vom Kaiser geleiteten und zu meinem größten Bedauern abgebrochenen Verhandlungen wieder aufzunehmen und zu beendigen.“ Thugut überbrachte zugleich annehmliche Vorschläge an den König. Friedrich II. nahm sie an, und schrieb der Kaiserin Maria Theresia: „In der Zwischenzeit, bis die Antwort auf meine Zusätze zurückkommt, werde ich meine Schritte so abmessen, daß Euer kaiserliche Majestät für Ihre Blutsverwandten nichts zu fürchten haben soll, am wenigsten für einen Kaiser, den ich liebe und hochschätze, ob wir schon in Ansehung der deutschen Angelegenheiten von verschiedenen Grundsätzen sind.“

Maria Theresia schrieb zugleich einen warnenden Brief an den Kaiser, sich nicht zu übereilen. Joseph II., den sein Ehrgeiz brannte, sich mit

seinem großen Gegner im offenen Felde zu messen, schrieb, sobald er von den neuen Unterhandlungen seiner Mutter erfuhr, entrüstet an diese, wenn sie Frieden machen wolle auf solche Bedingungen, so werde er nie nach Wien zurückkommen, sondern lieber nach Aachen gehen, und dort den alten Kaisersitz erneuen. Maria Theresia schickte seinen Bruder Leopold an ihn, um ihn umzustimmen. Aber auch mit diesem, den er so sehr liebte, entzweite er sich aufs Aeußerste. An den König von Preußen selbst schickte Joseph einen herausfordernden Brief. Da aber Lascy keine Hauptschlacht wollte, und der Kaiser selbst die günstige Defensive vorzog, so verging das Jahr, ohne daß Friedrich und Joseph sich maßen, obgleich Joseph zürnend seiner Mutter schrieb, sie beraube ihn der Gelegenheit, zu beweisen, daß er ein General in der Gefahr sein könne, so gut wie Friedrich; er hätte sonst in der Person des Königs den gesehen, der ihre Rechte angegriffen, und ihn als einen Feind behandelt, dessen kriegerische Talente nichts Furchtbares mehr für ihre Heere hätten. Den Winter über rüstete sich Friedrich II. so, daß es ihm, sobald er wollte, frei stand, den Krieg nach Mähren zu spielen: kleine Scharmützel fielen noch in den Winter. Aber so sehr Kaiser Joseph und Kaunitz dagegen arbeiteten, Maria Theresia schloß am 14. März 1779 Frieden mit Preußen. Zu Teschen im österreichischen Schlesien wurde er geschlossen. Oesterreich behielt nur das Innviertel, ungefähr ein Sechzehntel des ganzen Baierns, von allen bairischen Landen, die es besetzt hatte; Kursachsen und Mecklenburg wurden durch Geldsummen und Vorrechte befriedigt. Friedrich II. handelte in diesem Kriege, welchen Graf Schmettau ein schlechtes Schauspiel von guten Schauspielern gegeben nannte, so uneigennützig, daß er für alle seine Anstrengungen weder Entschädigung noch Dank forderte, und Maria Theresia selbst bekannte, der König, ihr Feind, habe edel gehandelt.

Im zweiten Jahre nach dem Frieden starb Maria Theresia am 29. November 1780. Vierundsechzig Jahre hatte sie gelebt, vierzig regiert, bei manchen Schwächen eine große Frau. Sterbend sah sie ihr Haus blühen, vier Söhne überlebten sie und sechs Töchter, zwei der Letztern sah sie auf Königsthronen, eine auf dem von Neapel, die andere, Maria Antoinette, auf dem von Frankreich. Oesterreich stand durch seine innern Verhältnisse, wie durch seine äußern Verbindungen auf dem höchsten Gipfel der Macht. Sie durfte es nicht mehr sehen, daß auch an ihrem Hause das Wort erfüllt ward: „Und das Unglück schreitet schnell.“

Jetzt hatte Joseph II. die Arme frei. Selbstherr über 180,000 Quadratmeilen mit 24 Millionen Einwohnern, mit mehr als 90 Millionen Einkünften und 300,000 wohlgerüsteten Kriegern, stand er jetzt erst in kaiserlicher Machtfülle da. Aber das Kaiserthum war ihm schon entleidet. Seine vergeblichen Versuche, dem abgelebten deutschen Reichskörper Seele,

neues Leben einzuhauchen, hatten ihn ermüdet, das Schneckenwesen im Reiche, die Reibungen der Religionsparteien stießen ihn zurück. Er verhehlte dies selbst dem französischen Gesandten Breteuil nicht, als dieser ihm über die Stellung, die er jetzt als Kaiser einnahm, ein Compliment machte. Er könne nicht sagen, erwiderte er dem Gesandten, wie sehr er die Art von Geschäften verachte, welche ihm seine Eigenschaft als Kaiser auflege, und wie wenig ihn diese Dinge anziehen; er wisse die stets sich wiederholenden Zänkereien der Religionsparteien mit einem vernünftigen Auge zu betrachten, und gebe er, wo sie Recht haben, den Kapuzinern Recht, so schreien die Protestanten, der Kaiser wolle sie vertilgen: finde er Beschwerden der Protestanten gegründet, so schreien alle Priester und Mönche über ihn, er verrathe den Glauben und wolle ihn ändern. Seine Erbstaaten glaubte er leichter reformiren zu können.

Das war es, was Maria Theresia vorausgesehen hatte, und was sie mitten in ihrem häuslichen Glücke auf manche Augenblicke unglücklich gemacht hatte. War sie bis zur Schwärmerei, bis zur Unduldsamkeit katholisch fromm; legte sie die öffentliche Presse in Fesseln und Bande, erließ sie so manche Verordnung in diesem Geist überhaupt: so sah sie voraus, daß, sobald sie die Augen schlösse, das Alles in das Gegentheil umschlagen dürfte. Und so geschah es auch. Mit einer Raschheit, welche seinem guten Willen und seinem feurigen Temperament entsprach, erließ er eine Reformverordnung auf die andere; er entfesselte die Presse, sprach allgemeine Duldung aller Religionsbekenntnisse aus, hob die Leibeigenschaft in allen seinen Erblanden auf, zog alle Nonnenklöster und viele Mönchsklöster ein, zunächst alle die, welche sich nicht dem Schulunterricht und der Volkserziehung, der Krankenpflege oder dem Predigen widmeten: in acht Jahren sank die Zahl der Mönche von 60,000 auf 27,000 herab. Die öffentliche Erziehung, die Polizei, den Landbau, und wie das Kirchenwesen, so alle Zweige der Staatsverwaltung unterwarf er einer durchgreifenden Reform; in seinem neuen Gesetzbuch hob er die Todesstrafe auf, schnitt die Verbindung zwischen seinen Ordensleuten und Rom ab, setzte die großen Pensionen zum Theil herab, und überwachte selbst den Fleiß, die Talente, die Persönlichkeit seiner Staatsdiener, streng gerecht, ohne Rücksicht auf Geburt.

Dadurch lud er den Haß des hohen Adels und den Haß der Geistlichkeit auf sich. Zwar nicht auch den des Pabstes; denn mitten unter seinen kirchlichen Reformen besuchte ihn Pabst Pius VI. in Wien, im Frühlinge 1782. Der Pabst verrichtete in Wien mit großer Feierlichkeit geistliche Handlungen und theilte öffentlich dem Volke seinen Segen aus. Joseph ließ sich dadurch nicht irren. Er, der allen Glaubensbekenntnissen, selbst den Juden bürgerliche Rechte eingeräumt hatte, er, der eine Denk-

freiheit wie nur irgendwo in Oesterreich gestattete, und den Grundsatz aussprach, es müsse jedem Freunde der Wahrheit eine Freude sein, wenn ihm die Wahrheit auf dem Wege der öffentlichen Kritik zukomme; er fuhr auch fort, dem Pabst gegenüber seine oberherrlichen Rechte unumwunden auszusprechen und zu behaupten, und ungeachtet er den Besuch des Pabstes im folgenden Jahre erwiderte, blieb er bei seiner Idee, den Pabst zu der ursprünglichen Bestimmung eines Bischofs von Rom zurückzuführen und in der Welthauptstadt das weströmische Kaiserthum zu erneuen. Jubelnd empfingen ihn die Römer unter dem tausendstimmigen Rufe: „Es lebe unser Kaiser!“

Joseph war ebensosehr durch seinen angeborenen Geist, als durch den Geist seiner Zeit, den das Jahrhundert aufhellenden Geist der neuen Philosophie, wie er von England nach Frankreich, und von Frankreich verstärkt an den Hof Friedrichs des Großen überströmte, über die Vorurtheile aller Art hoch empor gehoben. Was er an seiner Mutter und um seine Mutter sah, mußte bei einem Charakter, wie der Josephs war, diese Richtung nur noch steigern. Er sah ihre fromme Schwärmerei von der Priesterschaft mißbraucht: das gab ihm frühe die Einsicht in das Verderbliche der Andächtelei und unbesiegbaren Widerwillen gegen die Priesterschaft. Er sah wie seine Mutter, weil sie zu viel Werth auf die Geburt legte, größtentheils von unwürdigen, völlig verdienstlosen Menschen umgeben war: das bestärkte ihn in dem, was er in seinen französischen Philosophen las, er legte gar keinen Werth auf Geburtsrechte, auf unverdiente Bevorzugungen, und achtete nur das Verdienst, und sah im Menschen nur den Menschen. Er sprach es auch aus, daß jeder rechtschaffene Mann Anspruch auf die Achtung des andern machen könne, und wäre dieser andere noch so hoch gestellt; er sah in den conventionellen Formen die Fesseln, welche den Menschen binden, daß er sich nicht zu seiner vollen Würde, zu seinem vollen Lebensrecht entwickeln könne. Es waren nicht Worte, es war nicht Affektation bei ihm; der Kaiser zeigte durch die That, daß er die Würde des Menschen im geringsten seiner Unterthanen ehrte, und während im deutschen Reiche herum jeder kleine Fürst den Despoten spielen wollte, suchte er in seinen Landen mit eigenen Augen die Noth der untersten Volksklassen auf, half, besserte, ermunterte wo er konnte, kam Jedermann mit seltener Menschenfreundlichkeit entgegen, ergriff einmal auf einer Reise selbst den Pflug, ahndete jeden Druck eines Beamten aufs Strengste, und man sah hochgeborene Verbrecher in Ketten unter ihm die Gassen Wiens kehren. Es war bei ihm tiefgefühlte Wahrheit, wenn er den bisher verschlossenen Augarten öffnen und über den Eingang die Inschrift setzen ließ: „Allen Menschen geweiht von ihrem Schätzer.“ Man brachte an ihn die Bitte, den Prater nur einzelnen

Ständen zum Spaziergange zu erlauben, damit man sich hier mit Seinesgleichen vergnügen könnte. Daß er es abschlug, kam aus seiner innersten Ueberzeugung. „Wie? sagte er; wenn ich nur mit Meinesgleichen, wie ihr es nennt, leben wollte, so müßte ich in die kaiserliche Gruft bei den Kapuzinern steigen, und darin meine Tage zubringen.“ Er liebte die Freiheit des öffentlichen Urtheils so sehr, daß selbst Angriffe auf seine Person ihn in seiner Ueberzeugung von ihrer Nothwendigkeit nicht irren konnten, und er hat den Monarchen aller Zeiten ein Muster hinterlassen, wie sie ihre besoldeten Biographen und Reichshistoriographen instruiren sollen. „Schonen Sie Niemand, sagte er zu dem Geschichtschreiber Schmidt, mich so wenig als Andere, wenn Sie mit Ihrer Geschichte so weit kommen; die Fehler meiner Vorfahren und meine eigenen Fehler sollen die Nachwelt belehren.“ Er witterte den Morgenhauch der neuen Zeit, die hinter dem Gebirge hervorstrahlte; er sah sie kommen, die Umänderung aller Dinge in der Welt, die Revolution; er wollte in seinen Staaten durch die freisinnigsten Reformen ihr zuvorkommen; war er doch selbst mit seinen religiösen und politischen Gedanken ein Bürger der Zukunft, und Wenige saßen auf einem Thron, die so sehr, wie er, immer das Gute wollten, mit eigener Aufopferung nur die Völker zu beglücken trachteten, die Menschheit in der Brust trugen und so angestrengt sich fortbildeten, um zu lernen, durch was Völker beglückt werden. Durch jahrelange Reisen in seinen Erblanden und im Ausland, in größter Einfachheit, oft Incognito, suchte er sich Kenntnisse und Erfahrungen zu sammeln; wo er im eigenen Lande einen Mangel sah, glaubte er nicht schnell genug abhelfen zu können; was er in fremden Ländern als nützliche Einrichtung kennen lernte, was er durch eigenes Nachdenken als dienlich zur Förderung des allgemeinen Wohls auffand, das wollte er ins Leben bei sich einführen.

Seine große Seele voll von schönen und großen Gedanken für die Umbildung des Staaten- und Völkerlebens, übersah er Manches, das seinem raschen Fortschritt quer im Wege lag, Manches, das er sah, glaubte er in seinem kühnen Muthe leicht überwinden zu können, und in seinem Enthusiasmus glaubte er sogar, was er mit reinstem Willen wollte, was er als wahr und gut erkannt hatte, den noch nicht Mündigen aufbringen zu dürfen. Daß die Völker ihn noch nicht verstehen *können*, daß geistliche und weltliche Aristokratie ihn noch nicht verstehen *wolle*, daß Vorurtheil und Eigennutz, der den Aberglauben, das viele durch lange Gewohnheit, durch Jahrhunderte dem gemeinen Mann ehrwürdig Gewordene für sich mißbrauchte und ausbeutete, einstimmigen Widerspruch gegen ihn erheben werden — das Alles überflog er in seinem Ideenflug.

Und als er auf Widerspruch stieß, als er die unreinen Quellen, woraus er floß, erkannte, mußte sein feuriger Eifer in seinen Jahren,

und in einem so kraftvollen Charakter, statt in kluge Mäßigung, die langsam heranerzogen, die nachgegeben hätte, nothwendig in Unbiegsamkeit, selbst in hartes Durchgreifen umschlagen. Wie nach Innen zeigte er dieses Verfahren auch nach Außen. Um im deutschen Reiche, um in Europa seinen Gedanken und einem neuen geistigen Leben Eingang zu verschaffen, mußte er sich oft über althergebrachte Förmlichkeiten, Verhältnisse und Einrichtungen hinweg setzen, und darüber entstand in den Erblanden wie im Reiche Tadel und Klage als über schonungsloses Umstoßen der alten Verfassung.

Das, was einst deutsches Reich, was einst Kaiserthum hieß, hatte er nicht mehr vorgefunden. Die Nationalwürde wieder herzustellen, schien ihm nur möglich durch Aufrichtung eines neuen, eines Erbkaiserthums, in welchem die unzähligen Herrschaften, in welche Deutschland auseinander lief, ihre Einheit wieder fänden: darum wollte er ganz Süddeutschland zum Hause Oesterreich ziehen, weil er es „schlecht regiert, und weil er durch das Elend der vereinzelten Herrenländchen den Jammer des ganzen Deutschlands bedingt“ glaubte.

Seine Erblande wollte er ebenso in ein Reich, in einen Staat verschmelzen: es sollte ein System sein, das von ihm „festgesetzte Regierungssystem,“ es sollte Einheit des Gesetzes, der Rechte, der Verwaltung, der Einrichtungen sein, die ganze Staatsmaschine, höchst einfach, durch den an der Spitze stehenden Kaiser selbstständig und unmittelbar gelenkt. Der unendliche Vortheil, der augenfällig für die Völker daraus entspringen mußte, ließ ihn übersehen, daß diese Erblande durch Verfassung, Sitte und Sprache so sehr von einander verschieden waren, daß lange Vorbereitungen und Uebergänge dazu gehörten, um aus ihnen ein gleichförmiges Ganzes zu bilden, und daß er, um es durchzuführen, nothwendig beschworene Verfassungsrechte verletzen und durch Verletzung derselben die leicht verführbaren Völker gegen sich aufbringen mußte, zu deren Bestem er reformiren wollte: es fehlte ihm, was sein Vorbild Friedrich II. hatte, die Unumschränktheit des Alleinherrschers; Friedrich war nirgends bei seinen neuen Schöpfungen und Umbildungen durch eine vorgefundene und beschworene Verfassung gebunden.

Die ersten Hindernisse fand er an seinen Ministern. Kaunitz war ganz mit ihm einverstanden; dieser wirkte bei allen Reformen eifrigst mit. Aber die Härte, der Stolz, der Eigennutz, Mangel an gutem Willen, an Einsicht oder Takt bei andern seiner Minister oder Diener schadeten ihm viel. Den stärksten Widerstand fand er beim Adel, bei den Mönchen, bei hohen und niedern Staatsdienern, denen das neue System gar sehr mißfallen mußte; er fand ihn bei seinem eigenen Bruder Leopold; den unerwartetsten und für ihn schmerzlichsten Widerspruch fand er bei

den Völkern, welche von Priestern und Adel über ihn und seine Reformen irre geleitet und dagegen fanatisirt wurden. Daß seine Absichten auf Süddeutschland scheiterten, das lag an Friedrich II.

Von großen politischen Entwürfen, wie Joseph erfüllt, saß damals auf dem russischen Thron Katharina II. Sie trug sich mit dem Plan, das griechische Kaiserthum wieder herzustellen, und ihren zweiten Sohn, Constantin, als Kaiser nach Constantinopel zu setzen. Im Mai 1780 besuchte sie Joseph in Petersburg. Sie bot ihm Rom und Italien, die Oberherrschaft über das westliche Europa an, wenn er ihr beistehe, die Türkei für ihren Sohn zu gewinnen. Joseph's Zweck bei diesem Besuche war, ein Bündniß mit Rußland einzuleiten, welches auch im Jahre 1783 zum Abschluß kam. Bald nach jener Rückkehr aus Petersburg erhielt er von dem Prinzen Heinrich von Preußen in Spaa einen Besuch; dieser kam, um die früher schon angeregten Entwürfe in Absicht auf Deutschland jetzt wieder aufzunehmen. Hatte aber früher Joseph, ob in Scherz oder Ernst geäußert, es sei am besten gethan, wenn Oesterreich den Süden, Preußen den Norden Deutschlands mit sich vereinige, so war er jetzt nicht mehr geneigt, mit Friedrich zu theilen.

Im Jahre 1781 besuchte Joseph die am entferntesten von seinen Hauptstaaten gelegenen österreichischen Niederlande. Seit Philipp II. waren die Niederländer von keinem ihrer Landesherren besucht worden, sie empfingen Joseph mit Freuden. Hier in den Niederlanden war die Geistlichkeit besonders zahl- und einflußreich, seinen Reformen besonders feind: das Volk, das er liebte, für seine Reformen geneigt zu machen, wählte Joseph zunächst die Begünstigung des materiellen Wohlstandes der Niederlande. Es entging ihm nicht, daß die Generalstaaten, die holländische Republik, weit blühender waren, als die österreichischen Niederlande; er fand die Quelle des geringeren Wohlstandes seiner Provinzen in der bisherigen Beschränkung ihres Handels. Der im Jahre 1713 mit Holland geschlossene Barrierenvertrag gab den Holländern das Recht, in die niederländischen Grenzfestungen gegen Frankreich Besatzung zu legen. Diesen Traktat erklärte Joseph im November 1781 für aufgehoben, ließ die Festungen, seit so lange ein steter Zankapfel zwischen Holland und Oesterreich, schleifen, und erzwang die Oeffnung der Schelde. Im Frieden zu Münster 1648 hatte Spanien für die katholischen Niederlande die freie Schifffahrt auf der Schelde an die Generalstaaten verloren gehen lassen, im Utrechter Frieden waren die Letztern im Besitz des Seehandels bestätigt worden. Joseph hatte es vorzüglich im Auge, dem Handel seiner Monarchie die größte Ausdehnung zu geben; so ging er eben jetzt daran, die Donauschifffahrt bis ins schwarze Meer auszudehnen; so war er jetzt auch entschlossen, auf der entgegengesetzten Seite seinen Unterthanen einen



Besuch
Joseph II.
bei
Katharina II. von Rußland
in der Krimm 1787.

den Völkern, welche von Priestern und Adel über ihn und seine [illegible] ings geleitet und dagegen fanatisirt worden. Daß seine [illegible] Westdeutschland scheiterten, das lag an Friedrich II.

[illegible] großen [illegible], die Joseph erfüllt, [illegible] auf dem russischen Throne Katharina II. Sie trug sich mit [illegible] das griechische Kaiserthum wieder herzustellen, und ihren zweiten [illegible] als Kaiser nach Constantinopel zu setzen. Im [illegible] Joseph in Petersburg. Sie bot ihm Rom und [illegible] Oberherrschaft über das westliche Europa an, wenn er ihr [illegible] Türkei für ihren Sohn zu gewinnen. Joseph's Zweck bei diesem [illegible] war, ein Bündniß mit Rußland einzuleiten, welches auch im Jahr[illegible] zum Abschluß kam. Bald nach seiner Rückkehr aus Petersburg [illegible] von dem Prinzen Heinrich von Preußen in Spaa einen Besuch [illegible] kam, um die früher schon angeregten Vorschläge in Absicht auf [illegible] jetzt wieder [illegible]. Hatte aber früher Joseph, ob in [illegible] Ernst [illegible], es sei am besten gethan, wenn Oesterreich den [illegible] Preußen den Norden Deutschlands mit sich vereinige, so war [illegible] nicht mehr geneigt, mit Friedrich zu theilen.

Im Jahre 1781 besuchte Joseph die am entferntesten [illegible] gelegenen österreichischen Niederlande. Seit Philipp II. [illegible] die Niederländer von keinem ihrer Landesherren besucht worden [illegible] empfingen Joseph mit Freuden. Hier in den Niederlanden war [illegible] besonders zahlreich und einflußreich, seinen Reformen besonders [illegible] das Volk, das er liebte, für seine Reformen geneigt zu machen. [illegible] Joseph [illegible] die Begünstigung des materiellen Wohlstandes des [illegible] landes. Es entging ihm nicht, daß die Generalstaaten, die [illegible] Republik, weit blühender waren, als die österreichischen Nieder[illegible] fand die Quelle des geringeren Wohlstandes seiner Provinzen in [illegible] herigen Beschränkung ihres Handels. Der im Jahre 1713 mit [illegible] geschlossene Barrierenvertrag gab den Holländern das Recht, in die [illegible] ländischen Grenzfestungen gegen Frankreich Besatzung zu legen. [illegible] Traktat erklärte Joseph im November 1781 für aufgehoben, [illegible] Festungen, seit so lange ein steter Zankapfel zwischen Holland und [illegible] reich, schleifen, und erzwang die Oeffnung der Schelde. Im Fr[illegible] Münster 1648 hatte Spanien für die katholischen Niederlande [illegible] Schifffahrt auf der Schelde an die Generalstaaten verloren gehen [illegible] im Utrechter Frieden waren die Letztern im Besitz des Seehandels [illegible] stätigt worden. Joseph hatte es vorzüglich im Auge, dem Handel [illegible] Monarchie die größte Ausdehnung zu geben; so ging er eben jetzt [illegible] die Donauschifffahrt bis ins schwarze Meer auszudehnen; so war er [illegible] entschlossen, auf der entgegengesetzten Seite seinen Unterthanen [illegible]



Besuch Joseph II. bei Katharina II. von Russland in der Krimm 1787.

Seeweg zu öffnen, seinen Niederlanden den lange entrissenen Seehandel wieder zu verschaffen. Die Holländer waren durch innere Unruhen und durch einen Krieg mit England gerade geschwächt, das schien Joseph der rechte Zeitpunkt; er ließ geradezu Handelsschiffe unter seiner Flagge auf der Schelde auslaufen; Kaunitz warnte. Die Holländer werden nicht schießen, sagte der Kaiser, und ging nach Ungarn. Die Holländer haben geschossen, schrieb ihm Kaunitz bald darauf, und er ließ 40,000 Mann gegen Holland aufbrechen, der Krieg war erklärt. Von dem deutschen Reiche forderte Joseph die Erneuerung des alten Werbgesetzes, des Verbots gegen fremde Werbung; Josephs eigener Bruder, der so eben an die Kur von Köln gelangte Erzherzog Maximilian und andere deutsche Fürsten gaben, ohne sich darum zu kümmern, gegen die erwünschten Subsidiengelder der Holländer, Truppen an diese; Frankreichs bewaffnete Vermittlung führte die Verhandlungen zu Gunsten der Holländer, und mitten hinein unter diese Verhandlungen verbreiteten sich zwei Gerüchte, zuerst Joseph wolle die österreichischen Niederlande gegen Baiern austauschen, bald darauf ein anderes, er habe dem Herzog von Württemberg einen Umtausch mit Modena angetragen.

Jetzt sprach man davon, wie Joseph schon länger Rechte und Güter der Stifte Passau und Salzburg an sich gezogen, wie er in seinen Staaten gegen 700 Klöster säkularisirt, wie er die schwäbische Reichsritterschaft als Insassen der vorderösterreichischen Landestheile behandelt und mancherlei Ueberschreitungen oder Umgehungen der Reichsverfassung sich erlaubt habe; der Kaiser wolle sich zum allgewaltigen Herrn, Süddeutschland österreichisch machen.

Es war wirklich unterhandelt worden, daß der Kurfürst Karl Theodor von Baiern dieses Herzogthum mit Zugehörden an Oesterreich überlasse und dafür das österreichische Belgien und den Titel eines Königs von Burgund erhalte. Der Kurfürst hatte eingewilligt, sein Bruder Herzog Max von Zweibrücken protestirte dagegen, wandte sich wieder an Friedrich II., und dieser stiftete gegen die Austausch-, Theilungs-, Säkularisations- und andere Projekte Oesterreichs, welche die deutsche Grundverfassung zerstören, den Fürstenbund, welchem die meisten Fürsten Deutschlands beitraten, und der die Erhaltung der bisherigen Reichsverfassung zum Zwecke hatte.

Auf das legte Joseph das Tauschprojekt zurück: Karl Theodor war schon auf der Reise nach Brüssel gewesen.

Der Fürstenbund war Friedrichs II. letztes Werk. Wenige Tage zuvor hatte er mit den nordamerikanischen Freistaaten ein Freundschafts- und Handelsbündniß geschlossen. Durch den Frieden vom 3. September 1783 hatten nach glorreichem Kampfe die dreizehn vereinigten Staaten

England zur Anerkennung ihrer Unabhängigkeit gezwungen, und Friedrich II. war der erste Fürst, der mit der Republik Freundschaft schloß. Am 17. August 1786 endete der alte Held und Staatsmann. Wann, rief Kaunitz, wann wird ein solcher König das Diadem wieder zieren? Der große Friedrich ist todt, so scholl eine Stimme vom Throne bis zur Hütte, von Norden bis in die Gebirgsthäler Siciliens, und in Deutschland war es Vielen, als sei mit ihm der Zusammenhalt aller bisherigen Verhältnisse gefallen. Und ihre Ahnung war nur zu wahr; drei Jahre nach seinem Hingang kam der erste Stoß von Frankreich her gegen das Reich, und siebenzehn Jahre nach dem ersten Stoß lag die morsche Verfassung in Trümmern.

Friedrich II. hatte es erreicht, das hohe Ziel, das er sein Lebenlang als sein einziges nie aus dem Auge verloren hatte; nicht so gut wurde es seinem Nebenbuhler Joseph II.

Am 8. November 1785 endete Josephs Streit mit den Holländern durch den Frieden von Fontainebleau; es blieb ihm durch denselben für seine Niederlande nur die innere Freiheit der Schelde von Antwerpen bis Saftingen, und jetzt erst arbeitete Joseph, die obenberührten inneren Reformen seiner Staaten durchzuführen, und all das Gute dem Volk angedeihen zu lassen, das er ihm wünschte. Er sprach den Grundsatz aus, das Privatwohl müsse zurückstehen gegen das allgemeine Wohl, und in diesem selbst finde jenes ja wieder seine Entschädigung. Dieser Grundsatz führte ihn darauf, manche bisherigen Rechte der Feudalherren aufzuheben, und hatte er die Mönche und Priester sich zu unversöhnlichen Feinden gemacht, indem er ihre Klöster aufhob, ihre Güter zum Volksunterricht verwandte, überhaupt das Kirchenwesen reformirte und die Gewissen frei gab, so verschworen sich jetzt die Feudalherren mit den Priestern, wegen seiner politischen Reformen. Und beiden vereinigt gelang es, das Volk, zu dessen Erleichterung er Alles that, gegen ihn aufzureizen. Daß er das Land vermessen ließ, um die Steuern zu reguliren und Gleichheit der Abgaben einzuführen; daß er neue Gesetzbücher entwarf, um Allen Gleichheit vor dem Gesetz angedeihen zu lassen; daß er auch da, wo sie noch nicht war, die jetzt in den freiesten Staaten als das Beste anerkannte Conscription einführen ließ: das Alles wußte Adel und Geistlichkeit dem gemeinen Mann so darzustellen, daß er glaubte, es sei Verrath gegen ihn und zu seinem Verderben, zum Verderben der Religion und der Freiheit. Am 6. Dezember 1786 erhob sich zuerst in den Niederlanden die ganze Geistlichkeit unter Leitung des Erzbischofs von Mecheln und des päbstlichen Nuntius gegen seine Verbesserungen in der Kirche und in dem Unterrichtswesen. Joseph ließ sich von seinem Zorn darüber verleiten, die ganze Provinzialverfassung der Niederlande aufzuheben und neben dem,

daß er seine kirchlichen Verbesserungen fortsetzte, zugleich eine politische Gährung hervorzurufen. Furchtlos in Gefahren, wie er war, ließ er sich dadurch nicht abhalten, einen Besuch bei der russischen Kaiserin in der Krimm zu machen, den er sich vorgenommen hatte. Es war wegen des Türkenkriegs. Katharina II. hatte die Krimm besetzt und den Anfang gemacht, ihren vor sieben Jahren schon mit ihm besprochenen Entwurf auf Constantinopel auszuführen. Zu Cherson gab Katharina ihm die glänzendsten Feste, und sie theilten sich auf der Karte in die Herrschaft Europa's. Auch die Griechen waren im Peloponnes aufgestanden und hatten sich an die russische Kaiserin vertrauungsvoll um Schutz und Beistand gewandt. Zu Ende des Juni 1787 kehrte er nach Wien zurück. Die Stände von Brabant hatten indessen die Steuern verweigert, bis die alte Verfassung hergestellt würde. Joseph schrieb ihnen, er trage Mitleid mit dem Unverstand und könne viel verzeihen, sie haben selbst Abstellung der Mißbräuche der bisherigen Verfassung verlangt, doch wolle er die neuen Anordnungen suspendiren, bis man sich weiter nach Maßgabe der Grundsätze des Landes verständigen werde. Aber ihr Benehmen wandte Josephs Herz fast eben so sehr von ihnen, als die Priester und der Adel ihre Herzen ihm entfremdet hatten. „Meine Unterthanen," schrieb er an den Grafen von Trautmansdorf, „widersetzten sich den Verfügungen, die ich zum Besten dieser Provinzen getroffen hatte, und an der Spitze des Janhagels standen die Edeln der Nation. Selbst Frankreich succedirte in diesen Verwirrungen dadurch, daß es die Notabeln zusammenberief, das Volk wähnte sich unter Heinrich IV. zu sein, hoffte von den rednerischen Talenten seiner Repräsentanten so Vieles. Die Menschen verlangen mit Ungestüm eine Freiheit, die ihnen nachtheilig würde, weil die wenigsten von ihnen Kenner des Gebrauchs der Freiheit sind. Möchten alle, die zur Erziehung und zum Volkstone mit beitragen können, den Unterthan überzeugen, daß die meisten Revolutionen eine Wirkung des Ehrgeizes einiger Wenigen seien, daß diese das Volk zur Ausführung ihrer Absichten gebrauchen, und daß der glückliche Ausgang einer Empörung mit Strömen Bürgerbluts erkauft werden müsse. Beinahe wären die Jahrhunderte Alba's, die Dragonaden der Valois wieder aufgelebt, hätte nicht ein Genius von höherer Macht den Oelzweig über Europa ausgebreitet und dem Toben von Unzufriedenen Einhalt gethan. Die Begebenheiten in den österreichischen Niederlanden haben mir verdrießliche Augenblicke gemacht, und dieses Volk wird sich die Zuneigung nicht wieder erwerben, die ich einst für es empfand." In seinen kirchlichen Verfügungen wich er nicht einen Finger breit; er hoffte in der Türkei sich Lorbeere zu holen, und, im Glanz des Siegers im Osten, auch im Westen, in seinen Niederlanden, eher durchzudringen. Er trug sich mit dem Gedanken, daß es ihm beschieden sei, die Türken wieder aus

Europa zu vertreiben: das hätte ihn allerdings mit einer Glorie umgeben müssen, vor der sich keine Opposition hätte halten können. Er rüstete sich gewaltig, und erklärte am 9. Februar 1788 der Pforte den Krieg. In den ersten Monaten ging dieser sehr günstig für Oesterreich, im Fortgang entsprach er nicht den Erwartungen. Daß Joseph den Vertheidigungsplan, zu dem Lascy rieth, dem Angriffsplan von Laudon vorzog, war das Unglück. Nach dem Ueberfall bei Lugosch am 20. September 1788 zog sich das Heer zurück und litt außerordentlich an den Folgen der unerträglichen Hitze und der ungesunden Gegend. Er selbst holte sich den Keim einer unheilbaren Krankheit. Erschöpft und niedergebeugt durch das Unglück seiner Heere, kam er im Dezember in Wien an. Das folgende Jahr war seinen Waffen desto günstiger, Laudon eroberte Belgrad, und die Waffen der verbündeten Russen waren so glücklich als die seinigen. Gemeinschaftlich mit den Russen erfocht er einen großen Sieg bei Fokſany, einen größern bei Martinesi. Getragen von den Hoffnungen auf diesem zweiten Feldzug, hatte er schon zu Anfang des Jahres 1789 an Prinz Karl von Nassau geschrieben: „Im Oktober dieses Jahres verordne ich einen Congreß, nach dem Osmans Volk die Ghiaurs um Frieden bitten wird. Die Traktate von Karlowitz und Passarowitz dienen meinen Ambassadeurs zur Basis der Unterhandlungen, wobei ich mir Choczim und einen Theil der Moldau zueignen werde. Rußland behält die Krimm, Oczakow wird geschleift, Prinz Karl von Schweden wird Herzog von Kurland, und der Großherzog von Florenz wird römischer König. Dann ist Universalfriede in Europa. Bis dorthin hat Frankreich mit den Notabeln der Nation Richtigkeit gemacht, und — die andern Herren denken zu sehr an sich selbst, und so wenig an Oesterreich.“ Nach jenen großen Siegen zweifelte er nicht mehr in einem dritten Feldzuge die Türken nach Asien zu drängen, und noch vorher, im Mai 1789, wagte er in den Niederlanden die entscheidensten Schritte.

Die Stände von Brabant und Limburg hatten eine Art Charte unter dem Namen Joyeuse Entrée, welche die Landesherren bei der Huldigung vor dem feierlichen Einzug in die Residenz beschwören mußten. Unter vielen Rechten derselben war der wichtigste Punkt, daß, sobald der Landesherr versuchen würde, eines dieser Rechte aufzuheben, eben damit die Verpflichtung der Unterthanen gegen ihn aufgehoben sein sollte. Hatte Joseph schon im Mai seine Erziehungsreformen in Löwen durchgeführt, so erlaubte er sich am 18. Juni diese wichtige Charte der Brabanter zu vernichten, und die niederländischen Stände aufzulösen. Im Stolz seiner Hoffnungen und seiner Siege hatte sich sein sonst so heller Geist verblendet; wie ein Nebel schwamm es ihm vor dem Auge, während die Flammen der Revolution, des neuen Geistes rings um ihn aus dem Boden zuckten und seine Füße leckten.

Am 17. Januar, in eben den Tagen, da Joseph jenen Brief an den Prinzen von Nassau schrieb, hatte in Frankreich, dem Reiche seines Schwagers, der Bürgerstand die gleiche Stimme mit der Geistlichkeit und dem Adel erworben; die Versammlung der Notabeln hatte sich in eine constituirende Nationalversammlung verwandelt: bald war das ganze französische Volk im Aufstand; am 11. Juli trug Lafayette in der Nationalversammlung die natürlichen Rechte des Menschen vor; am 14. Juli wurde die Bastille erstürmt; am 17. Juli nahm Josephs Schwager, König Ludwig XVI., auf dem Pariser Stadthause die Nationalkokarde an; der Adel fing an auszuwandern, das Feudalsystem wurde aufgehoben, die Nationalgarde gebildet, und die königliche Familie am 6. Oktober gefangen nach Paris gebracht.

Durch die Aufhebung des Feudalsystems mit allen seinen Wirkungen, durch die Vernichtung aller Provinzialverhältnisse, welche die französische Nationalversammlung am 4. August beschloß, wurden auch die deutschen Reichsstände auf dem linken Rheinufer getroffen: alle die deutschen Herren, welche in den seit dem münsterischen Frieden an Frankreich abgetretenen Landschaften ansäßig oder begütert waren, verloren durch diesen einen Schlag ihre Rechte; in dem deutschen Volke selbst wurde die Erklärung der Menschenrechte mit Enthusiasmus aufgenommen, und am 24. Oktober erließen die brabantischen Provinzen ein Manifest, worin sie ihre Unabhängigkeit erklärten; sie vertrieben die Oesterreicher, denen nur Luxemburg blieb, schnell aus ihren Grenzen, bildeten zusammen die belgische Republik, und knüpften als solche Unterhandlungen mit Preußen an. Einen Monat früher waren die Unterthanen des Bischofs von Lüttich gegen ihren Landesherrn aufgestanden.

Es war kein gutes Zeichen für das Reich, daß die Reichsstände, die auf dem linken Rheinufer Verlust erlitten hatten, sich nicht an den Kaiser, sondern an den König von Frankreich mit ihren Klagen wandten: erst zu Anfang des Jahres 1790 riefen die betheiligten Kreise, zuerst der oberrheinische, die Hülfe des Kaisers und des Reichstags an.

Aber Joseph war nicht mehr der frühere; aus der stolzen Höhe, worin er kaum noch flog, war er plötzlich herabgestürzt, das Herz des Kaisers und des Menschen war gebrochen, gebrochen unter dem Gewicht so vieler von allen Seiten zu gleicher Zeit auf ihn einstürmenden Schläge. Immer schwerer erkrankt, erfuhr er den Abfall seiner Niederlande. Mit den Niederlanden standen die Ungarn auf, mit den Ungarn die Tiroler: alle verlangten das Alte zurück; der Geist der Empörung stellte sich drohend an sein Krankenlager und verlangte den Widerruf aller Reformen. „Ich sterb', ich sterb'," rief Joseph, als er die gegen sich aufgewiegelt sah, für deren Bestes er den neuen Grund gelegt hatte; „ich müßte von Holz sein,

wenn ich nicht stürbe." Im Januar 1790 erschien zum Erstaunen Europa's ein Manifest, worin er alle während seiner Regierung in Ungarn erlassenen Verordnungen zurücknahm, nur die über die Gleichstellung der Glaubensbekenntnisse nicht. Am 20. Februar war er eine Leiche, in seinem 49. Jahre.

Diese so reich ausgestattete Natur war eigentlich nie glücklich gewesen, selbst häuslich nicht, da er das Weib seiner Jugend und seiner zärtlichsten Liebe nach kurzem Besitz von drei Jahren durch den Tod verlor, in seinem dreiundzwanzigsten Jahre. Im Begriff, den Kaiserthron zu besteigen, schrieb er seinem Lehrer: "Ich bin jetzt vierundzwanzig Jahre alt, die Vorsehung hat mir frühe den Kelch des Leidens hingegeben. Theure Elise, du bist unvergeßlich für meine Tage!" Auch seine zweite Gemahlin war ihm nur zwei Jahre vergönnt gewesen, und seit seinem achtundzwanzigsten Jahre hatte er des häuslichen Glückes entbehrt. Müde von den Geschäften des Tages, pflegte er sich in einem Zirkel ausgezeichneter Männer und Frauen zu erheitern. Unter den Damen seines Hofes liebte er besonders die württembergische Prinzessin Elisabeth, die dem Sohne seines Bruders Leopold, dem nachmaligen Kaiser Franz II., vermählt war. Der Begräbnißtag dieser ausgezeichneten Frau war Josephs Todestag. Man schreibe auf mein Grab, sprach er sterbend: "Hier ruht ein Fürst, dessen Absichten rein waren, der aber das Unglück hatte, alle seine Entwürfe scheitern zu sehen."

Er hatte freiwillig seinem Volke geben wollen, was Frankreichs Volk durch eine Revolution und durch die Kämpfe und Leiden eines halben Jahrhunderts nicht ganz erlangen konnte, und sein Volk hatte mit Undank das Dargebotene verworfen. Dieser Undank verstimmte ihn und riß ihn zu Mißgriffen fort. Der Dank der Nachwelt, die ihm diese verzeiht, schmückt dafür mit unsterblichen Kränzen den Sarg des edelsten Menschen, der auf dem deutschen Kaiserthrone gesessen ist.

---

d. 30. Sept. 1790 — d. 1. März 1792

Leopold II.

Während die Bewegung, die von Frankreich ausging, ihre Kreise schon auch auf Deutschland auszudehnen begann, und die Rechte des Reiches angegriffen waren, ließ dieses die Langsamkeit der Reichsfürsten ein ganzes Halbjahr lang ohne Oberhaupt. Erst am 30. September 1790 wurde einstimmig Josephs II. Bruder und Erbe, Leopold II., früher Großherzog von Toskana, zum Kaiser erwählt. Auch Leopold war ein

aufgeklärter Fürst, edel und weit umsichtiger als Joseph. Er setzte den Türkenkrieg nicht fort, er war kein Eroberer; um den Beistand der Seemächte zur Wiedergewinnung der eroberten Niederlande zu erhalten, willigte er sogar in die Forderung der Seemächte, alle türkischen Eroberungen seines Bruders, selbst Belgrad an die Türken zurückzugeben. In Ungarn wußte er Adel und Volk für sich zu gewinnen. Mit den Niederländern unterhandelte er, während er Truppen marschiren ließ, und bedrängt von den Seemächten und Preußen zugleich, unterwarf sich ihm die neue Republik auf Herstellung der alten Rechte und Freiheiten, im Dezember 1790. Er verstand es, die zwischen Fürst und Volk gelösten Bande wieder anzuknüpfen. Dann verwandte er sich für die Reichsstände, die auf dem linken Rheinufer verloren hatten. Seine und des deutschen Reiches Beziehungen zu Frankreich waren jetzt die wichtigsten. Die Prinzen und der Adel größtentheils waren aus Frankreich ausgewandert; sie hatten sich von jeher als Frankreich betrachtet, wollten es auch jetzt als Emigranten vorstellen, und sahen in der französischen Nation, in den bewegten Neufranken nur rebellische Unterthanen. König Ludwig XVI. ließ sich verleiten, zu fliehen, um sich den Emigranten anzuschließen; er wurde eingeholt und nach Paris zurückgebracht. Um seinen Schwager gegen Gewalt zu schützen, erklärte Kaiser Leopold die Sache Ludwigs XVI. für die Sache aller europäischen Souveräne, und der alte Kaunitz erließ eine gebieterische Note an die Nationalversammlung. Zu Pillnitz trat Friedrich Wilhelm II. von Preußen in einen geheimen Bund gegen Frankreichs Revolution, am 27. August 1791; als aber Ludwig XVI. am 16. Oktober die neue französische Constitution der beschränkten Monarchie annahm, trat Kaiser Leopold mit kluger Mäßigung sofort Frankreich gegenüber auf; er hoffte noch „das Haus seiner Schwester bei der Nation zu erhalten.“ Er verbot in diesem Sinne den Emigranten, sich in den Niederlanden gegen Frankreich zu bewaffnen; der französische Minister des Auswärtigen dankte ihm dafür und ermahnte ihn auch, den Haufen, die sich am Rheine sammeln, die Bewaffnung niederzulegen, damit der Friede zwischen Frankreich und Deutschland nicht gestört werde. Die Emigranten hatten den Pillnitzer Bund, einen Bund der Fürsten, zur Erhaltung der öffentlichen Ruhe und zur Sicherheit und Ehre der Kronen, bekannt gemacht, und als Leopold, von den Emigranten bearbeitet, die Entfernung derselben aus dem Trierischen nicht bewilligte, erklärte die Nationalversammlung am 25. Januar 1792 den Krieg, wenn nicht bis zum 10. Februar eine beruhigende Erklärung einkäme. Leopold gab sie. Darauf bot die Nationalversammlung für die Verluste auf dem linken Rheinufer Entschädigung an; der beste Erfolg schien Leopolds Weisheit zu belohnen; aber ehe diese Mittheilung ankam, starb Leopold II. am 1. März 1792, im fünfundvierzigsten Jahre.

1792 – 1 Aug. 1806

Franz II.

Wieder vier volle Monate blieb der Kaiserthron unbesetzt. Leopolds ältester Sohn und Erbe in der österreichischen Monarchie, Franz, der König von Ungarn und Böhmen, hatte schon nicht dieselbe Mäßigung wie sein Vater Frankreich gegenüber, und der alte Kaunitz riß den vierundzwanzigjährigen Fürsten zu einer Note hin, auf welche der so eben ins französische Ministerium eingetretene Dumouriez den König Ludwig XVI. zur Kriegserklärung drängte, und Rochambeau und Lafayette fielen in die österreichischen Niederlande ein, während Custine und Ferrière am Oberrhein die Pässe bei Pruntrut wegnahmen. Preußen schloß sich an Oesterreich an, und unter dem Namen des preußischen Oberfeldherrn, jenes aus dem siebenjährigen Kriege bekannten jüngern Ferdinands von Braunschweig, erging ein Manifest, das ein gewisser Limon, ein verjagter französischer Höfling, aufsetzte, und dessen kurzer Sinn war, wenn die Franzosen sich nicht schnell reuig zu den Füßen ihres Königs legen, so sei beschlossen, Paris der Erde gleich zu machen. Erst nachdem der Krieg begonnen war, wurde Franz zum Kaiser erwählt; die Wahl war fast nur noch Ceremonie, und keine Kaiserkrönung war so glanzlos wie diese. Jetzt wurde auch das deutsche Reich in den Krieg gegen Frankreich gezogen, da der erste Feldzug Oesterreichs und Preußens schon stockte. Die Anstalten waren so langsam als je, während die Neufranken, welche die Constitution und den Thron umstießen, den König gefangen setzten und anklagten, und als Republikaner vom 12. September 1792 eine neue Zeitrechnung anfingen, schon am Mittelrhein in Deutschland eindrangen, auf das Herz des Reiches; Speier, Worms, das schlecht vertheidigte Mainz, Frankfurt, der Königstein fielen nacheinander schnell in ihre Hände. Ludwigs XVI. königliches Haupt fiel unter der Guillotine, und alle christlichen Monarchen außer Dänemark und Schweden traten in einen großen Bund gegen „die in Frankreich herrschende Faktion“ zusammen, die jugendliche Republik aber erklärte ihnen allen den Krieg.

Das edle unglückliche Polen hatte sich um diese Zeit eine veränderte Staatsverfassung gegeben, so trefflich, daß sie ganz Europa mit Beifall aufnahm und Pitt und Burke, die Gegner der französischen Revolution, die neue polnische Verfassung einen Uebergang aus Anarchie zur Ordnung nannten. Preußen, Oesterreich, Rußland erkannten sie an. Aber ein Jahr darauf theilten sich König Friedrich Wilhelm II. von Preußen und Katharina II. von Rußland abermals in das polnische Land, dem sie Schutz zugesichert hatten: Preußen riß 1000 Quadratmeilen mit einer

Million und hunderttausend Einwohnern davon ab, Rußland über 4000 Quadratmeilen mit mehr als drei Millionen Einwohnern. Friedrich Wilhelm sagte, er müsse, ehe er gegen die französischen Jakobiner ziehe, sich den Rücken vor den polnischen Jakobinern sichern. Zu gleicher Zeit aber trat er mit den Neufranken in geheime Friedensunterhandlungen, während Kaiser Franz II. der Theilung Polens zusah, um Preußen im Bunde mit sich gegen Frankreich fest zu halten.

In Frankreich bot der Wohlfahrtsausschuß die Nation in Masse auf, und die Oesterreicher und Preußen waren schnell über den Rhein zurückgeworfen. Auch im deutschen Reiche wollte nun der Kaiser ein solches Aufgebot in Masse ergehen lassen; aber Preußen widersetzte sich der allgemeinen Volksbewaffnung: es sei gefährlich, dem Volke die Waffen in die Hand zu geben. Die Reichsfürsten zeigten sich bereits des Krieges gegen Frankreich müde, und Preußens König schloß ohne Rücksicht auf das deutsche Reich und das gemeinsame Interesse, die Sache der Könige verlassend, im April 1795 mit dem revolutionären Frankreich den Frieden zu Basel. Das böse Beispiel eigenmächtiger Lossagung von der allgemeinen deutschen Sache war gegeben. Ganz Norddeutschland riß sich von der deutschen Sache los und erklärte sich in dem Kampfe neutral. Preußen hatte in einem geheimen Artikel Frankreich das ganze linke Rheinufer überlassen und für sich selbst ausbedungen, sich in Deutschland durch Aufopferung einer Reihe kleiner Reichsstände zu entschädigen, und die auf dem westlichen Kriegsschauplatz bisher gestandenen Truppen führte Friedrich Wilhelm II. nach Polen. Polen war unter Kosciusko für seine Unabhängigkeit aufgestanden. Preußens und Rußlands Heermassen erdrückten die polnischen Patrioten, da sie sie von zwei Seiten faßten, und selbst Oesterreich an ihrer Bekämpfung Theil nahm; und das alte edle Reich, dessen Söhne einst Wien, den Kaiserstaat, die Christenheit vor den Türken gerettet hatten, hatte 1795 das Schicksal, daß Oesterreich, Rußland und Preußen die dritte und letzte Theilung mit seinen Ueberbleibseln vornahmen.

In Betreff Deutschlands und seiner Erhaltung dachte Kaiser Franz II. anders. Der Friede mit Frankreich hing von der Abtretung des linken Rheinufers ab. Dieses hinzugeben, sagte der Kaiser, würde dem deutschen Namen zum ewigen Schimpf gereichen, und er setzte den Krieg fort, da das Reich ihm seinen Beistand, England 4,600,000 Pfund Sterling Vorschuß bewilligte. Drei große Heere standen am Oberrhein, am Niederrhein, in Italien gegen Frankreich; aber statt anzugreifen, blieb man stehen, und ließ dem genialen Kriegsheerschöpfer Carnot Zeit, das ganze Kriegswesen der Neufranken umzugestalten, und während man noch zuwartete, ging Carnot bereits an die Ausführung seines Planes, Oester-

reich aus Italien zu drängen, und es dann durch einen Rheinfeldzug ganz zu isoliren. Die Ausführung dieses Planes übertrug er dem jüngsten, aber kühnsten seiner Generale, Napoleon Bonaparte. Der sechsundzwanzigjährige Oberfeldherr der nach Italien bestimmten Armee zeigte durch die schnell einander folgenden Siege, bei Montenotte und Milesimo, durch den Uebergang über die Adda bei Lodi, daß Carnot sich in ihm nicht verrechnet hatte. Der Kaiser schickte schnell ein Armeecorps zur Verstärkung nach Italien, da die mit ihm verbündeten Fürsten von Modena und Sardinien, bald auch Neapel und der römische Hof mit Frankreich Frieden schlossen. Aber durch diese Absendung wurde die Rheinarmee geschwächt; Erzherzog Karl machte Fortschritte am Mittel- und Niederrhein, aber Wurmsers Armeecorps am Oberrhein war zu schwach gegen Moreau's und Jourdan's vereinigte Heere. Moreau drang durch den Kniebispaß ins südliche Deutschland ein, Jourdan überschwemmte Franken; Erzherzog Karl zog sich zurück, und auf seine Erklärung, daß es unmöglich sei, sie ferner zu schützen, erkauften die überschwemmten Länder Schwabens, Frankens und Baierns zusammen um mehr als 51 Millionen Livres von den Neufranken einen Waffenstillstand. Hätten sie diese Millionen früher verwendet, sich zu rüsten und zu vertheidigen, so hätten sie sie nicht jetzt den Feinden zahlen müssen. Mit Recht warf ihnen Erzherzog Karl kleinmüthige Hingebung vor, und drängte durch ausgezeichnete Operationen hier die Jourdanische Armee schnell über den Rhein zurück und schlug dort Moreau aus Baiern hinaus, trieb ihn durch den Schwarzwald gleichfalls über den Rhein und war im September 1796 wieder Herr des ganzen rechten Rheinufers. Die Freunde der deutschen Sache folgten seinem Siegeslaufe mit sehnlichen Wünschen und Gebeten, aber die Freude war kurz. Von Italien her zogen düstere Wolken. Kaum hielt Wurmser den siegreichen Bonaparte noch von Tirol ab; nach den Niederlagen bei Arcole und Rivoli mußte Wurmser und Mantua kapituliren, und Bonaparte drang mit überlegener Macht durch Krain und Obersteiermark herein, gerade auf Wien zu. Oesterreich war noch zudem in seinem Rücken durch die in Ungarn sich offenbarende Gährung bedrängt. Bonaparte stand nur noch neun Posten von Wien. Moreau und Hoche standen, jener auf dem Kniebis, dieser vor den Thoren Frankfurts; da bot der Kaiser Frieden, Bonaparte schloß die Präliminarien zu Leoben am 18. April 1797. Der Frieden selbst wurde erst am 18. Oktober zu Campo Formio vollendet. Oesterreich trat an die Republik der Neufranken den ganzen Rest seiner spanischen Erbschaft ab, also die Niederlande und die Lombardei; die Lombardei wurde als cisalpinische Republik von Oesterreich anerkannt, und zu seiner Entschädigung durfte es sich mit Frankreich in den ältesten europäischen Freistaat, in Venedig, theilen. Ein geheimer Artikel versprach

auch Oesterreich weitere Entschädigung in Deutschland, namentlich Salzburg nebst einem Stück von Baiern. Mit dem deutschen Reiche sollte zu Rastatt unterhandelt werden. Die Rastatter Friedensunterhandlungen wurden aber wieder abgebrochen, da Bonaparte den Frieden von Campo Formio überschritt, die Schweiz Frankreich einverleibte und den Kirchenstaat als römische Republik an Frankreich band, und Oestereich von der Schweiz aus sich bedroht sah. Kaiser Franz II. trat dem zweiten großen Bunde gegen Frankreich bei, den nun England, Rußland und Oesterreich bildeten. Der Krieg begann im April 1798 aufs Neue, und die Oesterreicher und die Russen siegten in Italien, in der Schweiz und am Rhein, Frankreich verlor ganz Italien bis auf Genua, denn Napoleon Bonaparte war im fernen Egyptenland; er hörte von Frankreichs auswärtigen Unfällen und innerem Zerfall, kam zurück, wurde erster Consul, hielt Oesterreich und England durch Friedensanträge hin, bis er sich gerüstet hatte; Rußland zog inzwischen seine Truppen in seine Grenzen zurück und trat vom Bunde ab; am Wiener Hof entspann sich ein Zwist, in Folge dessen Erzherzog Karl den Oberbefehl niederlegte. Kray trat an die Spitze der deutschen Rheinarmee von 140,000 Mann, Melas an die des österreichischen Heeres in Italien; in Oesterreich selbst machte der Kaiser eine neue Aushebung von 150,000 Mann, und ohne Ahnung, was Bonaparte indessen in Frankreich geordnet und geschaffen hatte, überließen sich England und Oesterreich dem Gedanken, die Neufranken durch diesen Feldzug ganz niederzuwerfen. Bonaparte combinirte mit Moreau einen doppelten Angriff auf Oesterreich; er führte die Reservearmee, an die man in Wien nicht glaubte, den für unmöglich gehaltenen Weg über die Alpen, und schlug in blitzschneller Ueberraschung die Oesterreicher in der Schlacht bei Marengo, am 14. Juni 1799; ganz Italien war wieder sein, und fünf Tage nach dem Siege von Marengo, wo Melas geschlagen wurde, erlitt Kray bei Höchstädt (Hohenlinden) eine vollkommene Niederlage durch Moreau, der vom Oberrhein her mit 130,000 Mann vorgedrungen war. Durch Lecourbe bot Moreau der italienischen Armee die Hand, diese bedrohte Tirol und Oesterreich; der Kaiser ging selbst zur Armee und gab den Oberbefehl an den Erzherzog Johann; Moreau drang bis Salzburg vor, der Kaiser rief den Erzherzog Karl zur Armee zurück, aber sie war in der übelsten Lage; die Franzosen standen nur noch zwanzig Stunden von Wien, und der Kaiser entschloß sich zum Frieden von Lüneville, 9. Februar 1801. Was man schon zu Rastatt hatte zugestehen müssen, der Thalweg des Rheins als Grenze zwischen Frankreich und Deutschland und die Entschädigung der dadurch verlierenden Fürsten auf der rechten Seite des Rheins, wurde anerkannt. Der Friede war nicht sowohl für Oesterreich, als für das deutsche Reich nachtheilig. Die drei geistlichen Kurfürstenthümer, Mainz, Trier und Köln, wurden

aufgehoben, alle Reichsstädte bis auf Lübeck, Hamburg, Bremen, Frankfurt, Augsburg und Nürnberg, alle noch nicht eingezogenen Bisthümer und Abteien, alle reichsunmittelbaren Grafen und Ritter wurden Unterthanen der mächtigeren Stände. Hessen-Kassel, Württemberg und Baden wurden zu Kurfürstenthümern erhoben.

So verlor das deutsche Reich 1200 Quadratmeilen mit vier Millionen Einwohnern seines schönsten Landes an Frankreich, das ganze linke Rheinufer, dabei die schönen urdeutschen Städte Aachen, Köln, Worms und Speier. Preußen erhielt die Hochstifte Paderborn, Hildesheim, das mainzische Thüringen, einen Theil von Münster, sechs große Abteien und die Reichsstädte Mühlhausen, Nordhausen und Goslar.

Kaum war diese Theilung, diese neue Zusammensetzung des deutschen Reiches, welche seine morsche Verfassung in den Fundamenten erschütterte, vollendet, als Napoleon Bonaparte im Jahre 1804 sich die Krone aufsetzte, sich Kaiser nannte und vom Pabste selbst sich salben ließ.

So usurpirte der Feldherr der Neufranken kühn und stolz den Kaisertitel und bald darauf den eines Königs von Rom, zwei Titel, die beinahe seit einem Jahrtausend mit der deutschen Krone verbunden waren. Man sah, die Krise war gekommen.

Wäre Deutschland Eins gewesen, von den schrecklichen Schlägen, die seit 1792 es trafen, hätte es nicht einer getroffen. Jetzt war ein Theil des einst an der Spitze der Christenheit stehenden Reiches die Beute der Franzosen, der Ueberrest der Tummelplatz ihrer Willkür, ihrer Kabalen und ihres Uebermuths. Deutschlands Zerstückelung, für die freie geistige Entwickelung wohlthätig, war politisch sein Verderben. Daß es nicht ein Staatskörper war, mit einer Religion, einem Gesetz und einer Regierung, mit gemeinschaftlichem Streben und gemeinschaftlichem Interesse, das war die eine Quelle des Unglücks. Preußen besonders war anzuklagen, Preußens nur auf sich selbst berechnete Politik, jene unheilbringende Trennung und Vereinzelung der Fürsten des Reiches, die es beförderte; Preußen gab den kalten Zuschauer bei dem Todeskampfe des Reiches, der österreichischen Monarchie ab, und das, daß mehr als die Hälfte der mittleren und kleineren Reichsstände aus Privatinteresse oder Kleinmuth Neutralität oder wirkliche Treulosigkeit wählten, das lähmte, das entkräftete das Reich. Viel Schuld lag auch in der Unentschlossenheit Oesterreichs, welche die rechte Zeit verstreichen ließ; an halben Maßregeln, an Furchtsamkeit im Angriff, an dem Belieben der Defensive, an Uneinigkeit im Kabinet, an Rücksichtslosigkeit gegen die Frankreich zunächst liegenden Reichsstände, gegen das Ganze des Reichs überhaupt. Nicht die kleinste Schuld lag in dem sittlichen und geistigen Zustand der Deutschen. So große Geister in der letzten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts in

Deutschland aufgestanden waren, der goldene Samen, den sie ausstreuten, war im Volke noch nicht aufgegangen, kaum in einen kleinen Theil des Volks eingedrungen. Die vielen aufgekommenen Erziehungsmethoden hatten die deutsche Jugend verdorben. Alles war nach dem Ausdruck eines edeln Zeitgenossen durch die Erziehungsmethode zu Schlafe gebracht, recht bürgerlich, in der Stille, als schämte man sich seiner selbst; statt der Kraftbrühen, womit Luthers Bibel einen Gustav Adolph, womit die alte Poesie von Vaterland und Ehre die Helden der frühern Zeit aufgenährt, hatten die Zeitgenossen eine so saft- und geschmacklose, als klarlautere Vernunftsuppe vorgesetzt bekommen; alles Erhebende war weg demonstrirt. Der Glaube war verloren gegangen, und weil sie nicht glauben konnten, konnten sie nicht siegen. Sollten die Deutschen wieder zu sich kommen, so war es durchaus nöthig, daß die Fremden ihnen in's Gesicht spieen, sie ausraubten. Die Mittel zur gemeinschaftlichen Rettung mußte man in der Quelle des gemeinschaftlichen Verderbens suchen. Schon lange fühlten und sprachen die besten Köpfe Deutschlands es aus, daß es jetzt für alle Deutsche nur eine Sache und nur einen Feind gebe und geben müsse, die Nationalsache und den Nationalfeind; daß man alle andern Gefühle, Systeme und Maximen zu vertragen habe, bis jene große Sache ausgefochten, dieser Feind bekämpft sei. Nicht so dachten, nicht so sprachen die deutschen Fürsten. Nur von Skandinavien herüber, von dem ritterlichen Könige von Schweden, wurde eine würdige, die rechte Sprache geführt. Laut eiferten öffentliche Stimmen gegen die fortdauernde Wechselfeindseligkeit der beiden großen germanischen Staaten, Preußens und Oesterreichs; laut sprachen Patrioten es aus, daß vor Allem in der Aufhebung aller Eifersucht zwischen diesen Staaten, in der möglichsten Annäherung beider aneinander, in einer endlichen treuen Vereinigung derselben eines der letzten noch übrigen Mittel zur Aufrechthaltung der Unabhängigkeit von Europa und zur Abwendung des mit jedem Tage furchtbarer über die Völker einbrechenden französischen Despotismus zu finden sei.

An eine solche Verbindung Preußens und Oesterreichs aber war nicht zu denken, so wenig als an irgend eine andere große und entscheidende Maßregel, so lange im österreichischen wie im preußischen Ministerium die Männer die Geschäfte leiteten, die jetzt noch an der Spitze standen.

Diese zu beseitigen, arbeiteten darum vor allem Diejenigen, die es mit der deutschen Sache wohl meinten.

Je weniger von Oben geschah, von den Kabinetten aus, desto inniger schlossen sich die Besten in der Nation zusammen, um in ihrem Volke die schlummernde Kraft, Gefühl für Freiheit, Ehre und Vaterland, Gemeinsinn und Glauben an die gute Sache des Rechts zu wecken und zu heben. Es gab zwar selbst unter den tonangebenden Schriftstellern manchen Ver-

blendeten, manchen, der in die deutsche Welt hineinschrieb: „Napoleon liebe Deutschland, die Welt,“ viele, welche ihm den dicksten Weihrauch streuten; aber es gab auch solche, die begeistert all ihr Genie, ihren Ruhm, ihr Leben einsetzten, um das Vaterland aus seiner Schmach zu ziehen, die es nicht gleichgültig mit ansehen konnten, daß der Landgraf von Hessen, der Fürst von Nassau oder Isenburg die kaiserlichen Adler herab schlug, die kaiserlichen Edikte zerriß, die Reichsverfassung mit Füßen trat, französische Agenten den württembergischen Landtag dirigirten, französische Gendarmen die Polizei in Baiern verwalteten, Franzosen sich jeden Raub und Hohn auf deutschem Boden erlaubten. Es waren Männer, welche die vaterländischen Angelegenheiten als wahre Deutsche, nicht als kleinliche Provinzialisten betrachteten und behandelten und die mit einander darüber zu Rathe gingen, was eigentlich gethan, wie und wo und von wem es am Besten gethan werden müsse. Sie sahen in der treuen Verbindung zwischen Oesterreich und Preußen Deutschlands Hoffnung, weil durch die Trennung dieser beiden Hauptmächte zumeist der Einfluß der auswärtigen Mächte zu einem so empörenden Umfang und Uebergewicht herangewachsen war. Sie waren überzeugt, daß unter die Flügel eines so mächtigen Bundes, wie der Preußens und Oesterreichs, sich sogleich und ohne Widerrede alle größern und kleinern deutschen Fürsten begeben würden, die Gutgesinnten mit Ueberzeugung und Liebe, die Unpatriotischen aus Furcht; daß, was von der Verfassung des Reiches noch ferner geändert werden müßte, dann nach Grundsätzen der Gerechtigkeit und der allgemeinen Wohlfahrt, nicht nach den schimpflichen Vorschriften französischer oder russischer Unterhändler und Ländermäckler geändert würde, und der Reichstag, der jetzt nur noch dazu diene, den stufenweisen Verfall der kaiserlichen Macht von Zeit zu Zeit der Welt zu verkündigen, sich von neuem in eine oberste Gesetzgebungsbehörde verwandeln könnte, welche über die großen Angelegenheiten der Nation mit Selbstständigkeit und Weisheit berathschlagte. Sie hegten das Vertrauen, daß die vereinigten Kräfte von Deutschland, mit Energie und Einsicht benützt, und nicht durch ein ernst- und geistloses Manövriren in den Tag hinein verschwendet, noch immer beträchtlich genug wären, um gegen Frankreich und seinen Bonaparte in die Schranken zu treten. Sie rechneten vernünftig und kaltblütig heraus, daß, wenn Napoleon Oesterreich und Preußen in einem wahren Bündniß vereinigt, zu allen großen Maßregeln bereit, und mehr als eine halbe Million der besten europäischen Truppen, dazu die ganze Volksmasse Deutschlands vom Rhein bis an die Weichsel, und vom adriatischen Meer bis an die Nordsee in Waffen sähe, er keinen neuen Krieg unternehmen würde.

Es stand diesem Bund allerdings viel entgegen, und es schien eine der schwersten politischen Aufgaben, eine gründliche und dauerhafte Ver-

bindung zwischen den beiden deutschen Hauptmächten zu stiften. Durch alles, was Oesterreich verlor, daß Preußen das werden konnte, was es war, durch wiederholte und blutige Kriege, durch ein halbes Jahrhundert von offenen oder versteckten Befehdungen, von mannigfaltig streitendem Interesse, von wesentlich feindseliger Politik, von Mißtrauen, Eifersucht und Erbitterung hatte sich zwischen diesen beiden Mächten eine eherne Mauer gethürmt, und es war Weisheit von beiden nöthig, das Vergangene vollkommen zu vergessen, um den beide Mächte zugleich bestürmenden Gefahren zu begegnen.

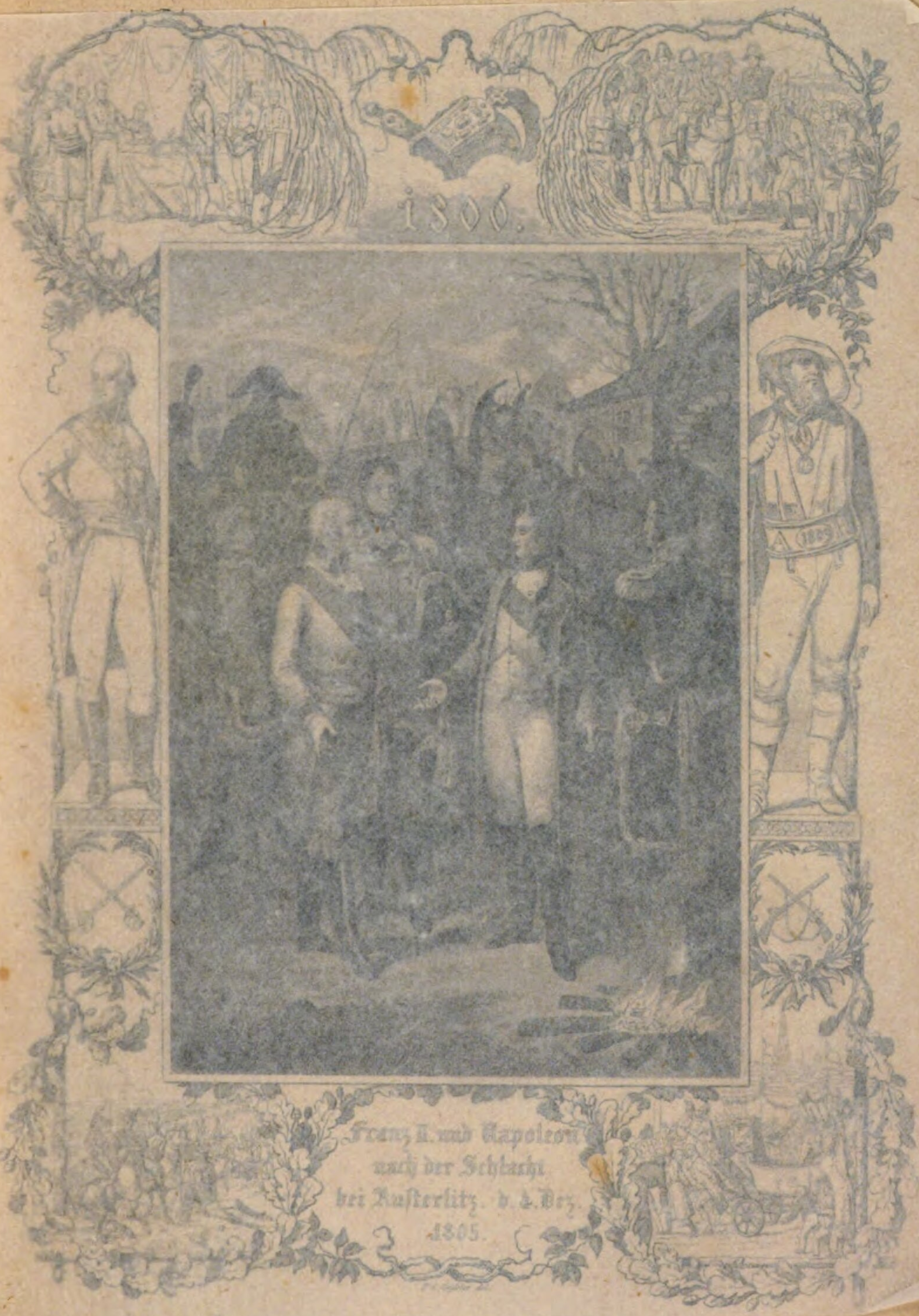
Und doch fehlte gerade diese Eigenschaft beiden Kabinetten. Während der Erbhaß der Preußen und Oesterreicher gegen einander im Volke immer mehr abnahm und die Allianz beider immer mehr populär wurde, widersetzte sich das österreichische Ministerium noch immer dieser Verbindung. Es that nicht nur keinen einzigen Schritt, Preußen zu einem solchen Bunde zu gewinnen, es fühlte nicht einmal das Bedürfniß und die Wohlthätigkeit desselben. Dieses Kabinet that jetzt, als so große Risse nicht bloß in das deutsche Reich, sondern in den Bau der österreichischen Monarchie gemacht waren, im eigentlichsten Sinne nichts. Von allen Seiten beschränkt, geängstigt, gedemüthigt, bedroht, sah es nicht einmal die Nothwendigkeit schleuniger Hülfe und einer schleunigen Veränderung des bisherigen Systems, es lebte wie bisher von Jahr zu Jahr in gleicher Unthätigkeit fort, es vergaß nicht bloß die alten Resultate der Geschichte und Staatsweisheit, sondern es verschloß selbst gegen das Sonnenlicht eigener Erfahrung, der frischesten, bittersten Erfahrung, die Augen, es überließ sich, gleich als wenn nun Alles gethan und der Staat und Deutschland in Sicherheit wäre, dem Schlummer, und gab diese Gleichgültigkeit gegen das öffentliche Wohl für eine weise und überdachte Politik, für ein von den Umständen vorgezeichnetes, das einzige ihnen angemessene Verfahren aus, für ein Mittel, neue Kräfte zu erwerben. *

Und doch war eigentlich nur noch die Frage, welche von beiden Mächten, ob Oesterreich zunächst oder Preußen, Napoleons Schlägen erliegen müßte. Schon hatte er alle Vormauern des deutschen Reiches in seiner Gewalt, alle Festungen, die in seinem Besitz waren, geschleift, alle militärischen Vertheidigungspunkte überflügelt. Von der Schweiz und Italien her, von den Gipfeln der ihm unterthänigen Alpen konnte er sich unaufhaltsam auf das Centrum der österreichischen Monarchie stürzen, auf ebenem Felde in die allenthalben offenen Provinzen des unbedeckten

* Es ist zu bemerken, daß sich das hier Gesagte und Manches im Folgenden auf die vertrauten Briefe und Druckschriften Friedrichs von Gentz und Johannes von Müller, oft auf eigene Worte derselben, gründet, zweier Staatsmänner, die eingeweiht waren und scharf sahen.

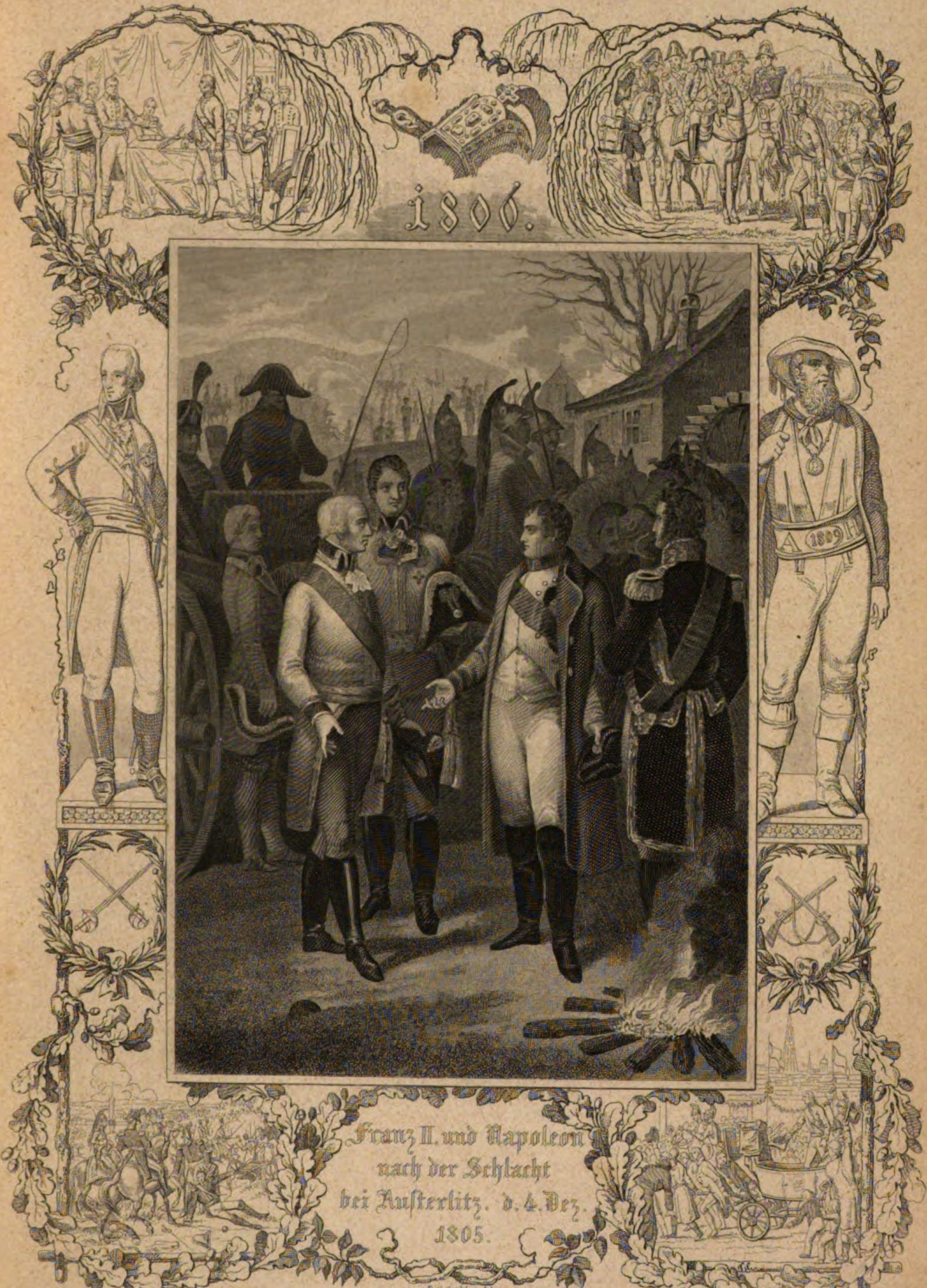
preußischen Staates einziehen. Und schon brachte jeder Tag neue Anmaßungen, und die italienisch-französische Armee verstärkte sich an der österreichischen Grenze.

Endlich gelang es, im österreichischen Kabinet einige Aenderungen zu Stande zu bringen, besonders im Kriegsdepartement. Die bisher darin allmächtige Partei wurde gestürzt, und Mack kam an das Kriegsministerium. Der letzte Kriegsminister war hauptsächlich an der Desorganisation der österreichischen Armee schuld gewesen; es wurde als Thatsache erhoben, daß, wenn Napoleon im Februar 1805 Oesterreich angegriffen hätte, ihm nicht 15,000 Mann entgegen zu stellen gewesen wären. Mack, der neue Generalquartiermeister, war rastlos thätig, die Armee neu zu organisiren; aber weder der Kaiser, noch weniger Erzherzog Karl waren geneigt, den Kampf mit Napoleon zu wagen. Erst als Rußland sich rüstete, und ein Krieg Rußlands mit Frankreich gewiß schien, ergriff auch der Kaiser den Gedanken eines neuen Kriegs, zumal da Oesterreich in seinen italienischen Besitzungen von Napoleon empfindlich verletzt wurde, und der französische Kaiser erklärte, er werde das Reich Karls des Großen wieder herstellen. Alle Hellsehenden erklärten Preußens Beitritt zum Bunde für unumgänglich nothwendig; aber man ging auch jetzt noch nicht mit Ernst daran, und Preußen wollte nicht, schwankte wenigstens, nicht das Volk, nur das Kabinet. So übernahmen Rußland und Oesterreich den Krieg allein. Aber die Blüte ihrer Hoffnungen verwelkte den deutschen Patrioten unter den Händen. Weil man den König von Preußen zum Beitritt zwingen wollte, hielt sich die russische Armee zwei Monate lang an der preußischen Grenze auf; Napoleon kam ohne Anfrage durch das neutrale preußische Gebiet wie auf Flügeln daher, und stand an der Donau, wo Mack mit einer trefflich ausgerüsteten Armee sich aufgestellt hatte. Es hing ein eigenes Mißgeschick auch über dieser Unternehmung. Mack wollte, nachdem er es versäumt hatte, zur rechten Zeit loszuschlagen, den französisch gesinnten Kurfürsten von Baiern niederwerfen, oder zum Beitritt zwingen; er fiel in Baiern ein, und verfehlte den Kurfürsten und seine Armee. Sein Generalstab beschwor ihn, nicht über den Lech zu gehen; er ging nach Ulm. Es schwindelte ihm, seine Umgebungen fühlten es, aber vermochten ihm nicht zu widerstehen, da er eine kaiserliche Vollmacht in der Tasche trug. Napoleon schloß ihn in Ulm ein, und Mack ergab sich am 17. Oktober 1805 mit 23,000 Mann und allem Kriegsgeräth gefangen. Noch konnte Erzherzog Karl, der gegen Massena stand, diesen aufs Haupt schlagen, schnell in Tirol vorrücken, sich mit den dort befindlichen Truppen vereinigen, und mit 130,000 Mann bei Salzburg herausbrechen. Da die österreichisch-russische Armee 60,000 Mann stark am Inn stand, so war es möglich, die Franzosen wieder aus Baiern zu drängen: Erzherzog Karl wählte das Sicherste,


1806.
Franz II. und Napoleon
nach der Schlacht
bei Austerlitz. d. 4. Dez.
1805.

[illegible] einziehen. Nur schon brachte jeder Tag neue An[illegible], auch die italienisch-französische Armee verstärkte sich an der österreichischen Grenze.

Endlich gelang es, im österreichischen Kabinet einige Aenderungen zu Stande zu bringen, besonders im Kriegsdepartement. Die bisher darin allmächtige Partei wurde gestürzt, und Mack kam an das Kriegsministerium. Der letzte Kriegsminister war hauptsächlich an der Desorganisation der österreichischen Armee schuld gewesen; es wurde als Thatsache erhoben, daß, wenn Napoleon im Februar [illegible] Oesterreich angegriffen hätte, ihm nicht 15,000 Mann entgegen zu stellen gewesen wären. Mack, der neue Generalquartiermeister, war rastlos thätig, die Armee neu zu organisiren; aber weder der Kaiser, noch weniger Erzherzog Karl waren geneigt, den Kampf mit Napoleon zu wagen. Erst als Rußland sich rüstete, und ein Krieg Rußlands mit Frankreich gewiß schien, ergriff auch der Kaiser den Gedanken eines neuen Kriegs, zumal da Oesterreich in seinen italienischen Besitzungen von Napoleon empfindlich verletzt wurde, und der französische Kaiser erklärte, er werde das Reich Karls des Großen wieder herstellen. Alle Hellsehenden erklärten Preußens Beitritt zum Bunde für unumgänglich nothwendig; aber man ging auch jetzt noch nicht mit Ernst daran, und Preußen wollte nicht, [illegible], nicht das Volk, nur das Kabinet. So übernahmen Oesterreich und Rußland den Krieg allein. Aber die Blüte ihrer Hoffnungen [illegible] unter den Händen. Weil man den König von Preußen zum Beitritt zwingen wollte, hielt sich die russische Armee [illegible] an der preußischen Grenze auf; Napoleon kam ohne Anfrage durch das neutrale preußische Gebiet wie auf Flügeln heran, und stand an der Donau, wo Mack mit einer trefflich ausgerüsteten Armee sich aufgestellt hatte. Es hing ein eigenes Mißgeschick auch über dieser Unternehmung. Mack wollte, nachdem er es versäumt hatte, zur rechten Zeit loszuschlagen, den französisch gesinnten Kurfürsten von Baiern niederwerfen, oder zum Beitritt zwingen; er fiel in Baiern ein, und verfehlte den Kurfürsten und seine Armee. Sein Generalstab beschwor ihn, nicht über den Lech zu gehen; er ging nach Ulm. Es schwindelte ihm, seine Umgebungen fühlten es, aber vermochten ihm nicht zu widerstehen, da er eine kaiserliche Vollmacht in der Tasche trug. Napoleon schloß ihn in Ulm ein, und Mack ergab sich am 17. Oktober 1805 mit 23,000 Mann und allem Kriegsgeräth gefangen. Noch konnte Erzherzog Karl, der gegen Massena stand, diesen aufs Haupt schlagen, schnell in Tirol vorrücken, sich mit den dort befindlichen Truppen vereinigen, und mit 130,000 Mann bei Salzburg herausbrechen. Da die österreichisch-russische Armee [illegible] Mann stark am Inn stand, so war es möglich, die Franzosen wieder aus Baiern zu drängen: Erzherzog Karl wählte das Sicherste,



Franz II. und Napoleon nach der Schlacht bei Austerlitz. d. 4. Dez. 1805.

P. C. Geissler del.

er zog sich in das östliche Steiermark und Kroatien zurück; auf das zog sich auch die russisch-österreichische Armee vom Inn gegen Wien, und dieses preisgebend nach Mähren. Zwischen dem 8. und 17. Oktober hatte Oesterreich an der Donau wenigstens 50,000 Mann als Gefangene, 10,000 Todte, 8000 Pferde, 300 Kanonen, das ganze Fuhrwesen verloren. Es war nicht sein größter Verlust. Napoleon eilte den Russen und Oesterreichern nach, und am 2. Dezember sank in der Dreikaiserschlacht bei Austerlitz die letzte Hoffnung Oesterreichs. Die vereinigte Armee wurde eine Meile von Brünn in schrecklicher Schlacht geschlagen und gesprengt. Zwei Tage nach der unglücklichen Schlacht, in welcher 12,000 Russen, fast ihre ganze Kavallerie und ihre meiste Artillerie verloren gingen, und worin Napoleon dadurch siegte, daß er, während sie sich zum Angriff bereiteten, ihnen zuvor kam und ihr Centrum durchbrach, gab Kaiser Franz Alles verloren. Er entschloß sich am 4. Dezember, er, der Kaiser von Deutschland, persönlich ins Hauptquartier Napoleons zu gehen, und um Frieden zu bitten. Fürst Johann von Lichtenstein hatte es so eingeleitet. Kaiser Franz rief seinen Minister Cobenzl von Teschen herbei; er kam nicht schnell genug, und so fuhr Franz ins Lager des Siegers, von Niemand als dem Minister Lamberti begleitet. Napoleon empfing ihn, von allen seinen Generalen und Kammerherren und Ceremonienmeistern und dem ganzen Pomp der Majestät umgeben. Napoleon versprach ihm entgegenkommend einen Frieden auf billige Bedingungen, doch ohne sie zu nennen; nur Eines verlangte er vorerst, schleunige Entfernung der Russen. So kam Franz zurück und berichtete dem Kaiser Alexander. Alexander erklärte, Friede mit Bonaparte schließe er nicht, es sei denn auf die bekannten Bedingungen; er ziehe sich zurück; er wolle noch einen Versuch in Berlin machen; schlage dieser fehl, so stelle er 200,000 Mann an seinen Grenzen auf und gehe heim in sein Reich. Oesterreich schloß mit Napoleon Frieden zu Preßburg am 26. Dezember: Baiern, Württemberg, Baden wurden von Napoleon vergrößert; Oesterreich mußte auch Venedig an das neue Königreich Italien abtreten, Tirol an Baiern. Baiern und Württemberg erhielten die Königswürde, und Napoleon vereinigte diese und die andern kleineren Fürsten in dem Rheinbund, unter seinem Protektorat, und erklärte am 1. August 1806 der Reichsversammlung zu Regensburg:

„Das deutsche Reich habe aufgehört.“

Jetzt wollte sich Preußen erheben. Preußen, hieß es, die Nation Friedrichs des Großen, sei berufen, Deutschlands Ehre zu retten, und Europa an dem Uebermuth Frankreichs zu rächen. Aber am 14. Oktober 1806 schlug Napoleon bei Jena und Auerstädt die große preußische

Armee bis zur Vernichtung; ohne Halt fielen fast alle Festungen, und im Frieden zu Tilsit verlor Preußen sein halbes Land an Frankreich.

Am 6. August 1806 schon hatte Kaiser Franz II. die deutsche Kaiserkrone niedergelegt, da das Reich nicht mehr sei. Gerade ein Jahrtausend hatte das heilige deutsche Reich bestanden.

Seit Napoleon Preußen niedergeworfen hatte, hielt er Oesterreich nicht mehr für bedeutend. Erst zwei Jahre nach dem Preßburger Frieden erhielt es von ihm die Entschädigungen, welche es schon drei Monate nach Auswechslung des Vertrags hätte erhalten sollen, und auch jetzt erhielt es solche nur zur Hälfte. Napoleon verlangte, Kaiser Franz müsse seinen Verbindungen mit England entsagen, sonst breche Frankreich mit Oesterreich. Der Kaiser that es, ob er sich gleich dadurch in die ungünstigste Lage brachte. Napoleon stürzte die Bourbons von den Thronen Neapels und Spaniens und vertrieb das Haus Braganza aus Portugal; zum Könige von Spanien machte er seinen Bruder Joseph, zum Könige von Holland seinen Bruder Ludwig. Zum Könige von Italien hatte er sich selbst schon lange erklärt, jetzt zog er auch den Kirchenstaat dazu; den Pabst ließ er aus Rom mit Gewalt wegführen und gefangen setzen. Das Alles sah Oesterreich nicht gleichgültig mit an. Die Spanier erhoben sich; dieser Aufstand nahm Napoleons ganze Aufmerksamkeit in Anspruch: jetzt glaubte Oesterreich die Zeit günstig, auch seinerseits zu handeln. Es hoffte durch ein allgemeines Volksaufgebot wieder zu gewinnen, was es durch seine stehenden Heere verloren hatte, und zugleich führte es in sein Kriegswesen ein, was es dem Sieger abgelernt hatte. Neben dem stehenden Heere wurde eine dreifache Reserve gebildet, welche alle nicht im stehenden Heere Eingereihten, aber dazu Pflichtigen umfaßte, und eine Landwehr aus allen Klassen der Nation. So kamen mehr als 700,000 Mann mit 60,000 Pferden zur Vertheidigung der österreichischen Monarchie zusammen, und gegen 400,000 mit 36,000 Pferden konnten zum Angriff außer den Grenzen des Reiches verwendet werden.

Napoleon fragte, was Rüstungen von solcher Größe in diesem Augenblicke zu bedeuten haben; der österreichische Gesandte erwiderte, seine Regierung wolle nur nicht in ihren inneren Einrichtungen hinter ihren Nachbarn zurückbleiben, darum habe sie Conscription eingeführt und ihr Heer auf einen guten Fuß gesetzt. Napoleon erklärte, wenn Oesterreich seine Rüstungen nicht rückgängig mache, so sei Krieg zwischen Oesterreich und Frankreich, und zugleich forderte er die Rheinbundstaaten auf, sich zu rüsten. Oesterreich that einen versöhnenden Schritt, und Napoleon wurde dadurch alle Sorge benommen; er ließ die Rheinbundstaaten ihre Rüstungen einstellen. Als die spanische Nation in Masse gegen Napoleon stand, und diesen hinter den Pyrenäen festhielt, beschloß Oesterreich, jetzt den später

doch unvermeidlichen Krieg zu wagen. Die französischen Blätter erzählten: wie der preußische Prinz Louis im Jahr 1806 als einer der Ersten seinen Kriegskitzel mit dem Leben gebüßt habe, so gelüste es jetzt die österreichischen Prinzen nach Gleichem. In einem Blatte ging der beleidigende Ton so weit, daß darin gesagt wurde, es sei nicht das erste Mal, daß diese Kadets des zu den Großoffizieren der französischen Krone gehörigen Hauses Lothringen die Hand nach dem Diadem Karls des Großen ausgestreckt haben. Am 27. März erließ Oesterreich eine sogenannte Deklaration, worin alle Kränkungen und Beschwerden, die es seit dem Tilsiter Frieden von Frankreich erduldet hatte, enthalten waren, und am 6. April erschien seine Kriegserklärung.

Der Erzherzog Karl stand an der Spitze des Heeres als Generalissimus. „Die Freiheit Europa's hat sich unter unsere Fahnen geflüchtet!“ sagte er in seinem Aufruf an das Heer. In einer Proklamation „an die deutsche Nation“ sagte er: „Wir kämpfen, um Deutschland die Unabhängigkeit und Nationalehre wieder zu verschaffen, die ihm gebühren. Unsere Sache ist die Sache Deutschlands!“ Beide Aufrufe hatte Gentz verfaßt.

Aber diese Aufrufe an die deutschen Völker fanden keinen Anklang bei diesen: im Norden Deutschlands hätte das Volk gerne am Kampf Theil genommen; aber Fürst und Volk, noch ganz erschöpft und in französischer Abhängigkeit, konnten jetzt nicht; im südwestlichen Deutschland wollten die Fürsten und Völker nicht: die Fürsten, weil sie längst der Politik anhingen, die ihnen am meisten Vortheile für sich versprach, und weil Frankreichs Sieg wahrscheinlicher, als der Oesterreichs war; das Volk, weil kein nationales Bewußtsein, kein deutscher Patriotismus in ihm existirte, und besonders bei dem Schwaben und Baier von lange her eine ungünstige Stimmung gegen Oesterreich vorherrschend war. Napoleon verließ sich auch darauf, daß die Westdeutschen, die Rheinbundsfürsten und Völker, ihm ihre Arme hergeben würden, um die Ostdeutschen, die Oesterreicher, zu schlagen.

Der Erzherzog Karl brach gegen den Rhein auf; der Erzherzog Johann sollte gegen Italien ziehen; ein drittes Heer zog gegen das neue Großherzogthum Warschau unter dem Erzherzog Ferdinand, um nach Besiegung der wenigen polnischen Truppen Sachsen wegzunehmen und den Erzherzog Karl in seinen Unternehmungen zu unterstützen. Das Hauptheer war 175,494 Mann stark, mit 18,918 Pferden und 518 Kanonen; das unter Johann 42,598 Mann, mit 4700 Pferden und 148 Kanonen; wozu noch ein Corps unter Chasteler in Tirol kam von 9800 Mann, mit 370 Pferden und 17 Kanonen; das unter Ferdinand bestand aus 36,200 Mann, mit 5200 Pferden und 94 Kanonen.

Für das österreichische Hauptheer ging die wichtigste Stellung, das Donauthal von Donauwörth bis Regensburg, an Napoleon verloren, ehe

Erzherzog Karl diese Linie erreichte, eine Linie, die für jeden Krieg an der Donau entscheidend wichtig ist, weil sie die Hauptverbindungen zwischen beiden Stromufern enthält. Eine falsche Nachricht über die Bewegungen des Feindes ward die Quelle einer Reihe von Nachtheilen. Karl verließ am 18. April eine sehr günstige Stellung in Folge dieser Nachricht; das Heer zerstückelte sich, und es entspann sich eine Reihe vereinzelter Gefechte. Waren auch die Oesterreicher im Ganzen an Zahl stärker, als die Franzosen, so wußte Napoleon es doch zu machen, daß sich die vereinzelten österreichischen Heerhaufen da und dort in die Nothwendigkeit eines Gefechts versetzt sahen, auf welches ihre Marschordnung nicht berechnet war, ganz unvermuthet, auf ungünstigem Terrain, und so, daß sie jedesmal sich in geringerer Zahl den Feinden gegenüber sahen: so bei Dinzling und Hausen, so bei Kirchdorf. So sah sich das Centrum einzeln, so der linke Flügel einzeln geschlagen, während der rechte Flügel unter dem Generalissimus, der Kern des Heeres weder einen Feind sah, noch etwas von den Angriffen auf die andern Heertheile wußte. Und ehe die beiden Oberfeldherren einander im Gesicht waren, hatte Napoleon zweierlei große Vortheile gewonnen: er hatte alle seine verschiedenen Heerhaufen vereinigt, dagegen die Haufen des österreichischen Hauptheeres von einander getrennt.

Es waren Baiern, es waren Württemberger und ein Theil des Davoust'schen Heeres, was er um sich hatte. „Der Souverän von Oesterreich,“ sagte er in seiner Proklamation vom 17. April zu seinen Franzosen, „kam schon einmal in unsere Beiwacht in Mähren, unsere Milde anzuflehen, und schwur uns ewige Treue. Dreimal waren wir Sieger über Oesterreich, unserer Großmuth verdankt es Alles; dreimal wurde es meineidig. Aber unsere vergangenen Siege sind Bürgen der kommenden. Vorwärts! daß der Feind bei unserem Anblick seinen Sieger erkenne.“ Bei Abensberg schlug er das fünfte österreichische Armeekorps, das unter Erzherzog Ludwig dem Generalissimus zuziehen wollte, und zwischen das und das Hauptheer er sich geschickt hineingeschoben hatte. Bei dem letztern wußte man Nichts von dessen Niederlage, auch dann noch nicht, als es unter fortwährenden nachtheiligen Gefechten, die es fast vernichteten, bei Leutmansdorf, Pfaffenhausen, Altdorf und Landshut, gegen den Inn sich zurückziehen mußte. Napoleon überließ zweien seiner Marschälle die Verfolgung, wandte sich und warf sich blitzschnell mit dem größten Theile seiner Truppen auf das österreichische Hauptheer, das inzwischen Davoust im Schach gehalten, und, indem er den ganzen 21. April über bis in die Nacht mit dem Erzherzog Karl focht, diesen in der Meinung bestärkt hatte, als habe er die ganze französische Macht vor sich. Während der Erzherzog am andern Tage zur Erneuerung des Angriffs sich rüstete, brach Napoleon mit seinem Heerhaufen auf der Straße von Landshut

gegen Eckmühl vor. Hier stand der Fürst Rosenberg mit dem vierten österreichischen Armeekorps, und ehe der zu entfernt stehende Generalissimus Nachricht erhielt, war Rosenberg von Napoleon, Davoust und Lannes überflügelt und mit großem Verlust zurückgedrängt. Der Rückzug wurde wilde Flucht; aller Befehl, aller Gehorsam hörte auf; erst die Nacht endete die Verfolgung. Der Erzherzog Karl beschloß und vollführte in aller Ordnung den Rückzug über die Donau nach Böhmen. In fünf Tagen hatte Napoleon auf diese Art das große österreichische Heer zersprengt und geworfen, Baiern vom Feinde befreit, die Straße nach Wien sich geöffnet und den Erzherzog Johann in seinem Siegeslauf aufgehalten. Mitten im Sieg bei St. Bonifazio von der Botschaft der Niederlagen an der Donau ereilt, mußte auch er sich zurückziehen, wurde am 8. Mai bei Bassano geschlagen und gleich darauf bei St. Daniele. Trotz ihres verzweifelten Kampfes bei Prediel und Malborghedo wurden er und seine Oesterreicher von dem Vicekönig von Italien, Eugen Beauharnois, überwältigt und auf Grätz zurückgedrängt.

Die Niederlagen der Oesterreicher an der Donau löschten auch den Eindruck und die Wirkung aus, welche die Waffenerhebungen im nördlichen Deutschland und in Tirol sonst zur Folge gehabt hätten. In Preußen und Westphalen war nämlich zu gleicher Zeit, da Oesterreich den großen Kampf begann, ein kleiner Krieg ausgebrochen. Schill, ein preußischer Offizier, der sich durch sich selbst nach der Niederlage bei Jena ein Freicorps gebildet, durch kühne Streifzüge in Pommern, durch Heldenthaten, die das Gerücht zu militärischen Wundern machte, zum Mann des Volks und der Volkssage sich erhoben hatte, war am 28. April mit seinen 600 Reitern aus Berlin gezogen, um, während Oesterreich an der Donau gegen Napoleon föchte, die Unzufriedenen in Westphalen um sich zu versammeln und ein Signal zum allgemeinen Aufstand zu geben. Sein Unternehmen hing mit Bewegungen in Hessen und Westphalen eng zusammen. Die Seele der Bewegung in Westphalen, wo der Thron Jerome's umgestürzt werden sollte, war der Freiherr von Dörnberg, der eine Menge Verbündeter in allen Klassen gewonnen hatte. Aber Dörnbergs Unternehmen wurde vor der Ausführung verrathen, und für Schill, der auf die Vereinigung mit den hessischen Truppen und die Schätze des vertriebenen Kurfürsten gezählt hatte, fehlte jetzt beides. Er mußte sich zuletzt nach Stralsund werfen und endete hier als Held, wie er gelebt hatte, treu seinem Wahlspruch: Lieber ein Ende mit Schrecken, als Schrecken ohne Ende. So scheiterte der kühne Plan, Norddeutschland zu allarmiren, während die Oesterreicher die Hauptmacht der Franzosen beschäftigen und siegen sollten.

In Tirol siegte der Volksaufstand, aber die Niederlagen bei Abensberg und Eckmühl nahmen auch diesen Siegen der Tiroler ihre Kraft.

Seit alten Zeiten genossen die Tiroler viele Freiheiten. Sie hatten ihre eigenen Landstände, zahlten überaus wenig Steuern, lebten ein patriarchalisches Leben, hingen unwandelbar treu an ihrem Fürstenhaus Oesterreich und leisteten ihm in vielen Fällen die wichtigsten Dienste. Kaiser Max I. nannte Tirol das Herz und den Schild Oesterreichs, ein andermal einen rauhen Bauernkittel mit gar vielen Falten, darin man sich aber baß erwärmen möge. Kaiser Franz II. besonders hatte sich den Tirolern nur hold und wohlthätig erwiesen, und ihre Felsenthäler, dieses Haus der Freiheit, von Gott gegründet, fast wie einen Freistaat behandelt, und die Tiroler hatten heiße Thränen geweint, als sie nach dem Unglück Oesterreichs im Jahre 1805 Baiern unterworfen wurden. Als der von Allen kindlich verehrte Erzherzog Johann am 4. November jenes Jahres von ihnen Abschied nahm, hatten ihm die Abgeordneten der Gemeinden den Handschlag gegeben, für die Wiedervereinigung Tirols mit Oesterreich eines Tages Alles zu wagen. Baiern hatte darin gefehlt, daß es diesem eisern am Alten hängenden Gebirgsvolk im wohlmeinendsten Eifer Verbesserungen aufdrang; auch mußte der Tiroler jetzt mehr zahlen, als unter Oesterreich; er mußte, was er nie gethan, auswärts dienen; er mußte, der bigottfromme Natursohn, die heiligen Kelche seiner Klöster und Abteien, die man aufhob, an Juden verkauft sehen. Die Härte, der rohe Diensteifer Derer, welche die bairische Regierung als Werkzeuge zur Vollziehung ihrer Maßregeln gebrauchte; die Deportation und Einkerkerung widerspenstiger Geistlichen; die Aufhebung der Tiroler Landstände, selbst des Namens Tirol, der in Südbaiern verwandelt wurde; der Stoß, den das Kreditwesen Tirols und der Wohlstand unzähliger Familien durch die Zusammenschmelzung mit der bedrängten bairischen Staatskasse erhielt, das Alles wirkte im Herzen des Tirolers mächtig gegen Baiern. Ausgewanderte Tiroler blieben von Oesterreich aus mit dem Lande in ununterbrochener Verbindung, und die Erhebung der Spanier im Jahre 1808 gegen die Napoleonische Herrschaft warf auch in sie den Gedanken, sich wie die Spanier gewaffnet zu erheben. Zu Ende des Januars 1809 ging Andreas Hofer, der Wirth auf dem Sand zu Passeyer, mit andern geheimen Abgeordneten nach Wien, und sie besprachen den Aufstand. Sie gingen nach Tirol zurück. In zwei Monaten waren mehr als 60,000 Menschen in das Geheimniß eingeweiht; die bairische Regierung hatte keine Ahnung; der Gemeinsinn der Tiroler wußte zu schweigen; die bairischen Befehlshaber standen arglos, und darum voll Uebermuths auf dem feuerunterhöhlten Boden. Andreas Hofer hatte auf der Rückkehr von Wien zu Salzburg, zu St. Johann, zu Hall die Ringe der Kette angeknüpft, die bald über ganz Tirol lief. Da waren Wintersteller, Oppacher, Sieberer, Rainer, Joseph Speckbacher, Andreas Angerer, Niederkircher, Seeger,

Mader, Gruber, Marberger, Scharner, Dietrich, Willi, Leidesdorfer, Jäger, Strele, Zauner, Heler, Wurzer, Fischer, Stöckel, Linser, Senn, Lauterer, beide Stecher, lauter Bauern, Wirthe, Richter, Schützenhauptleute als Patrioten bekannt. Diese schwuren sich mit vielen Andern in die Hand Andreas Hofers zuerst zusammen. Die eigentlichen Häupter des Aufstandes waren Andreas Hofer, der Sandwirth, in Passeyer und Meran, Speckbacher im Unter-, Major Teimer im Oberinnthal. Der Wirth Etschmann in der Schupfen unter dem Schönberg bei Innsbruck, machte sein Wirthshaus zum Centralpunkt des geheimen Verkehrs; alle Wirthshäuser des Gebirgs fast waren Versammlungsorte der Verbündeten. Generallieutenant Chasteller mit seiner Division rückte ins Pusterthal, General Hiller aus Salzburg ins Unterinnthal. Der Freiherr von Hormayr kam als Landescommissär nach Tirol, um den Aufstand und die Verwaltung zu leiten. Mit dem ersten Einbruch der Nacht vom 8. auf den 9. verkündigten Wachfeuer auf den höchsten Bergen den Anmarsch der Oesterreicher, und wie die Feuersignale auf allen Höhen sich entzündeten, bewegte sich das ganze Gebirgsland von einem Ende zum andern, und mitten innen sah man die baierischen Behörden und Truppen, welche die Besatzung des Landes bildeten, allein, ungewiß, überrascht; ebenso eine französische Kolonne, die auf dem Marsch von Mantua nach Augsburg begriffen war. Achtundvierzig Stunden, nachdem der erste Schuß gefallen war, waren 8000 Baiern und Franzosen mit ihren Generalen, Adlern, Fahnen und Kanonen Kriegsgefangene der Tiroler Bauern. Neben den Feuersignalen hatten noch andere Signale das Landvolk der Thäler in die Waffen versammelt, hier Mehl, dort Blut in den Inn geworfen; Speckbacher ließ ein Brett mit einem kleinen rothen Fähnlein den schnellströmenden Fluß hinablaufen, Weiber und Kinder trugen Zettel umher: „'s ist Zeit!“ Begeisterung, Nationalhaß, Terrain waren es, welche den Bauern ohne alle Beihülfe des regulären Militärs das Land Tirol von jedem Feinde säubern halfen. Es war Glaube der Tiroler, Tirols Losreißung von Oesterreich sei nur das Werk der Gewalt und des Sieges gewesen, und so weiche sie nach Recht und Fug wieder der Gewalt.

Gegen die Mitte des Mai brachen die Baiern unter Wrede, dem Kronprinzen und Deroy in Tirol ein, siegten und herrschten im Unterinnthal, es brach Zwietracht zwischen dem österreichischen Militär und den Tiroler Bauern aus, und Chasteller verließ mit dem größten Theil seiner Truppen Tirol, als der Herzog von Danzig, Marschall Lefebre, in das Land selbst einrückte. Lefebre marschirte am 23. Mai von Innsbruck wieder nach Oberösterreich und ließ nur den General Deroy in dem beruhigt scheinenden Lande zurück. Aber Andreas Hofer übernahm das Obercommando der Tiroler Landleute; unter ihm fochten und führten

Joseph Speckbacher, der kühnste und geschickteste der Tiroler Hauptleute, Eisenstecken, die Kapuziner Peter und Joachim Haspinger, Peter Thalguter, Kemmater, Wintersteller, Sieberer, Aspacher und der Major Teimer. Sie schlugen in der Schlacht bei dem Berge Isel die Baiern so, daß Deroy mit den Trümmern seines Corps nur dadurch, daß ein österreichischer Major seine Ordre versäumte, nach Kuffstein entkam. Tödtlich verwundete Tiroler behaupteten den Himmel offen zu sehen; solchem Enthusiasmus konnte der Sieg nicht fehlen. Wie Tirol zum zweiten Mal, schlug sich auch Vorarlberg frei.

Aber während hier dieses kleine Land sich siegreich behauptete, zog Napoleon mit seiner ganzen Macht gerade auf Wien. Dem nach Böhmen zurückgezogenen Erzherzog Karl mußte Alles daran gelegen sein, die Hauptstadt Wien, worin nur 10,000 Mann Besatzung lag, zu decken. Aber er konnte, während Napoleon die gerade und nächste Straße nach Wien inne hatte, dieses nur auf entfernterem Wege, zum Theil über die rauhen böhmischen Gebirge, erreichen. Ehe er kommen konnte, am 12. Mai, kapitulirte Wien nach vierundzwanzigstündiger Beschießung, und die Franzosen rückten ein. Nun erwartete Erzherzog Karl den Angriff Napoleons auf dem linken Donauufer, er wollte in dem immer gefährlichen Augenblick des Uebergangs, ehe Napoleon seine Massen ganz entwickeln konnte, den günstigen Augenblick zu einer Schlacht ergreifen. Napoleon besetzte auch zum Zweck des Angriffes die schwarze Lache, eine Donauinsel oberhalb Wien. Die französische Macht stand in einem Halbkreise, den die Donau, Lobau gegenüber, bildet. An den beiden äußersten Punkten des Halbkreises hatte sie die Dörfer Aspern und Eßlingen besetzt, als Stützpunkte des Uebergangs und als Schutzwehren, zwischen denen hindurch die weitere Entwicklung der Streitmassen geschehen sollte. Da griff sie Erzherzog Karl an und siegte nach fürchterlichem Kampfe am 21. und 22. Mai 1809.

Der Rückzug der Franzosen geschah nach der Insel Lobau. Eßlingen hielt der Marschall Massena bis tief in die Nacht besetzt; er hatte dadurch das französische Heer gerettet.

Ungeheuer war der Verlust, den diese zweitägige, furchtbare Schlacht bei Aspern auf beiden Seiten gebracht hatte; die Oesterreicher berechneten 18,000 Verwundete und 4000 Todte; der Verlust der Franzosen wurde auf das Doppelte berechnet. Man sammelte allein 3000 französische Kürassiere vom Schlachtfeld auf. Ohne Grenzen war der Jubel in Wien. Der Erzherzog, der Sieger von Aspern, mußte es dulden, daß man die Pferde von seinem Wagen spannte und ihn mit Menschenhänden hereinzog. Ungünstige Umstände allein und Napoleons wunderbares Genie, das in militärischer Hinsicht Niemand mehr bewunderte, als der Erzherzog selbst,

machten, daß die Folgen des großen Sieges nicht die waren, die man hätte erwarten können. Sonst war der Erzherzog Karl nicht der Mann, der, wenn Handeln an der Zeit war, auf seinen Lorbeeren auszuruhen pflegte. Auf Deutschland machte der Sieg der Oesterreicher bei Aspern ungeheuern Eindruck, um so mehr, weil man sich entwöhnt hatte, einen Sieg gegen Napoleon zu erwarten. Von Oesterreich aus suchte man im Rücken der französischen Heere die Bevölkerung in Aufstand zu bringen; doch gelang es nicht so, wie man erwartet hatte, und noch war Napoleons Hauptmacht an der Donau den österreichischen Streitkräften an Zahl überlegen. Durch wenige Märsche konnte er ein Heer von 185,000 Mann um sich zusammenziehen, und am 5. und 6. Juli schlug er gegen den Sieger von Aspern die große Schlacht bei Wagram, nicht weit von dem letzten Schlachtfelde, und obgleich Napoleon dem Erzherzog um völlige 80,000 Mann und fast 200 schwere Geschütze überlegen war, so gewann Napoleon diesmal doch nur so, daß der Erzherzog in größter Ordnung sich zurückzog. Das österreichische Heer hatte schöne Trophäen errungen, der Heldenmuth, die Selbstaufopferung, mit der vom Generalissimus an alle Befehlshaber, alle Gemeine fochten, hätte ein freundlicheres Lächeln des Glücks verdient. Unter beständigen Nachzugsgefechten, nicht ohne großen Verlust, hatte sich der Erzherzog bis Znaym zurückgezogen, und hier mußte er, um weiter ruhig ziehen zu können, in ungünstiger Stellung zu einer neuen Schlacht sich gefaßt machen. Im Beginne des Kampfes kam die Botschaft, daß Franz, der Erbkaiser von Oesterreich, mit Napoleon, dem Erbkaiser von Frankreich, einen Waffenstillstand abgeschlossen hatte, am 10. Juli.

Die Nachricht von dem Waffenstillstand zu Znaym kam nicht in gehöriger, offizieller Form nach Tirol; das war ein großes Unglück für das herrliche Volk. Um die Verwirrung zu vermehren, kam am 19. Juli aus dem Hauptquartier Teltsch ein eigenhändiger Befehl des Erzherzogs Johann, des Inhalts: da es sein könne, daß ein feindlicher Parlamentär den Befehl überbringe, Tirol in Folge eines Waffenstillstandes zu räumen, so habe der in Tirol mit 3000 Mann regulären Truppen stehende General Buol diesem Befehl nicht nachzukommen, so lange er nicht von ihm selbst unterzeichnet sei. Alle Tiroler rüsteten sich zum verzweifelten Widerstand, denn Marschall Lefebre war mit den Baiern nahe, das Land zu besetzen. Erst am 29. Juli schickte Erzherzog Johann die offizielle Nachricht vom Waffenstillstand; Buol, Hormayr und viele Anführer räumten mit den österreichischen Truppen das Land. Aber Eisenstecken, Martin Schenk, der Kreuzwirth zu Brixen und Hofers Vertrauter, Peter Kemmater, Peter Mayer, jener Wirth zu Schabs, ein zweiundzwanzigjähriger Held, dieser Wirth in der Mar, der fanatischste unter den Tirolern, Pater Joachim

und Speckbacher stellten sich um Andreas Hofer, das Land gegen Lefebre zu vertheidigen, und abermals schlugen sie, ohne alle fremde Beihülfe, ganz allein aus eigener Kraft den berühmten Marschall Lefebre mit seinen kriegsgeübten Truppen zum Lande hinaus. Doch alle diese Anstrengungen machte der Frieden von Wien erfolglos, den Kaiser Franz am 14. Oktober mit Napoleon schloß. Oesterreich trat aufs Neue vierthalb Millionen Einwohner ab. Es war der Dolch eines fanatischen Vaterlandsfreundes, der hart am Herzen Napoleons vorübergleitete, der Dolch des Studenten Friedrich Stapfs, was Napoleon zu schleunigem Abschluß bestimmt hatte.

Auch die Nachricht von dem Wiener Frieden kam zu spät nach Tirol und wieder nicht in gehöriger Form. Das Volk der Tiroler, dadurch im Ungewissen, unterwarf sich noch immer nicht, und Peter Mayer, Andreas Hofer und manche andere edle Tiroler starben als Opfer auf dem Richtplatz, viele im Kampfe. *

Jetzt warb Napoleon um die Hand der Tochter des österreichischen Kaisers. Kaiser Franz hatte vier unglückliche Kriege mit Frankreich geführt. Er erkannte in der Bewerbung die Möglichkeit eines auf mehrere Jahre gesicherten Friedens; es mußte ihm nur willkommen sein, den bis dahin unaufhaltsamen Strom einer täglich wachsenden Uebermacht wenigstens zum Stillstand zu bringen, und seiner Monarchie, die zu Herstellung des Finanz- und Militärwesens unentbehrliche Ruhe, zugleich auch den benachbarten Staaten einen Zeitraum zur Erholung zu verschaffen, der, mit Klugheit und Thätigkeit benützt, den Uebergang zu glücklichen Tagen vorbereiten konnte: er gab die seinem Herzen theure Tochter, Marie Louise, Napoleon zur Gemahlin.

Ein seltsames Blendwerk der Ruhmbegierde zog Napoleon im Jahre 1812 in die Tiefen des russischen Reiches: er wollte in Moskau Alexander den Frieden vorschreiben, die russische Macht auf ein halbes Jahrhundert lähmen und dann siegreich zurückkehren. Die russischen Feldherren hüteten sich, das Heer und mit ihm die Monarchie auf den Ausgang einer einzigen Schlacht zu setzen; sie verzögerten den Krieg, und mit ihm die Entscheidung, bis die zwei furchtbarsten Bundesgenossen Rußlands, der Hunger in dem vom Freunde absichtlich wie vom Feinde zerstörten Lande, und die Kälte bei herannahendem Winter wirksam zu werden vermöchten. Schon das Ungeheure der Zurüstungen, unter denen Napoleons Heer nach Rußland sich bewegte, trug den Keim des Verderbens in sich. In den Flammen von Moskau, die ihn der erwarteten reichlichen Winterquartiere beraubten, in der Standhaftigkeit der Russen, in der

* Für die Details des Tiroler Kriegs, so wie des ganzen Kampfes der Deutschen gegen Napoleon verweisen wir auf die Schrift: „Befreiungskämpfe der Deutschen gegen Napoleon“ von W. Zimmermann, Stuttgart 1837.

Treue und dem Fanatismus dieses wilden Volkes, das auf hundert Meilen weit sein eigenes Land verwüstete, im Hunger und in der Kälte fand das ungeheure Heer Napoleons seine Sieger. Preußen war die erste Macht, welche diesen schnellen und außerordentlichen Glückswechsel, den Vorboten einer Revolution in den gesammten politischen Verhältnissen Europa's, benützte; es erhob sich gegen seinen Bedrücker: viele größere und kleinere Fürsten Deutschlands zeigten sich bereit, ein Gleiches zu thun; allenthalben eilten die ungeduldigen Wünsche der Völker dem regelmäßigen Gange ihrer Regierungen zuvor. Auch Oesterreich schloß sich an Rußland und Preußen an. Es war die erwachte Nationalehre, es war der deutsche, zu sich gekommene Volksgeist, welche jetzt in die Waffen traten, Deutschland fing an, sich zu erheben; aber erst nach den Schlachten bei Lützen und Bautzen erfolgte die Kriegserklärung Kaisers Franz. Der Kaiser hatte sich vorher in jeder Hinsicht trefflich gerüstet, und erst am 17. August 1813 begann der Krieg in Deutschland wieder nach zehnwöchentlichem Waffenstillstand zwischen den Verbündeten Oesterreich, Rußland, Preußen, Schweden und England einer- und Napoleon und dem Rheinbund andererseits. Schlachten, so furchtbar, daß sie sonst den ganzen Krieg entschieden hätten, wie die an der Katzbach, wo der Preußenoberfeldherr siegte, wie die Schlachten bei Dresden und Kulm, wo das große verbündete Heer unter Schwarzenberg am 26. und 27. August, in derselben Zeit, da Blücher an der Katzbach schlug, gegen Napoleon focht; andere Schlachten und Treffen waren diesmal nur Vorspiele der großen Völkerschlacht, welche vom 16. bis 19. Oktober 1818 bei Leipzig geschlagen wurde. Noch vorher war es gelungen, Baiern, den mächtigsten unter den Rheinbundsfürsten, von Frankreich abzuziehen und für die deutsche Sache zu gewinnen. Von 38,000 Baiern waren nur wenige aus Rußland zurückgekommen: schon das hatte das bairische Volk gegen Napoleon mißstimmt. Am Hofe des Königs waren die Königin und andere Familienglieder dem französischen Bunde längst abgeneigt, besonders der Kronprinz, der für die deutsche Sache begeistert war und selbst die deutlichsten Spuren von der übeln Laune Napoleons empfunden hatte.

Die geschickten Operationen der Verbündeten hatten den Erfolg gehabt, daß Napoleon zu Ende Septembers so weit gebracht war, daß er seine bisherige Stellung in und um Dresden aufgeben mußte, weil der Mangel in seinem Heere zu einer bedrohlichen Höhe gestiegen war, und er beschloß, alle seine Streitkräfte bei Leipzig zusammenzuziehen. Er wollte Schwarzenberg schlagen, ehe Blücher und die Nordarmee unter dem Kronprinzen von Schweden herankommen könnten; aber er täuschte sich.

Die große Völkerschlacht bei Leipzig ist es, wodurch die Deutschen eine vieljährige Schmach mit ihrem Blute rein wuschen, und bewiesen,

daß, wenn auch die Formen des deutschen Reiches morsch zusammengestürzt waren, Deutschland doch fortdauerte und der deutsche Volksgeist unabhängig von den alten Reichsformen war.

Am 19. hatte Napoleon die Schlacht verloren; er ertheilte unter dem von unzähligen Wachfeuern, brennenden Dörfern, Gehöften und Scheunen erglänzenden Himmel unfern der Windmühle den Befehl zum Rückzug: die Artillerie-Generale meldeten, daß die Munition ausgehe.

Gegen Mittag des 19. Oktobers kamen die Monarchen und die Heerführer in die Stadt; noch wurde in allen Straßen der Sturmmarsch geschlagen, noch wurde da und dort gefochten, noch donnerten gegen Lindenau die dem Feinde folgenden Kanonen. Die Monarchen zogen ein unter lautem Jubel der Leipziger, aus allen Fenstern wehten Sacktücher den siegreichen Truppen entgegen, und in den Gassen der Stadt standen die Rheinbundstruppen in Doppelreihen, und ließen zum Gruß ihrer deutschen Brüder ihre Feldmusik lustig spielen. Auf dem Markt trafen die Monarchen und Heerführer zusammen, von der einen Seite der Kaiser von Rußland, der König von Preußen und der Fürst Schwarzenberg, Kaiser Franz folgte erst zwei Stunden später; von der andern Seite der Kronprinz von Schweden, Blücher und Beningsen; sie begrüßten sich als Sieger, und ungeheurer Jubel bewillkommte sie auf dem Markt.

Der Rückzug vollendete Napoleons Niederlage, Unvorsichtigkeit und Verhängniß, nicht Zufall, war das Verderben der französischen Armee.

Die Verbündeten zählten an Todten und Verwundeten 21 Generale, 1800 andere Befehlshaber, 48,000 Unteroffiziere und Gemeine; die Preußen, die das meiste zum Sieg gethan, auch die meisten. In Leipzig fanden die Verbündeten 23,000 kranke und verwundete Franzosen, gefangen nahmen sie wenigstens 12,000 Bewaffnete, die Getödteten geben die französischen Schriftsteller selbst auf 20,000 an. Mehr Einheit unter den Verbündeten in Bewegung und Commando, und die Resultate wären ungeheuer gewesen. Aber Deutschland war befreit, Napoleon eilte über den Rhein, auch auf dem Rückzug noch mit großem Verlust; die vertriebenen deutschen Fürsten kehrten in ihre Lande zurück, und die Verbündeten gingen selbst über den Rhein. Nach großen Gefahren, welche ihnen Napoleons Genie und mancherlei Verhältnisse auf französischem Boden bereiteten, nahmen sie Paris ein, Napoleon wurde abgesetzt und Frankreich kehrte in die Grenzen vom 1. Januar 1792 zurück.

Wie das tausendjährige deutsche Kaiserthum aufgehört hatte, wie, durch Napoleon gedrängt, Kaiser Franz II. die deutsche Kaiserkrone niedergelegt und die Reihe der deutschen Kaiser geschlossen hatte, so mußte auch Napoleon seine neue Kaiserkrone niederlegen und das Kaiserthum Karls des Großen, das er erneuern wollte, hatte ein schnelles Ende.


Paris
Merz
1814
Waterloo
15. Juni
Die Leipziger
Völkerschlacht
den 18. October 1813.

[illegible], wenn auch die Formen des deutschen Reiches morsch zusammen[illegible], Deutschland doch fortdauerte und der deutsche Volksgei[illegible] [illegible] von den alten Reichsformen war.

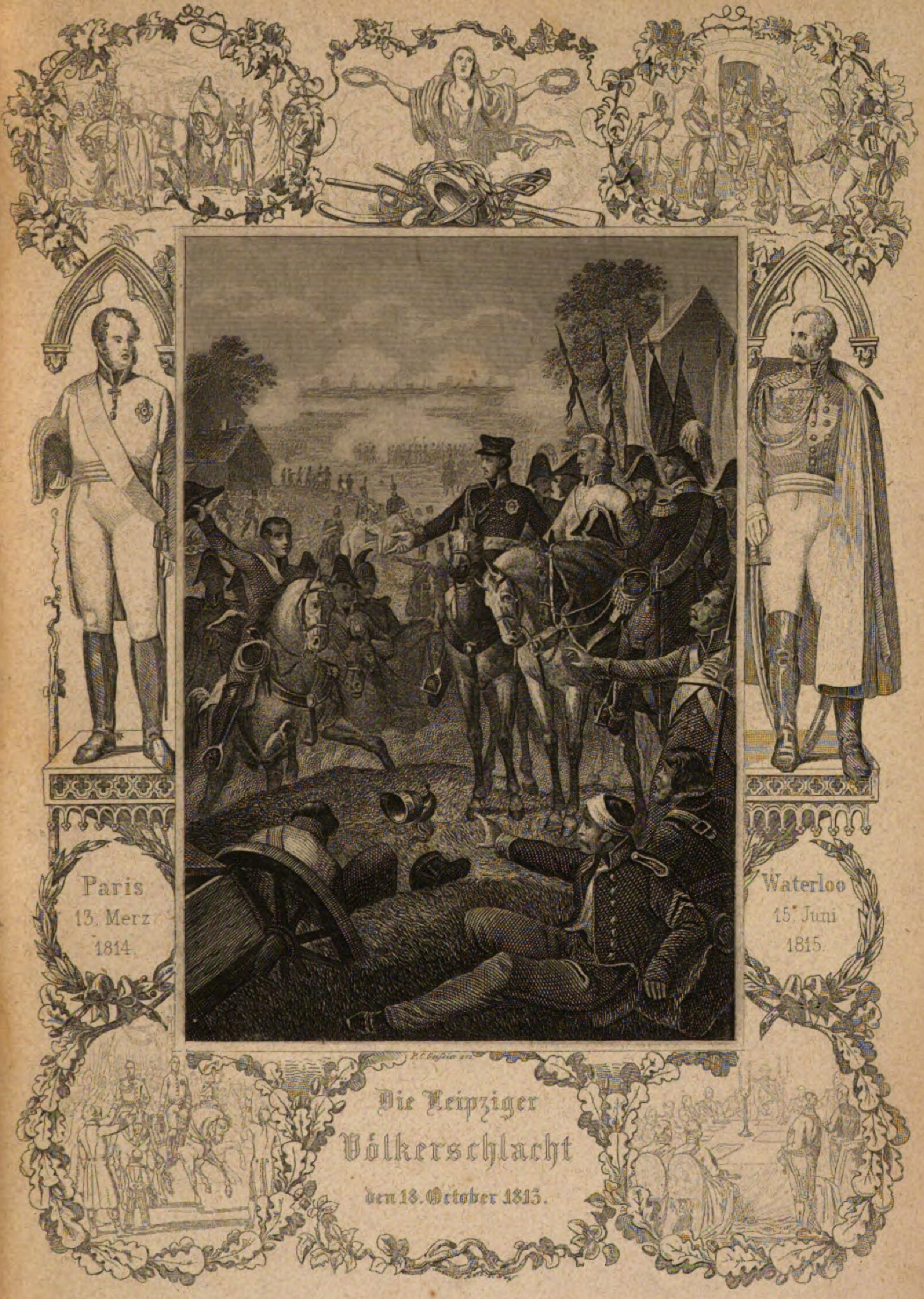
Am 19. hatte Napoleon die Schlacht verloren; er [illegible] dem von [illegible] Wachfeuern, brennenden Dörfern, [illegible] Scheunen [illegible] Himmel unfern der Windmühle den [illegible] Rückzug [illegible] Generale meldeten, daß die Munition [illegible]

Gegen Mittag des 19. Oktobers kamen die Monarchen [illegible] Heerführer in die Stadt; noch wurde in allen Straßen der [illegible] geschlagen, noch wurde [illegible] gefochten, noch donnerten gegen [illegible] die dem Feinde [illegible] Kanonen. Die Monarchen zogen ein [illegible] Jubel der [illegible], aus allen Fenstern wehten Sacktücher [illegible] Truppen [illegible], und in den Gassen der Stadt standen die [illegible] [illegible] zum Gruß ihrer [illegible] [illegible]. Auf dem Markt trafen die M[illegible] Heerführer zusammen, auf der einen Seite der Kaiser von [illegible] König von Preußen und der Fürst Schwarzenberg, Kaiser [illegible] [illegible], auf der andern Seite der [illegible] [illegible]; sie begrüßten sich als [illegible] [illegible] Jubel [illegible] auf dem Markt.

[illegible] Niederlage, Unvorsich[illegible] [illegible] der französischen [illegible]

[illegible] an Todten und Verwundeten 21 [illegible] [illegible] Unteroffiziere und Gemeine [illegible] Preußen, [illegible], auch die meisten. [illegible] [illegible] verwundete Franzosen [illegible] [illegible] Gefangene [illegible] 15,000 [illegible], die Getödteten [illegible] die französischen Schriftsteller [illegible] 20,000 an. Mehr Einheit [illegible] der Verbündeten in Bewegung [illegible], und die Resultate [illegible] [illegible] gewesen. Aber Deutschland war befreit, Napoleon [illegible] den Rhein, auch auf dem Rückzug noch mit großem Verlust; [illegible] [illegible] deutschen Fürsten [illegible] in ihre Lande zurück, und die [illegible] bündeten [illegible] selbst über den Rhein. Nach großen Gefahren, [illegible] ihnen [illegible] Verhältnisse auf fran[illegible] Boden bereiteten, [illegible] Paris ein, Napoleon wurde abgesetzt [illegible] Frankreich [illegible] die Grenzen vom 1. Januar 1792 zurück.

Wie das [illegible] deutsche Kaiserthum aufgehört hatte, [illegible] [illegible], Kaiser Franz II. die deutsche Kaiserkrone [illegible] [illegible] der deutschen Kaiser [illegible] hatte, so mußte [illegible] [illegible] Kaiserkrone niederlegen und das Kaiserthum [illegible] des Großen, das er erneuern wollte, hatte ein schnelles Ende.


Paris
13. Merz
1814.
Waterloo
15. Juni
1815.
Die Leipziger
Völkerschlacht
den 18. October 1813.

Zwar kam er noch einmal von der Insel Elba, am 26. Februar 1815. Abends 5 Uhr ging er mit 900 Mann unter Segel, um Frankreich zu erobern; der Zauber seines Genies und seines Ruhmes, die Ergebenheit der alten Armee, die Erinnerung an seine Größe überall und an die Größe Frankreichs unter ihm, und der Haß und die Verachtung des Volkes, den die neue Regierung sich zugezogen hatte, unterwarfen ihm Nation und Land, ohne daß er einen Schuß that, in zwanzig Tagen. Er bestieg zum zweiten Mal den Kaiserthron Frankreichs. Aber alle Mächte traten in Waffen gegen ihn auf, und nach hundert Tagen seiner Herrschaft besiegten ihn Blücher und Wellington in der Entscheidungsschlacht bei Waterloo, worin Preußen und Engländer gegen 100,000 Menschen, mit den Vorgefechten vom 15. bis zum 18. Juni, einbüßten. Napoleon, von Gneisenau verfolgt, kam in solche Gefahr, daß er seinen Wagen verlassen und ohne Hut und Degen in Eile zu Pferd sich retten mußte. Paris wurde zum zweiten Mal eingenommen, Napoleon dankte wieder ab, da nicht sein Geist, nicht sein Genie, sondern die Pariser ihn verließen, und Verrath seine Stellung untergraben hatte, wie er die Freiheit verlassen und verrathen hatte. Freiwillig ergab er sich dem Schutze Englands. „Verfolgt," schrieb er an den Prinz-Regenten, „von den Parteien, die mein Vaterland zerreißen, und der Feindschaft der größten Mächte Europa's preisgegeben, habe ich meine politische Laufbahn geendigt, und komme, wie Themistokles, um mich an dem Herde des britischen Volkes niederzulassen." Aber er war schon verurtheilt, die verbündeten Mächte erklärten ihn für ihren Staatsgefangenen, und sie führten ihn hinüber auf die Felseninsel St. Helena, im indischen Ocean, wo er bewacht und von seinem Wächter gekränkt wurde bis an seinen Tod; er, der Unterdrücker Deutschlands, der den alten deutschen Kaiserthron und die alte Reichsverfassung gestürzt hatte, aber die größte politische Gestalt der neuesten Geschichte, eine Kaisergestalt, geistesgroß und furchtbar, wie die Karls des Großen. Von den alten Franken war das christliche Kaiserthum ausgegangen, bei den Neufranken endete es.

Napoleons Wiederkehr von Elba hatte ein großartiges Intermezzo zwischen den ersten und letzten Akten des Schauspiels gebildet, das der Wiener Congreß den Völkern darbot. Nach der ersten Besiegung Frankreichs hatten die Fürsten, die in sich zugleich ihre Völker zu repräsentiren erklärten, große und kleine Fürsten der Deutschen zu Wien sich versammelt, um die deutschen Angelegenheiten zu ordnen. In die Feste, welche Fürsten und Diplomaten zu Wien abwechselnd und alltäglich sich gaben, hatte Napoleons Wiederkehr wie ein warnender Finger Gottes hinein gedroht. Aus den Verhandlungen der Fürsten nach der letzten Besiegung Napoleons ging der neue Bund hervor. Es war eine gewisse Einheit Deutschlands

dadurch wiedergegeben, aber nicht die von Vielen erwartete; es war wesentlich ein Vertheidigungsbund nach Außen, worin alle Bundesglieder als solche gleiche Rechte und gleiche Verpflichtungen erhielten, und in dessen engerem Rath wie in dessen Plenum der Vorsitz und die formelle Leitung der Geschäfte an Oesterreich übertragen wurde. In der freien Stadt Frankfurt am Main, der alten Stadt der Kaiserwahlen, nahm der beständige deutsche Bundestag seinen Sitz, aus den Gesandten aller Bundesstaaten gebildet. Aber das alte deutsche Kaiserthum, die alte deutsche Verfassung wurde nicht wieder hergestellt. Daß die Zeit des deutschen Kaiserthums vorüber war, schien schon das anzudeuten, daß der große letzte Kampf ohne einen deutschen Kaiser begonnen, ohne einen solchen beendet worden war. Durch die große Bluttaufe der letzten fünfundzwanzig Jahre war eine neue Zeit ins Dasein eingeführt worden.

Vor wenigen Jahren waren die Zeitungen wieder voll von einer Krönung im alten Style; man holte wieder die eiserne Krone zu Monza hervor, die Krone, die so viele deutsche Kaiser getragen. Das altverherrlichte Mailand spielte in den öffentlichen Nachrichten wieder eine Rolle, und es war ein deutscher Sohn, der über die Alpen ging, um mit der Krone der Lombarden, mit der italienischen Königskrone, womit Karl der Große, womit die Hohenstaufenkaiser gekrönt worden waren, feierlich sich krönen zu lassen. Es war Ferdinand, des Erbkaisers Franz von Oesterreich Sohn und Nachfolger; aber es war der Kaiser von Oesterreich, nicht mehr der Kaiser der Deutschen.

Wir stehen am Ende des deutschen Kaisersaales; eine lange Reihe von Kaiserbildern ist an uns vorübergegangen. Von wie vielen mußten wir uns sagen, daß sie würdig gewesen seien, über die deutsche Nation zu herrschen? In wie Vielen den völkerbeglückenden und völkerbestimmenden Willen verehren, bei wie Vielen es für ein Glück halten, daß der Kraft eines Einzigen so viel überlassen war? Bei wie Vielen dagegen bedauern, daß nicht Deutschland ein einziger Staat ist, und sie allein und ganz, viel mehr, als ihnen gestattet war, die Seele desselben, die bewegende Feder sein durften und konnten? Und was ist Deutschland unter seinen Kaisern geworden?

Deutschland vereinigt in sich Elemente und Anlagen in seinem reichen Schooße, daß es seine Bestimmung scheint, den ersten Rang unter den Völkern der Erde einzunehmen, Europa's wahrer Mittelpunkt zu sein, und wie ein scharfsehender Geist sich ausdrückt, dem politischen Weltsystem die Gesetze seiner Bewegung und seines Gleichgewichts vorzuschreiben. Jetzt ist Deutschland groß in Individuen, klein als Nation. Wird die Zukunft es seiner Bestimmung näher führen? Werden die deutschen Völker handelnd in den Vordergrund treten? Die alten Formen sind gebrochen, der Geist dauert;

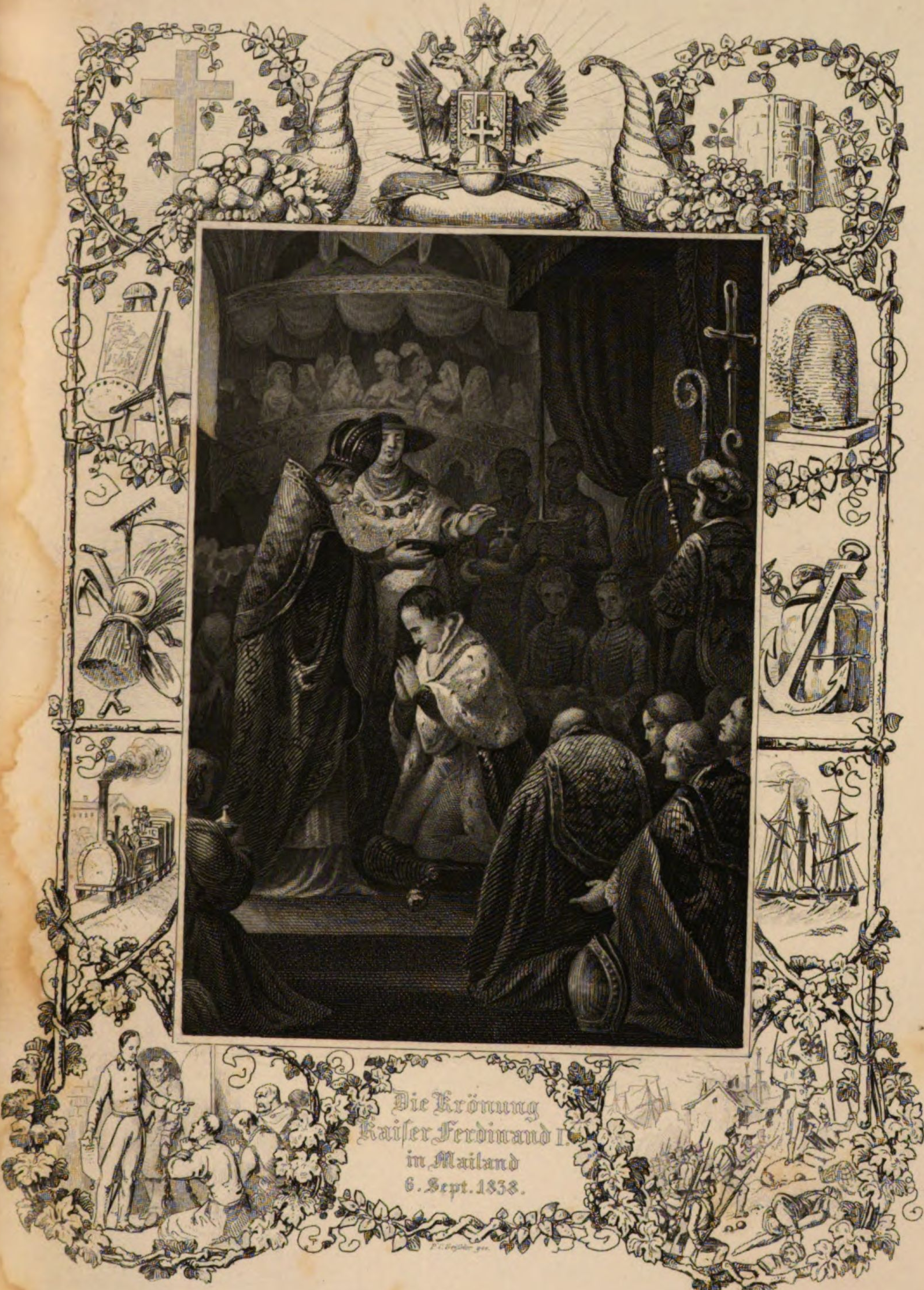

Die Krönung
Kaiser Ferdinand I.
in Mailand
6. Sept. 1838.

dadurch wiedergegeben, aber nicht die von Vielen erwartete; es war wesentlich ein Vertheidigungsbund nach Außen, worin alle Bundesglieder als solche gleiche Rechte und gleiche Verpflichtungen erhielten, und in dessen engerem Rath wie in dessen Plenum der Vorsitz und die formelle Leitung der Geschäfte an Oesterreich übertragen wurde. In der freien Stadt Frankfurt am Main, der alten Stadt der Kaiserwahlen, nahm der beständige deutsche Bundestag seinen Sitz, aus den Gesandten aller Bundesstaaten gebildet. Aber das alte deutsche Kaiserthum, die alte deutsche Verfassung wurde nicht wieder hergestellt. Daß die Zeit des deutschen Kaiserthums vorüber war, schien schon das anzudeuten, daß der große sechs... Kampf ohne einen deutschen Kaiser begonnen, ohne einen solchen beendet worden war. Durch die große Bluttaufe der letzten fünfundzwanzig Jahre war eine neue Zeit ins Dasein eingeführt worden.

Vor wenigen Jahren waren die Zeitungen wieder voll von einer Krönung im alten Style; man holte wieder die eiserne Krone zu Monza hervor, die Krone, die so viele deutsche Kaiser getragen. Das alterherrlichte Mailand spielte in den öffentlichen Nachrichten wieder eine Rolle, und es war ein deutscher Sohn, der über die Alpen ging, um mit der Krone der Lombarden, mit der italienischen Königskrone, womit Karl der Große, womit die Hohenstaufenkaiser gekrönt worden waren, feierlich sich krönen zu lassen. Es war Ferdinand, des Erbkaisers Franz von Oesterreich Sohn und Nachfolger; aber es war der Kaiser von Oesterreich, nicht mehr der Kaiser der Deutschen.

Wir stehen am Ende des deutschen Kaisersaales; eine lange Reihe von Kaiserbildern ist an uns vorübergegangen. Von wie vielen müßten wir uns sagen, daß sie würdig gewesen seien, über die deutsche Nation zu herrschen? In wie Vielen den völkerbeglückenden und völkerbestimmenden Willen verehren, bei wie Vielen es für ein Glück halten, daß der Kraft eines Einzigen so viel überlassen war? Bei wie Vielen dagegen bedauern, daß nicht Deutschland ein einziger Staat ist, und sie allein und ganz, viel mehr, als ihnen gestattet war, die Seele desselben, die bewegende Feder sein durften und konnten? Und was ist Deutschland unter seinen Kaisern geworden?

Deutschland vereinigt in sich Elemente und Anlagen in seinem reichen Schooße, daß es seine Bestimmung scheint, den ersten Rang unter den Völkern der Erde einzunehmen, Europa's wahrer Mittelpunkt zu sein, und wie ein scharfsehender Geist sich ausdrückt, dem politischen Weltsystem die Gesetze seiner Bewegung und seines Gleichgewichts vorzuschreiben. Jetzt ist Deutschland groß in Individuen, klein als Nation. Wird die Zukunft es seiner Bestimmung näher führen? Werden die deutschen Völker handelnd in den Vordergrund treten? Die alten Formen sind gebrochen, der Geist dauert;


Die Krönung
Kaiser Ferdinand I.
in Mailand
6. Sept. 1838.

der Geist geht auf neuen, zuvor nicht geahnten Bahnen, welche Welten verbinden, durch welche auch die deutschen Völker mehr Eins und mächtiger werden werden. Wo das Leben so glüht, ist eine neue Schöpfung nicht fern.

Mit diesen Worten endete der Verfasser im Sommer 1842 die erste Auflage des Kaisersaals. Es sind jetzt vierzehn Jahre seitdem dahin gegangen.

Wie Vieles ist indessen über Deutschland und über alle Theile, welche einst zum alten Reiche gehörten, gekommen und gegangen! Das alte Reich, das kein Reich mehr war, hat in allen seinen von einander gelösten Gliedern gezuckt, sie haben nach Wiedervereinigung und nach einer Auferstehung zu einem neuen Leben gestrebt und gerungen. Die ganze alte Welt war in Wandlung begriffen, und ist es noch. Was vom deutschen Geiste befruchtet und beseelt war, Völker und Länder — sie alle suchten und suchen noch, zu einer befriedigenden völkerrechtlichen Einheit nach Außen, zu einer befriedigenden staatsrechtlichen Einheit nach Innen zu kommen. Der Einheitsgedanke, das nationale Bewußtsein des deutschen Volkes wurde immer klarer und fester; es fing an lebendig zu werden und heraus zu treten in Wort und That, lebendiger, als in allen früheren Jahrhunderten.

In den letzten zwanzig Jahren hatten alle Deutsch-Gesinnten, wie verschieden sie auch politisch denken mochten, es bitter gefühlt, wie wenig der deutsche Name galt, wie den Deutschen es an Macht und Einfluß fehlte, weil es ihnen an Einheit fehlte. Rußlands Uebermacht wuchs mit jedem Tage, der russische Zaar führte das große Wort in den europäischen Verhältnissen, Rußlands Einfluß lastete drückend auf aller deutschen Entwicklung. Von keiner Seite her wurde den Deutschen Gelegenheit gegeben, ihre nationalen Kräfte zu entwickeln, zu einem gesunden großen Staatsleben, so sehr durch die Zeit die allgemeine Bildung sich ausgebreitet hatte und damit auch die politische Bildung mächtig angeregt war, und genährt wurde durch das, was in England, Frankreich, Amerika geschah, und durch den immer mehr zunehmenden Verkehr mit diesen Staaten. Der deutsche Bundestag war durch die ihn beherrschenden Einflüsse von Außen lange zurückgehalten worden von jeder wirklichen Thätigkeit für die nationale Entwicklung der deutschen Völker, für nationale Macht und Ehre derer, welche einst die glorreiche, die große deutsche Nation bei den fremden Völkern hießen, und von Oesterreich aus geschah für die deutschen nationalen Interessen nicht nur nichts, was sie hätte fördern können, sondern sogar vieles, wodurch sie niedergehalten wurden. Das entzog Oesterreich die Sympathien von Millionen Deutschen; Vorurtheile und Stammeseifersucht gegen Oesterreich waren schon zuvor da, und Metternichs Politik vermehrte jeden Tag die Abneigung gegen Oesterreich, gegen denjenigen Staat und Stamm, ohne den, nach der Ueberzeugung aller Vorurtheilsfreien, kein Heil für Deutschland denkbar war.

Da kam es, in Folge dieser Stimmung gegen Oesterreich, daß Viele Heil nur von Preußen erwarteten, und den Gedanken eines großen deutschen Vaterlandes, den sie lange warm und treu in der Seele genährt hatten, nur zur Geltung zu bringen hofften, wenn Preußen sich an die Spitze von Deutschland stelle.

Im Jahre 1848 hörte man von allen Seiten sprechen: „Die Zeit will sich erfüllen für das große Vaterland, und Haupt und Glieder müssen und werden bereit sein, wenn es ersteht zum neuen kräftigen Leben. Lange, zu lange haben wir dieser Auferstehung geharrt. Das rechte Haupt deutscher Nation aber ist Preußen.“

Es kam die Zeit, wo man sagte: „Die österreichische Monarchie geht unaufhaltsam ihrer Auflösung entgegen, die Bestandtheile des alten Oesterreichs fallen auseinander. An Preußen muß sich das neue deutsche Reich aufrichten, oder es wird das neue Reich deutscher Nation an Preußen scheitern.“

So wollte man ein neues deutsches Reich bauen, ohne Oesterreich; man wollte Oesterreich hinausdrängen und es abtrennen.

Es fehlte aber nicht an solchen, und es waren ihrer Viele, welche nur darin Heil für ein neues deutsches nationales Leben sahen, wenn Deutschland, Oesterreich an der Spitze, zur Einheit gelange. Darin sagten diese, liegt allein die Sicherheit für die Macht und Größe, darin allein die ganze Zukunft des deutschen Vaterlandes. Dieselben aber anerkannten ebenso, daß auch kein Heil sei für Oesterreich, wenn es von Deutschland getrennt sei; daß ein so abgetrenntes Oesterreich mehr und mehr dem Slaventhum und der russischen Politik in die Hand fallen würde, während Deutschland ohne Oesterreich in bleibende Unmacht sänke, zur Freude seiner Feinde in Ost und West.

Es ging anders, als die Menschen dachten, als die hüben und als die drüben. Der Zug der Thatsachen, welche nach einer höheren Ordnung und nicht nach Menschengedanken verliefen, der Zug der eisernen Nothwendigkeit war mächtiger, als die Wünsche der Herzen und die abgezogenen Begriffe der Köpfe. Der Traum eines preußisch-deutschen Kaiserthums ist verweht, der Traum eines deutschen Westreichs und eines slavisch-habsburgischen Ostreichs, ein Traum, durch dessen Verwirklichung die deutsche Kraft auf immer zerstückt worden wäre. Die staatliche Vereinigung Oesterreichs mit Deutschland, ein neues großes deutsches Reich, ist zwar auch nicht zu Stande gekommen, aber die Hoffnung darauf blieb doch offen, die Möglichkeit dazu, welche durch einen anderen Gang der Dinge, durch die Abtrennung Oesterreichs, abgeschnitten worden wäre, ist nicht nur geblieben, sondern es hat angefangen, nach allen Seiten hin sich günstiger für dieselbe zu gestalten.

Oesterreich hat sich nicht aufgelöst, es ist aus den vielseitigen Gefahren verjüngt hervorgegangen und fester zusammen gefaßt als zuvor; wenigstens ist es in einer Verjüngung, in einer großen Verwandlung begriffen.

Nicht mehr Kaiser Ferdinand, Kaiser Franz Joseph I. sitzt auf dem österreichischen Kaiserthron. Mit dem Thronwechsel ist ein großer Wechsel in der legitimen Politik Oesterreichs eingetreten. Mit dem Ministerium Schwarzenberg-Bach begann ein neues System der deutsch-österreichischen Politik.

Viele Augen in Deutschland blieben fortwährend auf den jungen Kaiser gerichtet. Sie sahen und sehen auf ihn als denjenigen, welchem die Lösung einer großen Aufgabe von der Vorsehung anvertraut worden. Sie erwarten viel von ihm auch für die Zukunft der deutsch-nationalen Verhältnisse.

Die Vorsehung hat ihn sichtbarlich in den Augen seiner Völker geweiht, indem sie ihn wiederholt aus Lebensgefahr, aus blutigen Anschlägen auf sein Haupt, errettete. Er hat das Glück gehabt, auf allen Seiten, was sich wider seinen Thron auflehnte, besiegt und entwaffnet zu seinen Füßen zu sehen. Er hat in frühester Jugend die Forderungen des Volkes an die Kaiserburg pochen sehen. Er hat es mit Augen geschaut, was die Mängel des früheren Systems in allen Theilen des Reiches erzeugten, so wie die Völker derselben sich bewußt wurden. In eine Zeit der blutigen Kämpfe, in eine Zeit der Schauer im Schooße des eigenen Reiches, fiel seine Thronbesteigung. Er konnte und mußte aus diesen Folgen von Sünden der Vergangenheit sich Lehren für die Gegenwart und für die Zukunft ziehen.

So ist gleich der Anfang Kaiser Franz Josephs I. eine Markscheide zwischen dem alten und neuen Oesterreich geworden, ein Ausgangspunkt für eine neue Völkerentwicklung. Er hat die Krise der österreichischen Monarchie überstanden und es in Kurzem dahin gebracht, daß er die Liebe Oesterreichs für sich hat, das eine gesegnete Zukunft von ihm erwartet, und diese Erwartung gründet auf Vieles, was er in wenigen Jahren für dasselbe gethan hat. Kaiser Franz Joseph I. ist in Oesterreich so populär, als es nur einer seiner Vorgänger war.

Noch war im Innern so viel zu ordnen und zu schaffen für den jungen Kaiser, als Rußland den orientalischen Krieg begann. Theurung, ökonomische Bedrängniß, zurückgebliebene Gährungsstoffe in Polen, Ungarn und Italien, religiöse, sociale und politische Unzufriedenheit noch in vielen tausend Köpfen, hingen sich mit bleiernem Gewicht an die Thatkraft Oesterreichs; und russischerseits wurde mit der ruhigsten Zuversicht behauptet, der Zaar habe den Widerstand Oesterreichs nicht zu fürchten, denn es sei bekannt, daß Oesterreich wegen des gefährlichen innern Zustandes des Reiches keinen Soldaten marschiren lassen könne. Da war es Kaiser Franz Joseph I., welcher, während Preußen ganz zurückblieb, und

die orientalische Frage zu einer Weltfrage wurde, ein entscheidendes Gewicht in die Wagschale legte und die Hauptstimme sich errang. Er war es, welcher die Interessen Oesterreichs, die Interessen Deutschlands, so bald es ihm möglich war, und noch immer zur Zeit, in die Hand nahm, und mit mächtigem Nachdruck vertrat. Unter Franz Joseph I. nahm Oesterreich in den Angelegenheiten Europa's eine Stellung ein, so vortheilhaft, wie es sie seit lange nicht mehr eingenommen hatte. Es ging vorwärts gegen Rußland, und dieses Vorwärtsgehen war eben so sehr im Interesse der Zukunft Deutschlands, als im Interesse Oesterreichs. Der junge Kaiser erfaßte den Augenblick mit gesunden Sinnen, und sein ganzes Volk folgte ihm darin nach. Da war es, wo durch ganz Deutschland der Kaiser sich Sympathien gewann; denn Alles, was denken konnte, wußte, welch ein großer Dienst auch Deutschland durch den Einmarsch des österreichischen Heeres in die Donaufürstenthümer geschah. Da hörte man wieder sagen: Kaiser Franz Joseph I. hat nicht vergessen, daß Oesterreich seiner Zeit an der Spitze des deutschen Reiches stand. Der nationale Gedanke, der in seinem ganzen Ernst und in seiner ganzen Tiefe im Kerne der Deutschen fortlebt, wandte sich dem jungen Kaiser zu, mit Beifall und Hoffnung.

Als Kaiser Franz Joseph I. im Frühlinge 1854 sich vermählte, da war große herzliche Freude im österreichischen Volke. Wenn der Kaiser auf dem betretenen Wege vorwärts geht, und den Bund flicht mit der deutschen Nation, so wird er eine Zukunft haben, wie sie kein Habsburger hatte.

Schon hat er das südliche Stromgebiet der Donau und das schwarze Meer den Deutschen geöffnet, und es ist Hoffnung, daß die deutsche Bildung und der deutsche Einfluß, in die unteren Donaugegenden und an die Ufer des schwarzen Meeres sich auszubreiten, durch den nahen Frieden für immer berechtigt werden. So steht Oesterreich schon jetzt da als Träger deutscher Bildung und deutschen Einflusses nach Osten.

Mit deutschen Elementen durchzieht der junge Kaiser seinen ganzen Staat. Man kann schon jetzt durch das weite Ländergebiet des österreichischen Kaiserstaats reisen, ohne eine andere als die deutsche Sprache verstehen zu müssen. Man sieht aus Allem, der Kaiser will, daß Oesterreich ein vorwiegend deutscher Staat bleibe. Die Grenzen seines Reiches, die so viele Jahrzehnte lang den Einflüssen der deutschen Geistesentwicklung abgesperrt waren, hat er dem Verkehr, der Einwanderung, der Einwirkung des deutschen Geistes geöffnet; unter der Befruchtung desselben soll Oesterreich erstarken. Er denkt daran, eine Reform des deutschen Bundes durchzuführen, und mit dem ganzen Ländergebiet des österreichischen Kaiserstaates in den deutschen Bund einzutreten. Er hat sich losgesagt von alten Freunden Oesterreichs und von alten Grundsätzen der österreichischen Politik; er wird


Vermählung
Kaiser Franz Josephs I.
am 24. April 1854.

die orientalische Frage zu einer [illegible] wurde, ein entscheidendes Gewicht in die Wagschale legte und die [illegible] sich errang. Er war es, welcher die Interessen Oesterreichs, die Interessen Deutschlands, so bald es ihm möglich war, [illegible] Zeit, in die Hand nahm und mit mächtigem Nachdruck vertrat. Unter Franz Joseph I. nahm Oesterreich in den Angelegenheiten Europa's eine Stellung ein, so [illegible], wie es sie seit lange nicht mehr eingenommen hatte. Es ging vorwärts gegen Rußland, und dieses Vorwärtsgehen war eben so sehr im Interesse der Zukunft Deutschlands, als im Interesse Oesterreichs. Der junge Kaiser erfaßte den Augenblick mit gesunden Sinnen, und sein ganzes Volk folgte ihm darin nach. Da war es, wo durch ganz Deutschland der Kaiser sich Sympathien gewann; denn Alles, was denken konnte, wußte, welch ein großer Dienst auch Deutschland durch den Einmarsch des österreichischen Heeres in die Donaufürstenthümer geschah. Da hörte man wieder sagen: Kaiser Franz Joseph I. hat nicht vergessen, daß Oesterreich seiner Zeit an der Spitze des deutschen Reiches stand. Der nationale Gedanke, der in seinem ganzen Ernst und in seiner ganzen Tiefe im Kerne der Deutschen fortlebt, wandte sich dem jungen Kaiser zu, mit Beifall und Hoffnung.

Als Kaiser Franz Joseph I. im Frühlinge 1854 sich vermählte, da war große herzliche Freude im österreichischen Volke. Wenn der Kaiser auf dem betretenen Wege vorwärts geht, und den Bund flicht mit der deutschen Nation, so wird er eine Zukunft haben, wie sie kein Habsburger hatte.

Schon hat er das südliche Stromgebiet der Donau und das schwarze Meer den Deutschen geöffnet, und es ist Hoffnung, daß die deutsche Bildung und der deutsche Einfluß, in die unteren Donaugegenden und an die Ufer des schwarzen Meeres sich auszubreiten, durch den nahen Frieden für immer berechtigt werden. So steht Oesterreich schon jetzt da als Träger deutscher Bildung und deutschen Einflusses nach Osten.

Mit deutschen Elementen durchzieht der junge Kaiser seinen ganzen Staat. Man [illegible] jetzt durch das [illegible] Ländergebiet des österreichischen Kaiserstaates [illegible], ohne eine [illegible] die deutsche Sprache verstehen zu müssen. [illegible] Der Kaiser will, daß Oesterreich [illegible]. [illegible] seines Reiches, die [illegible] Geistesentwicklung abgesperrt waren, hat er [illegible], der Einwirkung des deutschen Geistes geöffnet; [illegible] desselben soll Oesterreich [illegible] deutschen Bundes durchführen, [illegible] österreichischen Kaiserstaates [illegible] von alten Freunden Oesterreichs und von alten [illegible] der österreichischen Politik; er wird



Vermählung
Kaiser Franz Josephs I.
den 24. April 1854.

Offterdinger del. Oertinger sc.

nicht mehr zu denselben zurückkehren. Hat Oesterreichs Politik auch schwer sich davon losgesagt, so hat sie sich doch davon losgesagt.

Es war einmal eine Zeit gewesen, da hätte man Alles, was man wollte, von Rußland erlangen können, wenn Preußen im Einverständniß mit England und Oesterreich gehandelt hätte. Damals hatte man die Gelegenheit zur Beschränkung Rußlands auf angemessene Grenzen versäumt. Man ließ Rußland seine gefährliche Stellung in den untern Donauländern; man ließ ihm seine noch gefährlichere Stellung im Osten Deutschlands, zwischen Schlesien und Galizien. Man ließ ihm den Besitz dieses strategischen Dreiecks. Man ließ es sich befestigen zwischen deutschen und österreichischen Landen, mit stets offenem Wege nach Berlin, nach Olmütz, nach Wien und nach Prag. Von da an war es überall vorzugsweise Rußland gewesen, welches Deutschland und Oesterreich auf ihren Bahnen hemmte und durchkreuzte.

Kaiser Franz Joseph I. ist es, dessen politischer Stellung es Deutschland vorzüglich zu danken hat, daß die Gefahren, die ihm von Rußland drohten, beseitigt sind, durch sein Vorwärtsgehen gegen Rußland. Davon, wie der Friedensschluß benützt wird, hängt viel ab, nicht bloß für Oesterreich, sondern für die deutsche Zukunft. Oesterreichs Stellung ist im Augenblicke eine für diese Macht höchst günstige. Kein Sterblicher kann mit Bestimmtheit voraussagen, was kommen wird. Gottes Wege sind nicht der Menschen Wege, und seine Gedanken sind höher als Menschengedanken. Die Forderungen der deutschen Völker aber haben alle Nöthen der Zeit überdauert, und der nationale Gedanke hat an Tiefe und Breite nur gewonnen. Kein Herrscher und kein Reich können auf Dauer ihrer Macht zählen, als wenn sie sich auf volksthümliche Grundlagen stützen und dem Geiste der Zeit Rechnung tragen. Es genügt nicht mehr, bloß materielle Vortheile zu bieten, um die allgemeine Stimme für sich zu gewinnen. Die edelsten Güter gebildeter Völker wollen nicht bloß nicht mehr verkümmert werden, sondern wachsen. Derjenige, den die Forderungen des deutschen Volkes für sich haben, wird auch für sich das deutsche Volk haben; aber nur ein solcher, und kein Anderer. Wie leicht dem Frieden der Kampf, dem Glücke der Umschlag folgt, lehrt vielfach die neueste Geschichte. Menschen und politische Systeme gehen vorüber; aber die Berechtigungen einer vorgeschrittenen und allgemein werdenden Bildung sind nichts Vorübergehendes, und mächtiger als beide.

Inhalt.